Sintfluth

und

Völkerwanderungen

von

Franz v. Schwarz.

Mit 11 Abbildungen.

Stuttgart.
Verlag von Ferdinand Enke.
1894.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Den Plan zu dem Werk, welches ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich ganze zwölf Jahre mit mir herumgetragen, ehe es mir gelang, an dessen Ausarbeitung zu gehen. Die Gründe dieser Verzögerung waren folgende. Solange ich noch in Russischen Diensten stand, war ich durch meine dienstlichen Obliegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß ich keine Muße fand, mich mit derartigen, meinem Beruf so fernliegenden Arbeiten zu befassen. Ja ich fand während der ganzen Dauer meines fünfzehnjährigen Dienstes in Turkestan nicht einmal Zeit, um auch nur Einmal Urlaub zu nehmen. Aber selbst wenn mir die Umstände die Bearbeitung erlaubt hätten, wäre ich dennoch nicht im Stande gewesen, das Werk in einigermaßen befriedigender Weise auszuarbeiten, aus dem einfachen Grunde, weil ich in Turkestan keine Möglichkeit hatte, mich mit der einschlägigen Literatur bekannt zu machen. Meine Ansichten ohne Benützung der zuständigen Literatur mitzutheilen wäre aber völlig zwecklos gewesen, weil dieselben in diesem Fall nichts weiter gewesen wären als unerwiesene Hypothesen, deren es in der Wissenschaft ohnedieß schon mehr als genug gibt. Die Unmöglichkeit, das geplante Werk, solange ich in Turkestan diente, zur Ausführung zu bringen, war deßhalb auch einer der Gründe, welche mich seinerzeit bestimmten, den Dienst zu quittiren und nach zwanzigjähriger Abwesenheit in mein Vaterland zurückzukehren. Ich habe damit der Wissenschaft ein großes Opfer gebracht, indem ich eine vortheilhafte Stellung aufgab und seitdem jahrelang in der größten Dürftigkeit lebte. Ob die erreichten Resultate dieses Opfer werth sind, darüber zu urtheilen ist allerdings nicht meine Sache und ich muß das Urtheil den Männern der Wissenschaft überlassen.

Als ich mich nach meiner Ankunft in meiner Heimath endlich an die lange geplante Arbeit machte, überzeugte ich mich bald, daß eine streng wissenschaftliche Bearbeitung in dem von Anfang an beabsichtigten Umfang meine Kräfte weit überstieg. Abgesehen davon, daß ich in rein literarischen

Arbeiten, besonders in Deutscher Sprache, keine Uebung hatte, fand ich beim näheren Studium, daß zu einer erschöpfenden Behandlung aller einschlägigen Fragen die Kenntniß einer Menge von verschiedenen Disciplinen wie Geologie, Geographie, Ethnographie, Ethnologie, Zoologie, Botanik, Anthropologie, Urgeschichte, Weltgeschichte, Philologie, Vergleichende Sprachforschung, Archäologie, Mythologie und Meteorologie nöthig war, in welchen allen, mit Ausnahme der letzten, ich, als Astronom, bis dahin nicht nur nicht Fachmann, ja nicht einmal Dilettant gewesen war. Diese Erkenntniß wirkte auf mich so deprimirend, daß ich, nachdem ich bereits ein Jahr lang die einschlägige Literatur studirt und Material gesammelt hatte, die Angelegenheit wieder auf sich beruhen ließ und mich mit anderen Arbeiten beschäftigte. Die Sache ließ mir aber keine Ruhe und ich entschloß mich endlich doch, so gut oder schlecht es eben gehen wollte, das Werk zu Ende zu führen, da ich von der Richtigkeit meiner Ansichten zu fest überzeugt war und nebenbei darauf rechnete, daß sich wohl Gelehrte finden würden, welche nachträglich das, was in meinen Ausführungen allenfalls mangelhaft und nicht streng wissenschaftlich sein sollte, richtig stellen und weiter verarbeiten würden. Zugleich dachte ich, daß vielleicht gerade der Umstand, daß ich in allen erwähnten Disciplinen neu und deßhalb ohne vorgefaßte Meinung war, mir bei der Bildung eines Urtheils in den verschiedenen einschlägigen Fragen von Nutzen sein könnte. Denn ich fand beim Studium der dießbezüglichen Literatur, daß gerade der Umstand, daß die von mir zu behandelnden Fragen bisher von den Philologen hauptsächlich nur vom philologischen, von den Geologen nur vom geologischen, von den Anthropologen nur vom anthropologischen 2c. Standpunkte aus betrachtet worden waren, Schuld daran war, daß die Ansichten der Gelehrten in vielen Dingen so weit auseinander gingen.

Was den Umfang betrifft, in welchem ich die einschlägige Literatur zu Rathe gezogen habe, so war an eine erschöpfende Heranziehung derselben natürlich gar nicht zu denken. Ueber die Sintfluth, die Völkerwanderungen, die Urheimath der Indogermanen, die Eiszeit, über Ethnologie, Ethnographie, Anthropologie, Urgeschichte 2c., lauter Fragen, die ich in meinem Werk zu behandeln hatte, sind bereits ganze Bibliotheken geschrieben worden und nur ein Methusalem könnte einige Aussicht haben, diese ganze ungeheure Literatur einigermaßen zu bewältigen. Auch würde es bei umfangreicherer Benützung der einschlägigen Literatur nicht möglich gewesen sein, das Werk auf Einen Band zu beschränken und es wäre wenigstens ein Dutzend Bände nöthig gewesen. Um den Lesern einen ungefähren Begriff zu geben, in wie weit ich mich in der zuständigen Literatur umgesehen habe, will ich bemerken, daß ich im Ganzen an die 180 verschiedene Werke in circa 280 Bänden durchgelesen und daraus alles Brauchbare bei der Ausarbeitung meines Werkes benützt habe. Das weitaus

wichtigste Werk war für mich bei meinen Untersuchungen die Allgemeine Ethnographie von Friedrich Müller (Wien 1873) und die Details des ersten Theiles meines Werkes beruhen, soweit sie sich auf die Völker der Gegenwart beziehen, zum größten Theil auf den Forschungen dieses Gelehrten. Außerdem habe ich ab und zu auch noch dessen Grundriß der Sprachwissenschaft (Wien 1876) zu Rathe gezogen. (Wo bei Citaten aus Friedrich Müllers Werken nur die Seitenzahl angegeben ist, ist immer die Allgemeine Ethnographie gemeint.) Von den übrigen von mir benützten Werken waren folgende die wichtigsten:

Andree, Richard: Die Fluthsagen. Ethnographisch betrachtet. Braunschweig 1891. — Archiv für Anthropologie. Herausgegeben von Lindenschmit und Ranke. Bd. I bis XXI. — Baer: Kaspische Studien. St. Petersburg 1855. — Baldwin: Ancient America. New-York 1872. — Bancroft: The native Races of the Pacific States of North America. London 1876. Bd. V. — Cäsars Commentarien. — Cuno: Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. Berlin 1871. — Diodorus Siculus. — Duncker: Geschichte des Alterthums. Leipzig 1863. — Fischer: Nephrit und Jadeit. Stuttgart 1875. — Gfrörer: Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen 1855. 2 Bde. — Grimm: Geschichte der Deutschen Sprache. Leipzig 1848. — Lenormant: Les Origines de l'histoire d'après la Bible. Paris 1880. 2 Bde. — Lyell, Sir Charles: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde. Uebersetzt von Dr. Büchner. Leipzig 1874. — Peschel: Völkerkunde. Leipzig 1881. — Petermanns Mittheilungen. Jahrgang 1859 und 1884 bis 1891. — Platz: Der Mensch. Sein Ursprung, seine Rassen und sein Alter. Würzburg 1886. — Ranke: Der Mensch. Bd. II. Leipzig 1887. — Ratzel: Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1891. — Rauber: Urgeschichte des Menschen. Leipzig 1884. — Reclus: Nouvelle Géographie Universelle V, VI, VII und XI. — Rénan: Mission de Phénicie. Paris 1864. — Richthofen: China. 2 Bde. Berlin 1877. — Russische Revue. Bd. I bis XXVI. — Schwarz: Fünfzehn Jahre in Turkestan (Manuskript). — Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena 1883. — Strabo: Erdbeschreibung. — Tacitus: Germania. — Taylor: The Origin of the Aryans. London 1889. — Zeuß: Die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837. — Zittel: Aus der Urzeit. München 1875.

Außer den bisher aufgezählten habe ich unter andern noch folgende Werke durchgelesen und daraus alles für meinen Zweck Passende aufgenommen: Ammon: Die natürliche Auslese beim Menschen. — Andree's Handatlas. — Annales des Voyages I. — Annual Report of the Smithsonian Inst. 1882 und 1887, II. — Arrians Anabasis Alexanders. — Das Ausland. Jahrg. 1871, II; 1878, II; 1881, I; 1884, II; 1885, I und II. — Baer und Hellwald: Der vorgeschichtliche Mensch. — Baumstark: Ueber-

setzung der Commentarien Cäsars. — Becker: Versuch einer Lösung der Celtenfrage. — Bonaparte: Histoire de Jules César. Mit Atlas. — Burnes: Travels into Bokhara. 2 Bde. — Bulletins de la soc. d'Anthrop. de Paris II und X. — Caspari: Die Urgeschichte der Menschheit. — Cotta: Die Geologie der Gegenwart. — Q. Curtius Rufus: Geschichte Alexanders. — Dallas: On the Primary Divisions and Geogr. Distribution of Mankind. — Deschamps: Études des Races humaines. — Delitzsch: Wo lag das Paradies. — Diestel: Die Sintfluth und die Fluthsagen des Alterthums. — Freßl: Die Skythen-Saken, die Urväter der Germanen. — Fries: Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. — Fuchs: Vulkane und Erdbeben. — Ganot: Traité de Physique expérimentale et appliquée. — Globus. Bd. XXIV, XXXI, XXXIV und XXXV. — Haeckel: Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts. — Haupt: Der keilinschriftliche Sintfluthbericht. — Herodots Geschichte. — Holzmann: Kelten und Germanen. — Hommel: Abriß der Geschichte des alten Orients. — Howorth: History of the Mongols. — Jäger: Weltgeschichte. — Kaufmann: Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. — Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie. — Klaproth: Tableaux Historiques de l'Asie. — Kosmos II. — Kriegk: Die Völkerstämme und ihre Zweige. — Kuhl: Die Anfänge des Menschengeschlechts. — Lansdell: Russisch-Centralasien. 4 Bde. — Latham: Man and his migrations. — Lauth: Aus Aegyptens Vorzeit. — Löher: Ueber Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen. — Markham: The Geogr. Magazine 1875 und 1876. — Meyendorff: Voyage d'Orenbourg à Boukhara. — Middendorff: Einblicke in das Ferghana-Thal. — Max Müller: Biographies of words and the home of the Aryas. — Mittheilungen der anthrop. Ges. in Wien I und II. — Muschketow: Turkestan. — Natur XXV. — Obermüller: Zur Abstammung der Slawen. — Oppert: La Chronologie de la Genèse. — Pallmann: Die Geschichte der Völkerwanderung. — Penka: Die Herkunft der Arier. — Petzholdt: Umschau im Russischen Turkestan. — Pictet: Les Origines Indo-Européennes. — Plato: Timaios. — Platz: Die Völker der Erde. — Proceedings of the Royal Geogr. Society. 1883 und 1886. — Report of the Fifty-second meeting of the British Association. — Sayce: Alte Denkmäler. — Schwarz: Annalen der Taschkenter Sternwarte. 1885 und 1886 (Russisch). — Schwarz: Publikationen der Taschkenter Sternwarte. Bd. III. (Russisch). — Schwarz: Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan. — Schlegel: Sinico-Aryaca. — Schuyler: Turkistan. 2 Bde. — Stokvis: Manuel d'Histoire etc. — Sueß: Das Antlitz der Erde. I. — Tomaschek: Centralasiatische Studien. I. Sogdiana; II. Die Pamir-Dialekte. — Ujfalvy: Le Kohistan, Le Ferghana et Kouldja. — Ujfalvy: Le Syr-Daria etc. — Weber: Weltgeschichte. — Weisbach: Der Ingenieur. — Windischmann: Ursagen der arischen Völker. — Wood: A personal Narrative

of a Journey to the Source of the River Oxus. — Zeitschrift für Ethnologie 1886.

Das vorliegende Werk war bereits vor einem Jahr im Concept fertig und ich habe den größten Theil der soeben aufgezählten Werke erst während des Abschreibens und selbst noch nach Herstellung der druckfertigen Reinschrift gelesen. Dabei fand ich, je weiter ich beim Studium der betreffenden Literatur kam, immer mehr neue Belege für die Richtigkeit meiner Ausführungen, sah mich aber nicht ein einziges Mal veranlaßt, auch nur die geringste Aenderung in dem bereits Niedergeschriebenen vorzunehmen. Auf diese Weise konnte ich noch nachträglich eine Menge neuer Beweise aufnehmen und die meisten der in meinem Werk vorkommenden, aus älteren und neueren Schriften entnommenen Citate sind erst nachträglich und selbst noch während des Druckes eingeschoben worden. So war mir z. B. zur Zeit der Abfassung meines Werkes noch nicht bekannt, daß auch andere schon vor mir die Centralamerikaner mit den Kulturvölkern der alten Welt und die Europäische Eiszeit mit der Sahara in Verbindung gebracht hatten; es ist meines Erachtens kein zu verachtender Beweis für die Richtigkeit der von mir vorgetragenen Ansichten, daß ich auf dieselben selbstständig und unbeeinflußt durch frühere Ansichten verfallen war. Auch auf die Ausführungen des Akademikers v. Baer über den Abfluß des Kaspischen Meeres und die Ansichten der alten Klassiker über die Entstehung der Dardanellen und der Straße von Gibraltar bin ich erst während des Druckes meines Werkes aufmerksam geworden. Es ist deßhalb nicht zu zweifeln, daß sich bei weiterem Studium der einschlägigen Literatur noch viele neue Beweise für meine Darlegungen auffinden lassen würden.

Weitaus die meiste Arbeit verursachte mir die Herstellung des ersten Theiles meines Werkes, welcher die Genealogie des Menschengeschlechtes behandelt, und auch für die Leser dürfte dieser Theil der am wenigsten anziehende sein. Ich sah mich aber trotzdem nach reiflicher Ueberlegung gezwungen, diesen Theil aufzunehmen, weil derselbe geradezu die Grundlage für alle meine weiteren Ausführungen bildet. Auf ihm beruht der Nachweis über die Ursitze der verschiedenen Menschenrassen und Völkerstämme; ferner der Nachweis darüber, daß die vor Alters in Centralasien erfolgte Ueberschwemmung mit der Sintfluth identisch ist, und endlich die im sechsten Abschnitt des dritten Theiles enthaltene Darstellung des Verlaufes der Völkerwanderungen, und ich kann deßhalb den Lesern nur dringend ans Herz legen, den ersten Theil möglichst aufmerksam durchzustudiren, wenn sie das Folgende vollkommen verstehen wollen. Der erste Theil dürfte aber außerdem auch noch ein bleibendes Interesse haben, da er geeignet ist, beim Studium der Geschichte, der Geographie, ja selbst beim einfachen Lesen von Reisebeschreibungen, Zeitungen u. drgl. als erwünschter Behelf zu dienen. Denn es dürfte außer den Fachgelehrten

wohl nur Wenige geben, welche eine klare Vorstellung über den genealogischen Zusammenhang der verschiedenen Menschenrassen und Völkerstämme besitzen. Dieß war auch der Grund, weßhalb ich, ungeachtet der dadurch verursachten Vergrößerung des Umfanges des Werkes, die im dritten Abschnitt des ersten Theils enthaltene Völkertafel aufgenommen habe, welche die Uebersichtlichkeit und das Nachschlagen wesentlich erleichtert.

Was die Art der Darstellung betrifft, so habe ich einen Mittelweg eingeschlagen, um meine Arbeit nicht nur für Gelehrte sondern auch für Laien lesbar zu machen, und deßhalb auch den Citaten aus den alten Klassikern überall die Deutsche Uebersetzung beigefügt. Denn ich setzte voraus, daß die von mir behandelten Fragen nicht nur für Fachmänner, sondern für jeden Gebildeten von Interesse sein werden. Besonders die Fragen über die Sintfluth, die Veranlassung der bisher so räthselhaften Völkerwanderungen, die ebenso räthselhafte Eiszeit, die vielumstrittene Urheimath der Indogermanen und die Urgeschichte der Menschheit dürften von allgemeinem Interesse sein, wie man schon daraus schließen kann, daß über diese Fragen in der letzten Zeit eine geradezu erdrückende Masse von allen möglichen Werken erschienen ist. Und wenn ich nicht in einer gründlichen Selbsttäuschung befangen bin, so dürften meine Ausführungen geeignet sein, in Bezug auf viele historische, archäologische, geologische und verwandte Fragen eine völlige Umwälzung in den zur Zeit bestehenden Anschauungen herbeizuführen.

Zum besseren Verständniß wäre es natürlich sehr erwünscht gewesen, dem vorliegenden Werk einige erläuternde Karten beizugeben. Da aber meine Ausführungen die ganze Erde umfassen und den Lesern mit in kleinem Maßstab ausgeführten Karten nicht gedient gewesen wäre, so wäre es nöthig gewesen, gleich einen ganzen Atlas von Karten herzustellen. Dieß würde aber das Werk ganz unverhältnißmäßig vertheuert haben und so mußte ich zu meinem Leidwesen auf alle Kartenbeigaben verzichten.

Was die Korrektheit des Druckes betrifft, so muß ich bemerken, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, alle Druckfehler nach Möglichkeit zu beseitigen, was freilich bei meiner undeutlichen Handschrift und der Unmasse von Völker-, Orts- und Personennamen keine leichte Sache war, und ich habe jeden Bogen wenigstens fünfmal durchgesehen. Sollten trotzdem noch Druckfehler unbemerkt geblieben sein, so ist dieß nicht einer Nachlässigkeit von meiner Seite, sondern meinen durch die vielen in früheren Jahren ausgeführten astronomischen Beobachtungen geschwächten Augen zuzuschreiben. Sinnstörende Druckfehler dürften mir übrigens wohl kaum entgangen sein.

München, den 15. September 1894.

Franz v. Schwarz.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung: Fluthsagen.

Erster Theil.

Stammbaum des Menschengeschlechtes.

Zweiter Theil.

Ursitze des Menschengeschlechtes sowie der verschiedenen Menschenrassen und Völkerstämme.

Verzeichniß der Abbildungen.

Einleitung: Fluthsagen.

Keine Sage ist so alt und so weit verbreitet wie die Sage von einer allgemeinen Ueberschwemmung, welche die ganze bewohnte Erde bedeckte und das ganze Menschengeschlecht bis auf einige wenige Individuen vernichtete. Wir finden diese Sage nicht nur bei den Semiten der Euphrat- und Tigrisländer und bei den Hebräern, sondern auch die Eskimos im fernen Nordamerika, die Botokuden Südamerikas, die Indier, die Kamtschadalen und die Fidschi- und Sandwichinsulaner haben alle ihre speziellen Sintfluthsagen [1]) und zwar findet man Sintfluthsagen nicht etwa bloß am Meeresufer und in den Niederungen großer Flüsse, wo die Sagen allenfalls auf lokale Ueberschwemmungen und Erdbebenwellen zurückgeführt werden könnten, sondern auch in Binnenländern und in Gegenden, wo lokale Ueberschwemmungen ganz undenkbar sind. Daß die Sintfluthsage die älteste aller existirenden Sagen ist, geht, abgesehen von der weiten Verbreitung derselben, daraus hervor, daß fast alle Sagen die Sintfluth mit der Schöpfungsgeschichte in Verbindung bringen und daß alle ohne Ausnahme die wenigen bei der Fluth geretteten Menschen als die Stammeltern des heutigen Menschengeschlechtes betrachten.

Aber trotz ihrer weiten Verbreitung von der Behringsstraße im Westen bis zu den Sandwichinseln im Osten ist die Sintfluthsage kein

---

[1]) Bis in die neueste Zeit schrieb man statt Sintfluth Sündfluth auf Grund des Bibelberichtes, der die Fluth als Strafgericht Gottes für die Sünden der Menschheit darstellt. Diese Schreibweise war aber ganz unrichtig, denn im Alt- und Mittelhochdeutschen hieß die Fluth sinfluot oder sintfluot, was „große allgemeine Fluth" bedeutete; in ähnlicher Weise bedeutete sinweldi große Waldöde und sintwâc sehr große Woge. Luther hatte in seiner Bibelübersetzung Sintflut geschrieben. Später wurde aber die richtige Bedeutung dieses Wortes vergessen und irrthümlich Sündfluth geschrieben und erst die neuesten Forschungen haben den ursprünglichen Sinn des Wortes Sintfluth wieder ermittelt.

Eigenthum des gesammten Menschengeschlechtes, indem sie merkwürdiger Weise allen dunkelfarbigen Rassen, den Australiern, Papuas, Dravidas, Negern und Kaffern sowie den Hottentotten und von den weißen Rassen den Hamiten vollständig fehlt.

Die verschiedenen Fluthsagen, welche bei den Bewohnern Amerikas, Europas, Asiens und der Inseln des Indischen und Stillen Oceans angetroffen werden, weichen zwar in Bezug auf die Einzelnheiten des Verlaufs, die Motivirung und die Art und Weise, wie die wenigen übrigbleibenden Menschen und Thiere gerettet wurden, von einander ab, stimmen aber alle mit nur wenigen Ausnahmen darin überein, daß alles Land bis an die höchsten Bergspitzen von Wasser bedeckt gewesen und nur wenige Menschen und Thiere vom allgemeinen Untergang gerettet worden seien, von denen alle heutigen Menschenrassen und Thiergattungen abstammen.

In Anbetracht dieser Uebereinstimmung und der weiten Verbreitung der Fluthsagen über den ganzen Erdumfang und bei Völkern, zwischen welchen ein Verkehr in historischer Zeit so gut wie ausgeschlossen ist, kann man wohl nicht zweifeln, daß diese Sagen nicht auf bloßer Spekulation beruhen, sondern daß denselben ein historisches Ereigniß zu Grunde liegen muß. Daß das den Fluthsagen zu Grunde liegende Ereigniß von einer außerordentlichen Furchtbarkeit gewesen sein muß, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß sich das Andenken daran bei allen von demselben betroffenen Völkerstämmen bis auf die Gegenwart erhalten hat, obwohl die betreffende Ueberschwemmung offenbar schon in einer sehr frühen Periode und zu einer Zeit vor sich gegangen ist, wo die betreffenden Völker aller Wahrscheinlichkeit nach weder eine Schrift noch überhaupt eine Geschichte besaßen. Das furchtbarste Phänomen für alle Geschöpfe sind im Allgemeinen nicht Ueberschwemmungen, sondern Erdbeben, wie Jedermann bekannt ist, der einmal Zeuge eines größeren Erdbebens gewesen ist, und nicht selten sind die von Erdbeben Betroffenen vor Schreck wahnsinnig geworden. Aber trotz der Furchtbarkeit der Erdbeben sind nirgends eigentliche Erdbebensagen entstanden. Die Ueberschwemmungen des Hoangho haben oft viele Millionen Menschen auf einmal in ihren Fluthen begraben, aber trotzdem haben dieselben nicht die Entstehung von Fluthsagen veranlaßt. Daraus muß man den Schluß ziehen, daß die den Fluthsagen zu Grunde liegende Ueberschwemmung die Ueberschwemmungen des Hoangho und selbst die Schrecken der furchtbarsten und zerstörendsten Erdbeben noch weit hinter sich gelassen haben muß.

Daß aber trotzdem an eine allgemeine, die ganze Erde umfassende Ueberschwemmung nicht zu denken ist, geht erstens schon daraus hervor, daß die Sintfluthsagen bei allen dunkelfarbigen Rassen ohne Ausnahme fehlen und ist außerdem auch für Jeden nur mit den einfachsten Anfangsgründen der Physik Vertrauten schon von selbst einleuchtend. Der biblische

Bericht behauptet zwar, daß die ganze Erde von Wasser bedeckt gewesen sei und daß das Wasser selbst die höchsten Bergspitzen bedeckt, mithin eine Höhe von nahezu 9 Kilometern erreicht habe, die biblische Erzählung ist aber, wenn man sie unbefangen betrachtet, ebensowenig stichhaltig, wie die meisten Fluthsagen der übrigen Völker, und wenn man, wie es von einem Theil der Theologen geschieht, den heiligen Geist für alle Einzelnheiten der biblischen Erzählung verantwortlich macht, so geschieht dadurch demselben ein schreiendes Unrecht, wie es empörender gar nicht gedacht werden kann. Denn was soll man, abgesehen vom konfusen Styl und der mehr als epischen Breite der ganzen Darstellung, vom heiligen Geist halten, wenn er einmal erzählt, daß Noe von jeder Thiergattung ein Paar mit sich in die Arche genommen und daß die ganze Fluth 365 Tage gedauert habe, gleich darauf aber, offenbar aus Vergeßlichkeit, angibt, daß Noe von den reinen Thieren je sieben Paare mitgenommen und daß die Fluth nur 68 Tage gedauert habe. Auch müßte man dem heiligen Geist zutrauen, daß er sich um Logik nicht im Geringsten gekümmert habe, wenn er uns weis machen will, daß Noe je ein Paar oder gar sieben Paare von allen existirenden Thieren in dem beschränkten Raume seiner Arche untergebracht habe, welche nach den von der Bibel angegebenen Dimensionen, 300 Ellen Länge, 50 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, außer Noe und seiner Familie höchstens noch einige Dutzend Elephanten, Mastodone u. dergl. fassen konnte, von dem für eine so zahlreiche Menagerie auf ein ganzes Jahr nöthigen Futtervorrath gar nicht zu reden. Welche primitive und geradezu polizeiwidrige Begriffe müßte ferner Gott von Hygiene gehabt haben, wenn er den armen Noe sammt seinem zahlreichen Viehbestand ein ganzes Jahr lang in einem allseitig hermetisch verschlossenen Kasten einsperrte, in dem im Laufe eines Jahres sich so viel Dünger ansammeln mußte, daß der Stall des Augias nur ein Kinderspiel dagegen gewesen wäre, ohne irgendwie für Ventilation oder auch nur für Beleuchtung gesorgt zu haben. Ein weiterer Punkt, der auf die Glaubwürdigkeit des biblischen Berichtes ein schiefes Licht wirft, ist der, daß es unmöglich ist, einzusehen, woher die ungeheuren Wassermengen plötzlich gekommen sind, welche die ganze Erde bis zu einer Höhe von nahezu 9 Kilometern über dem jetzigen Wasserstand bedeckten. Die Bibel erzählt, daß es vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen geregnet habe; es trifft also auf den Tag eine Niederschlagsmenge von ungefähr 740 Fuß oder 31 Fuß auf die Stunde. Die Arche müßte also außerordentlich solid gebaut gewesen sein, um den Anprall solcher Wassermassen aushalten zu können. Dieß ist aber noch nicht die Hauptschwierigkeit; diese besteht vielmehr darin, zu erklären, woher die Feuchtigkeit gekommen ist, die in Gestalt von Regen aus der Atmosphäre niedergeschlagen wurde. Regen entsteht bekanntlich dadurch, daß das in Dampfform in der Luft enthaltene Wasser in Folge von Temperatur-

erniedrigung niedergeschlagen wird. Da die Gesammttemperatur der Erdoberfläche immer konstant bleibt und sich nur stellenweise erniedrigt, dafür aber an einer andern Stelle um ebensoviel erhöht, so sind zu einer gegebenen Zeit immer nur stellenweise Regenfälle möglich, durch welche das an einer wärmeren Stelle verdunstete Wasser an einer kälteren Stelle wieder zu Boden fällt. Ein Regen gleichzeitig auf der ganzen Erdoberfläche ist also ebenso undenkbar, wie Schneefall im Sommer bei 30 Grad Wärme. Aber selbst wenn, etwa in Folge kosmischer Einflüsse, einmal plötzlich die Temperatur auf der ganzen Erde so weit erniedrigt werden würde, daß alles in der Luft in Dampfform vorhandene Wasser auf einmal niedergeschlagen würde, würde der ganze Niederschlag doch nur eine geringe Anzahl von Millimetern, aber noch keine 9 Kilometer betragen. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen, daß das Wasser, welches zur Zeit der Sintfluth die Erde überschwemmte, von auswärts, d. h. aus dem Weltraum gekommen ist. Nun ist aber bekanntlich die Temperatur des Weltraums sehr niedrig und beträgt sicherlich über 100 Grad unter dem Gefrierpunkt. Das Wasser könnte deßhalb aus dem Weltraum nur in Gestalt von Eisstücken auf die Erde gelangt sein und Noe würde deßhalb trotz aller seiner Vorsichtsmaßregeln bei einem solchen eisigen Sternschnuppenfall schließlich dennoch zu Grunde gegangen sein, indem entweder seine Arche zertrümmert worden wäre, oder, wenn dieß in Folge der wunderbar soliden Bauart derselben nicht geschehen sein sollte, die Temperatur der Erdoberfläche durch die niedergefallenen ungeheuren Eismassen so sehr erniedrigt worden wäre, daß alle lebenden Wesen unfehlbar im Nu erfroren wären.

Zu den bereits angeführten Schwierigkeiten kommen noch viele andere, welche gleichfalls gegen eine allgemeine Ueberschwemmung der gesammten Erde sprechen. So können die Süßwasserfische bekanntlich nur in süßem Wasser, die Seefische nur in salzigem Wasser leben. Wäre die ganze Erde überschwemmt worden, so wäre unfehlbar eine Mischung des Süß- und Salzwassers erfolgt und je nach dem Salzgehalt der Mischung wären dann entweder alle Süßwasserfische oder alle Salzwasserfische, am wahrscheinlichsten aber beide umgekommen. Ferner zeigen die aus der Tertiärzeit stammenden lockeren vulkanischen Aschenkegel, daß dieselben sich nie unter Wasser befunden haben, weil sie sonst fortgespült worden wären. Da nun die Menschen anerkanntermaßen erst nach der Tertiärzeit auf der Erde erschienen sind, so ist klar, daß seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes auf der Erde keine allgemeine Ueberschwemmung stattgefunden haben kann.

Schließlich bleibt noch zu erklären, wo die ungeheuren Wassermassen, welche zur Zeit der Sintfluth sich 9 Kilometer über den gegenwärtigen Meeresspiegel erhoben, zuletzt wieder hingekommen sind.

Alle aufgezählten Schwierigkeiten, welche gegen die Glaubwürdigkeit des biblischen Berichtes sprechen, ließen sich allenfalls nur dadurch beseitigen,

daß man, wie es von zuständiger Seite in der That geschehen ist, annimmt, Gott habe erstens durch einen neuen Schöpfungsakt das zur Ersäufung der sündhaften Menschheit nöthige Wasser neu geschaffen und dasselbe, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte, wieder vernichtet; er habe zweitens den ausgewählten Thieren den wunderbaren Instinkt eingegeben, sich zur bestimmten Stunde bei Noe behufs der Einschiffung zu melden; er habe drittens durch ein weiteres Wunder ermöglicht, daß die ungeheure Menge von Thieren sich nicht gegenseitig auffraß, daß sie in einem unverhältnißmäßig kleinen Raum Platz fand und ein Jahr lang, ebenso wie Noes Familie, ohne Licht, ohne Luft und ohne Nahrungsmittel leben konnte; er habe es viertens den Süßwasser- und Seefischen auf wunderbare Weise ermöglicht, im Brackwasser nicht umzukommen u. s. f. Gott hätte also zur Erreichung seines Zweckes einen äußerst umständlichen Weg gewählt und das einfache Princip, daß man nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen solle, ganz außer Acht gelassen. Es wäre für ihn doch viel einfacher und praktischer gewesen, wenn er einmal zu seiner Schöpfungs- und Wunderkraft seine Zuflucht nahm, die ganze sündige Bagage durch einen einfachen Willensakt zu vernichten, oder sie durch Pest umkommen oder von wilden Thieren auffressen zu lassen. Dieß wäre zugleich auch viel gerechter gewesen und er hätte dann nicht der sündigen Menschen wegen auch die ganze unschuldige Thierwelt mit vernichten müssen, die sich doch an den Schlechtigkeiten der Menschen nicht betheiligt hatte.

Man sieht aus dem Allem, zu welchen ehrenrührigen Vorstellungen von Gott man seine Zuflucht nehmen müßte, wenn man absolut auf der durch nichts erwiesenen und erweisbaren Ansicht von der Inspiration des gesammten Inhalts der Bibel durch den heiligen Geist bestehen wollte; ganz abgesehen davon, daß man in diesem Fall auch annehmen müßte, daß auch die Keilinschriften vom heiligen Geist diktirt worden seien, weil der biblische Bericht ganz offenbar nur eine Nachbildung des viel älteren keilinschriftlichen Sintfluthberichtes ist.

Allen aufgezählten Schwierigkeiten geht man aus dem Wege, wenn man, wie es wohl für jeden logisch Denkenden ausgemacht ist, annimmt, daß der biblische Bericht eben nichts weiter ist als einer von den vielen über die Sintfluth erhaltenen lokal gefärbten Sintfluthberichten, dessen Einzelnheiten ebensowenig vernünftig zu erklären und mit den Gesetzen der Physik in Einklang zu bringen sind, wie die Sintfluthberichte der meisten übrigen Völker.

Daß die Sintfluth, welcher Art sie immer gewesen sein möge, sich nicht über die ganze Erde, sondern nur auf eine bestimmte Gegend erstreckt haben könne, gilt zur Zeit unter den Gelehrten für ausgemacht und die Allgemeinheit der Sintfluth wird nur noch von jenen Zeloten festgehalten, denen es auch kein Kopfzerbrechen verursacht, wenn im 1. Capitel der

Genesis erzählt wird, daß Gott am ersten Tag der Schöpfung Tag und Nacht, am dritten Tage Gräser und Bäume, und erst am vierten Tage die Sonne erschaffen habe, ohne welche doch Tag und Nacht und Gräser und Bäume undenkbar sind.

Darüber, wo sich die Ueberschwemmung zugetragen hat, welche den verschiedenen Sintfluthsagen zu Grunde liegt, sind schon verschiedene Hypothesen aufgestellt worden; in letzter Zeit hat man ziemlich allgemein die Sintfluth in die Euphrat- und Tigrisniederung verlegt, wo sie sich nach den Assyrischen Keilinschriften zugetragen haben soll. Gegen die Richtigkeit dieser Annahme sprechen aber sehr viele Umstände. Erstens können die durch den Euphrat und Tigris verursachten Ueberschwemmungen wegen des geringen Stromgebietes dieser Flüsse und der Lage desselben in einem ausnehmend trocknen Klima von jeher nur unbedeutend gewesen sein und blieben jedenfalls hinter den verheerenden Ueberschwemmungen des Hoangho weit zurück. Zweitens ist es nicht wahrscheinlich, daß auch noch so große Ueberschwemmungen in einem Gebiet, welches regelmäßigen Ueberschwemmungen unterworfen ist, Sintfluthsagen veranlaßt haben sollten, da die Bewohner an die Ueberschwemmungen gewohnt waren und deßhalb in denselben nichts besonders Schreckliches sehen konnten. Deßhalb gibt es auch weder in den Thälern des Hoangho noch in Aegypten Sintfluthsagen. Endlich wäre ganz unbegreiflich, wie die Sintfluthsagen sich von den Euphrat- und Tigrisländern aus zu den Eskimos und Indianern Amerikas, zu den Kamtschadalen Ostasiens oder gar zu den Sandwichinsulanern verbreitet haben könnten, während die nächsten Nachbarn der Bewohner Mesopotamiens, die alten Aegypter, nichts davon wissen.

Ich habe nun während meiner Reisen in Turkestan eine Entdeckung gemacht, die den unumstößlichen Beweis liefert, daß die Ueberschwemmung, welche die Entstehung der Sintfluthsagen verursacht hat, sich im heutigen Turkestan zugetragen hat, und daß diese Ueberschwemmung eine so furchtbare Katastrophe gewesen war, wie sicherlich seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes keine schrecklichere stattgefunden hat, so daß es nicht Wunder nehmen darf, daß sich das Andenken daran bis auf die Gegenwart erhalten hat. Diese selbe Ueberschwemmung hatte nicht nur den Untergang des größten Theiles der damaligen Bewohner Turkestans und der nächstgelegenen Randgebiete, sondern außerdem auch noch nachträglich eine gänzliche Veränderung des Klimas und die vollständige Verödung des Landes zur Folge und war so die indirekte Veranlassung der allgemeinen Auswanderung der Völker, welche ursprünglich Centralasien bewohnt hatten, nach allen Himmelsgegenden. Schon im ersten Moment, als ich vor nunmehr 13 Jahren die erwähnte Entdeckung machte, war ich überzeugt, daß die Ueberschwemmung, welche Turkestan allem Anschein nach vor noch nicht gar langer Zeit betroffen hatte, die Veranlassung zur Entstehung der

Sintfluthsagen gegeben haben müsse. Ich machte deßhalb eingehende Studien über die klimatischen Verhältnisse Turkestans, über die Verbreitung der Fluthsagen und der verschiedenen Menschenrassen und über die Wanderungen, welche die verschiedenen Rassen und Völkerstämme in vorhistorischer und historischer Zeit ausgeführt haben, und fand dabei, daß meine Ueberzeugung vollständig richtig gewesen war. Die nachweisbaren Wanderungen aller bekannten Völker sind entweder direkt von Centralasien ausgegangen oder sind durch die aus Centralasien nach andern Welttheilen ausgewanderten Eindringlinge veranlaßt worden; Sintfluthsagen finden sich nur bei den Nachkommen derjenigen Völker, welche erweislich früher Centralasien bewohnt haben, d. h. bei den Angehörigen der Ostasiatischen (Mongolischen) und Westasiatischen (Kaukasischen) Rasse; die fortschreitende Verschlechterung des Klimas und die unaufhaltsame Versandung Centralasiens dauert auch in der Gegenwart noch fort und kann durch zahlreiche Thatsachen unzweifelhaft nachgewiesen werden, so daß also über die Gründe, welche die Auswanderung der Urbewohner Centralasiens veranlaßt haben, gar kein Zweifel bestehen kann.

Der Nachweis über die Veranlassung und den Verlauf der Sintfluth und die Folgen derselben für die davon betroffenen Länder und deren Bewohner und weiterhin für die ganze bewohnte Erde und die gesammte Menschheit wird den Inhalt der nachstehenden Ausführungen bilden. Die Anordnung dieser Auseinandersetzungen ist folgende:

Zuerst gebe ich ein Verzeichniß aller bekannten selbstständigen und authentischen Fluthsagen, mit Ausschluß derjenigen, welche unzweifelhaft ihre Entstehung dem Einfluß des Christenthums und der Bibel verdanken.

Daran reihe ich eine gedrängte Uebersicht über die früheren und gegenwärtigen Bewohner der Erde, ihre Rassen- und Stammeszusammengehörigkeit und die von ihnen eingenommenen Wohnsitze. Diese Uebersicht bildet den ersten Theil des vorliegenden Werkes.

Der zweite Theil ist dem Nachweis über die Urheimath des Menschengeschlechtes und über die Ursitze der einzelnen Rassen und Völkerstämme gewidmet.

Auf Grund der vorausgehenden Auseinandersetzungen werde ich dann im dritten und letzten Theile den Nachweis liefern, daß die Sintfluth sich in Centralasien ereignet hat und daß alle bekannten und nachweisbaren Völkerwanderungen von Centralasien ausgegangen und lediglich durch die Sintfluth veranlaßt worden sind.

In nachstehendem Verzeichniß habe ich alle bekannten selbstständigen Fluthsagen, soweit ich deren habhaft werden konnte, zusammengestellt. Dieses Verzeichniß ist hauptsächlich auf Grund der einschlägigen Werke von Lenormant (Les origines de l'histoire d'après la Bible. Paris 1880) und Andree (Die Fluthsagen. Ethnographisch betrachtet. Braunschweig 1891)

angefertigt. Von den von Lenormant und Andree angeführten Fluthsagen habe ich diejenigen (im Ganzen nur einige wenige) weggelassen, welche, ihrem Inhalt und den näheren Umständen nach zu urtheilen, unzweifelhaft von Christlichen Missionären importirt waren, oder auch auf lokale Ueberschwemmungen oder Erdbebenwellen zurückzuführen sind, weil dieselben für den vorliegenden Zweck ohne alle Bedeutung waren.

Das Verzeichniß gibt in der zweiten Kolumne die Namen der Völkerschaften, bei welchen Fluthsagen vorhanden sind; die dritte Kolumne zeigt an, zu welcher Rasse, zu welchem Volksstamm und zu welcher Unterabtheilung das betreffende Volk gehört; in der vierten Kolumne sind die Wohnsitze der in der zweiten Kolumne aufgeführten Völkerschaften verzeichnet; die fünfte Kolumne enthält eine kurze Angabe des Inhalts der betreffenden Fluthsage; von der Mittheilung des genauen Wortlauts der Sagen habe ich der Kürze wegen Abstand genommen, weil der Inhalt und der Zusammenhang der verschiedenen Sagen unter einander für unsern Zweck ohne Belang ist und es nur darauf ankommt, zu konstatiren, bei welchen Völkern es überhaupt selbstständige Fluthsagen gibt. Wer sich dafür interessirt, kann das Genauere bei Lenormant und Andree nachlesen. Aus demselben Grunde habe ich auch die mit den Sintfluthsagen verbundenen Traditionen über die Wiederbevölkerung der Erde nach der Sintfluth weggelassen, da dieselben alle auf bloßer Spekulation beruhen und deßhalb für unsern Zweck ohne alle Bedeutung sind. Die letzte Kolumne endlich gibt die Quellen an, aus denen die mitgetheilten Fluthsagen entnommen sind.

Verzeichniß der bekannten Fluthsagen.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
1	**Urbewohner Griechenlands.**	Europ. Rasse.	Griechenland.	Istros rechnete vier große Weltkatastrophen. Eine davon bestand darin, daß die Meerenge des Bosporus und Hellespont sich öffnete, die Fluthen des Schwarzen Meeres in's Egäische Meer eindrangen, die Inseln und benachbarten Meeresküsten überschwemmten und schließlich durch die Säulen des Herkules nach dem Ocean durchbrachen.	Strabo; Eustath. ad Dionys. Perieg.
2	**Griechen.**	Westasiat. Rasse; Indogermanen.	Griechenland.	I. Fluth des Ogyges. Unter der Regierung des Königs Ogyges von Attika entstand aus dem Kopais-See eine Fluth, welche bis an den Himmel reichte und die meisten Menschen vernichtete. Ogyges entkam mit einigen Begleitern auf einem Schiffe.	Akusilaos. Pausanias IX, 5.
				II. Fluth des Deukalion. Als Zeus das ganze sündhafte Menschengeschlecht des ehernen Zeitalters durch eine große Fluth vernichtete, rettete sich der Thessalier Deukalion, der Sohn des Prometheus und Stammvater der Hellenen, mit seiner Gemahlin Pyrrha in einem Fahrzeug, das er sich auf den Rath seines Vaters gebaut hatte, und landete nach neun Tagen auf	Apollodorus I; Pindar, Olymp. IX; Ovidius, Metam. I; Strabo IX; Apollon. Rhod. III; Pausanias I.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
				dem Parnaß. Zur Erinnerung an die Deukalionische Fluth und an die bei der Fluth Umgekommenen wurde in Athen alljährlich am 13. des Monats Anthesterion ein Erinnerungsfest mit Wasserspende begangen.	
				Nach Hellanikos landete Deukalion auf dem Othrys.	Ap. schol. ad Pindar. Olymp. IX.
			Lokris.	Die Lokrier hielten Opontos oder Kynos für den Landeplatz des Deukalion.	Pindar, Olymp. IX; Strabo IX.
			Argos.	Ebenso wurde in Argos die Stelle gezeigt, wo Deukalion sein Schiff verlassen und dem Zeus Aphesios einen Altar errichtet hatte.	Etym. Magn.
			Sicilien.	Die Sicilianer ließen Deukalion sich auf dem Aetna retten.	Nigid. ap. schol. ad Germ. Caes., Arat.
			Delphi.	Nach der Sage der Delphier folgten ihre Vorfahren auf ihrer Flucht vor der Fluth einer Anzahl Wölfe und gelangten so in eine Höhle auf dem Gipfel des Parnaß, wo sie verschont blieben.	Pausanias X.
			Megara.	Nach der Sage der Megarer rettete sich Megaros, der Sohn des Zeus, auf den Berg Geranion.	Pausanias I.
			Thessalien.	Der Thessalier Kerambos rettete sich dadurch, daß er sich mittelst eines von den Nymphen erhaltenen Flügelpaares in die Lüfte erhob.	Ovidius, Metam. VII.
			Dodona.	Perirrhoos, der Sohn des Aeolus, wurde von Zeus in Dodona vor der Fluth gerettet.	Bekker, Anecdot. Graec. I.
			Kos.	Die Bewohner der Insel Kos erzählten, daß Merops sich mit einer Anzahl Menschen aus der Fluth rettete und dann mit denselben auf Kos einen Staat gründete.	Schol. ad Iliad. A.
			Rhodus.	Nach der Sage der Rhodier retteten sich aus der Fluth nur die Telchinen.	Diod. Sic.
			Kreta.	Nach den Sagen der Kreter rettete sich der Kreter Jasion.	Schol. ad Odyss. E.
			Samothrake.	Nach der Sage der Samothraker wurde Saon, der Sohn des Zeus oder Hermes, aus der Fluth gerettet.	Diod. Sic.
			Arkadien.	Dardanos rettete sich vor der Fluth aus Arkadien nach Samothrake.	Dionys. Halic. und Diod. Sic.
3	**Skandinavier.**	Westasiat. Indogermanen. Germanen. Gothen.	Skandinavien.	Nach der jüngeren Edda tödteten die Söhne des Gottes Bör, Odin, Wili und We, den Riesen Ymir. Aus den Wunden des erschlagenen Riesen lief so viel Blut, daß das ganze Geschlecht der Riesen ertrank bis auf den einzigen Bergelmir, der sich mit seiner Frau in einem Boot rettete und so der Stammvater des neuen Riesengeschlechtes wurde.	Edda; Vafthrudnismal.
4	**Kymren.**	Westasiat. Indogerm. Kelten.	England.	Als der See von Llion austrat und das ganze Land überschwemmte, ertranken alle Menschen bis auf zwei, Dwyvan und Dwyvach, die sich in einem Boot retteten, in das sie je ein Paar von allen Geschöpfen aufgenommen hatten.	Edwin Davies, Brit. mythol.; Grimm, Deutsche Mythologie.
5	**Litthauer.**	Westasiat. Indogerm. Wenden. Letten.	Litthauen.	Als der höchste Gott Pramschimas aus einem Fenster seines himmlischen Hauses auf die Welt herabschaute und lauter Krieg und Unrecht unter den Menschen erblickte, sandte er zwei Riesen, Wandu und Wejas (Wasser und Wind), auf die Erde, die	Narbutta, Dzieje starozytne narodu litewskiego;

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
				zwanzig Tage und Nächte Alles verwüsteten. Als Pramschimas von Neuem hinabschaute, während er gerade himmlische Nüsse aß, ließ er eine Schale fallen, die auf dem Gipfel des höchsten Berges niederfiel, auf den sich einige Menschenpaare und Thiere geflüchtet hatten. Diese stiegen alle in die Nußschale, die nun auf der Alles bedeckenden Fluth umhertrieb. Gott ließ hierauf den Sturm sich legen und die Gewässer wieder abfließen. Die geretteten Menschen theilten sich sodann und nur ein Paar, die Stammeltern der Litthauer, blieb in jener Gegend zurück.	Grimm, Deutsche Mythologie; Hanusch, Slawischer Mythus.
6	**Zigeuner.**	Westasiat. Indogerm. Inder.	Siebenbürgen.	Ein alter Mann, der bei einer Familie Nachtquartier erhalten hatte, hinterließ den Wirthen einen kleinen Fisch mit dem Auftrage, denselben bis zu seiner Rückkehr wohl zu verwahren. Als die genäschige Frau den Fisch trotzdem und gegen den Willen ihres Mannes briet, entstand plötzlich Regen und eine große Ueberschwemmung, und die ungehorsame Frau wurde vom Blitze erschlagen. Am neunten Tage erschien der alte Mann wieder bei seinem Wirth und rieth ihm, sich eine andere Frau zu nehmen und sich mit derselben und mit seinen Verwandten in einem Kahn zu retten und zugleich Thiere und Samen von den Bäumen und Kräutern mitzunehmen. Der Regen dauerte ein Jahr lang und man sah nichts als Wasser und Himmel; erst nach einem Jahr floß das Wasser ab.	Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke.
7	**Wogulen.**	Ostasiat. Mongolen. Nördl. Abth. Westl. Zweig. Finnen. Ugrer.	Uralgebirge.	In Folge anhaltenden Regens nach siebenjähriger Dürre trat eine allgemeine Ueberschwemmung ein, durch welche alle Riesen umkamen bis auf die wenigen, welche sich aus gespaltenen Pappeln Boote gemacht und dieselben mittelst 500 Brassen langer Seile aus Weidenwurzeln an die Erde befestigt hatten. Am siebenten Tage begann das Wasser zu fallen und die Ueberlebenden konnten die Erde wieder betreten.	Lenormant, Origines de l'histoire d'après la Bible.
8	**Kalmüken.**	Ostasiat. Nördl. Abth. Mittl. Zwg. Mongolen.	Europa u. Centralasien.	Die Sagen der Kalmüken berichten von einer allgemeinen Ueberschwemmung.	Malte-Brun, Précis de géogr.
9	**Babylonier.**	Westasiat. Aramäer. Semiten. Nördl. Fam. Mesopotamier.	Babylonien.	I. Chaldäischer Bericht. Sisuthros aus Surippak am Euphrat erbaute auf den Rath des Gottes Ea ein Schiff und barg in demselben „Samen des Lebens von jeglicher Art“, sowie seine Familie, sein Gesinde und seine Freunde und die nöthigen Vorräthe. Unter Sturm, Gewitter und Erdbeben erfolgte die Fluth, die bis an den Himmel reichte, sich aber am siebenten Tage wieder legte. Das Schiff landete auf einem Berge im Lande Nisir (im Nordosten Babyloniens) und Sisuthros verließ das Schiff, nachdem er sich durch dreimaliges Aussenden von Vögeln (Taube, Schwalbe und Rabe) vom Abnehmen der Fluth überzeugt hatte. II. Bericht des Berosus (um 260 v. Chr.). Der Babylonische König Xisuthros baute auf Krono's Befehl ein Schiff und bestieg dasselbe mit Frau, Kindern und Freunden, sowie mit Vögeln und vierfüßigen Thieren. Am 15. des Monats Däsios brach die Fluth herein, nahm aber bald ab, wovon Xisuthros durch wiederholt ausgesandte	Keilschrifttafeln aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., übersetzt von Haupt, die Kopien älterer, um das Jahr 2000 v. Chr. hergestellter Tafeln. Alexander Polyhistor und Abydenus.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
				Vögel Nachricht erhielt. Das Schiff blieb auf dem Gebirge der Kordyäer in Armenien stehen und dessen Reste waren noch zu Berosus' Zeiten zu sehen. Die mit Xisuthros Geretteten zogen hierauf wieder nach Babylon, während Xisuthros selbst mit Frau, Tochter und Steuermann in den Himmel versetzt wurde.	
10	**Israeliten.**	Westasiat. Aramäer. Semiten. Nördl. Fam. Hebräer.	Palästina.	Noe erbaute auf Jehovas Geheiß eine Arche und bestieg dieselbe mit seiner ganzen Familie und mit Vertretern von allen Vögeln, Reptilien und Vierfüßern, nachdem er Vorrath für alle Insassen eingelegt hatte. Nachdem Noe die Arche bestiegen hatte, regnete es vierzig Tage und Nächte ohne Unterlaß, so daß schließlich die höchsten Berge vom Wasser bedeckt wurden und alle lebenden Wesen außer den in der Arche Geretteten umkamen. Nachdem die Arche auf dem Berge Ararat stehen geblieben war und Noe sich durch wiederholte Aussendung von Vögeln vom Abnehmen der Fluth überzeugt hatte, ging er aus der Arche mit all den Seinen und mit allen geretteten Thieren.	Bibel, Genesis; eine Nachbildung des Chaldäischen Berichtes.
11	**Iraner.**	Westasiat. Indogerm.	Turkestan.	In den uralten heiligen Büchern der Iraner, welche die Grundlage der Lehre Zoroasters bilden, wird erzählt, daß Yima, dem Stammvater der Menschen, von dem guten Gotte Ahuramasda prophezeit worden war, daß die Erde durch eine Fluth verwüstet werden würde. Yima errichtete sich deßhalb auf Ahuramasda's Befehl einen viereckigen, mit einer Mauer umgebenen Garten und brachte in demselben Samen von Menschen, Thieren und Pflanzen unter, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Als die Fluth hereinbrach, ging Alles zu Grunde bis auf Yima's Garten und dessen Insassen.	Vendidad II.
12	**Perser.**	Westasiat. Indogerm. Iraner.	Persien.	Im 7. Cap. des Bundehesch, eines heiligen Buches der Perser, wird erzählt, daß in den ersten Zeiten der Welt, während des Krieges mit Ahriman, auf Ahuramasda's Befehl, Tistar, der Genius des Sterns Sirius, dreimal in der Welt erschien, zuerst in der Gestalt eines Mannes, dann in der eines Pferdes und schließlich in der eines Stieres, und jedesmal zehn Tage regnete, um die von dem bösen Princip geschaffenen schädlichen Geschöpfe auf der Erde zu vertilgen. Als schließlich diese Wasser von einem großen Winde nach den Enden der Welt aus einander getrieben wurden, entstanden daraus die 4 großen und 23 kleinen Meere.	Bundehesch. Cap. VII. Ein Bestandtheil der heiligen Litteratur der Perser.
13	**Neuperser.**	Westasiat. Indogerm. Iraner.	Persien.	Die Neuperser glauben, daß Noe auf dem Berge Elvend in der Nähe von Hamadan, dem alten Ekbatana, aus der Arche gegangen sei.	Ritter, Erdkunde Asiens VI.
14	**Inder.**	Westasiat. Indogerm.	Ostindien.	Erzählungen von einer Fluth finden sich in den prosaischen Schriften der Brahmanaperiode sowie in den späteren epischen Gedichten und in den noch späteren Puranas. Drei von den Inkarnationen Wischnu's sind mit einer Ueberschwemmung verknüpft. Wischnu rettet in allen drei Fällen das Menschengeschlecht vor der Vernichtung durch das Wasser, indem er die Gestalt eines Fisches, einer Schildkröte und eines Ebers annimmt.	Veda (Çatapatha Brâhmana, Mahâbhârata, Bhâgavata-Purâna und Matsya-Purâna).

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
15	**Tadschiken.**	Westasiat. Indogerm. Iraner.	Turkestan.	Der Berg Kasykurt im Karataugebirge gilt bei den heutigen Bewohnern Turkestans als heiliger Berg, weil auf demselben nach der großen Fluth das Schiff ihres Stammvaters gelandet war.	Volkssage.
16	**Bucharen.**	Westasiat. Indogerm. Iraner.	Buchara.	Die Bucharen lassen ihren Noe auf dem Nurataugebirge, im Nordosten von Buchara, landen.	Meyendorff, Voyage d'Orenbourg à Boukhara.
17	**Afganen.**	Westasiat. Indogerm. Iraner.	Afganistan.	Dieselbe Rolle spielt bei den Afganen der Berg Nurgil in der Nähe von Dschelalabad.	Burnes, Travels into Bokhara I.
18	**Kaschmiris.**	Westasiat. Indogerm. Inder.	Kaschmir.	Kaschmir war früher ganz mit Wasser bedeckt gewesen. Wischnu verschaffte dem Wasser einen Abfluß durch Oeffnen der Berge bei Baramulla, worauf Kasyapa, ein Enkel Brahma's, das trocken gelegte Land bevölkerte.	v. Hügel, Kaschmir II.
19	**Tibetaner.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth.	Tibet.	Tibet war früher ganz überschwemmt gewesen. Der Gott Gya ließ aus Mitleid mit den wenigen damaligen Bewohnern Tibets die Wasser nach Bengalen abfließen.	Turner, Gesandtschaftsreise an den Hof des Teschoo Lama.
20	**Chinesen.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth.	China.	Die Chinesischen Jahrbücher melden, daß im Jahre 2297 v. Chr. unter dem Kaiser Yao eine fürchterliche Ueberschwemmung das Land verwüstete und daß eine Masse Menschen ertrank. Die Fluthen stiegen bis zur Höhe der Berge.	Yü-king, angeblich von Confutsius verfaßt.
21	**Leptschas.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth. Tibetaner.	Darbschiling im Himalaja.	Während einer Fluth rettete sich ein Menschenpaar auf die Spitze des Berges Tendong.	Hooker's Himalayan Journ.
22	**Karenen.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth. Birmanen.	Birma.	Vor Alters wurde die Erde von einer Fluth überschwemmt, welche schließlich bis an den Himmel reichte. Zwei Brüder retteten sich auf einem Floß.	Mason, Nachrichten von Ko-Thah-Byu.
23	**Changrai.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth. Isolirte Stämme. Moi.	Kambodscha.	Die Fluthsage der Changrai ist der biblischen ähnlich.	Bastian in Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin 1866.
24	**Banar.**	Ostasiat. Mongolen. Südl. Abth. Isolirte Stämme. Moi.	Kambodscha.	Bei einer großen Fluth wurde der Stammvater der Menschen dadurch gerettet, daß er sich in eine wasserdichte Kiste einschloß.	Bastian ibid.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
25	**Binnas.**	Ostasiat. Malayen. Eigentl. Mal. Malayen i. e. S.	Malayische Halbinsel.	Nach der Ansicht der Binnas ist die Erde im Innern flüssig und hat nur außen eine dünne Haut. In alter Zeit zerbrach Gott diese Kruste, so daß die Erde von Wasser überfluthet und zerstört wurde. Später ließ Gott den Berg Lulumut und andere Gebirge entstehen. Als der Berg Lulumut aus dem Wasser emporgetaucht war, erschien auf dem Wasser eine vollkommen geschlossene Prahu, in welche Gott ein von ihm erschaffenes Menschenpaar eingeschlossen hatte. Von diesem stammen die Menschen ab.	Cameron, Our tropic. possess. in Malayan India.
26	**Kamtschadalen.**	Ostasiat. Sibirjaken.	Kamtschatka.	Nicht lange nachdem sich Kutka, der Schöpfer, von den Kamtschadalen entfernt hatte, entstand eine große Ueberschwemmung des ganzen Landes und die Menschen ertranken bis auf einige wenige, welche Bäume an einander banden und so Flöße herstellten, auf denen sie sich retteten. Nach abgelaufener Fluth blieben diese Flöße auf hohen Bergen sitzen.	Steller's Beschreibung von Kamtschatka.
27	**Mundas.**	Dravidas.	Ostindien.	Singbonga, das höchste Wesen, sandte eine große Fluth, um die verderbten Menschen zu vernichten; nur ein Bruder und eine Schwester wurden gerettet, die sich unter einem Tirilbaume versteckt hatten.	Nottrott, Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs, Halle 1874.
28	**Eskimos.**	Ostasiat. Sibirjaken.	Im Norden Nordamerikas.	Fluthsagen gibt es bei allen Eskimos, sowohl auf dem Festland wie auf den Inseln. Petitot wurde von den Tschigliten am unteren Makenzie erzählt, daß einmal die Wasser sich über den Erdball ergossen, so daß die Felsengebirge überfluthet wurden und Welt und Erde verschwanden. Erst als ein Mensch, genannt Sohn der Eule, seinen Bogen und seine Ohrringe ins Wasser warf, hörte die Fluth auf. Franz Boas hörte bei den Nordamerikanischen Centraleskimos Folgendes. Vor langer Zeit begann das Meer plötzlich zu steigen, bis das ganze Land bedeckt war. Das Wasser erhob sich bis zu den Spitzen der Berge und das Eis fluthete über dieselben weg. Als die Fluth sich verzog, blieb das Eis auf den Bergen liegen und bildete nun die Spitzen der Berge. Eine große Menge Eskimos kam um diese Zeit um, doch viele andere, welche sich beim Beginn der Fluth in ihre Kajaks geflüchtet hatten, wurden gerettet.	Hall, Life with the Eskimos; Franz Boas, The Central Eskimo; Petitot, Vocabul. français-esquimau, Congrès intern. des Américan., Nancy 1875.
29	**Algonkins.**	Ostasiat. Amerik.	Nordamerika.	Bei allen Algonkinstämmen wird die Zerstörung der Welt durch eine Wasserfluth einem bösen Geiste zugeschrieben, der durch eine Schlange symbolisirt wird. Er steht im Gegensatz zu Menabosch, einem mächtigen Halbgott, dem Großvater von Menschen und Geschöpfen.	Squier, Historical and Mythol. Tradit. of the Algonquins.
30	**Chippewayans, Hundsrippen- und Sklaven-Indianer.**	Ostasiat. Amerik. Athapasken.	Nordamerika.	Im Anfang der Zeiten fand eine große Schneefluth statt. Da durchfraß eine Maus den Lederschlauch, welcher die Hitze enthielt, die sich nun über die Erde verbreitete. In einem Augenblick schmolz die ganze Schneemasse, so daß die höchsten Fichten überfluthet wurden und das Wasser schließlich die Spitzen des Felsengebirges überragte. Nur ein einziger Mensch, ein Greis, hatte die Fluth vorausgesehen und ein großes Kanoe erbaut, mit dem er umherschwamm und alle Thiere auflas, die ihm begegneten.	Petitot a. a. O.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
31	**Hasenfell-Indianer.**	Ostasiat. Amerik. Athapasken.	Nordamerika.	Kunyon d. i. „der Verständige", der die Fluth vorausgesehen hatte, baute sich ein großes Floß und entkam mit den Thieren, die er auf seinem Floß gesammelt hatte, während seine Freunde, die er vergeblich gewarnt hatte, ertranken, da die Fluth über die Felsengebirge hinwegging.	Petitot a. a. O.
32	**Loucheux.**	Ostasiat. Amerik. Athapasken.	Nordamerika.	Etoetchokren rettete sich bei der Fluth in einem Kanoe, das auf den Wassern schwamm, bis diese verdunsteten; das Kanoe strandete auf dem Berge Tschaneguta (Ort des Greises) im Felsengebirge.	Petitot a. a. O.
33	**Cherokee.**	Ostasiat. Amerik. Appalachen.	Nordamerika.	Einstmals entstand in Folge starken Regens eine solche Ueberschwemmung, daß Alles ertrank bis auf eine einzige Familie, welche sich auf den Rath ihres Hundes ein Boot gebaut hatte.	Schoolcraft, Notes on the Iroquois.
34	**Crees oder Knistino.**	Ostasiat. Amerik. Algonkin. Lenni-Lennape.	Nordamerika.	Zur Zeit der großen Ueberschwemmung, die vor vielen Jahrhunderten stattfand und alle Völker der Erde vertilgte, versammelten sich alle Stämme der rothen Männer auf dem Côteau des Prairies in Minnesota, um sich aus dem Wasser zu retten. Nachdem sie hier von allen Seiten zusammengekommen waren, stieg das Wasser immer mehr, bis es sie endlich alle bedeckte, worauf ihr Fleisch in den rothen Pfeifenthon verwandelt wurde. Als alle ertranken, ergriff eine junge Frau, Kwaptahw (Jungfrau) mit Namen, den Fuß eines vorüberfliegenden großen Vogels und wurde nicht weit von da auf die Spitze einer hohen Klippe geführt, die sich über dem Wasser befand. Hier gebar sie von dem Kriegsadler Zwillinge, die Stammeltern der jetzigen Menschen.	Catlin, Indianer Nordamerikas; Smithson. Rep. 1885, II.
35	**Twanas.**	Ostasiat. Amerik. Algonkin. Lenni-Lennape.	Washingt. Territory.	Während einer durch starke Regengüsse verursachten Fluth, welche alles Land überschwemmte, retteten sich die guten Indianer in Kähnen auf die höchsten Berge der Olympic Range, und als das Wasser auch über diese hinwegging, banden sie ihre Kähne mittelst langer Seile aus Cedernzweigen an die hohen Bäume, um nicht weggeschwemmt zu werden.	Eells, Tradit. of the Deluge. American Antiquarian 1878,
36	**Lummi-Indianer.**	Ostasiat. Amerik. Algonkin. Lenni-Lennape.	Washingt. Territory.	Einst wurde das ganze Land überschwemmt bis auf einen einzigen hohen Berg im Kaskadengebirge, auf den sich ein alter Mann auf einem Floß rettete. Diesen bei Steilacoom gelegenen Berg nennen die Indianer „das alte Land".	Eells a. a. O.
37	**Tolowa.**	Ostasiat. Amerik. Kalifornier.	Kalifornien.	Während eines lange anhaltenden Regens stieg das Wasser, bis alle Thäler überschwemmt waren. Die damals sehr zahlreichen Indianer flüchteten auf die Höhen, wurden aber auch hier vom Wasser ereilt und ertranken. Nur ein Paar wurde gerettet, welches den höchsten Berggipfel erreicht hatte. Dieser Berggipfel wird von den verschiedenen Kalifornischen Stämmen verschieden benannt. Bei den Mattoal ist es der Taylor's Peak.	Contributions to North Amer. Ethnology 1877.
38	**Maidu.**	Ostasiat. Amerik. Kalifornier.	Kalifornien.	In alter Zeit wohnten die Indianer im Sacramentothale. Plötzlich entstand eine mächtige Wasserfluth, so daß das ganze Thal einem Meere glich. Die Indianer flohen, ertranken aber dennoch. Nur zwei retteten sich auf die Berge. Später riß der große Mann (Gott) die Seite eines Berges auf und die Wasser flossen ab ins Meer.	Contributions etc.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
39	**Ashochimi oder Wappo.**	Ostasiat. Amerik. Kalifornier.	Kalifornien.	Vor langer Zeit wurden in einem großen Wasser, welches alles Land bedeckte, alle lebenden Wesen mit Ausnahme des Coyote (Prairiefuchses) ersäuft, der dann die Erde dadurch wieder bevölkerte, daß er die Schwanzfedern von Vögeln in die Erde pflanzte, die sich dann zu Menschen auswuchsen.	Contributions etc.
40	**Zuni.**	Ostasiat. Amerik. Isolirte Stämme von Sonora und Texas. Pueblos.	Neumexiko.	Die Zuni wurden einst aus dem Thale durch eine große Wasserfluth nach der reichen und schönen Mesa (Abfall des Tafellandes) getrieben; als die Fluth immer höher stieg und bereits den Rand der Mesa erreichte, wurde der Sohn und die Tochter von zwei Priestern in die Wogen geworfen, um das böse Element zu besänftigen.	Mos. Stevenson, Fifth Annual Rep. Bureau of Ethnology, Washington 1887.
41	**Thlinkiten.**	Ostasiat. Amerik. Nordweststämme.	Alaska.	Jelch, der Rabe, der große Schöpfer, hatte für seinen Oheim, der ihn umzubringen trachtete, einen großen Tintenfisch gefangen. Der Tintenfisch schwoll auf, bis er das ganze Haus erfüllte. Zugleich stieg das Wasser und alle Menschen kamen um. Jelch aber zog einen Vogelbalg an und gab einen zweiten seiner Mutter; dann erhoben sich beide in die Luft. Jelch flog so hoch, daß er mit seinem Schnabel an den Himmel stieß und zehn Tage an demselben hängen blieb. Die Fluth stieg so hoch, daß sie ihm bis an die Füße reichte. Als sich das Wasser verlief, kam er wieder auf die Erde herab. Nach einer andern Sage der Thlinkiten retteten sich Menschen in einem großen schwimmenden Gebäude, welches beim Zurückweichen des Wassers auf einem unter der Oberfläche befindlichen Felsen zerschellte und so die Zerstreuung der Menschen und die verschiedenen Sprachen herbeiführte.	Krause, Die Thlinkit-Indianer, Jena 1885; Holmberg, Ethnogr. Skizzen, Helsingfors 1855.
42	**Bella-Coola-Indianer.**	Ostasiat. Amerik. Nordweststämme.	Nordamerika. (Am Stillen Ocean.)	Masmasalanich, der mächtigste Gott der Bella-Coola, hatte die Sonne mit der Erde durch ein langes Tau verbunden, welches beide in angemessener Entfernung von einander hielt und verhinderte, daß die Erde im Ocean versank. Einstmals streckte er das Tau, in Folge dessen die Erde so tief sank, daß die Gewässer alles Land bis zu den Gipfeln der Berge bedeckten. Viele Menschen, welche sich in ihre Boote geflüchtet hatten, kamen um, andere wurden weit verschlagen. Als Masmasalanich das Tau wieder verkürzte, tauchte die Erde wieder aus den Fluthen empor und die Menschen verbreiteten sich wieder aufs Neue. Die verschiedenen Stämme hatten aber jetzt neue Wohnsitze und vielerlei Sprachen.	Boas, Originalmittheilungen aus der ethn. Abth. d. kgl. Museen zu Berlin 1886.
43	**Mexikaner.**	Ostasiat. Amerik.	Mexiko.	Die ausführlichsten Fluthsagen Amerikas finden sich bei den verschiedenen Kulturvölkern Mexikos, bei denen überall ein Noe auftritt, der aus einer großen Fluth gerettet wird. Azteken, Tlaskalteken, Zapoteken, Mixteken &c. haben ihren Coxcox, Teocipactli, Tezpi, Nata, welche mit ihren Frauen sich aus der Fluth in Kähnen retteten und das Menschengeschlecht fortpflanzten. Die verbreitetste der Mexikanischen Fluthsagen ist folgende. Im Atonatiuh, d. h. dem Zeitalter des Wassers, bedeckte die ganze Erde eine große Fluth und alle Menschen wurden in Fische ver-	Howe Bancroft, Native Races of the Pacific States III; Humboldt, Vues des Cordillères II; Clavigero, Storia antica del Messico III;

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
				wandelt. Nur ein Mann und eine Frau entkam, indem sie sich in dem ausgehöhlten Stamme einer Cypresse bargen. Der Mann hieß Coxcox, seine Frau Xochiquetzal. Als das Wasser abnahm, landeten sie beim Pik von Colhuacan.	Mac-Culloch, Researches philos. and antiquarian.
44	**Quiché.**	Ostasiat. Amerik. Mayas.	Guatemala.	Die Götter schufen zuerst Menschen aus Thon; da diese aber sehr unvollkommen waren, so zerstörten die Götter ihr Werk wieder durch eine Fluth und schufen neue Menschen, den Mann aus Holz und das Weib aus Harz. Da auch diese noch nicht vollkommen genug waren, so vernichteten sie die Götter abermals durch ein Erdbeben und durch brennendes Harz, welches vom Himmel regnete, und nur wenige entkamen, welche in Waldaffen verwandelt wurden. Endlich bildeten die Götter Menschen aus weißem und gelbem Mais, von denen die Quiché abstammen.	Popol Vuh, Le Livre sacré et les mythes des Quichés, edid. Brasseur de Bourbourg, Paris 1861.
45	**Peruaner.**	Ostasiat. Amerik. Andesstämme.	Peru.	Die Peruaner hatten verschiedene Fluthsagen, darunter folgende. Ein Hirte hatte durch seine sternkundigen Llamas erfahren, daß die Welt von einer Fluth zerstört werden sollte. Er flüchtete sich deßhalb mit den Seinen und mit seiner Heerde auf den Berg Ancasmarca, wo sich bereits eine Menge anderer Thiere zusammengeflüchtet hatte. Kaum war der Hirte hier angelangt, so verließ das Meer seine Ufer und vernichtete alle lebenden Wesen. Der Berg wurde von den Wogen emporgehoben und schwamm gleich einem Schiff. Am fünften Tage begannen die Wasser sich wieder zu verlaufen.	Bancroft, Native Races of the Pacific States V.
46	**Araukaner.**	Ostasiat. Amerik.	Chile.	Nach einem heftigen, mit vulkanischen Ausbrüchen begleiteten Erdbeben entstand eine große Wasserfluth, aus der sich nur wenige Menschen auf einen hohen dreispitzigen Berg retteten, der auf dem Wasser schwamm und von ihnen Thegthcg, d. i. „der Lärmende“ oder „Blitzende“ genannt wird. Sobald nun die Araukaner ein heftiges Erdbeben verspüren, suchen sie sich auf einen Berg zu retten, um sich vor allenfallsigen Ueberfluthungen durch das Meer zu sichern. Dabei versehen sie sich jedesmal mit Lebensmitteln und mit hölzernen Schüsseln, um sich mit letzteren die Köpfe zu bedecken, wenn etwa der Berg, auf dem sie sich befinden, durch die Fluth bis an die Sonne emporgehoben werden sollte.	Molina, Eroberung von Chili, Leipzig 1791.
47	**Kariben.**	Ostasiat. Amerik. Arowak.-Karibische Stämme.	Haiti.	Jaia, ein Kazike auf der Insel Haiti, hatte die Gebeine seines von ihm wegen eines Vergehens erschlagenen Sohnes nach Landessitte in einem großen Kürbiskrug bestattet, in dem sich dieselben in Fische verwandelten. Als in Jaia's Abwesenheit dessen neugierige Brüder in den Krug sahen, ließen sie denselben fallen, so daß er zerbrach. Aus dem zerbrochenen Kruge ergoß sich eine endlose Fluth, welche die ganze Erde überschwemmte, so daß nur noch die Bergspitzen, die heutigen Antillen, daraus hervorsahen.	Wash. Irving's Columbus book VI.
48	**Acawoio.**	Ostasiat. Amerik. Arowak.-Karibische Stämme.	Britisch-Guiana.	Makonaima, der große unsichtbare Geist, hatte einen hohen wunderbaren Baum geschaffen, der alle möglichen Arten von Früchten trug, und denselben seinem weisen Sohne Sigu zur Aufsicht übergeben. Als dieser den Baum fällte, ergoß sich aus dem hohlen Stumpf, der mit unterirdischen	Brett, The Indian Tribes of Guiana, London 1868.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
				Quellen in Verbindung stand, Wasser und überfluthete die ganze Erde. Sigu flüchtete mit seiner Heerde auf die höchste Stelle des Landes, bis die Fluth wieder abnahm.	
49	**Arowaken.**	Ostasiat. Amerik. Arowak.-Karibische Stämme.	Britisch-Guiana.	Die Welt ist in Folge der Uebelthaten der Menschen zweimal zerstört worden; das erste Mal durch Feuer, das zweite Mal durch Wasser. Der weise Häuptling Marerewana, dem das Kommen der Fluth angezeigt worden war, rettete sich mit seiner Familie in einem Kahn, den er durch ein langes Seil aus Lianen an einen Baumstamm befestigt hatte, damit er nicht ins Meer hinausgetrieben wurde.	Brett a. a. O.
50	**Maipuri.**	Ostasiat. Amerik. Arowak.-Karibische Stämme.	Am Orinoco.	Während einer großen Fluth kamen alle Menschen um, bis auf ein Paar, welches sich auf den Berg Tamanaku am Ufer des Asiveru rettete.	Humboldt, Ansichten der Natur I.
51	**Tupinamba.**	Ostasiat. Amerik. Tupistämme.	Brasilien.	Während eines großen Wassers ertranken alle Vorfahren der Tupinamba bis auf einige wenige, welche sich in einem Kahn und auf hohen Bäumen retteten.	Hans Staden, Ausgabe von Klüpfel, Stuttgart 1859.
52	**Tupi.**	Ostasiat. Amerik. Tupistämme.	Brasilien.	Ein weiser Mann Tamanduare stieg auf den Rath Tupe's, des höchsten Wesens der Tupi, mit seiner Familie auf Palmbäume und wartete dort die Ueberschwemmung ab, in welcher das ganze übrige Menschengeschlecht unterging.	Simam de Vasconcellos, Noticios curiosas de Brasil.
53	**Botokuden.**	Ostasiat. Amerik. Isolirte Stämme.	Brasilien.	Die Botokuden berichten gleichfalls von einer großen Ueberschwemmung.	Prinz Wied, Brasilien II.
54	**Carayos.**	Ostasiat. Amerik. Isolirte Stämme.	Am Araguay.	Bei den Caraya fand Dr. Ehrenreich eine Sintfluthsage.	Verh. d. Berl. Anthr. Ges. 1888.
55	**Mesaya.**	Ostasiat. Amerik. Tupi-Stämme.	Am Amazonenstrom.	Bei den Mesaya fand Marcoy eine Fluthsage.	Tour du Monde XV.
56	**Dayaken.**	Ostasiat. Malayen. Eig. Malayen.	Borneo.	Als einmal Dayaken eine große Boaschlange schlachteten und brieten, entstand heftiger Regen, der so lange andauerte, bis alle Berge, nur die höchsten ausgenommen, unter Wasser standen und die ganze Welt ersäuft war. Nur ein Weib rettete sich auf einen hohen Berg und erzeugte mit dem von ihr erfundenen Feuerbohrer eine Nachkommenschaft.	Perham, A Sea-Dyak tradition of the Deluge.
57	**Sandwich-Insulaner.**	Ostasiat. Malayen. Polynesier.	Sandwich-Inseln.	Bastian theilt ein Polynesisches Lied mit, welches die große Fluth behandelt.	Bastian, Die heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881.
58	**Markesas-Insulaner.**	Ostasiat. Malayen. Polynesier.	Markesas-Inseln.	Auf den Markesas-Inseln fand der Englische Matrose Lawson Gesänge von einer großen Fluth.	L. Palmer in Proc. of the lit. and phil. Soc. of Liverp. XXXI.

Nr.	Volk.	Rasse und Stamm.	Wohnsitze.	Inhalt der Sage.	Quellen.
59	**Palau-Insulaner.**	Ostasiat. Malayen. Polynesier. Mikronesier.	Palau-Inseln.	Die Götter, welche bei einem Besuche auf der Erde schlecht empfangen worden waren, schickten zur Strafe zur Zeit des Vollmondes eine ungeheuere Fluth. Eine alte Frau, Milatt mit Namen, welche die Götter bei sich aufgenommen hatte, rettete sich auf deren Rath auf einem Floß, ging aber doch gleichfalls zu Grunde. Die Götter machten sie aber später wieder lebendig.	J. Kubary bei Bastian; Semper, Die Palau-Inseln.
60	**Gesellschafts-Insulaner.**	Ostasiat. Malayen. Polynesier.	Gesellschafts-Inseln.	Der Meergott Ruahatu schickte eine Fluth, welche alle Inseln und die höchsten Bergspitzen bedeckte und alle Inselbewohner vernichtete bis auf einen Fischer, der sich auf Ruahatu's Befehl mit Frau, Kindern und einem Freunde und den wenigen Hausthieren seiner Insel nach der kleinen Koralleninsel Toamarama geflüchtet hatte, die von der Fluth verschont blieb.	W. Ellis, Polynesian Researches II.
61	**Fidschi-Insulaner.**	Papuas. Gemischte Papuas. Melanesier.	Fidschi-Inseln.	Die Fidschi-Insulaner erzählen von einer Fluth, die nach Einigen eine allgemeine war, nach Andern aber nur Theile der Erde umfaßte. Alle stimmen darin überein, daß die höchsten Berge mit Wasser überfluthet waren und die übrig bleibenden Menschen, im Ganzen acht, sich in einem Fahrzeug retteten, das nach Ablauf der Fluth auf Mbengga sitzen blieb.	Th. Williams, Fiji and the Fijians, London 1858.
62	**Neuguineesen.**	Papuas. Unvermischte Papuas. Eig. Papuas.	Distrikt Kabadi auf Neuguinea.	Einst wurde die Erde überschwemmt, so daß nur die Spitzen der höchsten Berge frei blieben. Lohero und sein jüngerer Bruder waren nämlich auf die Menschen erzürnt und warfen einen Menschenknochen in einen kleinen Strom. Da kamen bald die großen Wasser hervor, bildeten ein Meer, bedeckten alles niedrige Land und zwangen die Menschen, in die Berge zu flüchten. Daselbst lebten die Menschen, bis die Wasser wieder zurücktraten.	Chalmers und Gill, Work and Advent. in New Guinea, London 1885.
63	**Neuhebriden-Insulaner.**	Papuas. Gemischte Papuas. Melanesier. Neucaledonier.	Neuhebriden-Insel Aneytum.	Auf der Insel Aneytum findet sich die Sage von einer allgemeinen Fluth.	Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin IX.
64	**Mincopi.**	Papuas. Unvermischte Papuas.	Andamanen.	Pulugu, der Schöpfer, sandte, erzürnt über die Menschen, eine große Fluth, welche das ganze Land bedeckte und alles Lebende zerstörte. Nur zwei Männer und zwei Frauen entkamen, weil sie sich gerade in einem Kahn befanden, und landeten, nachdem sich die Wasser verlaufen hatten, in der Nähe von Wotaemi.	Man im Journ. Anthr. institut. XII.

Erster Theil.

Stammbaum des Menschengeschlechtes.

Erster Abschnitt.

Menschenrassen.

I. Einheit des Menschengeschlechtes.

In früheren Zeiten, als man die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völker der farbigen Rassen nur sehr oberflächlich kannte, war man allgemein überzeugt, daß zwischen den Europäern und diesen Rassen ein himmelweiter Unterschied bestehe, und die Selbstüberhebung der Weißen gegenüber den Farbigen ging so weit, daß einmal, im Jahre 1537, sogar der unfehlbare Ausspruch des Papstes zur Entscheidung darüber angerufen wurde, ob man die letzteren überhaupt zum Menschengeschlecht zählen und sie der Segnungen des Evangeliums theilhaftig machen solle oder nicht. Je mehr man aber mit den fremden Rassen vertraut wurde, desto mehr verschwand der vermeintliche Abstand zwischen den verschiedenen Rassen, und heutzutage sind die Gelehrten dahin gekommen, einzugestehen, daß es überhaupt gar kein sicheres Kriterium gibt, welches zur bestimmten Scheidung der verschiedenen Rassen von einander dienen könnte, und es gibt wohl heutzutage Niemand mehr, der an der Einheit des Menschengeschlechtes und der Abstammung aller Menschen von denselben Stammeltern ernstlich zweifelte.

Daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Art und die verschiedenen Rassen nur Varietäten oder Abarten dieser Art bilden, wird unter anderm durch folgende Thatsachen erwiesen.

1) Allen Rassen ist der aufrechte Gang, die glatte, wenig behaarte Haut, der stark behaarte Kopf und das bärtige Gesicht bei den männlichen Individuen gemeinsam; auch die Anordnung der Schamhaare und der Haare in den Achselhöhlen ist bei allen Rassen dieselbe.

2) Das Knochengerüst unterscheidet sich bei den verschiedenen Rassen so wenig von einander, daß die Skelette von Weißen, Gelben oder

Schwarzen oft nicht mit Sicherheit zu bestimmen sind, und die Zahl und Anordnung der Zähne ist bei allen Rassen genau dieselbe.

3) Die Körpergröße und die Größe des Gehirns weist bei den verschiedenen Rassen nur verhältnißmäßig geringe Schwankungen auf, die geringer sind als die Schwankungen innerhalb einer und derselben Rasse, ja selbst innerhalb eines und desselben Volkes.

4) Die Dauer der Schwangerschaft ist bei allen Rassen die gleiche und alle Rassen können unter einander fortpflanzungsfähige Nachkommen erzeugen, während die Mischlinge von zwei so nahe verwandten Arten wie Pferd und Esel bekanntlich keine Nachkommenschaft erzeugen können. Die Mehrzahl der heutigen Bewohner von Mittel- und Südamerika sind Mischlinge von Amerikanern, Europäern und selbst von Negern. Ebenso sind die Indier ein Mischvolk von Indogermanen und Dravidas, die Polynesier und Melanesier von Malayen und Papuas, die Kaffern von Negern und Hamiten und die heutigen Europäer von Ureuropäern, Westasiaten und Mongolen.

5) Die Rassencharaktere treten an den einzelnen Individuen in der Regel erst nach erlangter Pubertät deutlich hervor und in jüngeren Jahren sind Individuen verschiedener Rassen oft kaum zu unterscheiden. Junge Chinesen, Javaner, Kirgisen würde man sicher für Europäer halten, wenn man sie in Europäische Kleider stecken würde. Selbst an den Schädeln der Kinder soll die Rassenverschiedenheit noch gar nicht nachweisbar sein. Daß die Hautfarbe aller farbigen Rassen in der Jugend heller ist und erst im Laufe der Jahre einen tieferen Ton annimmt, ist bekannt. Negerkinder sind gleich bei der Geburt hellfarbig, werden dann erst röthlichbraun, später schiefergrau und erreichen die völlig schwarze Farbe erst im Laufe von mehreren Jahren. Auch die Kinder der Australier sind anfangs gelblichbraun und werden erst nach und nach dunkel kaffeebraun.

6) Die Uebergänge von einer Rasse zur andern sind so allmählig, daß es oft schwer ist zu entscheiden, ob ein bestimmtes Volk zu dieser oder jener Rasse zu zählen ist. Es gibt kein einziges körperliches Merkmal, welches einer bestimmten Rasse ausschließlich angehörte und nicht in Uebergängen auch bei andern Rassen angetroffen würde.

Haben die vorstehenden physiologischen Thatsachen erwiesen, daß alle gegenwärtig existirenden Menschenrassen nur eine einzige Species bilden, daß sie also sämmtlich von einem einheitlichen Urtypus abstammen, so beweisen die nachstehenden ethnographischen Thatsachen noch mehr, und zwar nicht mehr und nicht weniger, als daß die Voreltern aller heutigen Menschenrassen ursprünglich ein und dieselbe Heimath bewohnt haben und daß dieselben bereits eine im Vergleich mit dem thierischen Zustande ziemlich hohe Kulturstufe erreicht hatten, ehe sie sich trennten, um sich über alle Welttheile zu zerstreuen. Wenn wir die Kulturzustände der niedrigsten

bisher bekannt gewordenen Naturvölker mit einander vergleichen, so finden wir, daß allen folgende, den Menschen von den nächststehenden Thieren unterscheidende, Errungenschaften gemein sind.

1) Alle Völker, auch die auf der untersten Kulturstufe stehenden, verstehen durch Reibung von Hölzern Feuer zu erzeugen und dieses zur Bereitung der Speisen zu verwenden. Nirgends hat man Menschen gefunden, welche das Feuer nicht gekannt oder sich von rohem Fleisch genährt hätten.

2) Alle Menschen kennen irgend eine Art von Bekleidung, mit der sie entweder der Kälte wegen den ganzen Körper oder wenigstens der Decenz wegen die Schamtheile bedecken.

3) Ebenso gibt es bei allen Naturvölkern Wohnungen und sollten diese auch nur aus Zweig- oder Rohrdächern oder aus natürlichen oder künstlichen Erdhöhlen bestehen.

4) Bei allen Völkern finden wir Angriffswaffen, die bei den niedriger stehenden aus Holz, Stein oder Knochen, bei den fortgeschritteneren aus Metallen bestehen.

5) Alle Naturvölker sind bereits mit den primitivsten Handwerken vertraut; sie verstehen die Steine durch Schlagen oder Stoßen zu bearbeiten; das Holz zu schneiden und zu schnitzen, im Feuer zu härten und durch Wärme biegsam zu machen; die Thierhäute durch Schaben und Reiben gebrauchsfähig zu machen und durch Erwärmung thierisches Fett zu gewinnen.

6) Alle Völker waren bereits wenigstens mit den Anfangsgründen der Schifffahrt bekannt, indem sie künstlich ausgehöhlte Baumstämme als Kähne benützten.

7) Die Jagd mit Wurf- oder Schlagwaffen finden wir allgemein verbreitet; fast ebenso verbreitet ist der Fischfang durch Absperrung fischreicher Stellen, mit Hülfe von Netzen, Speeren, Reusen und Angeln.

8) In allen Welttheilen finden wir den Ackerbau verbreitet, wobei nur die kultivirten Getreidearten von einem Erdtheil zum andern verschieden sind. Der Boden wird auf der untersten Kulturstufe mit Grabstock oder Haue bearbeitet.

9) Alle Völker besitzen bereits Hausthiere, und wenn sonst nichts, so doch wenigstens den Hund.

10) Bei allen Völkern finden wir die Kenntniß von wildwachsenden Nahrungs- und Giftpflanzen und den Gebrauch von betäubenden oder nervenerregenden Stoffen.

11) Ueberall findet man die Gewinnung und Benützung der spontanen Erzeugnisse des Thierreiches verbreitet.

12) Alle Naturvölker suchen ihre körperlichen Reize durch Bemalen oder Tätowiren, durch Einsetzen fremder Körper in Ohren, Nasen und

Lippen oder durch Anlegen von Arm- und Beinringen und Halsketten zu erhöhen, und überall wird mehr oder weniger Sorgfalt auf den Haarputz verwendet.

13) Ueberall trifft man bereits die Anfänge von gesellschaftlichen Einrichtungen, in erster Linie die Ehe, vorwiegend polygamisch, mit Spuren von Brautraub, Isolirung der Wöchnerinnen, feierlicher Einführung der Kinder in die Welt, und von Jünglings- und Jungfrauenweihen.

14) Ueberall findet man die Eintheilung in Stämme oder Verwandtschaftsgruppen, häufig mit einem gemeinsamen Symbol, nach dem der betreffende Stamm benannt wird.

15) Der Staat beruht überall auf patriarchalisch-aristokratischer Grundlage mit Häuptlingen, Aeltesten, Sklaven und mit Standesunterschieden, indem häufig die einen Stände für rein, die andern für unrein gelten.

16) Bei allen Völkern finden sich bereits die Anfänge von völkerrechtlichen Bestimmungen in der Form von Kriegserklärungen und Friedensschlüssen und Schutz des Handels. Ueberall gelten Weiß oder Grün als Friedensfarben.

17) Ueberall gibt es ferner eine Justiz auf Grundlage von Gottesurtheilen, Blutrache und Schadenersatz durch Loskauf.

18) Bei allen bekannten Völkern hat man Spuren von Religion gefunden; überall gab es Priester, die zugleich Zauberer und Aerzte waren und in ihren Verzückungen den Verkehr mit der Geisterwelt vermittelten. Ueberall findet man den Glauben an ein höchstes, uraltes, unsichtbares Wesen, an Geister, die Seelen Verstorbener und an vergöttlichte Menschen, an Divination und an ein Jenseits, das nur schwer und mit großen Hindernissen zu erreichen ist. Der Glaube an die Fortexistenz der Seelen Verstorbener wird konstatirt durch die verschiedenen Beisetzungsgebräuche, welche sich in den mannigfaltigsten Formen bei allen Völkern wiederfinden.

19) Endlich besitzen alle Völker und Rassen eine mehr oder weniger ausgebildete Lautsprache, und zwar sind die zur Mittheilung von Gedanken dienenden Laute in allen Sprachen nahezu dieselben, während, wenn die verschiedenen Sprachen ganz unabhängig von einander entstanden wären, von den jetzt gebräuchlichen völlig verschiedene Laute und verschiedene Methoden des Gedankenaustausches denkbar wären. Nach Geiger stimmen alle Sprachen der Welt in folgenden vier Punkten überein:

a) im Umfange der Lautmittel;
b) in den Begriffen;
c) in den Gesetzen der Lautentwicklung;
d) in der Verwandtschaft der Begriffe, welche jedem derselben einen bestimmten andern zum Ursprung anweist.

Platz schreibt über diesen Gegenstand: „So herrschen die verwandtschaftlichen Beziehungen über alle Sprachen der Welt; es ist ebenso unmöglich, eine scharfe Grenzlinie zwischen den Sprachen zu ziehen, wie zwischen den verschiedenen Formen der Menschheit. Wer diese vielfältigen, ja allseitigen Berührungen aufmerksam erwägt, kann nur eine Folgerung aus ihnen ziehen, nämlich, daß diese vielen Sprachen nichts anders sind, als mit der Zeit entstandene Variationen einer einzigen Ursprache. Chamisso hat ganz recht, wenn er sagt: ‚Wir ahnen, daß, wenn irgend Jemand mit der nothwendigen Sprachkenntniß versehen alle Sprachen der redenden Welt überblicken und vergleichen könnte, er in ihnen nur verschiedene, aus einem Urquell entstandene Dialekte erkennen würde.‘ Withney sagt: ‚Die Entwicklungslinien aller Sprachstämme weisen auf denselben ursprünglich gleichen Zustand formloser Wurzeln hin. Eine Unmöglichkeit liegt in der Annahme eines einheitlichen Ursprungs nicht.‘“

Daß die Urmenschen vor ihrer Trennung in verschiedene Rassen bereits eine Sprache besessen haben müssen, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß dieselben, wie vorhin erwähnt, bereits in Stämme und Familienverbände vereinigt waren, was ohne Sprache undenkbar wäre.

Wenn wir die soeben aufgezählten zahlreichen kulturellen Errungenschaften betrachten, welche die über den ganzen Erdball verbreiteten Naturvölker gemein haben, so ist es unmöglich anzunehmen, daß bei allen alle diese Erfindungen unabhängig von einander in ganz gleicher Weise entstanden sein sollten. Dieß wird um so weniger wahrscheinlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß der menschliche Geist zwar über ein gehöriges Quantum von Phantasie, aber nur über ein sehr bescheidenes Maß von Erfindungsgabe verfügt, und daß alle menschlichen Erfindungen entweder einem puren Zufall zu verdanken sind oder nur mit unendlicher Mühe durch fortwährendes Verbessern des bereits Bekannten zu Stande gebracht worden sind. Unter allen menschlichen Erfindungen ist in Anbetracht der begleitenden Umstände die Erfindung des Feuers nicht nur die folgenreichste, sondern auch die schwierigste gewesen, da der Proceß, durch welchen sich die wilden Völkerschaften Feuer verschafften und noch verschaffen, nämlich mittelst Reibens von zwei Hölzern von verschiedener Härte oder durch eigene Feuerbohrer, sehr komplicirt und langwierig ist. Es würde allen Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung widersprechen, wenn man annehmen wollte, daß eine solche Erfindung, die von dem noch auf einer nahezu thierähnlichen Kulturstufe stehenden Erfinder jedenfalls nicht weniger Genialität erforderte, als die Entdeckung des Gravitationsgesetzes oder der Dampfmaschine, unabhängig von einander an den verschiedensten Enden der Erde gemacht worden sei, besonders wenn wir bedenken, daß selbst bei den hochentwickelten Kulturvölkern der Neuzeit wichtige Erfindungen nur ganz sporadisch und in großen Zwischenräumen auftreten, und daß noch nie

eine größere Erfindung zweimal an verschiedenen Orten gemacht worden ist. Man nimmt zwar gewöhnlich an, daß die Europäer und Chinesen den Kompaß, den Buchdruck und das Schießpulver unabhängig von einander erfunden hätten; wer aber die näheren Umstände und die Zeit der angeblichen Erfindungen ins Auge faßt, kann nicht darüber in Zweifel sein, daß die erwähnten Europäischen Erfindungen auf Chinesische Quellen zurückzuführen sind.

In Anbetracht der oben aufgezählten physiologischen und ethnographischen Merkmale, welche alle Völker und Rassen der Erde gemein haben, kann man, glaube ich, nicht mehr länger darüber im Zweifel sein, daß alle heutigen Menschenrassen von einer einzigen Urrasse abstammen, daß diese Urrasse sich von einem bestimmten Punkte der Erde aus allmählig über den ganzen Erdball verbreitet hat, und daß sie vor ihrer Zerstreuung bereits denselben Kulturgrad erreicht hatte, den wir bei den auf der tiefsten Kulturstufe stehenden Völkern, wie den Australiern und Buschmännern, heute noch finden.

II. Veränderlichkeit der Rassen.

Gegen die Abstammung der verschiedenen Menschenrassen von einer einzigen Urrasse scheint der Umstand zu sprechen, daß sich die gegenwärtig existirenden Rassen in historischer Zeit nicht merklich geändert haben. Friedrich Müller schreibt in seiner „Allgemeinen Ethnographie“ auf Seite 47: „In Betreff des Rassencharakters hat man durch wiederholte Beobachtungen die Erfahrung gemacht, daß er keineswegs so schwankend ist, als man nach den zwischen den einzelnen Rassen existirenden Uebergängen glauben könnte. Im Gegentheil ist der Rassencharakter so fest und beständig, daß weder der Einfluß der Zeit, noch auch eine Veränderung des Aufenthaltes denselben bedeutend zu modificiren vermögen. Ein besonders instruktives Beispiel ist der Neger. Wir finden denselben schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern abgebildet, und zwar mit denselben charakteristischen Merkmalen wie heut zu Tage. Es ist derselbe Krauskopf, es sind dieselben wulstigen, aufgeworfenen Lippen, dieselbe dicke Stumpfnase. Es hat also der Zeitraum von etwa 5000 Jahren nicht vermocht, den Neger irgendwie für uns wahrnehmbar umzugestalten.“

Wäre die Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale wirklich so groß, wie Müller und mit ihm viele andere annehmen, so wäre die Abstammung aller Menschen von Einer Urrasse allerdings schwer zu erklären oder man müßte wenigstens ungeheuere Zeiträume von Hunderttausenden, ja von Millionen von Jahren zu Hülfe nehmen, um die bedeutende Differenzirung der Menschen erklären zu können. Man kann sich aber bei näherer Unter-

suchung der Angelegenheit leicht überzeugen, daß es mit der Konstanz der Rassenmerkmale gar nicht so weit her ist, wie man gewöhnlich annimmt. Wenn die Neger Afrikas sich im Laufe von 5000 Jahren nicht merklich verändert haben, so beweist dieß gar nichts, denn es ist nicht abzusehen, warum sich der Negertypus geändert haben sollte, da die Neger diese ganzen 5000 Jahre sich in Afrika eben genau unter denselben klimatischen Verhältnissen befunden haben, unter denen sich die Negerrasse ausgebildet hatte. An den nach Amerika importirten Negersklaven kann man dagegen beobachten, daß sich der Negertypus schon nach einigen Generationen ändert, indem die Hautfarbe weniger dunkel und die Gesichtszüge weniger negerartig werden, und zwar nicht etwa bloß in Folge von Rassenvermischung.

Wie leicht sich eines der wichtigsten Rassenmerkmale, die Hautfarbe, ändert, ist bekannt. Wie sehr die hellere oder dunklere Hautfarbe vom Klima abhängt, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Vertheilung der dunklen und hellfarbigen Rassen auf der Erde betrachtet. Die dunkelfarbigen Rassen finden sich nur in den Tropen, und die Hautfarbe wird desto heller, je weiter man sich vom Aequator entfernt. Da man doch nicht annehmen kann, daß sich die Menschen mit Absicht entsprechend ihrer Farbennüancirung auf der Erde vertheilt haben, so bleibt nur übrig anzunehmen, daß die verschiedenen Rassen ihre spezielle Färbung erst erhalten haben, als sie bereits an der betreffenden Stelle der Erde angesiedelt waren. Alle Europäer, welche nach heißen Gegenden auswandern, nehmen schon nach ein paar Jahren eine dunklere Hautfarbe an. Die in dem trockenheißen Klima Turkestans akklimatisirten Europäer kann man in Bezug auf die Hautfarbe schon nach wenigen Jahren nicht mehr von den umwohnenden Türkischen Völkerschaften unterscheiden. Die von Europäern in Turkestan gebornen Kinder aber zeigen meistens schon von Anfang an eine gelbliche mongolenähnliche Farbe. Die Türkischen Kirgis-Kaisaken, welche gegenwärtig die Kirgisensteppen, d. h. dieselben Gegenden bewohnen, welche früher die Skythen, das ist die Vorfahren der Germanen und Slawen, innegehabt hatten, haben an den bedeckten Körpertheilen eine ebenso weiße, ja selbst eine weißere Hautfarbe als die heutigen Europäer. Steigt der Abessynier, dessen Haut gewöhnlich olivenbraun ist, aber während der Regenzeit jedesmal heller wird und sich dann dem rosenfarbigen Teint der Europäer nähert, aus dem Hochlande in die Thäler herab, so nimmt er eine schwarzbraune Farbe an. Ebenso sind unter den Peruanern die Bergbewohner von viel hellerer Farbe als die Bewohner der Ebenen.

Daß auch die Behaarung durch die klimatischen Verhältnisse und durch die Lebensweise beeinflußt wird, unterliegt gleichfalls keinem Zweifel. Während der warmen Jahreszeit wachsen die Haare schneller als während

des Winters; Noth, Elend und schlechte Nahrung machen das menschliche Haar dünn und hinfällig. In Amerika wird das Haar der Europäer straff, das der Neger weniger wollig. Auch an mir selbst habe ich ein Straffwerden der Haare während meines 15jährigen Aufenthaltes in Turkestan wahrgenommen.

Wie sehr die Körpergröße durch Klima und Lebensweise bedingt wird, kann man am besten an den Amerikanern ersehen, die anerkannter Maßen eine einzige Rasse bilden. Die Amerikanische Rasse weist ihre kleinsten Vertreter im äußersten Norden und Süden auf, während die Patagonier zu dem größten Menschenschlag gehören.

Selbst der größere oder geringere Luftdruck hat, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, Einfluß auf den menschlichen Organismus. Nach den Untersuchungen von Bär ist der Schädel bei den Bewohnern von Tiefländern flacher als bei den Gebirgsbewohnern, deren Schädel mehr gewölbt ist. Den eigentlichen häßlichen Negertypus findet man nur in den Tiefländern, während in den benachbarten höheren Regionen die den Bewohnern der Tiefländer nahe verwandten Negerstämme geistig wie körperlich viel besser ausgestattet sind.

Daß der Mensch vom Klima und der Lebensweise nicht unabhängig sein kann, kann man schon a priori erwarten, wenn man sieht, welch großen Einfluß diese Faktoren auf die Thierwelt ausüben, obwohl deren verschiedene Arten viel kleinere Gebiete einnehmen als der Mensch, dessen Verbreitungsgebiet vom Aequator bis zum 75. Breitegrad und von der Meeresküste bis auf 17 000 Fuß Meereshöhe reicht. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß in kalten Klimaten bei den Thieren Körpergröße, Wachsthum und Fruchtbarkeit abnimmt und die Entwicklung des geschlechtlichen Lebens langsamer vor sich geht. Werden die Thiere in andere Klimate versetzt, so treten nicht nur in den äußeren Weichtheilen, sondern häufig selbst in Skelett und Schädel namhafte Aenderungen ein. Einen sehr großen Einfluß hat Klima und Nahrung bekanntlich auf die Haarbekleidung der Thiere. Unter einem kalten Klima wird die Haarbekleidung dicker und länger und dabei zugleich auch heller, mitunter sogar ganz weiß. Bei den Turkestanischen Kameelen, welche während der kalten Jahreszeit mit einem ungemein dichten Wollkleid versehen sind, fällt mit Eintritt der warmen Jahreszeit die Wolle vollständig ab und sie bleiben dann längere Zeit vollständig nackt. In Turkestan verlieren selbst die Pferde, welche den ganzen Winter über der Kälte ausgesetzt sind, während der heißen Jahreszeit immer einen großen Theil ihrer Haare. Die aus Europa nach Westindien und Westafrika importirten Schafe verlieren schon nach der dritten Generation die Wolle am ganzen Körper mit alleiniger Ausnahme der Lendengegend. Die halbwilden Schweine in den Thälern von Neugranada sind fast ganz nackt, während sie in einer Höhe von 5—8000 Fuß unter den Borsten

eine dicke Wolle erhalten. In Angora haben Ziegen, Hunde, Kaninchen und Katzen feine vließige Haare, welche ihren Seidenglanz den warmen Sommern, ihre Dichte aber den kalten Wintern verdanken. Werden die Angoraziegen auf einen andern Boden versetzt, so arten sie sofort aus. Auch die Karakulschafe in Buchara, welche die geschätzten sogenannten Astrachanpelze liefern, gedeihen nur auf den Weiden von Karakul und sie verlieren sofort die spezifische Eigenschaft ihres Felles, wenn sie nur 50 Kilometer weiter auf andere Weiden versetzt werden. Auch in England hat man die Abhängigkeit der Wolle der verschiedenen Schafrassen von den Weideplätzen unzweifelhaft konstatirt.

Allen unsern Oekonomen ist bekannt, daß die Hausthiere bei gesundem und reichlichem Futter rasch wachsen. Im Rhonedelta, wo die Pferde im Freien leben, hat man bemerkt, daß man einen größeren Nachwuchs dadurch erzielen kann, daß die Stuten gegen die rauhe Witterung geschützt und besser gefüttert werden. In Turkestan sind die Pferde der Kirgisen bedeutend kleiner als die der ansässigen Sarten und Tadschiken, obgleich alle unzweifelhaft zu ein und derselben Rasse gehören, offenbar nur deßhalb, weil die Pferde der Ansässigen in Ställen untergebracht und das ganze Jahr über genügend gefüttert werden, während die Pferde der Nomaden in ihrem ganzen Leben nie unter Dach kommen und jeden Winter eine Hungersnoth durchmachen müssen. Unsere Hauskatze ist nach Rengger in Paraguay um ein Drittel kleiner geworden und hat zartere Glieder und kürzere, glänzende und eng anliegende Haare erhalten. Das Amerikanische Hornvieh, welches bekanntlich von Zuchtthieren abstammt, die aus Europa eingeführt worden waren, ist in Bezug auf Größe und Schädelbildung vom Europäischen Hornvieh ganz verschieden. Die einen haben Fettbuckel, andere hängende Ohren, wieder andere lange Mähnen, und während die einen ein Gewicht von 40 Zentnern erreichen, haben andere nur die Größe eines gewöhnlichen Kalbes. Die nach den Shetland- und Falklandinseln importirten Pferde wurden nach mehreren Generationen kleiner und schwächlicher und verwandelten sich in Ponys, während das dahin ausgeführte Hornvieh sich zu einer größeren Rasse ausbildete, als die Stammeltern gewesen waren.

Auch ganz zufällige Umstände, wie z. B. Verletzungen, können zur Entstehung ganz neuer Rassen Veranlassung geben. So kann man dadurch schwanzlose Hunderassen züchten, daß man mehrere Generationen hindurch konsequent beiden Geschlechtern den Schwanz abschneidet. Platz erzählt, daß vor einiger Zeit in der Nähe von Jena einem Zuchtstier beim Zuschlagen der Stallthür der Schwanz an der Wurzel abgequetscht wurde und daß alle später von diesem Stier erzeugten Kälber ohne Schwanz zur Welt kamen. In Paraguay gibt es eine Rasse von hornlosen Rindern, welche sämmtlich von einem einzigen Zuchtstier abstammen, der im Jahre 1870 von gewöhnlichen gehörnten Eltern, aber hornlos erzeugt worden war.

Wie sehr z. B. die Fischbrut von den auf die Eier einwirkenden Schädlichkeiten abhängig ist, war den Japanesen schon seit lange bekannt und sie erzeugen durch Schütteln und Stoßen der Eier des gewöhnlichen Goldfisches zweiköpfige und zweischwänzige Fische. Daß sich dasselbe Experiment mit Erfolg auch an Hechteiern anstellen läßt, hat vor einigen Jahren Professor Weber demonstrirt.

Vergleicht man die wenigen hier aufgezählten Thatsachen, so kann man sich allerdings darüber wundern, daß die Einwirkungen, welche Klima, Lebensweise und sonstige Umstände auf die Thierwelt hervorbringen, mit den von denselben Umständen beim Menschen verursachten Veränderungen der Rassenmerkmale in gar keinem Verhältniß stehen. Die größere Immunität der Menschen gegen äußere Einflüsse läßt sich aber sehr leicht dadurch erklären, daß der Mensch die Einwirkung von Klima und Nahrung zum größten Theil zu eliminiren versteht, indem er sich durch seine Kleidung und Wohnung vom Klima und durch den Gebrauch von gekochter Nahrung auch von der Wirkung der verschiedenen Lebensmittel mehr oder weniger unabhängig macht, während die Thiere vollständig den Einflüssen von Klima und Nahrung ausgesetzt sind. Dadurch erklärt sich auch, warum die Rassenmerkmale jetzt, nachdem die Menschen bereits einen ziemlich hohen Kulturgrad erreicht haben, nahezu konstant geworden sind, und warum früher, als die Menschen noch auf einer mehr thierähnlichen Stufe standen, die abweichenden Rassenunterschiede sich ausbilden konnten, ohne daß man für die Dauer dieser Entwicklung besonders große Zeiträume in Anspruch zu nehmen brauchte.

III. Rassenmerkmale.

In Anbetracht der großen Verschiedenheiten, welche zwischen den verschiedenen Abtheilungen des Menschengeschlechtes in Bezug auf körperlichen Habitus herrschen, möchte man glauben, daß es eine Menge Unterscheidungsmerkmale geben müßte, welche zur wissenschaftlichen Klassifikation dienen könnten. Sieht man sich aber die Sache genauer an, so findet man, daß es kein einziges sicheres Kriterium gibt, welches in allen Fällen gültig wäre, und kein einziges körperliches Merkmal, welches ausschließlich nur einer bestimmten Rasse zukäme. Darwin sagt in dieser Beziehung: „Die Unterscheidungsmerkmale aller Rassen der Menschen sind in hohem Grade variabel. Es kann bezweifelt werden, ob irgend ein Charakter angeführt werden kann, welcher für eine Rasse distinktiv und konstant ist. Die Rassen der Menschen gehen gradweise in einander über und zwar, so weit wir es beurtheilen können, in vielen Fällen ganz unabhängig davon, ob sie sich mit einander gekreuzt haben oder nicht."

Das auffallendste und nächstliegende Rassenmerkmal bildet die verschiedene Hautfarbe und diese wurde deßhalb auch von jeher für die Rasseneintheilung benützt und dieß um so mehr, als von der Hautfarbe auch der spezifische Geruch der Ausdünstung bei den verschiedenen Rassen abhängt.

Linné stellte auf Grund der verschiedenen Hautfarbe vier Menschenrassen auf:

1) Homo rufus (Amerikaner),
2) „ luridus (Asiaten),
3) „ niger (Afrikaner),
4) „ albus (Europäer).

Auch Blumenbach, der zuerst eine eigentlich wissenschaftliche Eintheilung des Menschengeschlechtes zu machen versuchte, stützte sich noch lediglich auf die Farbenunterschiede und unterschied fünf Rassen:

1) Kaukasische Rasse,
2) Mongolische Rasse,
3) Aethiopische Rasse,
4) Amerikanische Rasse,
5) Malayische Rasse.

Man überzeugte sich aber bald, daß die Eintheilung lediglich auf Grund der Hautfarbe unstichhaltig ist, weil gerade die Hautfarbe zu den variabelsten Rassenmerkmalen gehört. Auf Grund der Hautfarbe müßte man z. B. die Finnen und selbst die Kirgis-Kaisaken zu den Kaukasiern, und manche Südeuropäer und die Hottentotten zu den Mongolen, Indianern oder Malayen rechnen. Die Indianer Amerikas, die doch ganz offenbar nur eine einzige Rasse bilden, müßten dann in mehrere Rassen geschieden werden, da bei denselben die Hautfarbe alle möglichen Schattirungen von der weißen Farbe der Kaukasier bis zu der dunkelbraunen Farbe der Afrikaner aufweist[1]). Auch müßte man dann einen nach Centralasien oder unter die Tropen versetzten Europäer auf Grund seiner gebräunten Haut zu den Mongolen rechnen u. s. f. Aus dem Gesagten ersieht man wohl zur Genüge, daß die Hautfarbe kein sicheres Kriterium zur Rasseneintheilung abgeben kann.

Ein bedeutend sichereres Unterscheidungszeichen bildet die Behaarung, welche sich viel konstanter vererbt und auch weniger Veränderungen durch

[1]) Platz (Der Mensch. Sein Ursprung, seine Rassen und sein Alter) sagt von den Amerikanern: „Bei der Urbevölkerung Amerikas finden wir alle Farben vor. Die Charrua in Brasilien, die Kariben auf der S. Vincent-Insel im Mexikanischen Meerbusen, die Yamassi in Florida, die Aymara sind ganz schwarz (?); die Botokuden sind gelbbraun; die Sonora kupferroth; die Boroas in Chile ganz hellblond; in Maracapama waren junge indianische Frauen ganz von europäischer Weißheit; unter den Pehuenchen kamen auch auffallend weiße Indianer vor, die in der Farbe ganz einem deutschen Bauern glichen. Nach Kolberg sind die Indianer im Hochland von Quito so weiß von Farbe, so wohl gebaut, von so angenehmer und intelligenter Physiognomie, daß man sie unter den Europäern wohl kaum herauskennen würde, wenn sie die nämliche Kleidung trügen.“

klimatische Einflüsse unterworfen ist als die Farbe der Haut. Die Behaarung der verschiedenen Rassen unterscheidet sich erstens in Bezug auf die Farbe, zweitens in Bezug auf die Struktur und drittens in Bezug auf die Dichtigkeit. In Bezug auf die Farbe sind vier Arten zu unterscheiden: Schwarzhaarige, Braunhaarige, Rothhaarige und Blondhaarige. Zu den Schwarzhaarigen gehören die Hottentotten, Neger, Kaffern, Dravidas, Papuas, Australier, Mongolen, Indianer, Sibirjaken, Malayen und Ureuropäer; zu den Blonden, Braun- und Rothhaarigen ein Theil der Westasiatischen und der Mongolischen Rasse.

In Bezug auf die Struktur des Haares zerfallen die Menschen in Wollhaarige, Lockenhaarige und Straffhaarige. Bei den Wollhaarigen hat das Haar einen bandartigen, bei den Lockenhaarigen einen elliptischen und bei den Straffhaarigen einen cylindrischen Querschnitt. Die Wollhaarigen zerfallen wieder in Vließhaarige und Büschelhaarige, bei welchen letzteren die Haare zu einzeln stehenden Büscheln vereinigt erscheinen. Zu den Büschelhaarigen gehören die Hottentotten und Papuas; zu den Vließhaarigen die Neger und Kaffern; zu den Straffhaarigen die Australier, Sibirjaken, Amerikaner, Malayen und Mongolen und zu den Lockenhaarigen die Nubas, Dravidas und Westasiaten.

Was die Stärke des Haarwuchses betrifft, so haben die Westasiaten den kräftigsten Bartwuchs, während dieser bei den andern Rassen mehr oder weniger schwach entwickelt ist oder auch fast ganz fehlt. Die üppigste Haarbekleidung des Körpers weisen ebenfalls die Westasiaten, besonders die Semiten, und in zweiter Linie die Indogermanen auf. Die spärlichste Körperbehaarung, abgesehen von den Kopfhaaren, findet man bei den Mongolen, Sibirjaken, Indianern, Malayen und Hottentotten. Der Backenbart ist nur bei den Westasiaten stark entwickelt und fehlt den übrigen Rassen entweder ganz oder ist nur spärlich vorhanden.

Häckel theilte auf Grund der verschiedenen Behaarung das ganze Menschengeschlecht in folgende zwölf Rassen:

I. Wollhaarige.	A. Büschelhaarige.	1) Hottentotten,
		2) Papuas.
	B. Vließhaarige.	1) Neger,
		2) Kaffern.
II. Schlichthaarige.	A. Straffhaarige.	1) Australier,
		2) Hyperboreer,
		3) Amerikaner,
		4) Malayen,
		5) Mongolen.
	B. Lockenhaarige.	1) Dravidas,
		2) Nubas,
		3) Mittelländer (Kaukasier).

Wie man sieht, entspricht auch diese Eintheilung noch nicht der Wirklichkeit, indem z. B. die Dravidas, die doch innig mit den Negern, Papuas und Australiern zusammenhängen, mit den Kaukasiern in eine Klasse zusammengeworfen erscheinen; die Australier, die doch unzweifelhaft zu den Negroiden Rassen gehören, sind gar unter die Mongoloiden Rassen gerathen. Die Haarfarbe ist dabei ganz unberücksichtigt geblieben und zwar mit Recht, weil man sonst die blondhaarigen Finnen mit den Indogermanen hätte vereinigen und unter den Kaukasiern Blond-, Roth-, Braun- und Schwarzhaarige hätte unterscheiden müssen.

Es bildet also auch die Körperbehaarung kein unfehlbares Mittel zur Abgränzung der verschiedenen Menschenrassen.

Peschel schreibt in seiner Völkerkunde auf Seite 98 über den Werth der Farbe der Körperbehaarung als Rassenmerkmal: „Zu den strenger vererbten Körpermerkmalen des Menschen gehört seine Haarbekleidung. Schwankend ist freilich die Farbe des Haares, die von Pigmentstoffen herrührt, deren Verschwinden im Alter das Weißwerden nach sich zieht. Rothe Haare kommen in allen Welttheilen vor, selbst unter den Australiern will sie Dumont d'Urville bemerkt haben. Sie sind besonders häufig bei Völkern des finnischen Zweiges, namentlich bei den Wotjaken, aber auch nicht ungewöhnlich unter den Berbern Nordafrikas. Unter diesen gibt es auch helläugige und blondhaarige in Marokko, und schon Skylax kennt blonde Libyer, die Gyzanten, an der Kleinen Syrte. — Dürfen wir daher die Haarfarbe bei der Völkerbeschreibung auch nicht völlig übergehen, so gehört sie doch sicherlich zu den wenig beharrlichen Merkmalen."

Die Körpergröße, welche man gleichfalls bei der Rasseneintheilung zu verwerthen gesucht hat, erweist sich als ein ganz unstichhaltiges Moment. Die mittlere Körpergröße weist zwar von einem Volk zum andern bedeutende Unterschiede auf, aber trotzdem läßt sich auf derselben keine Rasseneintheilung aufbauen, weil innerhalb ein und derselben Rasse oft die verschiedensten Größen angetroffen werden. Die mittlere Körpergröße der Völker schwankt innerhalb der Gränzen 1,44 und 1,85 Meter. Die kleinsten Völker, unter denen überhaupt keine Individuen von mittlerem oder höherem Wuchs vorkommen, finden sich im Süden und Südwesten Afrikas und im Innern dieses Kontinents zerstreut vom obern Sambesi bis Kaffa; in Asien auf den Andamanen, in den gebirgigen Waldgegenden Vorderindiens und auf Malakka, sowie auf dem Malayischen Archipel; ferner gehören dazu auch die Melanesier, Malayen, Ostjaken und Lappen. Eine Größe von 1,64 bis 1,66 erreichen die Kalmüken, Kirgis-Kaisaken, Baschkiren, Chiquitos, Apachen, Eskimos, Australier, Bayern, Franzosen und Mittelitaliäner. Den größten Wuchs erreichen die Patagonier, Comanchen und Pima, die Bewohner des Königin-Charlotte-Archipels, die Polynesier, Kaffern, Schotten, Skandinavier, Kara-Kirgisen und die

Tadschiken und Galtschas in den Quellgebieten des Amu-darja. Wir sehen also innerhalb ein und derselben Menschenrasse die extremsten Körpergrößen vertreten. Zu den Mongolen gehören einerseits die kleinen Kalmüken und Lappen und andererseits die reckenhaften Kara-Kirgisen, während wir unter den Indianern einerseits die kleinen Apachen und Chiquitos, andererseits die riesigen Patagonier finden. Daß die Körpergröße innerhalb ein und derselben Rasse so variabel ist, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie sehr Klima und Lebensweise den Wuchs beeinflussen. So sind die Buschmänner am Südrande der Kalahariwüste auffallend klein, während die im Norden wohnenden viel größer und wohlgebildeter sind, offenbar deßhalb, weil die Nahrung der ersteren spärlich und schlecht ist, während die letzteren ein wildreiches Gebiet bewohnen. Die Türkischen Jakuten sind auf den unwirthlichen Tundren des Nördlichen Sibirien in Folge mangelhafter Nahrung häßlich und verkümmert, in den Südlichen Gegenden dagegen stark und kräftig. Ueberhaupt sind alle in der Nähe des Polarkreises wohnenden Völker von kleinem Wuchs, ohne Rücksicht auf ihre Rassenzugehörigkeit, offenbar deßhalb, weil die große Kälte und die mangelhafte Ernährung nachtheilig auf die körperliche Entwicklung einwirkt. Die kümmerliche Gestalt der Lappen und Buschmänner, ihr kleiner Wuchs und ihre Magerkeit und die Runzelbildung im Gesicht ist nach Virchow lediglich eine Folge ihrer mangelhaften Ernährung. Bollinger schreibt über den Einfluß der Lebensweise auf die Körpergröße: „Durch Messungen an Schulkindern, die in England und Nordamerika neuerdings in größtem Maßstabe angestellt werden, ist zur Evidenz nachgewiesen, daß Stadt- und Landleben, Wohlhabenheit und Armuth Einfluß auf das Wachsthum der Jugend haben. Die interessante Thatsache, daß die eingebornen Nordamerikaner an Körpergröße die eingewanderten Engländer, Schotten, Iren und Deutschen übertreffen, beweist deutlicher als irgend etwas, daß äußere Einflüsse innerhalb relativ kurzer Zeiträume einen wesentlichen Einfluß auf die Durchschnittsgröße des Menschen auszuüben vermögen. Das wirthschaftliche Gedeihen, die günstigen Ernährungsverhältnisse dürften hier als ursachliche Momente in Betracht kommen."

Dasselbe kann man auch an den Kirgis-Kaisaken und Kara-Kirgisen wahrnehmen. Diese beiden Völkerschaften haben noch vor wenigen Jahrhunderten Ein Volk gebildet und unterscheiden sich auch gegenwärtig noch in Bezug auf Sprache, Kleidung und Sitten nicht im Mindesten von einander. Die Kara-Kirgisen gehören aber zu dem größten Menschenschlag, während die Kirgis-Kaisaken nur Mittelgröße erreichen, offenbar deßhalb, weil die Kara-Kirgisen ausgezeichnete Gebirgsweiden und kulturfähiges Land besitzen, während die in den Steppen und Sandwüsten Turkestans nomadisirenden Kirgis-Kaisaken jeden Winter mit Hungersnoth zu kämpfen haben. Dabei muß ich aber bemerken, daß die Sultane der Kirgis-

Kaisaken, welche beständig im Ueberfluß leben, sich durch riesigen Wuchs auszeichnen, und ich habe unter denselben keinen getroffen, den ich mit meinen beiläufig 6 Fuß Bayrisch an Körpergröße übertroffen hätte. Manche waren mir sogar noch beträchtlich über.

Am meisten versprach man sich lange Zeit von der Schädelbildung der Menschen für die definitive Rasseneintheilung, weil der Schädel unter allen körperlichen Merkmalen am wenigsten den Einflüssen des Klimas und der Lebensweise unterworfen ist und, da von der Größe und Gestalt des Schädels auch das Gehirn abhängig ist, derselbe das sicherste Kriterium für die Beurtheilung der geistigen Veranlagung der verschiedenen Rassen abzugeben schien.

Was zunächst die Schädelgröße anbelangt, so müßte diese eigentlich das wichtigste Unterscheidungsmoment bilden, da gerade die Größe des Schädels und des Gehirns es ist, wodurch sich die Menschen am meisten von den ihnen zunächst stehenden Thieren, den Affen, unterscheiden. Der Schädelraum, der selbstverständlich auch von der Körpergröße abhängig ist, schwankt zwischen den höchstgebildeten und den niedersten Rassen um 300 Kubikcentimeter. Einen Schädelraum von 1317 bis 1415 weisen die männlichen Individuen bei den Australiern, Dravidas, Andamanesen, Buschmännern und Neukaledoniern auf, welche sämmtlich zu den kleinen Rassen gehören, während Angehörige der Westasiatischen und Mongolischen Rasse bis zu 1600 Kubikcentimeter aufweisen. Die Neger und Papuas nehmen ungefähr die Mitte zwischen diesen beiden Extremen ein. Die Schädelkapazität gibt also zwar ein sicheres Kriterium ab zur Scheidung der niederen von den höher organisirten Gruppen der Menschheit; sie reicht aber nicht aus, um diejenigen Rassen von einander zu scheiden, welche in Anbetracht ihrer Hautfarbe und Behaarung ganz bestimmt von einander zu trennen sind, wie man sich leicht überzeugen kann bei Betrachtung der auf Seite 36 abgedruckten, von Morton aufgestellten Tabelle, in der die mittlere Schädelkapazität der verschiedenen Völker in Kubikzollen angegeben ist.

Die Form des Schädels wurde von den Anthropologen seit Langem als eines der wichtigsten Rassenmerkmale betrachtet. Man glaubte zuerst, große einfache Unterschiede nach Länge und Kürze der Schädel feststellen zu können, und theilte nach Retzius' Vorgang die Menschen in Langköpfe (Dolichokephale) und Kurzköpfe (Brachykephale). Die Eintheilung in Lang- und Kurzköpfe beruht auf dem sogenannten Schädelindex, der das Verhältniß des Querdurchmessers zum Längsdurchmesser des Schädels angibt. Den Schädelindex erhält man, wenn man die Breite des Schädels durch die Länge dividirt und in dem so erhaltenen Dezimalbruch die 0 wegläßt, d. h. statt 0,75 einfach 75 schreibt. Individuen, deren Schädelindex weniger als 75 beträgt, werden als Dolichokephale, die, deren Schädelindex über 83 beträgt, als Brachykephale, die Individuen mit einem Schädelindex von 75 bis 83 aber als Mesokephalen bezeichnet. Zu den Dolichokephalen

gehören unter andern die Melanesier, Australier, Neger, Eskimos, Araber, Hindus und Irokesen; zu den Brachykephalen die Mongolen, Kelten und Galtschas, während wir unter den Mesokephalen ein buntes Gemisch von Mandschuren, Tungusen, Andamanesen, Gabun-Negern, Nordchinesen, Schweden, Nordwestdeutschen, Flamändern ꝛc. finden. Topinard theilt die

Schädelkapazität der verschiedenen Völker.

Namen der Völker	Mittel	Maximum	Minimum
Engländer	96	105	91
Deutsche	90	114	70
Anglo-Amerikaner	90	97	82
Araber	89	98	84
Gräko-Aegypter aus den Katakomben	88	97	74
Irländer	87	97	78
Malayen	86	97	68
Perser	84	94	75
Armenier	84	94	75
Tscherkessen	84	94	75
Irokesen, Lenni-Lennape, Cherokee, Schoschonen	84	104	70
Afrikanische Neger	83	89	65
Polynesier	83	84	82
Chinesen	82	91	70
Nordamerikaner und Creol-Neger	82	89	73
Hindus	80	91	77
Altägypter aus den Katakomben	80	96	68
Fellachen	80	96	66
Mexikaner	79	92	67
Peruaner	75	101	58
Australier	75	83	68
Hottentotten	75	83	63

auf Seite 37 abgedruckte Tabelle von Schädelmessungen mit, welche am besten zeigt, wie kunterbunt die verschiedenen Rassen durch einander geworfen werden, wenn man dieselben nach ihrem Schädelindex ordnet. In dieser Tabelle sehen wir Angehörige der Ostasiatischen Rasse (Eskimos und Birmanen) die beiden Extreme 71 und 87 vertreten; die hellfarbigen Eskimos stehen auf einer Stufe mit den dunkelfarbigen Australiern; ebenso die Indogermanischen Schweden mit den Maoris Neuseelands, die Angelsachsen mit den Tasmaniern und Assamesen, die Preußen mit den Markesas-Insulanern, die Finnen mit den Sandwich-Insulanern u. s. f.

Bei den Amerikanischen Indianern, an deren Rasseneinheit auf Grund anthropologischer, geographischer und ethnographischer Thatsachen Niemand zu zweifeln einfällt, sind nach Kollmann alle Schädelindices von 63 bis 95 vertreten.

Aus dem Allem geht mit Evidenz hervor, daß dem Schädelindex absolut keine Bedeutung für die Rasseneintheilung zuzuschreiben ist und daß derselbe kein anthropologisches, sondern ein ethnographisches Kriterium bildet. Die Schädelform ist zwar, wie bereits erwähnt, weder vom Klima noch von der Lebensweise abhängig, oder wenigstens nur in einem ganz

Schädelindex der verschiedenen Völker.

Anzahl der gemessenen Schädel	Namen der Völker	Schädelindex
14	Eskimos aus dem Oestlichen Grönland . . .	71,3
28	Australier	71,8
12	Centralindier	73,3
8	Kinder von der Koromandelküste	73,5
31	Irländer	75,0
12	Schweden	75,0
7	Maoris aus Neuseeland	75,0
6	Eskimos aus Mittelgrönland	75,1
6	Eskimos aus dem Westlichen Grönland . . .	75,3
17	Tasmanier	75,6
36	Angelsachsen	76,0
45	Bewohner des Südlichen Himalaja	76,0
8	Assamesen	76,4
7	Bewohner von Kaschgar und Yarkand . . .	76,4
146	Alte Bretagner	77,0
39	Engländer	77,0
34	Markesas-Insulaner	77,6
14	Preußen	78,9
10	Afganen	79,0
116	Sandwich-Insulaner	80,0
10	Finnen	82,0
11	Birmanen	86,6

untergeordneten Maße; auf dieselbe hat aber ein viel wichtigerer und dabei ganz unberechenbarer Faktor Einfluß, nämlich die Willkür des Menschen. Es ist bekannt, wie sehr die Unsitte verbreitet ist, dem Schädel der Kinder in der ersten Lebenszeit, solange die Schädelknochen noch weich sind, durch Einschnüren eine bestimmte Form zu geben und denselben nach den jeweilen herrschenden Schönheitsbegriffen zu deformiren [1]). Auch die Manipulationen

[1]) Peschel schreibt z. B. auf Seite 351 von den Bewohnern der Samoa- und Tonga-Inseln: „Wahrscheinlich im Gegensatz zu den schmalschädligen Papuanen will jede Mutter dort ihrem Kinde die breitere Schädelform nach Möglichkeit verleihen und preßt daher, falls die Natur nicht selbst dazu verhalf, vorsichtig den vorher mit Zeug umhüllten Kopf des eben Geborenen in vier flache Lavascherben ein. Wenigstens bei jeder keilköpfigen Geburt wird dieser Brauch noch heute daselbst befolgt, damit einst den Erwachsenen die sonst wohl zu hörende Schelte nicht treffe: ‚O welch ein Keilkopf! Hat denn der Mann keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?‘“

der Hebammen und die größere oder geringere Weite der Geschlechtsöffnung der Mutter haben offenbar schon im Momente der Geburt einen großen Einfluß auf die Gestalt des in den ersten Tagen noch ganz weichen und elastischen Schädels der Kinder. Ferner kann auch die Art und Weise, wie die Kinder in den ersten Lebenstagen gelagert werden, nicht ohne Einfluß bleiben. Wird das Kind beständig auf den Rücken gelegt und dabei noch auf eine harte Unterlage, so wird der Schädel durch die Schwere des Kopfes in der Längsrichtung zusammengepreßt, wodurch sich im Laufe vieler Generationen ohne Schwierigkeit Brachykephale ausbilden können. Legt man die Kinder dagegen konsequent auf die Seite, oder werden dieselben von der Mutter beständig mit herumgetragen, oder auch, wie es bei manchen Völkern Brauch ist, in vertikaler Lage an der Wand aufgehängt, so behält der Schädel seine ursprüngliche dolichokephale Form bei oder wird im ersten Fall durch den Seitendruck noch mehr abgeplattet. Der Sohn eines meiner Brüder hat einen ganz schiefen Schädel erhalten in Folge des Umstandes, daß er in den ersten Tagen immer nur auf eine Seite gelegt wurde. In Taschkent hatte ich einmal einen Russischen Kutscher, dessen ganz windschiefer Kopf vollständig den Eindruck machte, als wenn ihm Jemand daraufgetreten wäre, solange er noch weich war.

In Turkestan sind alle Völker, ganz gleich ob Arischer oder Mongolischer Abstammung, brachykephal; ich schreibe dieses dem Umstande zu, daß dort die Säuglinge nicht auf den Armen, sondern stets in kleinen Tragwiegen herumgetragen werden, in denen die Kinder beständig auf dem Rücken liegen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung, was der Chinesische Kaiser Kien-hing (1736 bis 1796) in seinem Werk „Mandchou-yuen-lion-kas" sagt: „The ancient Mandchous some days after the birth of a child prepared for it a little hard bed, and laid it thereon face up. Little by little the back of the head was flattened and became larger. The Chinese have a custom opposite to this. They lay the new born upon its side, first right, then left, wherefore the head is made narrower." (Smithsonian Report, 1887, Part II.)

Ein wichtigeres Merkmal als der Schädelindex bildet die sogenannte Prognathie, d. h. das starke Vorspringen der unteren Gesichtstheile, welches dem Gesicht einen mehr oder weniger thierischen Ausdruck verleiht. Die Prognathie ist besonders bei niederen Rassen ausgebildet und verschwindet desto mehr, je höher eine Rasse in kultureller Beziehung steht. Gegenwärtig sind die Europäischen Völker unter allen am wenigsten prognath; mehr prognath sind die Mongolische und Polynesische Rasse; den stärksten Prognathismus zeigen die Neger; aus diesem Grunde wird von den Naturforschern der Prognathismus für das Zeichen eines niederen thierischen Zustandes angesehen. Der größere oder geringere Grad von Prognathismus wird durch den sogenannten Gesichtswinkel gemessen, der auf die

Weise bestimmt wird, daß man eine Linie vom äußern Gehörgang zur Nasenscheidewand und eine zweite vom Oberkiefer nach dem hervortretendsten Punkt der Stirne zieht. Der von diesen beiden Linien eingeschlossene Winkel heißt Gesichtswinkel. Derselbe ist desto spitzer, je größer die Prognathie ist. In neuerer Zeit hat man gefunden, daß der Schädelgrund und zwar besonders das Keilbein mit dem Grade der Prognathie in innigem Zusammenhange steht, und man bestimmt deßhalb gegenwärtig den Gesichtswinkel gewöhnlich in der Weise, daß man diesen Theil des Schädels mit einbezieht. Auch die Lage des Hinterhauptloches und des Arcus zygomaticus ist von der größeren oder geringeren Prognathie abhängig. Nach den neuesten Untersuchungen steht ferner auch die Gehirnentwicklung in einem innigen Zusammenhange mit der Prognathie, was erklärlich macht, warum die stärkste Prognathie in der Regel gerade bei denjenigen Rassen angetroffen wird, welche auch aus andern Gründen auf die niederste Stufe geistiger Entwicklung gestellt werden müssen. Daß übrigens auch die Lebensweise einen bedeutenden Einfluß auf den Grad der Prognathie hat, kann man an den Eskimos ersehen, welche sich ausschließlich von Fleisch nähren.

Das verhältnißmäßig sicherste Merkmal am menschlichen Schädel für die Rasseneintheilung bildet nach Broca der sogenannte Naseninder, d. h. das Verhältniß der Länge der vorderen Nasenöffnung zu deren Breite, welches zugleich den Uebergang vom Menschen zu den Affen anzeigt. Nach den von Broca aufgestellten Tabellen schwankt der Naseninder bei den verschiedenen Rassen zwischen den Größen 35,71 und 72,22. Die Rassen mit einem Naseninder von 35 bis 48 bezeichnet Broca als Leptorrhinen, von 48 bis 52 als Mesorrhinen und die von 53 aufwärts als Platyrrhinen. Zu den Leptorrhinen gehören die weißen Rassen, zu den Mesorrhinen die Mongolen und Amerikaner, mit Ausnahme der Eskimos, welche mit einem Inder von 42,33 zu den Leptorrhinen gehören, und zu den Platyrrhinen die schwarzen Rassen. Der Naseninder der Neger und sonstigen Afrikanischen Rassen ist 55,44, der der Tasmanier, Australier und Neukaledonier 54,66.

IV. Rasseneintheilung.

Im Vorausgehenden haben wir gesehen, daß alle körperlichen Merkmale, wie Hautfarbe, Behaarung, Körpergröße, Schädelbildung innerhalb ein und derselben Menschenrasse großen Schwankungen unterworfen und zum großen Theil von Klima, Lebensweise und zufälligen Einwirkungen abhängig sind. Es gibt kein einziges Merkmal, auf Grund dessen man eine unanfechtbare Rasseneintheilung aufstellen könnte und man kommt zu ganz entgegengesetzten Resultaten, je nachdem man das eine oder andere physiologische Merkmal der Eintheilung zu Grunde legt. Es ist also noth-

wendig, alle erwähnten körperlichen Merkmale zugleich zu berücksichtigen, und außerdem auch noch die geographische Verbreitung, die nachweisbaren Wanderungen und Rassenmischungen und selbst noch die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen, in erster Linie der Sprachforschung heranzuziehen, um zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen. Unter Berücksichtigung aller angeführten Momente zerfällt das ganze Menschengeschlecht in folgende zehn Gruppen oder Rassen:

I. Tropische Rassen.

1) Australier,
2) Papuas,
3) Dravidas,
4) Neger,
5) Kaffern.

II. Südliche Rasse.

Hottentotten.

III. Nördliche Rassen.

1) Nubarasse,
2) Europäische Rasse,
3) Westasiatische Rasse,
4) Ostasiatische Rasse,
   a) Mongolen,
   b) Sibirjaken,
   c) Amerikaner (Indianer),
   d) Malayen.

1) Australier. Die Australische Rasse zerfällt anthropologisch und ethnographisch in zwei Gruppen: die eigentlichen Australier und die Tasmanier. Die ersteren bewohnen das Australische Festland, die letzteren, welche seit dem Jahre 1876 vollständig ausgestorben sind, bewohnten die Insel Tasmanien. Die Hautfarbe der Australier ist dunkel, meistens kaffeebraun, bisweilen schwarz, bisweilen, wie an der Süd- und Südostküste, auch hell kupferroth. Die Hautausdünstung hat einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch. Der Körper ist reichlich behaart. Die Haare sind pechschwarz und haben einen stark elliptischen Querschnitt. Die langen straffen Kopfhaare kräuseln sich ohne wollig zu werden, zeigen Anlage zur Verfilzung und bilden, strahlenförmig vom Kopf abstehend, um denselben eine zottige Krone. Die Körpergröße und die Muskelentwicklung ist wesentlich von den günstigeren oder ungünstigeren Lebensbedingungen abhängig. An der Meeresküste und an den Flüssen sind die Individuen größer und kräftiger als in den trockenen, sandigen Gegenden des Inneren. Im Allgemeinen erreicht aber der Australier nicht Mittelgröße und seine Muskeln sind wenig entwickelt. Die Glieder sind dünn und ausnehmend mager, der Bauch aber ist in Folge der schlechten und unregelmäßigen Ernährung von großem Umfang. Der Knochenbau ist fein und zierlich, von Waden findet sich keine Spur. Die Kopfbildung, welche eine bedeutende Prognathie aufweist, ist bei den Männern schöner als bei den Frauen. Die Wangenbeine sind hoch, der untere Theil der Stirne ist hervorragend, dagegen tritt der obere Theil stark zurück. Die Augen sind tiefliegend, klein und schwarz und stehen nahe bei einander. Das Weiße der Augen hat

meistens einen gelblichen Anflug. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wird aber nach unten sehr breit und ist etwas eingedrückt. Die Ohren sind schwach nach vorne gebogen. Der Mund ist groß und unförmlich, die Zähne aber sind schön und weiß. Die Zähne des Oberkiefers überragen meistens die Zähne des Unterkiefers, ebenso wie auch die Oberlippe gewöhnlich die Unterlippe bedeckt. Das Kieferbein ist zusammengedrückt und das Kinn klein und zurücktretend.

Die Tasmanier unterschieden sich von den eigentlichen Australiern hauptsächlich dadurch, daß ihre Haare kürzer und wolliger und noch mehr zu büschelförmiger Verfilzung geneigt waren als die der Australier, und daß sie eine dunklere, an Schwarz streifende Hautfarbe hatten.

2) Papuas. Den Australiern stehen in Bezug auf körperlichen Habitus am nächsten die Papuas. Die Papuas waren früher offenbar viel weiter verbreitet gewesen, sind aber gegenwärtig, in Folge der Ausbreitung der Malayen auf ihre Kosten, nur mehr eine Rassenruine und noch fortwährend im Rückgang begriffen. Sie finden sich zur Zeit nur noch im unzugänglichen Innern der Philippinen und anderer Inseln sowie der Halbinsel Malakka und bilden die Grundbevölkerung Neu-Guineas, Neu-Britanniens, Neu-Irlands und einiger der Hebriden-Inseln. Mit den Papuas sind auch die Bewohner der Andamanen-Inseln, die Mincopi, verwandt. Die Hautfarbe der Papuas ist tief schwarzbraun oder schwarz, ohne jedoch die Pechschwärze der Afrikanischen Neger völlig zu erreichen. Das auffallendste Kennzeichen der Papuas besteht in ihrem langen üppigen Haupthaar, welches sich zu Büscheln vereinigt und den Kopf perrückenartig mit einer bis zu mehreren Decimeter mächtigen Krone umgibt, die den Stolz jedes Papuas bildet. Das Gesicht bedeckt ein starker und üppiger Bart von derselben krausen Art wie das Haupthaar. Haare von gleicher Art bedecken auch mehr oder weniger Arme, Beine und Brust. Das Haar der Papuas ist eigenthümlich rauh, trocken und gekräuselt und hat einen stark abgeplatteten Querschnitt.

In Bezug auf die Körpergröße erreicht der Papua die Durchschnittsgröße der Europäer. Die Beine sind lang und dünn, Hände und Füße ziemlich groß. Das Gesicht ist länglich, die Stirne flach und die Augenbrauen stehen stark hervor. Die Augen sind groß und schwarz. Die Nase ist groß, vorstehend und gebogen; die Basis der Nase ist dick, die Nasenlöcher sind breit, aber durch die verlängerte Nasenspitze verdeckt, so daß der ganze Gesichtsausdruck an den Jüdischen Typus erinnert. Der Mund ist groß, die Lippen sind fleischig, dick und aufgeworfen. Die Kiefer sind prognath, aber in geringerem Grade als bei den Negern.

3) Dravidas. Wie die Papuas sind auch die Dravidas gegenwärtig nur die Ueberreste einer früher viel zahlreicheren Rasse. Sie bewohnten offenbar früher nicht nur ganz Vorderindien, sondern außerdem

auch Beludschistan und die Südlichsten Theile von Persien, wurden aber später durch die aus Turkestan vordringenden Indogermanen theils vernichtet, theils unterworfen und assimilirt, theils in die unzugänglichen Gebirge und nach dem Süden der Vorderindischen Halbinsel zurückgedrängt. Der Hauptstock der Dravidas bewohnt gegenwärtig den Südlichen und Südöstlichen Teil von Vorderindien, sowie die Insel Ceylon; ein abgesonderter Zweig findet sich in den Gebirgsgegenden von Beludschistan. Der körperliche Typus der Dravidas war wahrscheinlich ursprünglich dem der Afrikanischen Neger ähnlich gewesen, derselbe hat aber später in Folge der unausbleiblichen Vermischung mit den eingewanderten Indogermanen mannigfache Veränderungen erfahren. Die Hautfarbe der Dravidas ist stark dunkel, oft ganz schwarz, jedoch fehlt ihnen der spezifische widerliche Geruch der Neger. Die Dravidas haben langes, schwarzes, krauses oder gelocktes Haupthaar; es sollen aber auch ab und zu wollhaarige Individuen getroffen werden. Der Bart ist üppig, ebenso wie die Körperbehaarung. Die Gesichtsbildung ist sehr verschieden und es gibt Typen, welche sich den Europäern, und solche, welche sich den Negern nähern. Die Lippen sind meist wulstig, wie bei den Negern, die Kiefer dagegen nie vorspringend. Der Mund ist groß, die Nase breit und die Wangenbeine ebenso hoch wie bei den Negern.

4) Neger. Die Neger nehmen den größten Theil des mittleren Afrika zwischen dem Aequator und der Sahara ein. Die Hautfarbe der Neger ist verschieden, bald schmutzig-braungelb, kupferroth oder olivenfarbig, bald dunkelbraun oder schwarz wie Ebenholz. Unter allen Rassen hat der Neger die widerlichste Hautausdünstung, indem dieselbe in Folge der stark öligen Hautausscheidung einen stark ammoniakalischen, ranzigen, bockähnlichen Geruch hat. Die Haut des Negers fühlt sich wegen der bedeutenden Dicke der Cutis derb, dabei aber sammtartig elastisch und, in Folge der starken Ausdünstung, jederzeit kühl an. Das Haar der Neger ist meist kurz, schwarz, stark gekräuselt und wollig, häufig der Länge nach gespalten und hat einen stark abgeplatteten Querschnitt. Im Alter wird es grau oder weiß. Es kommen hie und da auch rothhaarige und graublonde Individuen vor. Bartwuchs und Leibesbehaarung sind spärlich und fehlen oft ganz; Backenbärte sind selten. Die Neger sind stark und muskulös und erreichen eine Höhe von 5 ½ bis 6 Fuß. In Bezug auf Arbeitsleistung, besonders in heißen Klimaten, übertrifft die Negerrasse alle andern Menschenrassen. Der Hals des Negers ist dick, kurz und kräftig und der Nacken stark entwickelt. Die Wirbelsäule ist beim Neger weniger biegsam als bei den Europäern. Das Becken des Negers ist bedeutend enger und kleiner als bei den Weißen, ist mehr keilförmig und stark nach hinten geneigt, in Folge dessen der Neger beim Gehen das Gesäß auffallend stark nach rückwärts wendet. Nach den Untersuchungen von Broca sind beim Neger die oberen Gliedmaßen im Vergleich mit den unteren bedeutend

kürzer als bei den Europäern; das Skelett des Negers entfernt sich also weiter vom Skelett der Affen, als das der Europäer. Der Unterarm tritt beim Neger bedeutend gegen denselben Theil bei andern Rassen hervor, ebenso wie die Finger. Oberschenkel und Waden sind dagegen beim Neger nur schwach entwickelt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Fersen lang und breit. Der Schädel ist hoch und schmal; das Knochengerüst des Schädels schwer, außerordentlich dick und hart. Das Hinterhaupt ist lang ausgedehnt und das Hinterhauptloch etwas nach hinten gerückt. Die Schädelkapazität ist geringer als bei den Weißen und auch die Gehirnwindungen sind weniger entwickelt als bei diesen. Das Mittelhirn wiegt stets über das Vorderhirn bedeutend vor. Die Stirne ist klein, schmal, kugelförmig und uneben; die Kiefer sind lang gestreckt und nach vorne gerichtet; in Folge dessen erscheint der Kopf von beiden Seiten zusammengedrückt und das Gesicht lang und schmal. Unter allen Rassen zeigen die Neger den höchsten Grad von Prognathismus und der untere Theil des Gesichtes ragt bei ihnen förmlich schnauzenartig vor. Die Augen sind eng geschlitzt und schwarz. Die Nase ist dick, flach, hat eine breite Basis und breite Nasenlöcher. Der Mund ist weit, die Lippen wulstig, aufgeworfen und dunkelroth. Die Zähne sind blendend weiß und schief nach vorne geneigt. Das Kinn ist klein, aber plump.

5) Kaffern. Die Kaffern, mitunter auch Bantuneger genannt, bewohnen Südafrika von den Sitzen der Hottentotten bis nordwärts an den Aequator und auf der Westseite noch über den Aequator hinaus. Der physische Typus der Kaffern weicht in Bezug auf Hautfarbe und Gesichtsbildung von dem Typus der Neger bedeutend ab und nähert sich mehr dem Europäischen Typus. Bei den südlichsten Völkerschaften ist die Hautfarbe licht und rein braun, wird nach Norden zu allmählig dunkler und geht im Norden in dunkelschwarz über. Das Haar der Kaffern ist schwarz und wollig, der Bartwuchs schwach entwickelt. Die Kaffern sind von großer Stärke, hohem Wuchs und zeigen ein ausgezeichnetes Ebenmaß der Glieder. Waden und Schenkel sind besser entwickelt als bei den Negern. Die Gesichtszüge der Kaffern sind eigenthümlich. Sie haben schmalen Schädel, hohe Stirne, vorspringende Nase, hervorragende Backenknochen, breiten Mund und aufgeworfene Lippen. Fritsch hebt in Betreff des Körperbaus der Kaffern als charakteristisch hervor den steil abfallenden Thorax, die wenig vortretenden Hüften, die starke Neigung des Beckens und die nach hinten stark vorragenden Fersen.

6) Hottentotten. Die Hottentottenrasse, welche die Südspitze Afrikas bewohnt, umfaßt zwei von einander geschiedene Gruppen, die eigentlichen Hottentotten und die sogenannten Buschmänner. Die Hautfarbe der Hottentotten ist gelblichbraun mit einem röthlichen Anflug im Gesicht. Ihr Haar ist rauh, grob, gekräuselt und verfilzt; es wächst auf dem Kopfe in getrennten

Büscheln wie die Büschel in einer abgenutzten, zerzausten Bürste. Bart und Körperbehaarung sind entweder nur sehr schwach entwickelt oder fehlen ganz. Die Größe der eigentlichen Hottentotten schwankt zwischen 4½ und 5½ Fuß, die der Buschmänner zwischen 4 und 5 Fuß. Der Rumpf und besonders das Becken ist stark gebaut, dagegen sind die Extremitäten schwach und zart. Der Schädel ist länglich, das Hinterhaupt bedeutend nach rückwärts verlängert, die Stirne klein, gewölbt und vorstehend, das übrige Gesicht aber platt mit stark vorstehenden Backenknochen. Die Augen sind klein, schmal und gerade geschlitzt, liegen tief und stehen weit von einander ab. Die aufgestülpte Nase ist an der Wurzel sehr breit, aber wenig vorspringend, tritt erst kurz über dem Munde hervor und ist mit großen Nasenlöchern versehen. Das Kinn ist schmal, lang und spitz. Die Lippen sind aufgeworfen, aber weniger wulstig, als bei den Negern. Der Prognathismus ist mäßig. Die Zähne sind klein und mit einem durchscheinenden Schmelz bedeckt. Die Gesichtszüge der meisten Hottentotten, besonders in höherem Alter, sind ausnehmend häßlich und wegen des stark vorstehenden Mundes affenartig. Eine besondere Eigenthümlichkeit weisen die Hottentottenfrauen auf. Bei ihnen sind nämlich die Backen des Gesäßes ganz außerordentlich entwickelt, wie bei keiner andern Menschenrasse. Eine weitere Eigenthümlichkeit der Hottentottenfrauen besteht in ihrer sogenannten Schürze, einer abnormen Verlängerung der kleinen Schamlippen, welche 4 bis 6 Zoll lang herabhängen, wahrscheinlich das Produkt konsequent durchgeführter und allmählig vererbter künstlicher Deformation.

7) Nubarasse. Die Nubarasse besteht aus zwei räumlich getrennten Gruppen, den Nubiern und Fullas, von denen die ersteren am Mittellauf des Nil, in Nubien, die letzteren mitten im Gebiet der Neger, in Senegambien, wohnen. In Anbetracht ihrer gegenwärtigen Verbreitung, sowie aus verschiedenen anderen Gründen, ist als sicher anzunehmen, daß die Nubarasse in ihre gegenwärtigen Wohnsitze erst spät eingewandert ist, und daß sie früher den Nordrand von Afrika eingenommen hat, ehe sie durch die aus Asien eingewanderten Hamiten verdrängt wurde. Der Rassentypus der Nubas muß in Folge der unausbleiblichen Vermischung mit den umwohnenden Negern einerseits und den Hamiten andererseits offenbar mit der Zeit manche Modifikationen erfahren haben. Die Nubas bilden in Bezug auf Rassenmerkmale den Uebergang von den Negern zu der Europäischen Rasse einerseits und zu dem Hamitischen Zweig der Westasiatischen Rasse andererseits.

Was die Fullas betrifft, so ist ihre Hautfarbe gelb, milchkaffeefarben oder rothbraun. Die Haare sind lang, seidenartig und lockig. Der Bartwuchs ist viel reichlicher als bei den Negern und zeigt sich auch früher als bei diesen. Die Gesichtsbildung ist fein, bei den Männern meistens vollkommen Europäisch. Der Kopf ist klein, das Gesicht oval, die Nase vorspringend und gerade oder leicht gebogen, die Stirne hoch und die Augen schön und groß.

Die Hautfarbe der Nubier ist röthlich braun; sie sind von mittlerer Größe, ihre Muskulatur ist schwach entwickelt und die Fettbildung fehlt fast vollständig. Die Extremitäten der Nubier sind lang, Hände und Füße klein und zierlich. Der Schädel ist klein, die Stirne hoch, die Nase schön und gerade, das Auge schwarz und groß, das Haar schwarz und kraus ohne wollig zu sein. Bei den Frauen ringelt sich das Haar, wenn ungeflochten, zu spiralförmigen Locken.

8) Europäische Rasse. Wahrscheinlich ganz Europa, wenigstens aber Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Italien, die Türkisch-Griechische Halbinsel und das Hinterland derselben, sowie die Inseln des Mittelmeeres waren vor der Einwanderung der Westasiaten von einer einheitlichen Rasse bewohnt gewesen, welche, wie die Dravidas Ostindiens, von den eingewanderten Westasiaten zum größten Theil vernichtet, zum Theil in die Gebirge und nach dem äußersten Westen und Süden, nach Spanien, Frankreich, England, Italien, Korsika, Sardinien, Sicilien ꝛc. zurückgedrängt wurde, wo sie sich später im Laufe der Zeiten allmählig mit den Einwanderern vermischte. Von den zu dieser Rasse gehörigen Völkern hat uns die Geschichte nur wenige Namen aufbewahrt, wie die Namen der Ligurer, Rhätier, Euganeer, und Etrusker, welche die Italische Halbinsel und Süddeutschland, und der Lusitanier, Vaskonen, Cantabrer und Aquitanier, welche Spanien und Südfrankreich bewohnten. Alle zu dieser Rasse gehörigen Völker sind in Folge des Vordringens der Indogermanen zu Grunde gegangen bis auf einige wenige Ueberreste: die Basken in den Pyrenäen und die Ladiner und Rumonen in den Alpen. In Wirklichkeit existiren aber noch viele Nachkommen der Europäischen Urrasse unter den Spaniern, Franzosen, Italienern, Korsikanern, Süddeutschen und Irländern, wie der kleine Wuchs, das schwarze Haar und die dunkle Hautfarbe eines Theiles dieser Völker im Gegensatz zu den Hünengestalten, der hellen Hautfarbe und den blonden Haaren der eingewanderten Indogermanen genugsam beweist.

Ueber den körperlichen Habitus der Europäischen Rasse können uns nur die Gräberfunde Aufschluß geben, sowie der physische Typus derjenigen von den Süd- und Westeuropäischen Völkerschaften, welche, wie die Basken, die Süd- und Westfranzosen, Italiäner und Korsikaner zum größeren Theil aus Nachkommen dieser Rasse bestehen. Den besten Anhaltspunkt zur Bestimmung des physischen Typus der Europäischen Rasse geben die in der berühmten Caverne de l'Homme Mort im Departement Lozère aufgefundenen Skelette. Diese Höhle liegt in einem unzugänglichen, öden Thal, welches ein wüstes Kalksteinplateau durchschneidet. In dieser Gegend scheint sich die schwache Europäische Rasse noch eine Zeit lang behauptet zu haben, als die fruchtbare Umgebung bereits von den eingedrungenen Indogermanen in Besitz genommen war. Nirgends hat man eine solche Menge von

Skeletten aufgefunden wie hier, die alle ein und demselben Typus und derselben Periode angehören. Nach den Untersuchungen von Broca, der nachwies, daß die hier aufgefundenen Skelette mit den in den Langgräbern Englands aufgefundenen identisch sind, war die Europäische Rasse dolichokephal und außerordentlich orthognath, hatte ovales Gesicht, sanften Gesichtsausdruck, kleinen Wuchs und war schlank und schwächlich gebaut. Das größte in der erwähnten Höhle aufgefundene Skelett maß nur wenig über 5 Fuß 5 Zoll. Auf Grund der Gräberfunde betrug die Mittelgröße der Europäischen Rasse für beide Geschlechter 5 Fuß 4 1/2 Zoll Englisch. Das größte aller bisher aufgefundenen männlichen Skelette maß 5 Fuß 6 Zoll, das kleinste aller weiblichen Skelette 4 Fuß 8 Zoll. Von allen jetzt lebenden Rassen sind die Korsikaner am meisten orthognath und denselben am nächsten stehen die Basken; die in der Caverne de l'Homme Mort aufgefundenen Schädel waren aber noch mehr orthognath als Korsikaner und Basken. Der Nasenindex der Europäischen Rasse war sehr gering; bei den Basken ist der Nasenindex = 44,71, bei den Schädeln der erwähnten Höhle = 45,46. Die Europäische Rasse gehörte also zu den Leptorrhinen. Die mittlere Schädelkapazität beträgt bei männlichen Individuen bei den Korsikanern 1552, bei den Basken 1574 und bei den Schädeln von Caverne de l'Homme Mort 1606 Kubikcentimeter. Die Hautfarbe der Europäischen Rasse muß dunkel gewesen sein; denn die am wenigsten mit Indogermanischem Blut vermischten Nachkommen derselben, die Walliser von Denbighshire, die Irländer von Donegal und Kerry, die Korsikaner und die Basken sind alle von dunkelbrauner Hautfarbe. Aus denselben Gründen ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Europäische Rasse schwarzes Haar und schwarze Augen besessen hat.

9) Westasiatische Rasse. Die von mir als Westasiatische bezeichnete Menschenrasse deckt sich weder mit der Kaukasischen Rasse Blumenbachs noch mit der Mittelländischen Rasse Friedrich Müllers, da diese beiden auch die Basken und überhaupt alle heutigen Europäer, soweit sie nicht zur Mongolischen Rasse gehören, mit inbegriffen haben, obwohl ein großer Theil derselben aus einer Mischung von zwei Rassen, der Europäischen und Westasiatischen entstanden ist. Die Europäische und Westasiatische Rasse zu einer Rasse zu vereinigen, ist aber ganz unzulässig, denn der Unterschied zwischen diesen beiden Rassen ist bedeutend größer als z. B. der Unterschied zwischen der Westasiatischen Rasse und dem zur Ostasiatischen Rasse gehörigen Ural-Altaischen Volksstamm.

Die Urheimath der Westasiatischen Rasse bildete das heutige Turkestan, inklusive Tjan-schan- und Pamirgebiet, das Kaukasusgebiet, Kleinasien, das Nördliche Persien, Syrien, Phönikien, Aegypten, Mesopotamien und das Nördliche Arabien. In späterer Zeit hat sich die Westasiatische Rasse in Folge ungünstiger klimatischer Verhältnisse einerseits über Ostindien, Arabien

und Nordafrika, andererseits über ganz Europa verbreitet. In Folge dieser weiten Verbreitung über klimatisch so verschiedene Gegenden und der unausbleiblichen Vermischung mit den Urbewohnern der von ihnen besetzten Länder, d. h. mit Dravidas, Negern, Nubas, Europäern und Ostasiaten, weisen die verschiedenen Zweige der Westasiatischen Rasse heutzutage in Bezug auf physischen Typus große Verschiedenheiten auf. Nicht nur die aus ihrer Urheimath ausgewanderten Zweige der Westasiatischen Rasse haben sich im Laufe der Zeiten vielfach mit fremden Elementen gemischt, dasselbe Schicksal ist auch den in der Urheimath zurückgebliebenen Stämmen widerfahren, die mit den später aus Ostasien eingewanderten Mongolischen Stämmen verschmolzen sind. Nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Westasiaten ist, Dank seiner geschützten Lage, bis jetzt unvermischt geblieben, nämlich die Galtschas, die Bewohner der unzugänglichsten Schluchten und Hochgebirgsthäler im Quellgebiet des Amu-darja und Tarym. Auch die Bewohner der Thäler des Kaukasusgebirges haben aus denselben Gründen verhältnißmäßig wenig fremde Beimischungen erhalten. Die Galtschas können deßhalb als die reinsten Vertreter der unvermischten Westasiatischen Rasse gelten.

Die Galtschas sind von hohem Wuchs, stark und muskulös und sehr kräftig gebaut. Sie sind ausgezeichnete Fußgänger und werden in Bezug auf Arbeitsleistung von keiner anderen hellfarbigen Rasse übertroffen. Die Beine der Galtschas sind gerade und wohlgeformt; die Waden muskulös und stark entwickelt. Hände und Füße sind ziemlich groß. Die Körperbehaarung ist reichlich; Kopfhaar und Bart sind üppig; Backenbart fehlt nie; die Haare haben einen elliptischen Querschnitt, sind glatt, wellig oder gelockt, und von schwarzbrauner, rother oder blonder Farbe. Die Hautfarbe der Galtschas ist weiß; Gesicht und Hände sind aber von der Sonne gebräunt. Der Schädel ist orthognath, brachykephal und die Schädelkapazität bedeutend. Die Gesichtszüge sind edel; das Gesicht ist oval, die Stirne hoch und leicht zurücktretend. Die Augen sind braun oder blau, gerade geschlitzt und nahe aneinanderstehend. Die Augenbrauen sind bogenförmig und stark entwickelt. Die Nase ist sehr schön, vorspringend, mäßig lang und entweder gerade oder leicht gebogen. Der Einschnitt zwischen Nase und Stirne ist ziemlich tief. Der Mund ist klein, die Lippen sind roth, fein und gerade. Die Zähne sind klein und gerade stehend. Das Kinn ist klein und oval, die Ohren klein oder mittelgroß und flach. Der Hals ist kräftig. Unter allen Angehörigen der Westasiatischen Rasse kommen in Bezug auf physischen Typus und Gesichtsbildung nach meinen Beobachtungen den Galtschas die Kaukasusvölker am nächsten.

10) Ostasiatische Rasse. Die Ostasiatische Rasse bewohnte ursprünglich die Randgebirge, welche von Norden, Osten und Süden die Mongolei und Wüste Gobi umgeben. Als in Folge der Deterioration des

Klimas der Boden immer unfruchtbarer wurde, wanderten die einzelnen Zweige der Ostasiatischen Rasse, ebenso wie die Westasiaten, aus und verbreiteten sich nach allen Himmelsgegenden. Die Bewohner der Nördlichen Randgebirge zogen nach Nordwesten, Norden und Nordosten, nach dem Nördlichen Europa, nach Sibirien und über die Behringsstraße nach Amerika; die Bewohner der Oestlichen Randgebirge verbreiteten sich nach Japan; die Bewohner der Südlichen Randgebirge aber über China und die Hinterindische Halbinsel, und von da aus über die Sunda-Inseln und später über fast alle Inseln des Stillen Oceans bis in die Nähe von Amerika. Die letzten Schwärme der Ostasiatischen Auswanderer, die Türken und Mongolen, wurden durch den Widerstand der Chinesen nach Westen abgelenkt und wanderten, bereits in historischer Zeit, nach Turkestan und von da, den Spuren der Westasiatischen Wanderungen folgend, nach Indien, Vorderasien und der Türkisch-Griechischen Halbinsel und nach Ost- und Mitteleuropa. In Folge dieser ausgedehnten Wanderungen, welche die Ostasiatische Rasse fast über die ganze Erde zerstreuten, des verschiedenen Klimas und der Vermischung mit den Urbewohnern der okkupirten Länder, differenzirten sich die verschiedenen Zweige der Ostasiatischen Rasse mit der Zeit noch mehr als die Angehörigen der Westasiatischen Rasse. Gegenwärtig zerfällt die Ostasiatische Rasse in Bezug auf physischen Typus in vier Gruppen: in Mongolen, Sibirjaken, Amerikaner (Indianer) und Malayen. Von diesen haben natürlich die am längsten in ihrer Urheimath zurückgebliebenen und deshalb unvermischt gebliebenen Mongolen den ursprünglichen Rassentypus am reinsten bewahrt.

Die hervorragendsten Rassenmerkmale der Ostasiaten sind folgende: Pechschwarzes, straffes und langes Haupthaar, ähnlich dem Pferdehaar, mit cylindrischem Querschnitt; spärliche oder gänzlich fehlende Körperbehaarung und gleichfalls fehlender oder nur spärlicher Bart; Backenbärte kommen überhaupt nicht vor. Ferner gelbliche Hautfarbe, die sich an den der Sonne ausgesetzten Theilen in Kupfer- oder Bronzefarbe verwandelt. Ein kugelförmiger Schädel mit weit abstehenden Backenknochen und breitem Gesicht; enge, schief geschlitzte, weit abstehende Augen von schwarzer oder brauner Farbe; endlich mesorrhine, kurze, wenig vorspringende Nase.

a) Mongolen. Die Hautfarbe der Mongolen ist weiß mit einem Stich ins Gelbe oder Bräunliche. Frauen, welche sich der Sonne wenig aussetzen, haben eine ganz weiße Hautfarbe. Die Haut der Männer hat an den der Sonne und den Unbilden der Witterung ausgesetzten Theilen einen lohfarbenen Teint. Das Haupthaar der Mongolen ist schlicht, grob, stark und glänzend schwarz. Der pechschwarze Bart ist dünn und schwach entwickelt; in der Regel sind nur die Lippen und der untere Theil des Kinns mit einem dünnen und kurzen Bart bedeckt. Backenbärte kommen nie vor. Die bedeckten Körpertheile sind sehr spärlich oder auch gar nicht

behaart. Die Statur ist durchschnittlich mittelgroß. Die Frauen sind meistens bedeutend kleiner als die Männer, offenbar in Folge der harten Arbeit und der schwierigen Lebensbedingungen. Die Muskeln sind weniger entwickelt als bei der Westasiatischen Rasse. Auffallend ist bei den Mongolen ihre starke Neigung zur Fettleibigkeit, so daß alle Bessergestellten korpulent sind und Beleibtheit für ein Zeichen von Vornehmheit und Wohlhabenheit gilt. Die Gliedmaßen der Mongolen sind schmächtig, Hände und Füße ausnehmend klein und zierlich. Der Körperbau dagegen ist gedrungen und kräftig. Der Hals ist kurz, die Gesichtsbildung, Dank den hohen und vorstehenden Backenknochen und der breiten und niedrigen Stirne, rund oder eckig und flach. Die Augen sind klein und schief geschlitzt, weit abstehend und von schwarzer Farbe; die Augenhöhlen liegen nicht tief; die Augenbrauen sind wenig gebogen und schwach. Die Nase sitzt an der Stirne breit auf und erhebt sich an der Wurzel kaum über das Gesicht; am unteren Ende aber ist sie breit und platt. Die Lippen sind breit und fleischig, die Zähne blendend weiß. Das Kinn ist kurz, die Ohren sind groß und in Folge des beständigen Tragens von Pelzmützen abstehend.

Eine Eigenthümlichkeit der Mongolischen Frauen besteht darin, daß ihre Geschlechtstheile auffallend eng sind, welchem Umstand vielleicht zum Theil die ausnehmende Brachykephalie der Mongolen zuzuschreiben ist.

b) Sibirjaken. Als Vertreter der Sibirjakengruppe können die Eskimos dienen. Die Eskimos haben einen runden, unverhältnißmäßig großen Kopf, breites, plattes und volles Gesicht, weit vorstehende Backenknochen, kleine, tief eingedrückte Nase, schwarze, lange, straffe und harte Haare, dicken Rumpf, dünne Beine, auffallend kleine Hände und Füße und kurze Finger. Die Hautfarbe ist schwarzgelblich kupferfarben. Die Körpergröße schwankt je nach den Wohnsitzen zwischen 1,5 und 1,7 Metern.

c) Amerikaner. In Folge der großen Breitenausdehnung des von der Amerikanischen Gruppe der Ostasiatischen Rasse bewohnten Gebietes, welches sich nahezu von einem Polarkreis zum andern erstreckt, weisen zwar die verschiedenen Stämme der Amerikaner manche lokale Verschiedenheiten auf, im großen Ganzen zeigen aber nichtsdestoweniger die Amerikanischen Stämme vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden nur Eine Physiognomie. Ueber den Rassentypus der Amerikaner läßt sich im Allgemeinen Folgendes sagen.

Die Hautfarbe der Amerikaner ist verschieden: schmutziggelb, olivenbraun, lohfarben, zimmtbraun oder kupferroth. Die Bewohner von Waldgegenden und Hochgebirgen sind oft fast ganz weiß. Die Haut fühlt sich zart und atlasartig an. Die Behaarung der bedeckten Körpertheile fehlt ganz. Das Kopfhaar ist schlicht, lang und grob und von pechschwarzer, aber glanzloser Farbe, und ragt tief in die Stirne herein. Bart und Augenbrauen sind sehr schwach entwickelt. Der Körper ist ziemlich kräftig

gebaut, jedoch weniger als bei Westasiaten und Negern. Der Schädel ist bald rund, bald länglich und nach hinten verlängert. Der Hinterkopf ist nur wenig abgerundet und oft förmlich abgeplattet. Die Stirne ist sehr breit, aber sehr niedrig, und verjüngt sich nach oben zu. In Folge dessen tritt der mittlere und untere Theil des Gesichts stärker hervor, als dieses bei den übrigen Rassen der Fall ist. Die Augenhöhlen sind sehr groß und beinahe viereckig. Die Augen sind klein und schwarz, tiefliegend und entweder horizontal oder, wie bei den Mongolen, schiefgeschlitzt. Die Backenknochen sind stark und ragen weit hervor. Die Kiefer sind lang und vorstehend; die Zähne vertikal und von beträchtlicher Größe. Die Nase ist groß, lang vorstehend und leicht gebogen; die Nasenlöcher sind weit. Der Mund ist groß, die Lippen sind oft dick, ohne aufgeworfen zu sein.

d) Malayen. Die Malayische Gruppe der Ostasiatischen Rasse bewohnt die Küsten der Halbinsel Malakka, die Insel Madagaskar und die Inseln des Indischen Archipelags und des Stillen Oceans von Sumatra im Westen bis zur Oster-Insel im Osten, und von Formosa und den Sandwich-Inseln im Norden bis Neuseeland im Süden. Von allen Gruppen der Ostasiatischen Rasse hat die Malayische am meisten fremde Elemente in sich aufgenommen, indem sie sich mit den schwarzen Urbewohnern ihrer heutigen Wohnsitze vermischte in einer Weise, daß es oft schwer ist zu entscheiden, ob das durch die Mischung entstandene Volk noch zu den Malayen oder zu den Papuas gerechnet werden soll. Am reinsten haben ihren ursprünglichen Rassentypus die eigentlichen Malayen auf den Sunda-Inseln bewahrt, und dieselben unterscheiden sich nach Moritz Wagner, Wallace und anderen Reisenden so wenig von den Mongolen, besonders von den Chinesen, daß sie bei gleicher Tracht kaum von denselben zu unterscheiden sind.

Die Hautfarbe der Malayen ist kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, ähnlich der Farbe schwach gerösteten Kaffees. Der Bart fehlt fast ganz, ebenso wie die Behaarung der bedeckten Körpertheile. Das Kopfhaar ist schlicht und grob und von schwarzer Farbe, mit einem Stich ins Bräunliche. Die Malayen haben einen schlanken, wohlgebauten Körper und zarte Extremitäten. Die Körpergröße beträgt 4½ bis 5 Fuß. Schenkel und Waden sind schwach und mager. Der Schädel ist gleich lang und breit, das Hinterhaupt kurz und verflacht, das Gesicht breit und flach, das Kinn wohlgebildet und die Stirne niedrig. Die Backenknochen sind vorstehend, der Unterkiefer ist breit und hervorragend. Die Nase ist kurz, platt und an der Wurzel breit, die Nasenflügel sind breit und die Nasenlöcher groß. Die Augen sind mittelgroß, schwarz und häufig schief geschlitzt. Der Mund ist groß und breit, die Lippen sind dick, aber nicht wulstig, die Zähne leicht nach vorne gerichtet. Die Brüste der Frauen sind klein, der Busen ist wenig entwickelt und häufig ganz flach.

Zweiter Abschnitt.

Völkerstämme und deren Zweige.

Vorbemerkungen.

Im Vorausgehenden haben wir gesehen, daß das gesammte Menschengeschlecht in zehn große Gruppen zerfällt, welche sich alle durch ihre Körperbildung, ihre Hautfarbe und ihre Behaarung so sehr von einander unterscheiden, daß man lange darüber im Unklaren war, ob man diese verschiedenen Gruppen als ebenso viele verschiedene Arten oder nur als Varietäten Einer Art ansehen solle. Außer dem physischen Habitus gibt es aber noch ein zweites, sehr wichtiges Merkmal, durch das sich die verschiedenen Zweige des Menschengeschlechtes von einander unterscheiden, nämlich ihre Sprachen. Wie bereits früher auseinandergesetzt wurde, besaßen die Urmenschen, aus denen sich mit der Zeit in Folge der Einwirkung von Klima, Lebensweise und Zuchtwahl die verschiedenen Rassen entwickelt haben, vor ihrer Trennung bereits eine Lautsprache. Aus dieser Ursprache haben sich im Laufe der Zeit durch Weiterbildung, entsprechend dem höheren oder niedrigeren Kulturgrad der verschiedenen Rassen, allmählig alle heutigen Sprachen herausgebildet, und die Sprachen bilden deßhalb das beste Mittel zur Feststellung der Genealogie aller gegenwärtig existirenden Völkerstämme und Zweige. Denn es ist klar, daß alle Völker, welche ein und dieselbe Sprache sprechen, mögen sie auch noch so weit über die Erde zerstreut sein, ursprünglich ein und dieselbe Heimath bewohnt haben müssen; und wenn es gelingt, nachzuweisen, daß ein bestimmtes Volk ursprünglich ein bestimmtes Gebiet bewohnt hat, von wo aus es nach seinen heutigen Wohnsitzen eingewandert ist, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß auch alle andern Völker, welche dieselbe Sprache sprechen und derselben Rasse angehören, ursprünglich mit dem erstern Ein Volk gebildet und Eine Heimath bewohnt haben.

Es kommt zwar nicht selten vor, daß ein ganzes Volk in Folge von Eroberung oder Vermischung mit fremden Völkern seine Sprache ändert und die Sprache des Siegers oder auch des Besiegten annimmt; in diesem Fall geht aber immer mit dem Sprachwechsel auch eine Rassenvermischung Hand in Hand und in die adoptirte Sprache werden viele Elemente aus der ursprünglichen Muttersprache aufgenommen, so daß man aus den Veränderungen, welche die adoptirte Sprache und der Volkstypus bei der Vermischung mit einem fremden Volke erfahren haben, mit Sicherheit auf die ursprüngliche Rassen- und Stammeszugehörigkeit eines Mischvolkes schließen kann.

Es hat sich in neuester Zeit eine eigene Wissenschaft gebildet, welche sich die Erforschung der Gesetze der Sprachentwicklung und die Untersuchung des Zusammenhanges der verschiedenen lebenden und todten Sprachen unter einander zur Aufgabe gemacht hat. Diese Wissenschaft hat nachgewiesen, daß immer eine gewisse Anzahl von Sprachen auf eine einst wirklich vorhandene und gesprochene Ursprache zurückzuführen ist und daß die sie redenden Völker einst ein einheitliches Gesammtvolk gebildet haben, aus dem die Einzelvölker und Einzelsprachen durch Auswanderung, Abtrennung, Verbreitung über einen großen Raum und die in Folge davon eintretende allmählige Differenzirung hervorgegangen sind. Sämmtliche auf eine Ursprache zurückgehende Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm. Innerhalb eines ganzen Sprachstammes gibt es wieder eine gewisse Anzahl von Sprachen, welche unter einander näher verwandt sind als mit andern Sprachen desselben Stammes, und ihrerseits wieder auf eine früher noch ungetheilte Gesammtsprache zurückgehen. Diese kleineren Abtheilungen nennt man Sprachfamilien. So bildet z. B. die Gesammtheit aller Indogermanischen Sprachen einen Sprachstamm, der in zehn Sprachfamilien: Indisch, Iranisch, Armenisch, Galatisch, Keltisch, Italisch, Griechisch, Thrako-Illyrisch, Wendisch und Germanisch zerfällt, aus welchen sich in Folge der Zerstreuung über große Räume und der Vermischung mit fremden Völkern im Laufe der Zeit die Einzelsprachen entwickelt haben.

Nach den bisherigen Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung zerfallen alle existirenden und todten Sprachen, soweit sie bekannt sind, in folgende Sprachstämme, Sprachfamilien und Einzelsprachen.

Sprachentafel [1]).

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachfamilien.	Sprachen.
I. **Nubas.**	1) **Fulla-sprachen.**		Sprachen der Fullaländer: Futatoro, Futadschallo, Masena, Borgu, Sakatu.
	2) **Nuba-sprachen.**		Nubi, Dongolawi, Tumale, Kolbagi, Kondschara.

[1]) Diese Tafel habe ich nach Friedrich Müller's „Grundriß der Sprachwissenschaft" zusammengestellt.

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachfamilien.	Sprachen.
	3) **Sprachen der Wakuafi und Masai.**		Wakuafisprachen, Masaisprachen.
II. Ureuropäer.	1) **Iberische Sprachen.**		Baskisch.
	2) **Uritalische Sprachen.**		Etrurisch.
III. Westasiaten.	1) **Kaukasussprachen.**	A. Nordkaukas. Sprachen.	a) Lesgisch, Awarisch, Kasi-Kumükisch. b) Tscherkessisch, Abchasisch. c) Thusch, Tschetschenisch.
		B. Südkaukas. Sprachen.	Georgisch, Lasisch, Mingrelisch, Suanisch.
	2) **Aramäische Sprachen.**	A. Semitische Sprachen.	a) Nördliche Gruppe: Chaldäisch, Syrisch, Hebräisch, Samaritanisch, Phönikisch. b) Südliche Gruppe: Aethiopisch (Geez), Tigre, Amharisch, Harari, Himjarisch, Arabisch.
		B. Hamitische Sprachen.	a) Libysche Gruppe: Ta-Mascheq. b) Aegyptische Gruppe: Altägyptisch, Neuägyptisch (Koptisch). c) Aethiopische Gruppe: Bedscha, Somali, Dankali, Galla, Agau, Saho.
	3) **Indogerm. Sprachen.**	A. Thrako-Illyrische Gruppe.	Albanesisch.
		B. Griechische Gruppe.	Altgriechisch, Neugriechisch.
		C. Italische Gruppe.	Umbrisch, Oskisch, Lateinisch mit den Romanischen Sprachen: Italiänisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Rhäto-Romanisch, Rumänisch.
		D. Keltische Gruppe.	Kymrisch, Gadhelisch.
		E. Galatische Gruppe.	Sprachen der Galater.
		F. Germanische Gruppe.	a) Deutsche Sprachen: Hochdeutsch (Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsch), Niederdeutsch (Alt-, Mittel-, Neuniederdeutsch), Angelsächsisch, Englisch, Friesisch, Niederländisch. b) Skandinavische Sprachen: Altnordisch, Schwedisch, Norwegisch, Dänisch. c) Gothische Sprachen.
		G. Wendische Gruppe.	a) Lettische Sprachen: Altpreußisch, Lithauisch, Lettisch. b) Slawische Sprachen: Altslawisch, Bulgarisch, Serbisch, Slowenisch, Russisch, Polabisch, Polnisch, Wendisch, Tschechisch-Slowakisch.
		H. Armenische Gruppe.	Armenisch.
		I. Iranische Gruppe.	a) Altpersisch, Pehlewi, Parsi, Neupersisch, Kurdisch, Beludschi. b) Zend, Afganisch. c) Ossetisch.

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachfamilien.	Sprachen.
		K. Indische Gruppe.	a) Altindisch: Pali, Prakrit, Sanskrit. b) Neuindische Sprachen: Bengali, Assami, Orissa, Nepali, Kaschmiri, Sindhi, Pendschabi, Hindustani, Gudscherati, Marathi, Katschi, Konkani, Hindi. c) Sprache der Sijagpuschen. d) Sprache der Darduſtämme. e) Sprache der Zigeuner.
IV. Ostasiaten.	**1) Sibirische Sprachen.**		Sprachen der Kotten und Jenissei-Ostjaken. Jukagirisch. Korjakisch, Tschuktschisch. Sprache der Ainos und Kamtschadalen. Sprache der Aleuten. Sprache der Eskimos.
	2) Amerikan. Sprachen.	A. Kenaisprachen.	Sprachen der Kenai-tena, Kaijukho-tena, Unacho-tena, Atnah, Ugalenzen 2c.
		B. Athapaskensprachen.	Sprachen der Chippewyans (Hasen-Indianer, Hundsrippen-Indianer, Gelbmesser-, Kupferminen-Indianer), Sarsees, Tacullies. Weiter getrennt von denselben: Sprachen der Qualihoqua, Tlatskanai, Umpqua, Hoopah, Apachen, Navajos und Lipanes.
		C. Algonkinsprachen.	Cree, Ottawa, Ojibway, Mikmak, Mohegan.
		D. Irokesensprachen.	Onondago, Seneca, Oneida, Cayuga, Tuscarora.
		E. Siouxsprachen.	
		F. Pawniesprachen.	
		G. Appalachische Sprachen.	Natchez, Muskogie, Choktaw, Cherokee.
		H. Sprachen der Nordwestküste.	Koloschisch, Nootka.
		I. Oregonsprachen.	Atnah, Selish, Chinook, Kalapuya, Wallawalla, Sahaptin.
		J. Kaliforn. Sprachen.	Cochimi. Pericu.
		K. Yumasprachen.	Sprachen der Cuchans, Mahaos, Hahwalcoes, Yampaios, Cocopahs.
		L. Isolirte Sprachen von Sonora und Texas.	a) Pueblossprachen: Zuni, Queres, Jemez, Tezuque. b) Hurabasprache.
		M. Isolirte Sprachen der Aboriginer Mexikos.	Totonakisch, Otomi, Tarasca, Mixtekisch, Zapotekisch, Mazahua, Chiapanekisch, Mame, Pirinda.

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachfamilien.	Sprachen.
		N. Aztekisch und Sonorasprachen.	a) Mexikanisch (Nahuatl). b) Sonorasprachen: α) Cahita, Cora, Tepeguana, Tarahumara. β) Opata, Eudebe, Tubar, Jaqui, Ahome. γ) Pima, Papago. δ) Kizh, Netela, Cahuillo, Chemahuevi, Kechi. ε) Sprachen der Schoschonie, Comanchen, Moqui, Utah, Pah-Utah.
		O. Mayasprachen.	Maya, Huasteca, Quiche, Kachiquel, Poconchi, Zutuhil.
		P. Isolirte Sprachen Mittelamerikas und der Antillen.	a) Sprachen der Aboriginer der Centralamerikanischen Republiken (Cuevasprachen). b) Sprachen der Aboriginer der Antillen (Ciboneysprachen).
		Q. Karibische Sprachen.	Karibisch, Arowakisch.
		R. Tupisprachen.	Tupi, Guarani.
		S. Isolirte Andessprachen.	a) Sprachen der Moxos. b) Sprachen der Chiquitos.
		T. Araukanisch.	
		U. Guaycuru-Abiponisch.	
		V. Puelche.	
		W. Patagonisch.	
		X. Pescherähsprachen.	
		Y. Chibcha.	
		Z. Quichuasprachen.	Quichua, Aymara.
	3) **Malayo-Polynesische Sprachen.**	A. Malayische Sprachen.	a) Tagalagruppe: Sprachen der Philippinen (Tagala, Bisaya, Pampanga, Ilocana, Bicol); Sprache der Marianen; Malagassi; Sprachen von Formosa. b) Malayo-Javanische Gruppe: Malayisch, Javanisch (Kawi), Sundaisch, Maduresisch, Balinesisch, Bugis, Mankassarisch, Alfurisch, Battak, Dayak.
		B. Polynesische Sprachen.	Sprachen von Samoa, Tonga, Neuseeland (Maori), Tahiti, Rarotonga, Markesas-Inseln, Hawaii, Oster-Insel.
		C. Melanesische Sprachen.	Sprachen von Viti, Annatom, Erromango, Tana, Mallicolo, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar ꝛc.

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachfamilien.	Sprachen.
	4) Mongol. Sprachen.	A. Ural-Altaische Sprachen.	a) Finnische Sprachen: α) Finnische Gruppe (Suomi, Lappländisch, Livisch, Esthisch). β) Ugrische Gruppe (Ostjakisch, Wogulisch, Magyarisch). γ) Permische Gruppe (Syrjanisch, Wotjakisch). δ) Wolga-Bulgar. Gruppe (Tscheremissisch, Mordwinisch). b) Samojedische Sprachen: Jurakisch, Tawgy, Ostjak-Samojedisch, Jennisseisch, Kamassinisch. c) Türkische Sprachen: α) Jakutisch. β) Uigurisch, Tschagataiisch, Turkmenisch, Usbekisch. γ) Nogaiisch, Kumükisch, Kirgisisch, Tschuwaschisch. δ) Osmanisch-Türkisch. d) Mongolische Sprachen: α) Oestliche Sprache (Mongolisch). β) Westliche Sprache (Kalmükisch). γ) Nördliche Sprache (Burjatisch). e) Tungusische Sprachen: α) Mandschu. β) Tungusisch.
		B. Japanisch-Koreanische Sprachen.	a) Japanesisch. b) Koreanisch.
		C. Einsylbige Sprachen.	a) Tibetisch, Himalajasprachen. b) Birmanisch, Lohitasprachen. c) Siamesisch, Sprache der Miao-tse. d) Annamitisch. e) Chinesisch. f) Isolirte Sprachen der Hinterindischen Halbinsel (Talaing, Sprache der Khamen).
V. Australier.	**1) Australische Sprachen.**	A. Nördliche Abtheilung.	
		B. Südliche Abtheilung.	a) Westliche Gruppe: Sprache vom Svan River und vom King Georg's Sound. b) Mittlere Gruppe: Parnkallasprache, am Murray River und an der Encounter Bay. c) Oestliche Gruppe: Sprache am Lake Masquarie, an der Moreton Bay, Kamilaroi, Wiraturoi, Wailwun, Kokai, Pikumpul, Paiampa, Kingki, Turrupul, Tippil.
	2) Tasman. Sprachen.		
VI. Papuas.	**Papuasprachen.**		A. Sprachen von Neuguinea. B. Sprachen der Aboriginer der Philippinen und der Halbinsel Malakka. C. Sprache der Mincopi.

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachen.
VII. Dravidas.	1) **Mundasprachen.**	Sprache der Kolh, der Ho, der Santal.
	2) **Dravidasprachen.**	Tamil, Telugu, Tulu, Kanaresisch, Malayalam; Sprache der Todas, Coorg, Badagar, Uraon, Brahui.
	3) Singhalesisch (Elu).	
VIII. Neger.	1) **Mandesprachen.**	Mandingo, Bambara, Susu, Vei, Kono, Tene, Gbandi, Landoro, Mende, Gbese, Toma, Mano.
	2) **Wolofsprachen.**	
	3) **Felupsprachen.**	Felup, Filham, Bola, Sarrar, Papel, Biafada, Padschade, Baga, Kallum, Temne, Bullom, Scherbro, Kisi.
	4) **Bidschogo.**	
	5) **Banyum.**	
	6) **Nalu.**	
	7) **Bulanda.**	
	8) **Limba.**	
	9) **Landoma.**	
	10) **Sonrhay.**	
	11) **Hausa.**	
	12) **Bornusprachen.**	Kanori, Teda, Munio, Nguru, Kanem.
	13) **Krusprachen.**	Kru, Grebo.
	14) **Ewesprachen.**	Ewe, Yoruba, Odschi, Akra.
	15) **Ibosprachen.**	Ibo, Nupe.
	16) **Mbafu.**	
	17) **Mitschi.**	
	18) **Musgusprachen.**	Batta, Musgu, Logone.
	19) **Baghirmi.**	
	20) **Maba.**	
	21) **Nilsprachen.**	Bari, Dinka, Nuer, Schilluk.
IX. Kaffern.	Bantusprachen.	A. Oestliche Gruppe: a) Kafirsprachen (Kafir, Zulu). b) Sambesisprachen (Sprache der Barotse, Bayeye, Maschona). c) Sansibarsprachen (Kisuaheli, Kikamba, Kinika, Kihiau). B. Mittlere Gruppe: a) Setschuana (Sesuto, Serolong, Sehlapi). b) Tekeza (Sprache der Mankolosi, Matonga, Mahloenga).

Rasse.	Sprachstämme.	Sprachen.
		C. Westliche Gruppe: a) Bunda, Herero, Londa. b) Congo, Mpongwe, Dikele, Isubu, Fernando Po.
X. Hottentotten.	1) **Hottentottensprachen.**	A. Nama. B. Kora. C. Capdialekt.
	2) **Buschmannsprachen.**	Sprachen der Buschmänner.

Auf Grund der vorstehenden Sprachentafel im Zusammenhalt mit den physischen Merkmalen der verschiedenen Völker und mit Zuhülfenahme aller bekannten historischen und ethnographischen Thatsachen wird es uns nun möglich, den Stammbaum des gesammten Menschengeschlechtes zu entwerfen und nachzuweisen, in welcher Reihenfolge sich die einzelnen Völker aus den Völkerzweigen, diese aus den Völkerstämmen und letztere endlich aus den einzelnen Menschenrassen entwickelt haben. Auf Grund dieser Genealogie und der gegenwärtigen Verbreitung der verschiedenen Völker werden wir dann schließlich, worauf es uns bei gegenwärtiger Untersuchung allein ankommt, auch nachzuweisen im Stande sein, wo die Urheimath der verschiedenen Völker und Rassen und des gesammten Menschengeschlechtes zu suchen ist und welche Wanderungen dieselben im Laufe der Zeiten ausgeführt haben. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, nachzuweisen, daß alle nachweisbaren Wanderungen, welche die ursprünglich gleichmäßige und natürliche Vertheilung der Menschenrassen auf der Erde gestört und alle Rassen mehr oder weniger kunterbunt durch einander geworfen haben, auf eine einzige Ursache zurückzuführen sind und daß diese Ursache mit der furchtbaren Katastrophe in Zusammenhang stand, welche das Thema des vorliegenden Werkes bildet.

Im gegenwärtigen Abschnitt werde ich nun in möglichster Kürze aus einander setzen, wie die verschiedenen einzelnen gegenwärtig noch existirenden oder wenigstens historisch bekannten Völker verwandtschaftlich unter einander zusammenhängen und welche Wohnsitze dieselben in der Gegenwart einnehmen oder in historischer Zeit nachweisbar eingenommen haben. Ich werde die einzelnen Rassen in der Reihenfolge betrachten, wie sie ursprünglich, d. h. vor der Zerstreuung der Ost- und Westasiatischen Rasse, über die alte Welt verbreitet gewesen waren, indem ich im Westen mit der Nubarasse beginne und mit den Hottentotten schließe. Die Reihenfolge wird also folgende sein:

I. Nubarasse,	VI. Papuarasse,
II. Europäische Rasse,	VII. Dravidarasse,
III. Westasiatische Rasse,	VIII. Negerrasse,
IV. Ostasiatische Rasse,	IX. Kaffernrasse,
V. Australische Rasse,	X. Hottentottenrasse.

I. Nubarasse.

Die Feststellung der Genealogie der zur Nubarasse gehörigen Völker bietet große Schwierigkeiten, erstens weil dieselben in ihren heutigen Wohnsitzen nicht autochthon, sondern als Eroberer eingedrungen sind und sich deßhalb vielfach mit den umwohnenden Völkern vermischt haben, mit Hamitischen Völkerschaften einerseits und mit Negern andererseits; zweitens weil die Nubas anthropologisch und ethnographisch noch viel zu wenig erforscht sind. Vom ethnologischen Standpunkte betrachtet zerfällt die Nubarasse in zwei sprachlich geschiedene Abtheilungen, eine Westliche, die Fullas, und eine Oestliche, die Nubas.

Das Verbreitungsgebiet der Fullas erstreckt sich vom untern Senegal im Westen bis Darfur im Osten und von Timbuktu und Hausa im Norden bis Sulimana, Wassulo, den Yorubaländern und Adamaua im Süden. Die Fullas bilden aber in diesem Gebiete nicht die Grundbevölkerung, sondern sind unter der Urbevölkerung als erobernde Eindringlinge zerstreut und haben sich mit dieser vielfach vermischt. Am zahlreichsten sind die Fullas im Westen, in Futa-Toro, Bondu und Futa-Dschallo vertreten. Auch im Lande der Wolof haben sie sich festgesetzt und die Küstenvölker bis an den Nunez von sich abhängig gemacht. Ebenso besitzen sie einzelne feste Punkte in Sulimana und Kuranko, Oestlich von Sierra Leone. Im Reiche Massina, Südlich von Timbuktu, bilden die Fullas ebenfalls das herrschende Volk. Deßgleichen leben sie in dem sogenannten Fulladu, sowie in den sogenannten Mandingoländern bis gegen Wassulo hin. Anfangs des 19. Jahrhunderts haben die Fullas im Hausalande das Reich von Sokoto und Gando gegründet, welches ganz Hausa, Kano und Segseg und die Länder bis an den Binue, sowie Fumbina und Adamaua umfaßt und von dem auch Burgu und die Yorubaländer abhängig sind. Weiter gegen Osten hin findet man die Fullas in Bornu, Mandara, Logone, Baghirmi, Wadai und Darfur. Durch Vermischung der eingewanderten Fullas mit den ureingebornen Negern sind verschiedene Mischvölker entstanden; so die Torodos in Futa-Toro (entstanden aus Fullas, Mandingos, Wolof, Serechules und Sarrars), die Dschalonki in Futa-Dschallo, die Ssissilbe oder Ssilibawa, die Dschawambe und die Soromawa in den Mandingo- und Hausaländern.

Das Verbreitungsgebiet des Oestlichen Zweiges der Nuburasse, der eigentlichen Nubas oder Nubier, reicht von Darfur im Westen bis an das Gebiet der Bedschas und der an letztere sich anschließenden Hamitischen Stämme im Osten und vom 5.° Nördlicher Breite im Süden bis gegen Assuan im Norden. Zu den Nubas gehören erstens die Nubier im engeren Sinn, die sich selbst Barabra nennen. Diese bewohnen das

Nilthal vom ersten Nilkatarakt in Assuan bis zum zweiten am Wadi-Chalfa. Ferner gehören zu den Nubas die Dongolaner, deren Sprache sich von der Sprache der Nubier nur dialektisch unterscheidet, sowie die sogenannten Nuba-Neger in den Nubabergen, im Süden von Kordofan. Auch über einen großen Theil des Oestlichen Darfur ist die Nubasprache verbreitet. Manche Forscher ziehen auch die über einen großen Theil von Darfur und Kordofan verbreitete Kondscharasprache zur Nubasprache. Zu den Nubas gehören wahrscheinlich auch die Hammedschstämme, besonders der Stamm der Fundsch, welche die Südlich vom 13. Parallel gelegenen Theile von Senaar, sowie die Gegenden am Blauen Nil und zwischen diesem und dem Weißen Nil bis zum 10. Parallel abwärts bewohnen. Zu den Nubas gehören außerdem die Schankala am Takazze und Atbara, sowie die Doko im Südlichen Kaffa; ferner die Wakuafi- und Masaistämme, deren Sprachen sich nur dialektisch von einander unterscheiden und von denen die ersteren vom 2.° Nördlicher Breite bis zum 4.° Südlicher Breite (ungefähr von Barawa bis Mombas) im Innern eine Strecke von 7 bis 8 Längengraden, die letzteren aber das Land Serengebbi bewohnen.

Was die Sprachen der verschiedenen Zweige der Nubarasse betrifft, so bilden alle Fullaidiome zusammen einen einzigen Sprachstamm. Für die verschiedenen Idiome der zum Oestlichen Nubischen Zweige gehörigen Völker ist aber bisher die Zugehörigkeit zu einem und demselben Sprachstamm noch nicht nachgewiesen worden.

II. Europäische Rasse.

Daß Europa bereits vor der Einwanderung des Indogermanischen Zweiges der Westasiatischen Rasse, welche erst in verhältnißmäßig später Zeit und jedenfalls nicht vor dem 2. Jahrtausend v. Chr. stattgefunden hat, von Menschen bewohnt gewesen war, und zwar von Menschen, welche eine eigene Rasse bildeten, ist schon an und für sich höchst wahrscheinlich und wird außerdem auch durch verschiedene historische, anthropologische, ethnographische und archäologische Thatsachen erhärtet. Nirgends auf der Welt findet man bei der Bevölkerung so mannigfaltige und von einander so sehr abweichende Typen vertreten, wie bei den Westeuropäischen Völkern, und zwar wird diese Mannigfaltigkeit desto größer, je weiter man von Osten gegen Westen fortschreitet. An ein und demselben Ort, unter den gleichen klimatischen und lokalen Verhältnissen, trifft man Individuen, welche an Körpergröße den Buschmännern und Lappen gleichkommen, neben wahren Hünengestalten. Neben Individuen mit pechschwarzen Haaren und mit einer Nubischen Hautfarbe findet man Blonde und Rothhaarige

mit schneeweißem Teint. Die Schädel sind bald länglich, bald rund, bald hoch, bald niedrig; das Gesicht ist bald breit, bald schmal; die Körperbehaarung bald üppig, bald spärlich; und die Mannigfaltigkeit in Bezug auf den körperlichen Typus ist bei den Europäern innerhalb ein und desselben Volkes so groß, daß es nur in seltenen Fällen möglich ist, einen Spanier, Franzosen, Italiäner, Deutschen oder Engländer bei ganz gleicher Kleidung und Frisur bestimmt als solchen zu erkennen, während man z. B. in Turkestan gar nie im Zweifel darüber sein kann, ob man im gegebenen Fall einen Kirgisen, Turkmenen, Kalmüken oder Chinesen vor sich hat, obgleich alle diese Völker zu ein und demselben Zweig der Ostasiatischen Rasse gehören. Diese Mannigfaltigkeit in Bezug auf den physischen Typus bei den heutigen Europäern läßt sich nur dadurch erklären, daß die heutigen Europäer durch die Vermischung zweier ganz verschiedener Rassen entstanden sind, von denen die eine groß und kräftig, blondhaarig und weißhäutig, die andere dagegen klein und schwächlich, und von dunkler Haut- und Haarfarbe war. Daß die eingewanderte Rasse nicht die schwächere gewesen sein kann, ist klar, weil sie von der kräftigeren einfach nicht zugelassen worden wäre; außerdem sehen wir auch, daß die verhältnißmäßig am wenigsten gemischten Nachkommen der schwarzhaarigen und dunklen Rasse sich in unzugänglichen Wald- und Gebirgsgegenden und im äußersten Westen und Süden Europas vorfinden, ein Beweis, daß ihre Vorfahren die Urbewohner Europas gewesen waren und daß sie von den kräftigeren Eindringlingen in ihre gegenwärtigen engumschriebenen Verbreitungsgebiete zurückgedrängt worden sind.

Von allen Indogermanischen Sprachen haben sich die Sprachen der Westeuropäer am meisten vom Arischen Urtypus entfernt, woraus hervorgeht, daß sie am meisten fremde Elemente in sich aufgenommen haben; dieß ist nur dadurch zu erklären, daß die eingewanderten Indogermanen sich hier mit Völkern vermischt haben, welche eine von den Indogermanischen ganz verschiedene Sprache hatten. Von der Existenz einer Vorarischen Sprache in Europa gibt die Sprache der Basken den sichersten Beweis, da sie mit keiner einzigen Indogermanischen Sprache auch nur im Entferntesten verwandt ist.

Die Existenz einer Vorarischen autochthonen Rasse in Europa wird auch durch die Gräberfunde bewiesen. Die in den Englischen Langgräbern von Caithneß bis Wiltshire aufgefundenen Schädel gehören alle zu ein und demselben Typus und die Archäologen sind darüber einig, daß während der Langgräberperiode, welche dem Steinzeitalter angehörte, England von einer einzigen Rasse bewohnt gewesen war, welche sich durch kleinen Wuchs, schwachen Körperbau, dunkle Hautfarbe, schmales Gesicht und längliche Schädelbildung auszeichnete. Diese Rasse wird von den Ethnologen mit dem Brittischen Stamm der Siluren identificirt, welcher zur Zeit der Eroberung Englands durch die Römer die Grafschaften Hereford, Radnor,

Brecon, Monmouth und Glamorgan bewohnte und welchen Tacitus auf Grund seines physischen Typus zu den Iberern zählt, indem er schreibt: „Silurum colorati vultus torti plerumque crines et posita contra Hispania, Iberos veteres trajecisse easque sedes occupasse, fidem faciunt[1].“ Die Aehnlichkeit zwischen Siluren und Spanischen Iberern war also so groß, daß Tacitus an eine Einwanderung der ersteren aus Spanien glauben konnte. Auch neuere Ethnologen haben auf die große Aehnlichkeit zwischen den Spanischen Basken und den kleinen dunklen Wallisern von Denbighshire aufmerksam gemacht. Erst mit Beginn der sogenannten Bronzezeit treten in den Englischen Gräbern zwei verschiedene Rassen auf, von denen die eine den Silurischen, die andere Westasiatischen Typus zeigt. Die Westasiatischen Einwanderer haben also Bronzewerkzeuge und Bronzewaffen eingeführt, während die Ureuropäer nur Steinwerkzeuge und Steinwaffen kannten, und, wie die Höhlenfunde beweisen, sogar dem Kannibalismus huldigten. Denn man hat in verschiedenen Höhlen Menschenknochen gefunden, welche angebrannt und zerschlagen waren, offenbar um das Mark zu gewinnen.

Daß die vorhistorischen Französischen Gräberfunde mit den Englischen vollkommen übereinstimmen, ist bereits früher auf Seite 46 erwähnt worden.

Was die Verbreitung der europäischen Rasse betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß sie ursprünglich ganz Europa bewohnte und daß sie im Osten allmählig in die Westasiatische Rasse überging. Die historischen Nachrichten und die gegenwärtige Verbreitung der kleinen dunklen Nachkommen der Ureuropäer können darüber keinen Aufschluß geben. Denn die historischen Nachrichten über die Iberer und Vorarischen Italiker datiren erst aus einer Zeit, wo fast ganz Europa bereits von den Indogermanen überschwemmt war. Zudem waren die Iberer und Uritaliker, wie wir später sehen werden, keine reinen Europäer mehr, sondern bereits eine Mischrasse aus Europäern und noch vor den Indogermanen eingewanderten Aramäern. Die ursprüngliche Vertheilung der Ureuropäer aber wurde beim Vordringen der Indogermanen nothwendiger Weise sehr wesentlich alterirt, indem die dünngesäten Ureinwohner, welche keine festen Städte und Plätze hatten, und allen Anzeichen nach noch auf einer tieferen Kulturstufe standen als die heutigen Afrikaner, von den kräftigeren und bereits mit Metallwaffen versehenen Eindringlingen mit Leichtigkeit vernichtet oder vertrieben werden konnten. Die Ueberbleibsel der Urbevölkerung wurden schließlich in den äußersten Vorsprüngen Europas zusammengedrängt, in Britannien, Gallien, Spanien, Italien und auf den großen Inseln des Mittelmeers, wo wir

---

[1]) „Die Siluren haben dunkles Antlitz und meistens krause Haare, und da Spanien gegenüber liegt, so glaubt man, daß vor Alters Iberer übergesetzt sind und diese Wohnsitze eingenommen haben.“

sie auch beim Beginn der Geschichte vorfinden. Im Innern Europas konnten sich die Urbewohner nur in den unzugänglichen Wald- und Gebirgsgegenden behaupten, ebenso wie die Dravidas Ostindiens, und deßhalb finden wir auch in geschützten Waldgegenden, wie z. B. im Bayrischen Wald, stellenweise eine auffallend kleine schwarzhaarige Bevölkerung.

Nach den Berichten der alten Schriftsteller lassen sich die Vorarischen aber bereits mit Aramäischen Elementen versetzten Bewohner Europas, soweit sie überhaupt bekannt geworden sind, in zwei Gruppen scheiden: eine Westliche, deren Angehörige ich als Iberer, und eine Oestliche, deren Angehörige ich als Uritaliker bezeichne. Zur ersteren Gruppe gehörten die Bewohner Spaniens, die Cantabrer, Keltiberer, Lusitanier, Vaskonen 2c.; der größere Theil der Bewohner Frankreichs, von welchen sich zu Cäsars Zeit nur mehr die Aquitanier unabhängig erhalten hatten; und die Bewohner des Innern Britanniens, von welchen unter andern der Stamm der Siluren namhaft gemacht wird. Zur zweiten Gruppe gehörten die Urbewohner Italiens und der Italischen Inseln, der Alpen und der sich im Norden und Nordosten der Alpen ausbreitenden Landschaften, sowie die Urbewohner Griechenlands. Von den zu dieser Gruppe gehörigen Völkerschaften kennen wir nur die Etrusker, Euganeer, Ligurer und Rhätier.

Alle diese Völkerschaften haben später durch Vermischung mit den Indogermanischen Einwanderern ihr Volksthum und ihre Sprache eingebüßt. Von den Iberern hat sich nur ein kleiner Rest bis jetzt relativ unvermischt erhalten und auch noch seine Iberische Sprache bewahrt, nämlich die Basken in den Pyrenäen. Von den Rhätiern finden sich einige wenige Ueberbleibsel in den Rumonen und Ladinern in Graubünden und Tyrol; diese sind aber der Vermischung mit Indogermanischen Elementen nicht ganz entgangen, wie schon der Umstand beweist, daß sie ihre Sprache eingebüßt haben.

Daß die Iberer und Uritaliker, wie bereits erwähnt, keine reinen Ureuropäer mehr waren, sondern bereits vor der Einwanderung der Indogermanen mit Westasiatischen Elementen gemischt waren, wird durch mannigfache Umstände über jeden Zweifel erhoben. Für eine Vorarische Einwanderung von Westasiaten nach dem Südlichen Europa, speziell nach Spanien und Italien, sprechen folgende Umstände. Erstens besaßen die Iberer und Uritaliker, besonders aber die Etrusker, schon vor der Einwanderung der Indogermanischen Umbrer, Sabeller, Osken und Galater eine hochentwickelte und allem Anschein nach nicht mehr ganz junge Kultur, welche doch nicht lediglich auf den Verkehr mit den Phönikiern zurückzuführen sein dürfte. Zweitens finden sich die Namen verschiedener Iberischer und Uritalischer Völkerschaften im Alterthum auch in Asien. Eine Provinz Armeniens, welche zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere lag, hieß im Alterthum Iberien und die Bewohner hießen Iberer. Nach Plinius gab es in dieser Provinz

auch einen Fluß Iberus. Außerdem gab es ebensowohl in Spanien wie im Armenischen Iberien Bebryker. Ferner hießen zwei den Armenischen Iberern benachbarte Völkerschaften Chalyber und Lubiener. Chalyber gab es aber auch in Spanien und die Lubäner waren ein Zweig der Spanischen Iberer. Da alles dieses nicht zufällig sein kann, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß bereits vor der Einwanderung der Indogermanen Armenische Auswanderer bis nach Spanien vorgedrungen waren, um so mehr, als dieß auch durch die Berichte der alten Schriftsteller bestätigt wird. Eine alte Sage lautet dahin, daß die Spanischen Iberer aus Armenien eingewandert seien. Varro erklärt die Iberer für die ältesten Einwanderer in Spanien. Appian berichtet, daß die Iberer aus Asien nach Spanien gezogen seien und Sallust erzählt im 18. Cap. des Jugurthinischen Krieges: „Aus Punischen Büchern, welche dem König Hiempsal zugeschrieben werden, haben mir Uebersetzer vorgelesen, daß in uralter Zeit Armenier, die in Spanien wohnten, von dort herübergekommen seien und einen Theil Afrikas besetzt hätten.“

Was die Uritaliker betrifft, so findet sich der Name der Ligurer oder Ligyer ebenfalls in Asien und die Asiatischen Ligyer wohnten an der Gränze des Armenischen Iberiens. Herodot nennt unter den Vorderasiatischen Völkern im Heere des Xerxes auch Lygier, Lykophron bezeichnet die kolchische Stadt Kytäa als eine Ligurische und Eustathius berichtet, daß die Armenischen und Europäischen Ligyer eines Stammes seien.

Die Etrusker waren offenbar ebenfalls ein Mischvolk aus Ureuropäern und Kleinasiatischen Einwanderern. Die ältesten Denkmäler Etruriens erinnern deutlich an Aegyptischen Kunststyl und haben mit dem Griechischen Styl nichts gemein; die Wandmalereien und die auf denselben dargestellten Figuren, Gewänder, Spiele, Blasinstrumente, Gelage und Wohnungseinrichtungen weisen unverkennbar auf Vorderasien hin. Dazu kommt noch, daß die Etrurische Schrift nicht wie die übrigen Europäischen Schriften von der Linken zur Rechten, sondern, wie bei den Semiten, von der Rechten zur Linken gerichtet ist.

Abgesehen von den erwähnten, für den Asiatischen Ursprung der Etrurier sprechenden Thatsachen, welche noch beliebig vermehrt werden könnten, spricht für die Herkunft der herrschenden Bevölkerung Etruriens aus Kleinasien auch ganz unzweideutig das Zeugniß der alten Schriftsteller. Nach Herodot war bei den Lydiern die Sage verbreitet, daß eine von Lydien zur See abgegangene Kolonie Macht und Namen des Tyrrhenischen Volkes gegründet habe. Tacitus führt im 55. Cap. des IV. Buches seiner Annalen eine alte Urkunde an, kraft welcher die Etrurischen Städte erklärten, daß sie von einer durch Tyrsenus, den Sohn des Lydischen Königs Atyes, aus Asien geführten Kolonie abstammten. Das Gleiche wird von andern Römischen Schriftstellern berichtet.

Auf Grund des Gesagten unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Auswanderer, welche vor der Ankunft der Indogermanen die herrschende Bevölkerung von Spanien, Italien und offenbar auch von Frankreich, Süddeutschland und Griechenland gebildet hatten, aus Vorderasien stammten. Dieselben müssen also zum Aramäischen Zweig der Westasiatischen Rasse gehört haben, da Vorderasien, wie ich im zweiten Abschnitt des zweiten Theils zeigen werde, ursprünglich von Aramäern bewohnt gewesen war. Daraus erklärt sich auch die Aehnlichkeit in der Körperbildung zwischen den Iberern und den heutigen Berbern, auf welche manche Anthropologen hingewiesen haben.

Bekanntlich verarbeiteten die Aramäischen Phönikier kein Eisen, dagegen hatte bei ihnen die Bearbeitung von Kupfer, Zinn, Zink, Bronze, Gold und Silber einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Das Eisen tritt erst mit den Indogermanen auf. Halten wir dieß im Gedächtniß, so läßt sich die in Europa durch die Archäologie nachgewiesene Aufeinanderfolge der Stein-, Bronze- und Eisenzeit leicht erklären. Zur Steinzeit war Europa nur von der ureingebornen, auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Europäischen Rasse bewohnt gewesen. Die Aramäischen Einwanderer aus Vorderasien brachten die Bronze mit sich. Eisenwaffen und Eisenwerkzeuge wurden endlich von den Centralasiatischen Einwanderern, den Indogermanen, eingeführt.

Bertrand hat eine Karte entworfen, auf der die Gegenden bezeichnet sind, in welchen vorhistorische Bronzewaffen und Bronzewerkzeuge aufgefunden worden sind. Auf dieser Karte finden sich Bronzefunde im Oestlichen Frankreich und in Belgien nur sporadisch angedeutet. Etwas mehr Bronze gibt es an den Küsten von Britannien und Irland, sowie an der Bayrischen und Oestreichischen Donau, an der Warthe und unteren Weichsel, Elbe und Weser und wieder kontinuirlich in Friesland, ganz Dänemark, Schonen, Mecklenburg und Pommern. Aus diesen Bronzefunden sieht man, daß die Aramäischen Kolonisten sich hauptsächlich an den Meeresküsten niedergelassen hatten, daß sie aber den größeren Flüssen folgend auch tief ins Innere von Frankreich, Deutschland und Oestreich eingedrungen waren.

A. Iberer.

1) Spanische Iberer. Von den zahlreichen Iberischen Völkerschaften, welche zur Zeit der Römer Spanien bewohnten, waren die Lusitanier im Nordwesten der Pyrenäischen Halbinsel, die Cantabrer im Norden derselben, die Vaskonen im heutigen Guipuscoa und Navarra und die Keltiberer im Innern Spaniens die berühmtesten. Die Spanischen Iberer standen zur Zeit der Römer bereits auf einer ziemlich hohen Kulturstufe, trieben Ackerbau und Viehzucht, verstanden bereits die

Metalle zu bearbeiten, betrieben einen schwungvollen Bergbau und besaßen eine eigene Schrift, deren Ursprung in eine sehr frühe Zeit hinaufzureichen scheint. Als die civilisirtesten aller Iberischen Völkerschaften galten die Turbetaner im unteren Andalusien, welche bereits geschichtliche Aufzeichnungen und geschriebene Gesetze besaßen. Die Keltiberer waren, wie schon ihr Name besagt, ein Mischvolk aus Iberern und aus Gallien eingewanderten Kelten. Von allen Spanischen Iberern haben sich nur die Basken bis auf den heutigen Tag als selbstständige Völkerschaft erhalten und ihre Iberische Muttersprache bewahrt. Daß die Basken Nachkommen der alten Iberer und zwar des Vaskonischen Volksstammes sind, wird, abgesehen von dem gleichlautenden Namen, dadurch bewiesen, daß, wie Humboldt und Kiepert nachgewiesen haben, der größte Theil der auf uns gekommenen Iberischen Personen- und Ortsnamen nur aus dem Baskischen erklärt werden kann. Die Basken, welche gegenwärtig noch etwas über eine halbe Million Seelen zählen, nennen sich selbst Euskalbunak und ihre Sprache Euskara, und wohnen in Biscaya und Navarra und auf der Französischen Seite der Westlichen Pyrenäen, d. h. ungefähr in denselben Wohnsitzen, welche früher ihre Vorfahren, die Vaskonen, eingenommen hatten. Die Sprache der Basken zeigt einen polysynthetischen Bau und ist mit keiner der uns bekannten Sprachen weder des Alterthums noch der Neuzeit irgendwie verwandt.

2) Gallische Iberer. Zu Cäsars Zeit hatten von den Gallischen Iberern nur noch die Aquitanier, die das Gebiet zwischen den Pyrenäen und der Garonne inne hatten, ihr Volksthum gegen die eingedrungenen Indogermanischen Kelten behauptet, weßhalb sie auch Cäsar von den Galliern oder Kelten unterscheidet. Daß die Aquitanier in der That zu den Iberern gehörten, wissen wir aus Strabo. Im ganzen übrigen Gallien bildeten damals bereits die Gallier oder Kelten die herrschende Bevölkerung, während das Gros der Bevölkerung nach wie vor aus den ureingebornen Europäern bestand, wie der Typus der heutigen Bewohner des Westlichen und mittleren Frankreich beweist.

3) Britannische Iberer. Auch in Britannien waren zu Cäsars Zeit bereits Indogermanische Eroberer eingedrungen, hatten die Meeresküste im Süden in Besitz genommen und die Ureinwohner nach dem Innern der Insel zurückgedrängt. Cäsar sagt im V. Buch seiner Commentarien über die damaligen Bewohner Britanniens: „Britanniae pars interior ab iis incolitur, quos natos in insula ipsi memoria proditum dicunt, marituma pars ab iis, qui praedae causa ex Belgio transierant — qui omnes fere iis nominibus civitatum appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervenerunt — et bello inlato ibi permanserunt atque agros colere coeperunt. Hominum est infinita multitudo creberrimaque aedificia fere Gallicis consimilia, pecorum magnus numerus. — Ex his

omnibus longe sunt humanissimi, qui Cantium incolunt, quae regio est marituma omnis, neque multum a Gallica differunt consuetudine. Interiores plerique frumenta non serunt, sed lacte et carne vivunt pellibusque sunt vestiti. Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, atque hoc horridiores sunt in pugna aspectu; capilloque sunt promisso atque omni parte corporis rasa praeter caput et labrum superius. Uxores habent deni duodenique inter se communes, et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis [1]."

Wir sehen also, daß zu Cäsars Zeit Britannien von zwei ganz verschiedenen Rassen bewohnt war. Die Meeresküste wurde von einem aus Gallien und Belgien eingedrungenen Kulturvolk bewohnt, welches ethnographisch mit der herrschenden Bevölkerung von Gallien identisch war. Im Innern dagegen hausten die Ureinwohner, deren niedrige Kulturstufe dadurch gekennzeichnet ist, daß sie keinen Ackerbau treiben, sich tätowiren und in beschränkter Weibergemeinschaft leben. Daß diese Urbewohner Britanniens mit den Iberern Spaniens in Bezug auf physischen Typus identisch waren, ist bereits früher erwähnt worden.

B. Uritaliker.

Daß die Urbewohner Italiens zu derselben Rasse gehörten, wie die Urbewohner Spaniens und Frankreichs, wird schon durch den Typus der heutigen Italiäner bewiesen; trotz der bedeutenden Beimischungen, welche Italiäner und Franzosen in späterer Zeit erhalten haben, besteht zwischen den Italiänern und den Bewohnern des mittleren und südlichen Frankreich noch immer eine große Aehnlichkeit. Am reinsten dürften den ursprünglichen Uritalischen Typus, Dank ihrer geschützten Lage, die Korsikaner bewahrt haben. Zum Uritalischen Zweig gehörten von den in der alten

---

[1]) „Das Innere Britanniens wird von Leuten bewohnt, welche nach ihrer eigenen Sage Eingeborne der Insel sind; die Meeresküste aber von solchen, welche, um Beute zu machen, aus Belgien herübergekommen waren und nach Bekriegung der Eingebornen sich hier niedergelassen und das Feld zu bebauen begonnen hatten: Diese werden fast alle nach denjenigen Staaten benannt, aus welchen sie herstammen. Die Zahl der Bewohner ist ungeheuer groß und es gibt eine Menge Gebäude, welche so ziemlich den Gallischen gleichen; ebenso gibt es eine große Menge von Vieh. — Von ihnen sind diejenigen weitaus die civilisirtesten, welche Cantium bewohnen, eine Landschaft, die ganz am Meere gelegen ist, und sie weichen nicht viel von den Sitten der Gallier ab. Die Bewohner des Inneren dagegen säen meistens kein Getreide, sondern leben von Milch und Fleisch und kleiden sich in Thierfelle. Alle Britannen aber reiben sich mit Waidkraut ein, wodurch sie eine blaue Farbe erhalten und sie sind in Folge dessen in der Schlacht von um so schrecklicherem Aussehen. Sie tragen die Haare lang, scheeren aber den ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes und der Oberlippe. Frauen haben je zehn oder zwölf gemeinschaftlich, besonders Brüder mit Brüdern und die Väter mit ihren Söhnen."

Geschichte erwähnten Völkerschaften, wie bereits erwähnt, folgende: die Etrusker, Ligurer, Euganeer und Rhätier.

Etrusker. Die Etrusker, welche von den Griechen Tyrsenen oder Tyrrhenen, von den Italikern aber Tursken oder Tusken genannt wurden, wohnten in Mittelitalien. Sie hatten, wie die Spanischen Iberer, bereits eine hohe Stufe der Kultur erreicht, als sie von den über die Alpen eindringenden Indogermanen überwältigt und schließlich arisirt wurden. Von der Sprache der Etrusker haben sich in Inschriften einige Reste erhalten, die Wissenschaft hat aber bis jetzt noch nichts damit anzufangen gewußt und es ist nicht ausgemacht, ob diese Sprachüberreste dem Europäischen Urvolk oder, was wahrscheinlicher, dem mit Aramäischen Elementen vermischten Mischvolk angehören.

Euganeer. Die Wohnsitze der Euganeer erstreckten sich vom Gardasee bis tief nach Tyrol hinein. Ihr Name hat sich noch in den Euganeen, einer vulkanischen Gebirgsgruppe in der Nähe von Padua, erhalten.

Ligurer. Die Ligurer oder Ligyer, von deren Sprache wir so gut wie gar nichts wissen, waren früher allem Anschein nach weit verbreitet gewesen. Sie wohnten zu beiden Seiten der West- und Centralalpen, bewohnten den Südosten Frankreichs, wo sie an die Iberer gränzten, ferner Süddeutschland, Norikum und Schlesien. Die durch Mischung der Ligurer mit Galatern entstandenen Keltoligurer hält man für den Grundstock der heutigen Romanen und die Piemontesen für die reinsten Nachkommen derselben.

Rhätier. Die Rhätier wurden von den alten Schriftstellern für unmittelbare Stammverwandte der Etrusker gehalten. Sie bewohnten das heutige Graubünden, das Nördliche Tyrol nebst Vorarlberg, das Bayrische Hochgebirge und die Alpenabhänge an den Lombardischen Seen. Von den Rhätiern haben sich in einigen Thälern Graubündens und Tyrols noch relativ unvermischte Nachkommen erhalten, nämlich die Rumonen und Ladiner. Diese haben aber ihre ursprüngliche Sprache verloren und sprechen eine Tochtersprache des Lateinischen, das sogenannte Rhätoromanische oder Churwälsch, ein Beweis, daß sie keineswegs ganz unvermischt geblieben sind.

III. Westasiatische Rasse.

Die Westasiatische Rasse, welche ursprünglich das Gebiet zwischen dem Mittelmeer und der Wüste Gobi bewohnte, zerfällt gegenwärtig in drei große Abtheilungen, welche sich nicht nur durch ihre Sprachen, sondern auch durch ihren physischen Typus von einander unterscheiden, nämlich in Kaukasier, Aramäer und Indogermanen. Von diesen drei Ab-

theilungen ist nur die erste in den Wohnsitzen zurückgeblieben, welche sie von jeher innegehabt hat, und hat in Folge dessen ihren ursprünglichen Typus auch im Allgemeinen am reinsten bewahrt, während die beiden andern Abtheilungen zum größten Theil aus ihren Ursitzen ausgewandert sind und sich über Indien, Vorderasien, Nordafrika und Europa verbreitet haben. In Folge dessen haben diese beiden Abtheilungen viele fremde Elemente aufgenommen und sich, mit Ausnahme der wenigen in ihrer Urheimath in den Centralasiatischen Gebirgen zurückgebliebenen Ueberreste, der Galtschas, alle mehr oder weniger vom Westasiatischen Urtypus entfernt. Aus diesem Grunde stehen sich auch die Kaukasier und Galtschas, obgleich sie die entgegengesetzten Enden des ursprünglichen Verbreitungsgebietes der Westasiatischen Rasse bewohnen, in Bezug auf körperlichen Typus gegenwärtig unter allen Angehörigen der Westasiatischen Rasse am nächsten.

A. Kaukasier.

Daß die Kaukasier in ihren heutigen Wohnsitzen im und am Kaukasusgebirge autochthon sind, geht schon aus der ungeheueren Menge der von ihnen gesprochenen Sprachen hervor. Denn nur bei einem viele Jahrtausende langen Aufenthalte an ein und derselben Stelle konnte sich in den verschiedenen, durch schwer passirbare Gebirgsrücken getrennten Thälern die Unmasse von Sprachen und Dialekten ausbilden, welche von den Bewohnern des Kaukasus heutzutage gesprochen werden und welche sich, trotz des beschränkten Verbreitungsgebietes der Kaukasier, von einander so sehr unterscheiden, daß erst die neuere Sprachwissenschaft im Stande gewesen ist, den genealogischen Zusammenhang der Kaukasischen Idiome und damit auch der Kaukasusvölker nachzuweisen. Diese Sprachverschiedenheit datirt nicht etwa erst aus neuerer Zeit, in welchem Fall man sie allenfalls durch Völkervermischungen gelegentlich der Völkerwanderungen erklären könnte. Schon Herodot sagt, daß der Kaukasus von einer großen Menge von Völkern bewohnt sei, und Strabo berichtet, daß die Griechischen Kaufleute, welche den Hafen von Dioskurias am Ufer des Schwarzen Meeres zu besuchen pflegten, erzählten, daß sie daselbst an die 300 verschiedene Völker mit ebenso vielen verschiedenen Sprachen angetroffen hätten, welche Zahl von genaueren Beobachtern immerhin auf 70 reducirt worden sei. Auch gegenwärtig zählt man im Kaukasus 70 verschiedene Sprachen und Dialekte. Die Kaukasischen Idiome hängen mit keiner andern der bekannten Sprachfamilien zusammen und es ist bis jetzt nicht gelungen, einen sprachlichen Zusammenhang zwischen den Kaukasiern und den beiden andern Gruppen der Westasiatischen Rasse, den Indogermanen und Aramäern nachzuweisen.

Die Kaukasier haben, wie es schon die große Anzahl ihrer Völkerschaften wahrscheinlich macht, früher offenbar ein viel größeres Gebiet eingenommen, bis sie durch das Vordringen der Indogermanen und später der Ostasiatischen Völkerstämme auf ihr heutiges eng umschriebenes Verbreitungsgebiet zusammengedrängt wurden. Besonders ist die Zahl der Kaukasier noch in neuester Zeit durch die 50jährigen Kämpfe mit den Russen stark zusammengeschmolzen und ein großer Theil der Ueberlebenden hat die Auswanderung nach der Türkei der Unterwerfung unter die Russische Herrschaft vorgezogen.

Ihren Sprachen nach zerfallen die Kaukasier in zwei Abtheilungen, eine Nördliche und eine Südliche. Die erstere bewohnt das Gebiet, welches im Norden durch den Kuban und Terek, im Süden aber durch die Flüsse Enguri, Alazani und Samur und durch den Kamm des Kaukasusgebirges begränzt wird. Die Südliche Abtheilung bewohnt die Südseite des Kaukasus und gränzt im Süden an das Gebiet der Armenier.

Die Nördliche Abtheilung zerfällt wieder in drei Familien: eine Oestliche, die Lesgier, eine mittlere, die Kistier, und in eine Westliche, die Tscherkessen. Die Südliche Abtheilung zerfällt in vier Gruppen: die Georgier, Suanen, Mingrelier und Lasen.

Die Sprachen der Georgier, Suanen, Mingrelier und Lasen sind mit einander mehr oder weniger verwandt und weisen daher auf eine gemeinsame Stammsprache zurück, dagegen konnte zwischen den verschiedenen Sprachen der drei zur Nördlichen Abtheilung gehörenden Familien, der Lesgier, Kistier und Tscherkessen, bis dato keine derartige nähere Verwandtschaft nachgewiesen werden, daß man mit Sicherheit auf einen gemeinsamen Ursprung derselben schließen könnte. Noch weniger konnte ein Zusammenhang zwischen den Sprachen der Nördlichen Abtheilung einerseits und der Südlichen Abtheilung andererseits nachgewiesen werden.

a) Nördliche Abtheilung.

1) Lesgier.

Die Lesgier, welche schon von Strabo und Plutarch erwähnt werden, bewohnen das sogenannte Dagestan, d. h. jenen Theil des Kaukasus, der zwischen dem Koi-su, dem Alazani und der am Ufer des Kaspischen Meeres sich ausbreitenden Ebene liegt. Die Lesgier bestehen aus einer Anzahl von von einander völlig unabhängigen Völkern mit besonderen Sprachen, welche zur Zeit noch zu wenig bekannt sind, um deren gegenseitige Verwandtschaft mit Sicherheit feststellen zu können. Von diesen Völkern sind die bedeutendsten die Awaren, Kasi-Kumüken, Akuschen, Kürinen und Uden.

Awaren. Die Awaren, welche verschiedene Dialekte sprechen, bewohnen das Gebiet, welches im Westen vom Fluß Ak-sai, im Norden von den Bergen, die sich Südlich vom Ak-sai hinziehen, im Osten vom Koi-su und im Süden vom oberen Samur und dem Berge Schahdag begränzt wird.

Kasi-Kumüken. Die Kasi-Kumüken, welche sich selbst Lak nennen, von den Awaren aber Tumal genannt werden, wohnen im Kasi-Kumükischen Bezirk des mittleren Dagestan und in einem Theil des Bezirkes Dargo.

Die Akuschen bewohnen die Gebirgsgegenden zwischen dem Koi-su, den oberen Theilen des Manas und den Quellen des Buam.

Die Kürinen bewohnen den Südöstlichen Theil von Dagestan.

Die Sprache der Uden, welche früher weiter verbreitet gewesen war, wird gegenwärtig nur mehr in den zwei Dörfern Wartaschen und Nidsch gesprochen.

Die Anzahl aller Lesgier schätzt Fr. Müller auf etwa 400 000 Seelen.

2) Kistier.

Die Kistier, welche sich selbst Nachtschuoi nennen, von den Russen aber Tschetschenzen, von den Georgiern Kisten und von den Lesgiern Mizdschegen genannt werden, bewohnen die Gegend, welche im Westen vom oberen Terek, im Norden von der Kleinen Kabarda und dem Flusse Sundscha, im Osten vom oberen Jach-sai und Enderi und im Süden durch die Höhen des Kaukasus begränzt wird. Die Kistier zerfallen gleichfalls in eine Anzahl von Völkern, von denen nachstehende die wichtigsten sind:

die Inguschen, auch Galgai oder Halha genannt, welche sich selbst Lamur nennen, wohnen an den Flüssen Kumbalei, Sundscha und Schalgir;

die Karabulaken, die sich selbst Arschte nennen, am Flusse Martan;

die Tschetschenzen im engern Sinn vom Gebiet der Karabulaken bis zum Flusse Jach-sai;

die Tuschinen, von den Lesgiern Mosok genannt, im Süden des Kaukasus um die Quellen des Alazani.

Von Fr. Müller wird die Anzahl aller Kistier auf 140 000 Seelen veranschlagt.

3) Tscherkessen.

Das Gebiet der Tscherkessen wird begränzt durch das Nordostufer des Schwarzen Meeres, den ganzen Lauf der Flüsse Kuban und Malka, einen Theil des Terekflusses und die Hauptkette des Kaukasus vom Berge Elbrus bis zur Grusinischen Militärstraße. Die Tscherkessen zerfallen in zwei große Stämme, die Adige und Abchasen, auch Asega genannt.

Adige. Die Adige, welche von den Tataren Tscherkessen, von den Europäern aber Cirkassier oder, da sie die Kabarda bewohnen,

auch Kabardiner genannt werden, zerfallen wieder in folgende Völkerschaften:

die Abadsechen in den Thälern der Nebenflüsse des Kuban: Sschaguasche, Loba, Pschisch, Pssekups, Wuanobat und Ssup, auf dem Nordabhange des Kaukasus;

die Schapssugen und die Natkuadsh oder Natuchaizen in den an die Festung Anapa gränzenden Ebenen und den umliegenden Gebirgen;

die eigentlichen Kabardiner in der Großen und Kleinen Kabarda;

die Besslenei im Kubanbassin an den Flüssen Fers und Woarp und an dem Großen und Kleinen Tegen;

die Mochosch an den Flüßchen Tschechuradsh, Belogiak und Schebe;

die Kemgui und Temirgoi zwischen dem Kuban und dem Unterlaufe der Loba und Bjelaja;

die Chatiukai zwischen den Flüssen Bjelaja und Schisch;

die Bshebuchen an den Flüssen Pschisch und Pssekups;

die Shanejewer auf der Insel Karabukan zwischen zwei Armen des Kuban.

Abchasen. Die Abchasen zerfallen in folgende Völker:

die Ssadsen oder Dschigiten, Abssne oder eigentliche Abchasen und Sambal oder Zebeldiner auf der Südseite des Kaukasus, im Westen von den Mingreliern;

die Barakai, Bag, Schegerai-Tam, Kysylbeken, Baschilbai und Basschog auf der Nordseite des Kaukasus, im Quellgebiet der Flüsse Kchobs, Urup, der Großen und Kleinen Loba und des Großen Selentschuk;

die Ubychen am Südabhang des Kaukasus, zwischen den Natuchaizen und Dschigiten.

Nach einer ungefähren Schätzung betrug die Seelenzahl der Adige früher etwa 365 000, die der Abchasen circa 125 000; in neuester Zeit ist in Folge der Kriege mit den Russen der größte Theil der Tscherkessen auf Türkisches Gebiet übergesiedelt.

b) Südliche Abtheilung.

1) Georgier.

Die Georgier werden von den Russen Grusier genannt, sie nennen sich aber selbst Kartwel oder Kartuli. Das Gebiet der Georgier wird im Norden durch den Kaukasus, im Osten durch den Fluß Alazani, im Süden durch die Kura und die Gebirge von Karabag, Pambaki, Tschildir und

die Pontischen Berge und im Westen durch den Fluß Zchenis-tzquali und das Gebiet der Mingrelier begränzt. Die Anzahl der Georgier mit Einschluß der sprachlich zu ihnen gehörenden Imeretier wird von Fr. Müller auf 300 000 geschätzt.

2) Suanen.

Die Suanen bewohnen das Land Suanethi im Norden von Imeretien und Mingrelien.

3) Mingrelier.

Die Mingrelier bewohnen Mingrelien, Odischi und Gurien, am Schwarzen Meer.

4) Lasen.

Die Lasen sind die Nachkommen der alten Kolchier. Sie bewohnen das Türkische Sandschak Lasistan im Paschalik Trebisond.

B. Aramäer.

Von den zur Westasiatischen Rasse gehörigen Stämmen hat der Aramäische, der ursprünglich den Südwestlichen Theil des Verbreitungsgebietes dieser Rasse eingenommen hatte, als der erste das ursprüngliche Verbreitungsgebiet der Westasiaten verlassen und sich über das Südliche und Westliche Europa, über Arabien und das Nördliche und Nordöstliche Afrika verbreitet. In Folge dessen haben die Aramäischen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Hamito-Semitischen Völkerschaften im Großen und Ganzen auch am meisten fremde Elemente in sich aufgenommen und sich am weitesten vom Urtypus der Westasiatischen Rasse entfernt.

Der Aramäische Stamm scheidet sich in sprachlicher Beziehung in zwei von einander bedeutend abweichende Gruppen; die zur ersten Gruppe gehörigen Völkerschaften werden auf Grund der Bibelerzählung als Semiten, die Völker der zweiten Gruppe aber als Hamiten bezeichnet.

In Bezug auf die sprachliche Verwandtschaft der Aramäischen Völker bemerkt Friedrich Müller auf Seite 31 seiner Allgemeinen Ethnographie: „Die Sprachen dieser Hamitischen Völker sind mit einander aufs Innigste verwandt; sie lassen sich vermöge der ursprünglichen Einheit ihrer Form nur als Abkömmlinge einer in ihnen aufgegangenen Ursprache begreifen. Was nun diese Hamitische Ursprache betrifft, so zeigt sie eine innige Verwandtschaft mit den Semitischen Sprachen und es ist, nachdem eine ursprüngliche Rassen- und Spracheinheit vorausgesetzt werden kann, nothwendig anzunehmen, daß eine ursprüngliche Einheit der Semiten und Hamiten obgewaltet habe, und daß

beide Stämme in grauer Vorzeit sich von einander abgetrennt und dann jeder für sich ganz eigenthümlich sich entwickelt habe.“ Ferner sagt Fr. Müller auf Seite 444: „Obgleich die beiden Abtheilungen dieses Stammes (Hamiten und Semiten) in culturhistorischer Beziehung von einander scharf geschieden sind, weisen sie dennoch, vermöge der von ihnen geredeten Sprachen, auf Einen einzigen Ursprungspunkt zurück. Und zwar müssen wir annehmen, da die Verwandtschaft nicht so sehr in den fertigen Sprachformen, als vielmehr in der Einheit des Organismus und der Identität der pronominalen Flexionselemente hervortritt, daß die beiden Volkszweige von einander sich lostrennten, als die Sprache über den Zustand der Wurzelbildung und wurzelhaften Flexion noch nicht hinausgekommen war. Und auch nach der gegenseitigen Abtrennung scheint frühzeitig eine Zersplitterung der Hamiten eingetreten zu sein, während die Semiten noch lange Zeit eine ungetrennte Einheit bildeten. Daher erklärt sich der mehr losere Zusammenhang der Hamitischen Sprachen gegenüber der innigen Verwandtschaft der Semitischen unter einander. Die letzteren haben in Folge dessen nicht so sehr das Aussehen verschiedener Sprachen als verschiedener Dialekte.“

a) **Semiten.**

Die Semiten, welche bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im Süden vom Armenischen Hochland, an der Küste von Palästina, in Arabien und im Nordosten von Afrika wohnten, schieden sich in zwei Familien, eine Nördliche und eine Südliche. Zur Nördlichen Familie gehörten die eigentlichen Aramäer, die Assyrer und Babylonier und die Hebräer; zur Südlichen Familie die Centralaraber oder Ismaeliten und die Südaraber oder Joktaniden.

1) Nördliche Familie.

Aramäer im engern Sinn. Diese wohnten in Syrien und in den Nördlichen gebirgigen Landschaften von Mesopotamien. Die Sprache der Aramäer theilte sich in zwei einander nahestehende Dialekte, das Syrische und das sogenannte Chaldäische, von welchen der erstere in den Westlichen, der letztere in den Oestlichen Theilen gesprochen wurde. In späteren Zeiten wurden die Wohnsitze der Aramäer von den Arabern erobert und die Aramäer verloren in Folge der Vermischung mit den Eroberern nicht nur ihre Religion und ihr Volksthum, sondern auch ihre Sprache. Nur in der Umgebung von Damaskus und im Westen vom Urmiasee haben sich noch zwei dialektisch von einander verschiedene Sprachinseln als Ueberreste der alten Aramäischen Sprache erhalten. Die eine dieser Sprachinseln bilden die zwischen Mossul und Diarbekr bis Nordöstlich von den Van=

und Urmiaseen wohnenden Nestorianer, welche sich selbst Chaldäer nennen und ein verdorbenes Aramäisch sprechen.

Assyrer und Babylonier. Diese bewohnten das eigentliche Mesopotamien und waren, wie die erst in neuester Zeit entzifferten Semitischen Keilinschriften (Keilinschriften „dritter Gattung") beweisen, zwar mit den Aramäern nahe verwandt, aber doch ein von denselben verschiedenes Volk. Die Assyrer und Babylonier scheinen sich mit den früheren Hamitischen Bewohnern Mesopotamiens verschmolzen zu haben, wodurch sich die Abweichungen derselben von den Aramäern und Hebräern erklären.

Hebräer. Auch die Hebräer haben sich die Hamitischen Urbewohner des von ihnen eingenommenen Landes assimilirt. Die Hebräer schieden sich in die eigentlichen Hebräer, welche sich selbst Bene-Israel nannten, und die Phönikier, zu welchen auch die Karthager gehörten; die Sprache der Karthager war nur ein Dialekt des Phönikischen, wie die von den alten Schriftstellern überlieferten Ueberreste und die aufgefundenen Steindenkmäler beweisen. Die eigentlichen Hebräer oder Israeliten waren mit den Phönikiern so nahe verwandt, daß die Phönikischen Inschriften mit Leichtigkeit sich aus dem Hebräischen erklären lassen. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. erlosch die Hebräische Volkssprache allmählig und wurde durch das Syrische oder Aramäische verdrängt.

Von den Nachkommen der alten Hebräer, den Juden, deren Gesammtzahl auf 6 bis 7 Millionen geschätzt wird, ist gegenwärtig nur mehr ein kleiner Rest, nur einige Tausend Familien, in Palästina ansässig, während die übrigen über die ganze Erde zerstreut sind.

2) Südliche Familie.

Die Sprache der Südlichen Familie war in vorhistorischer Zeit das Vorarabische, aus welchem sich später die Ismaelitische und die Joktanidische Sprache entwickelten. Von dem Ismaelitischen stammten die alte Arabische Schriftsprache und die Neuarabischen Dialekte ab. Das Joktanidische zerfiel wieder in das Himjarische, aus welchem das heutige Ekyly oder Hakili, die Sprache Südarabiens, entstanden ist, und das jetzt erloschene und nur mehr als Abessynische Kirchensprache gebrauchte Aethiopische oder Geez, von welchem das Tigre, die heutige Sprache Nord-Abessyniens, abstammt.

Die Südsemitische Familie bewohnte Anfangs Arabien und verbreitete sich von da aus später über das Rothe Meer nach dem Nordöstlichen Afrika.

Die Ismaeliten oder Centralaraber oder auch Araber schlechtweg wohnten im Nördlichen und mittleren Arabien. Sie zeigen in Sitten und Sprache die größte Alterthümlichkeit und repräsentiren also ethnologisch den Urtypus der Semiten.

Die Joktaniden oder Südaraber, die im Alterthum Himjariten genannt wurden, sind die Bewohner des Südlichen Arabien.

Die Abessynier stammen von Himjaritischen Kolonisten, welche sich einige Jahrhunderte v. Chr. in Abessynien angesiedelt hatten.

Die Araber bewohnen heutzutage nicht mehr bloß die Arabische Halbinsel, sondern haben sich auch über Vorder- und Centralasien und über ganz Nordafrika bis an den Atlantischen Ocean ausgebreitet. Früher bewohnten sie auch Spanien, und die heutigen Spanier sind, besonders in den Südlichen Theilen, stark mit Arabischem Blut gemischt. Die Spanischen Araber hießen früher Mauren und deren Nachkommen werden heutzutage Morisko, Maranen oder Modejaren genannt. Auch die Sicilianer stammen zum guten Theil von Arabern ab und noch mehr ist dieß beim Landvolk der Maltesischen Inseln der Fall.

b) Hamiten.

Die Hamiten hatten ursprünglich dieselben Wohnsitze inne gehabt, welche beim Beginn der Geschichte von den Semiten eingenommen waren. Als sie von den nachrückenden Semiten zum größten Theil aus diesen Ursitzen verdrängt wurden, verbreiteten sie sich über das Nordöstliche Afrika bis über den Aequator hinaus und über den ganzen Norden Afrikas bis zum Sudan und bis auf die Kanarischen Inseln. Trotz ihrer weiten Verbreitung und der mannigfachen Vermischung mit fremden Elementen stehen sich die verschiedenen Hamitischen Völkerschaften in Bezug auf Sprache, Sitten und Gebräuche noch immer so nahe, daß über deren ethnologischen Zusammenhang kein Zweifel bestehen kann. Sie zerfallen gegenwärtig in drei Familien: in die Libysche, Aegyptische und Aethiopische.

1) Libysche Familie.

Zur Libyschen Familie gehören die Libyer, Numidier, Mauritanier und Gätulen des Alterthums und deren direkte Nachkommen, die heutigen Berbern. Daß die Berbern die Nachkommen der Libyer, Numidier, Mauritanier und Gätulen sind, und daß die Berbersprache eine Tochtersprache der Sprache der erwähnten alten Völker ist, geht daraus hervor, daß die von den alten Schriftstellern überlieferten geographischen Namen Nordafrikas sich sämmtlich aus der heutigen Berbersprache erklären lassen. Die Berbern, welche auch Imoscharh, Imazirhen, Amazirgen [1]) oder Tuarik genannt werden, sind als Nomaden über ganz Nordafrika verbreitet und bewohnen alle Oasen zwischen den Arabischen Staaten Nordafrikas und dem Verbreitungsgebiet der Neger. Die Libyer haben offenbar

[1]) Der Name Amazików oder Mazików kommt bereits bei den alten Schriftstellern vor.

viele fremde Elemente in sich aufgenommen, wie schon daraus hervorgeht, daß alle Libyschen Stämme in freie und Vasallenstämme zerfallen. Die Vasallenstämme repräsentiren offenbar die unterworfenen Nubischen Ureinwohner, welche sich mit der Zeit mit den Libyern vermischt und deren Sitten und Sprache angenommen haben.

Die Berbern zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, die alle von einander unabhängig sind und alle eigene Namen führen. Die Berbern selbst kennen keinen gemeinschaftlichen Namen und haben die Benennung „Berbern" erst von den Arabern erhalten, welche im 7. Jahrhundert n. Chr. Nordafrika eroberten. Die bekanntesten Berbernstämme sind die Kabylen in den Gebirgsgegenden von Algier und Tunis; die Schilluch in den Gebirgen des Südlichen Marokko; die Amazirgen in Marokko und die Suawua oder Zuaven in der Provinz Konstantine. Zu den Berbern gehörten auch die früheren Bewohner der Kanarischen Inseln, die Guanchen, die von den Spaniern im 15. Jahrhundert nahezu ausgerottet wurden. Die von den Guanchen erhaltenen Sprachüberreste beweisen, daß dieselben nahe Verwandte der alten Libyer und der heutigen Berbern waren.

2) Aegyptische Familie.

Zur Aegyptischen Familie gehören nur die Bewohner des Nilthals, d. h. die Aegypter. Die alten Aegypter bestanden aus zwei Klassen, aus Freien und Sklaven; die ersteren bestanden aus Hamiten, die letzteren aus Kriegsgefangenen und deren Nachkommen und aus Negern. Die Aegypter hatten sich weniger vom Negertypus entfernt als die übrigen Hamiten, welche ursprünglich Nordöstlich von ihnen wohnten, wie aus den Darstellungen auf den alten Aegyptischen Denkmälern hervorgeht. Die Nachkommen der alten Aegypter sind die Kopten, deren Sprache sich aus dem Altägyptischen entwickelt hat, gegenwärtig aber ausgestorben und als Volkssprache durch das Arabische verdrängt ist. Das Koptische wird heutzutage nur mehr als Kirchensprache gebraucht. Die Landbevölkerung Aegyptens, die Fellachen, stammen ebenfalls von den alten Aegyptern ab, haben sich aber viel weniger rein erhalten als die städtebewohnenden Kopten.

3) Aethiopische Familie.

Zur Aethiopischen Familie gehören die Bischari, Bogos, Schoho, Agau, Falascha, Galla, Dankali und Somali.

Die Bischari, welche auch Bedscha genannt werden, wohnen im Osten von Nubien, längs des Rothen Meeres, im Norden von Abessynien bis zum 24.° Nördlicher Breite. Sie finden sich aber außerdem auch noch in Nubien und in Taka. Sie werden bereits von den alten Geographen

unter dem Namen Blemmyer und in den Axumitischen Inschriften unter dem Namen Bugaiten erwähnt.

Die Bogos bewohnen das Gebirgsland im Nordwesten von Massaua.

Die Schoho oder Saho wohnen im Gebirgsland Südwestlich von Massaua.

Die Agau oder Agow waren die früheren Bewohner der Landstriche, welche später von den Semitischen Geezvölkern eingenommen wurden. Heutzutage finden sich die Agau in kompakten Massen nur noch in vereinzelten Punkten, wie z. B. in Lasta und im Quellgebiet des Takazze und Damot; dagegen bilden im Sprachgebiet des Tigre und Amharna die Agau die unteren Klassen der Bevölkerung.

Die Falascha, welche ihrer Religion wegen auch als Abessynische Juden bezeichnet werden, wohnen in der Gegend von Gondar und Tschelga, auf der Nordwestseite des Tsana-Sees, und im Gebirge Semen. Sprachlich sind die Falascha am nächsten mit den Agau verwandt, mit denen sie, ebenso wie mit den Schoho, auch in Bezug auf den physischen Typus große Aehnlichkeit haben sollen.

Das Gebiet der Galla („Eingewanderte“), die sich selbst Orma („tapfere Männer“) nennen, gränzt im Norden an Abessynien, im Osten an die Wohnsitze der Somali, im Süden an das Gebiet der Suaheli und im Westen an die Centralafrikanischen Seen. Vereinzelte Stämme der Galla finden sich übrigens auch noch außerhalb dieses Gebietes, besonders im Norden und Süden vom eigentlichen Gallagebiet.

Die Dankali oder Danakil (Dankali ist der Singular und Danakil der Plural) bewohnen am Rothen Meer den Küstenstrich zwischen Arkiko und Tadschurra und reichen von da in Südwestlicher Richtung bis gegen Schoa. Das Gebiet der Dankali hatte früher unmittelbar an das Gebiet der Somali gegränzt, später waren sie aber durch die sich zwischen sie eindrängenden Galla von einander getrennt worden.

Die Somali („die Schwarzen“) zerfallen in mehrere von einander unabhängige Stämme, von denen die Abschi, Hawijjah und Rahnawijjin die bedeutendsten sind. Die Somali bewohnen die ganze Ostspitze Afrikas vom Lande der Dankali im Norden bis gegen Barawa und bis zum Flusse Dschub im Süden und reichen im Westen bis an das Gebiet der Galla.

Zum Hamitischen Zweig der Aramäer gehörten im Alterthum auch die Urbewohner Palästinas, Mesopotamiens und Arabiens.

Die Hamitischen Urbewohner Palästinas (Phönikier) wurden von den aus Armenien eingewanderten Semiten nach und nach unterworfen und nahmen Semitische Sprache und Nationalität an.

Ebenso erging es den unzweifelhaft Hamitischen Urbewohnern Mesopotamiens, den sogenannten Akkad oder Sumeriern.

Die Hamitischen **Urbewohner Arabiens** wurden zuerst von den eingewanderten Semitischen Joktaniden, später von den gleichfalls Semitischen Ismaeliten unterworfen und verloren in Folge der Vermischung mit den Eroberern gleichfalls ihre Hamitische Sprache und Nationalität.

C. Indogermanen.

Die Indogermanen, welche mitunter auch als Arier, Indoeuropäer, Indoperser, Japeter, Sanskriter 2c. bezeichnet werden, bewohnen heutzutage den größten Theil von Europa, Vorderasien, Ostindien und Amerika und haben sich in der Neuzeit auch als Kolonisten über Sibirien, Centralasien und die Küsten Afrikas und Australiens verbreitet. Die Indogermanen haben also unter allen Völkerstämmen der Erde die weiteste Verbreitung gefunden und zugleich die höchste Kulturstufe erreicht, Dank dem Umstande, daß sie von allen Völkern der Erde von den Folgen der Sintfluth sowohl direkt wie indirekt am härtesten betroffen worden waren und deßhalb seitdem den schwersten Kampf ums Dasein zu führen hatten.

Die Indogermanen bewohnten, wie ich im zweiten Abschnitt des zweiten Theiles ausführlicher darlegen werde, ursprünglich das heutige Turkestan und zerfielen schon von Alters her in drei Gruppen, von denen ich die erste als **Baktrische**, die zweite als **Sogdianische** und die dritte als **Skythische** bezeichnen werde. Diese Dreitheilung der Indogermanen, welche sich an den Sprachen der verschiedenen Indogermanischen Völkerschaften deutlich nachweisen läßt, wurde durch die zwei großen Turkestanischen Flüsse Amu-darja und Syr-darja herbeigeführt. Die Baktrische Gruppe wohnte ursprünglich im Süden des Amu-darja, die Sogdianische zwischen Amu-darja und Syr-darja und die Skythische Gruppe hielt das rechte Ufer des Syr-darja, das Tjanschangebirge und die Kirgisensteppe besetzt. Als die Indogermanen durch die Deterioration des Klimas und die Austrocknung und Versandung des Landes zur Auswanderung gezwungen wurden, wandte sich die Baktrische Gruppe nach Süden und Westen und zog einerseits durch Afganistan nach Indien, andererseits nach Persien und Armenien. Auf diese Weise theilte sich die Baktrische Gruppe in **Indier**, **Iraner** und **Armenier**.

Die Sogdianische Gruppe setzte bei der Auswanderung über den Syr-darja und zog am Nordostufer des damals noch viel ausgedehnteren Aralsees und Kaspischen Meeres vorüber an die Wolga und nach Ueberschreitung derselben nach der Donau. An der Donau aufwärts ziehend besetzten die Völker dieser Gruppe allmählig das ganze Donauthal, die Türkisch-Griechische Halbinsel, Italien, Süddeutschland und Frankreich und verbreiteten sich von hier aus schließlich auch nach Spanien und England. Auf diese Weise theilte sich die Sogdianische Gruppe zunächst in **Thrako-**

Illyrier und Galater, von welchen die Thrako-Illyrier aus den ersten Auswanderern bestanden. Von den später ausgewanderten Galatern zweigten sich die Hellenen und Italiker und die Gallischen Kelten ab.

Die Nördlichste oder Skythische Gruppe, welche zum größten Theil aus Nomaden bestand, während die beiden Südlichen Gruppen, der Natur des Landes entsprechend, vorzugsweise Ackerbauer und Stadtbewohner gewesen waren, war die letzte, welche ihre Urheimath verließ, weil das von ihr eingenommene Gebiet wegen seiner Nördlicheren Lage erst später der allgemeinen Austrocknung anheimfiel, und weil sie als Nomaden vom Klima weniger abhängig waren als die ackerbautreibenden Südlichen Gruppen. Die zur Skythischen Gruppe gehörigen Völker wanderten, weil sie an ein Nördlicheres Klima gewohnt waren und weil die Südlicheren Theile Europas bereits von den auf einer höheren Kulturstufe stehenden Völkern der Sogdianischen Gruppe besetzt waren, über die Gegend von Orenburg nach Mittel- und Nordrußland und von da nach Skandinavien und Norddeutschland, von wo aus sie sich dann später, und zwar bereits in historischer Zeit, unter dem Druck neuer Auswandererschaaren, immer weiter nach Süden, nach den ursprünglich von den Völkern der Sogdianischen Gruppe eingenommenen Gebieten ausbreiteten. Die Skythische Gruppe zerfiel in Folge der Auswanderung in zwei große Abtheilungen, von denen die erstere, die Germanen, in historischer Zeit bereits das Nördliche und Nordöstliche Deutschland erreicht hatte, während die zweite Abtheilung, die Skythen der Griechen und die Vorfahren der heutigen Wenden, zur Zeit Alexanders des Großen noch zum Theil in ihrer Urheimath saßen und erst später durch das Vordringen der Ostasiatischen Völkerschaften nach Westen und nach Europa verdrängt wurden.

Der genealogische Zusammenhang der zum Indogermanischen Stamm gehörigen Völkerschaften ist, entsprechend dem soeben Gesagten, in Fig. 1 Seite 81 dargestellt.

Da die Indogermanischen Auswanderer auf ihren Zügen durchaus Gegenden zu passiren hatten, welche von fremden Rassen und Völkerschaften bewohnt waren, Europa von der Europäischen, Ostindien von der Dravidarasse, Vorderasien aber von den Semiten und Semitisirten Hamiten, so war es unausbleiblich, daß sie sowohl physisch wie sprachlich viele fremde Elemente in sich aufnahmen und schließlich mit den Völkern, in deren Ländern sie sich niederließen, verschmolzen. Die meisten Veränderungen in Bezug auf Sprache und physischen Typus mußten natürlich diejenigen erfahren, welche ihre Heimath zuerst verließen; denn diese stießen schon von Anfang an auf fremde Völker und hatten, da sie von den nachdrängenden Stammesgenossen mit der Zeit immer weiter vorwärts gedrängt wurden, auch den weitesten Weg zurückzulegen, weßhalb sie auch im Laufe ihrer Wanderungen mit den meisten fremden Völkern in Berührung kommen

mußten. So sehen wir in Europa, daß die ersten Indogermanischen Einwanderer, die Thrako-Illyrier, in Folge der Vermischung mit den Ureingebornen einerseits und mit den später eingewanderten Galatern, Germanen und Wenden andererseits sprachlich bis auf einen kleinen Rest untergegangen sind.

Die Unterschiede, welche heutzutage zwischen den verschiedenen Indogermanischen Sprachen bestehen, sind hauptsächlich eine Folge der Vermischung der eingewanderten Indogermanen mit den Ureinwohnern der

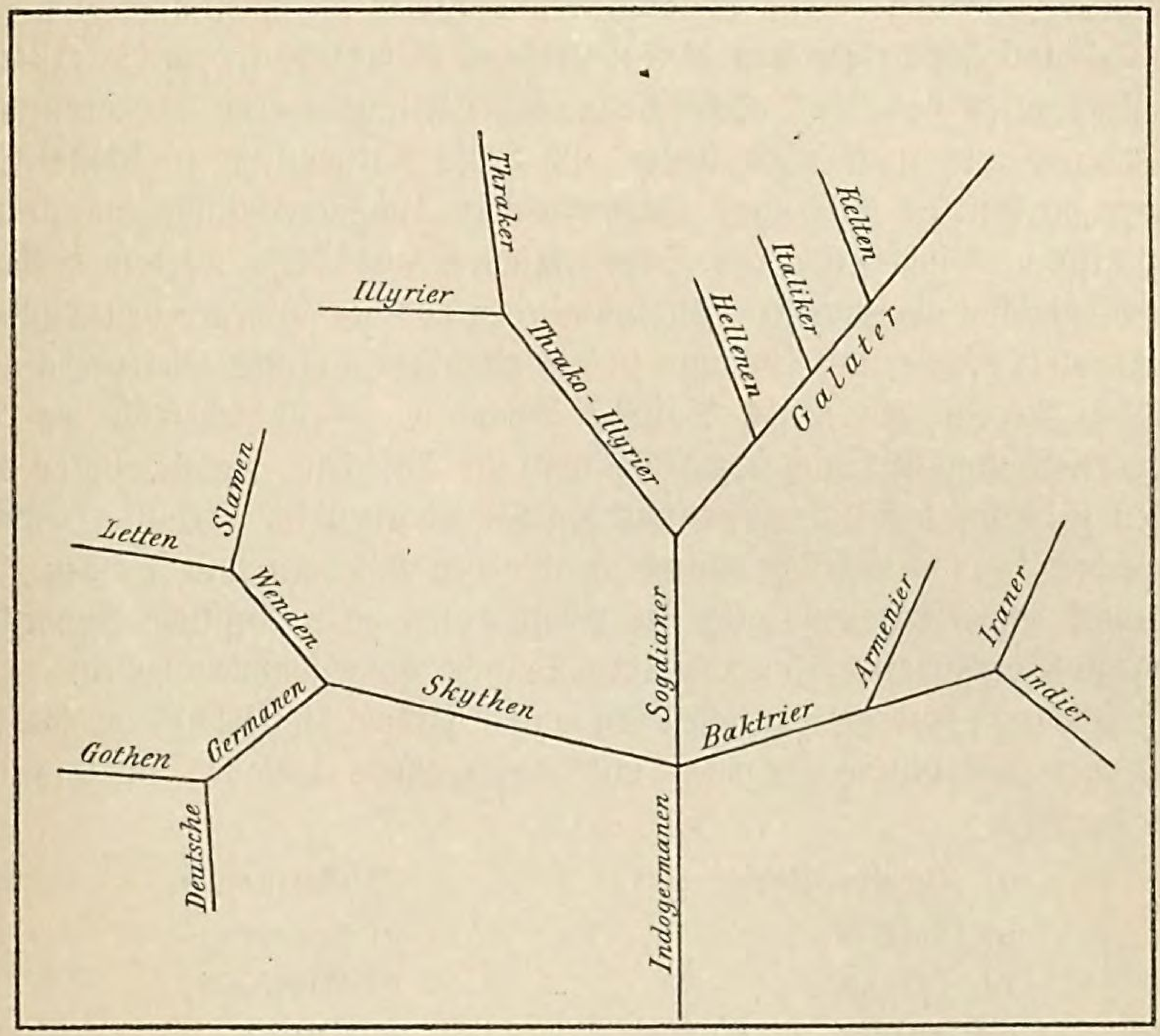


Fig. 1. Stammbaum des Indogermanischen Volksstammes.

Länder, in welchen die betreffenden Sprachen gesprochen werden, und je mehr eine der heutigen Indogermanischen Sprachen von der Ursprache abweicht, desto mehr Nichtarische Elemente finden sich in dem betreffenden Volke. Ein unvermischtes Volk bewahrt seine Sprache durch Jahrtausende ohne nennenswerthe Veränderungen, wie man an den heutigen Galtschas im Quellgebiet des Amu-darja ersehen kann, die auch gegenwärtig noch ein dem Sanskrit und Zend nahestehendes Idiom sprechen. Je weiter man sich von den Wohnsitzen der Galtschas nach Westen, Süden oder Südwesten entfernt, desto mehr weichen die heutigen Indogermanischen Sprachen von der Ursprache ab.

Der Grund, warum eine Sprache bei der Verschmelzung zweier Völker immer gewisse Veränderungen erleidet, ist leicht einzusehen. Das Volk, welches gezwungen wird, die Sprache des Siegers oder des kulturell höherstehenden Volkes anzunehmen, ist meistens nicht im Stande, die der eigenen Sprache fremden Laute richtig auszusprechen, wie sich z. B. in Rußland Jedermann leicht überzeugen kann. Kein Ausländer ist z. B. im Stande, die Russischen Laute l, ü und sch richtig auszusprechen, und wenn ein Ausländer auch noch so perfekt Russisch sprechen lernt, an diesen Schiboleths kann man ihn stets mit Sicherheit als Nichtrussen erkennen. Bekanntlich machten bereits die Juden und später die Sicilianer zur Zeit der Sicilianischen Vesper von diesem Umstand Gebrauch, indem die ersteren die Benjamiten das Wort Schiboleth, die Sicilianer aber die Franzosen das Wort Ciceri aussprechen ließen, um deren Nationalität zu konstatiren. Ferner machen bei Erlernung einer fremden Umgangssprache die grammatikalischen Feinheiten große Schwierigkeiten und diese werden deßhalb nach Möglichkeit abgeworfen. Endlich werden aus der aufgegebenen Muttersprache viele Worte und Stämme in die adoptirte Sprache übertragen und nach den Regeln der neuen Sprache behandelt. Sehr lehrreich war in dieser Beziehung für mich der Aufenthalt in Taschkent, wo sich unter den Russen in Folge des Umganges mit den Eingebornen im Verlaufe weniger Jahre bereits eine ziemliche Anzahl von neuen Wörtern und Formen eingebürgert hat, ebenso wie auch die Eingebornen viele Russische Ausdrücke in gänzlich veränderter Form in ihre Sprache aufgenommen haben.

Alle zum Indogermanischen Stamm gehörigen Völkerschaften, die im Laufe der Zeit untergegangenen mit eingerechnet, zerfallen in folgende zehn Familien:

a) Thrako-Illyrier,	f) Germanen,
b) Galater,	g) Wenden,
c) Hellenen,	h) Armenier,
d) Italiker,	i) Iraner,
e) Kelten,	k) Indier.

a) Thrako-Illyrier.

Die ersten Indogermanischen Einwanderer auf Europäischem Boden waren die Thrako-Illyrier. Diese hatten offenbar den Westlichen Theil des von der Sogdianischen Gruppe eingenommenen Gebietes, das heißt die heutige Wüste Kysyl-Kum, bewohnt und waren, da dieser Theil aus Tiefland bestand, das in Folge der geringeren Niederschläge zuerst in eine Wüste verwandelt wurde, früher zur Auswanderung gezwungen worden als ihre Oestlichen Nachbarn, die Galater. Sie zerfielen in zwei Abtheilungen, eine Westliche, die Illyrier, und eine Oestliche, die Thraker. Diese

beiden Abtheilungen waren aber so nahe mit einander verwandt, daß sie von den alten Schriftstellern bald von einander geschieden, bald mit einander vermengt wurden. Nach dem Urtheil Fr. Müllers war das Verwandtschaftsverhältniß zwischen den Thrakern und Illyriern dasselbe wie zwischen den Letten und Slawen oder zwischen den Deutschen und Skandinaviern. Der Thrako-Illyrische Volksstamm ist sprachlich und politisch im Laufe der Zeiten bis auf einen kleinen Rest untergegangen. Im Alterthum dagegen waren die Thrako-Illyrier ein zahlreicher und mächtiger Stamm gewesen und zerfielen in eine große Anzahl von Völkerschaften, deren Namen uns die Geschichte zum Theil aufbewahrt hat.

Von den zur Illyrischen Abtheilung gehörenden Völkerschaften werden von den alten Schriftstellern unter andern folgende erwähnt:

Taulantier,	Pannonier,
Liburner,	Pelasger,
Istrier,	Sikeler,
Eneter,	Japyger.
Darbaner,	

Zur Thrakischen Abtheilung gehörten die eigentlichen Thraker, die Odrysen, die Geten, die Triballer, die Mösier, die Daker, die Makedonier, die Leleger und die Kleinasiatischen Völkerschaften, mit Ausnahme der Kilikier, von denen namentlich die Phrygier, Mysier, Bithynier, Lyder, Karer und Lyker als Thrakische Völkerschaften angeführt werden. Ferner werden auch die Kimmerier und Agathyrsen zu den Thrakern gerechnet.

Die Taulantier und Liburner wohnten an der Ostseite des Adriatischen Meeres; deßgleichen auch die Istrier, von welchen die Halbinsel Istrien ihren Namen erhalten hat.

Die Eneter oder Veneter wohnten im Hintergrunde und auf der Westseite des Adriatischen Meeres und die Darbaner im Innern Illyriens.

Die Pannonier wohnten ursprünglich im heutigen Bosnien, wurden aber um den Anfang unserer Zeitrechnung von den Römern gezwungen nach Ungarn auszuwandern. Nach ihnen benannten die Römer später die auf dem rechten Ufer der Donau im heutigen Ungarn errichtete Römische Provinz Pannonien.

Die Pelasger galten den Alten als die Urbewohner Griechenlands. Sie waren in Griechenland bereits in vorhistorischer Zeit eingewandert und hatten sich dort noch vor der Ankunft der Hellenen mit Thrakischen Völkern vermischt. Auch in Italien hatten sich schon frühzeitig Pelasger niedergelassen.

Die Sikeler und Japyger, welche gleichfalls schon in vorhistorischer Zeit von Norden her eingedrungen waren, bildeten die älteste Indogermanische Bevölkerung Italiens und Siciliens. Daß die ältesten Indogermanischen Bewohner Italiens und Griechenlands zu einem Volk gehörten, beweist die

Gleichheit der Ortsnamen, Traditionen und Sagen, der Kulturgebräuche und der Namen der Heroen in Latium, Mittel- und Norditalien einerseits und in Griechenland und den Nördlich davon gelegenen Landschaften andererseits.

Von den zur Thrakischen Abtheilung gehörigen Völkern bewohnten die eigentlichen Thraker das nach ihnen benannte Thrakien.

Ebendaselbst wohnten außerdem auch die Odrysen.

Die Geten wohnten in der Walachei, die Triballer in Serbien, die Mösier im Norden von Thrakien, weßhalb die Römer das heutige Serbien und Bulgarien als Mösien bezeichneten.

Die Daker wohnten auf dem linken Ufer der Donau im heutigen Ungarn und Siebenbürgen und nach ihnen gaben die Römer dem aus dem Südöstlichen Ungarn, der Walachei, Moldau und aus Siebenbürgen bestehenden Gebiet den Namen Dakien.

Die Zugehörigkeit der Makedonier und Leleger, welche letztere die ältesten Indogermanischen Bewohner der Griechischen Küsten und Inseln waren, zur Thrakischen Abtheilung der Thrako-Illyrischen Familie ist zwar nicht mit Sicherheit ausgemacht, aber höchst wahrscheinlich.

Die Phrygier, Mysier, Bithynier, Lyder, Karer und Lyker wohnten in den gleichnamigen Kleinasiatischen Landschaften Phrygien, Mysien, Bithynien, Lydien, Karien und Lykien.

Die Agathyrsen saßen in Siebenbürgen; die Kimmerier hatten ursprünglich das Nordufer des Schwarzen Meeres von der Straße von Kaffa bis zur Mündung der Donau inne (Kimmerischer Bosporus), wurden aber von dort nach Herodots Angabe im 8. Jahrhundert v. Chr. durch Skythen, d. h. neue Centralasiatische Auswanderer verdrängt, worauf sie sich nach Kleinasien wendeten.

Von den Thrako-Illyriern haben sich nur zwei spärliche Reste bis auf die Gegenwart erhalten, die Albanesen und das Mischvolk der Walachen. Die Albanesen, welche sich selbst Skypetaren oder „Bergbewohner" nennen, den Türken aber unter dem Namen Arnauten bekannt sind, bildeten bis zum 13. Jahrhundert ein kleines Hirtenvolk, welches einen Theil des gebirgigen Albanien bewohnte. Im 13. Jahrhundert begannen die Albanesen Raubzüge in die Nachbarländer zu machen, breiteten sich im 14. Jahrhundert durch Eroberungen immer weiter aus, bis sie im 15. Jahrhundert von den Türken unterworfen wurden. Gegenwärtig wohnen die Albanesen außer Albanien auch noch in Thessalien und anderen Gegenden der Westlichen Türkei; ferner in Griechenland, wo Attika, Böotien und die Inseln Spezzia und Hydra eine fast ausschließlich Albanesische Bevölkerung haben. Auch in Sicilien und Calabrien kommen Albanesen vor, die sich dahin seit dem 15. Jahrhundert vor den Türken geflüchtet haben. Die Gesammtzahl aller Albanesen wird gegenwärtig auf etwa 2 Millionen Seelen veranschlagt. Die Sprache der Albanesen, welche mit keiner andern der

heutigen Indogermanischen Sprachen näher verwandt ist und für eine Tochtersprache des Illyrischen gehalten wird, zerfällt in zwei Dialekte, einen Nördlichen, den Geghischen, und einen Südlichen, den Toskischen.

Die Walachen, welche sich selbst Rumunje oder Rumjane, d. h. Römer nennen, sind ein Mischvolk, welches durch Verschmelzung der alten Thraker mit Römischen Kolonisten, sowie mit Roxolanen, Slawen und anderen Völkern entstanden ist. Die Sprache der Walachen ist eine Romanische und enthält nur mehr sehr wenige Ueberreste des Altthrakischen. Die Walachen wohnen in der Moldau und Walachei, sowie an verschiedenen Punkten Ungarns, Siebenbürgens, der Türkei und Griechenlands.

b) Galater oder Gallier.

Während der Thrako-Illyrische Volksstamm diejenigen Völkerschaften der Sogdianischen Gruppe umfaßte, welche ihre Centralasiatische Urheimath zuerst verlassen hatten, bestand der Galatische Volksstamm aus den späteren Auswanderern derselben Gruppe. Die Galater hatten in ihrer Urheimath den Oestlichen gebirgigen Theil des Verbreitungsgebietes der Sogdianischen Gruppe bewohnt und waren deßhalb, da die Regenmenge in den Gebirgen viel bedeutender ist als in den Tiefländern, durch die allgemeine Austrocknung des Landes auch erst später zur Auswanderung gezwungen worden.

Von den Galatern haben sich nach ihrer Ankunft in Europa die Vorfahren der Hellenen, Italiker und Kelten abgezweigt, die sich nach Griechenland, Italien und Frankreich durchschlugen und sich dort später durch Verschmelzung mit den bereits früher eingewanderten Thrakern und Illyriern, sowie mit den von diesen bereits vorher unterworfenen und assimilirten Europäischen Ureinwohnern zu selbstständigen Völkern mit eigenen, von der Galatischen Sprache bedeutend abweichenden Idiomen ausbildeten. Die Sprache der Galater stand der Indogermanischen Ursprache noch näher, als die Sprache der Thrako-Illyrier, weil sie auf ihrer Wanderung Gegenden zu passiren hatten, deren Urbevölkerung von den früher eingewanderten Thrako-Illyriern entweder vernichtet oder bereits mehr oder weniger Indogermanisirt worden war.

In Bezug auf die Völkerschaften, welche ich als Galater bezeichne, herrschte unter den Geschichtschreibern von jeher eine schreckliche Confusion. Dieselben werden bald als Gallier, bald als Kelten, bald als Galater, mitunter, wegen ihres den Germanen ähnlichen Aeußeren, selbst als Germanen bezeichnet. Die Namen Galater, Gallier und Kelten sind offenbar alle aus dem Namen Galtscha korrumpirt[1]), welchen Namen die ein-

[1]) Es ist zu bemerken, daß der Name Galtscha in Bezug auf die Accentuirung vollkommen mit den Griechischen Namen Κελτοί und Γαλάται übereinstimmt, indem alle drei den Accent auf der zweiten Sylbe haben.

zigen unvermischten und bis auf den heutigen Tag in der Urheimath der Galater zurückgebliebenen Ueberreste der Sogdianischen Gruppe, die Bewohner der Quellgebiete des Amu-darja, auch heute noch führen. Ich bezeichne die betreffende Gruppe von Völkerschaften, um mich dem bisherigen Gebrauche anzuschließen, als Galater oder Gallier, wiewohl der Name Galtscha der richtigere wäre; denn sicherlich haben die alten Galater diesen Namen geführt, den die Griechen in „Galater" transformirten, weil sie in ihrer Schriftsprache keine Zeichen besaßen, um denselben orthographisch richtig zu schreiben. Von den Römern wurde später der Name Galater weiter in Gallier umgewandelt, während das Galatisch-Iberische Mischvolk Galliens daraus „Kelten" machte. Mit dem Namen Kelten bezeichne ich dasjenige Volk, welches durch die Verschmelzung der nach Frankreich vorgedrungenen Galater mit den Iberischen Ureinwohnern dieses Landes entstanden war und sich in Bezug auf Sprache und physischen Typus von den unvermischt gebliebenen Galatern ebenso sehr unterschied, wie die Italiker und Hellenen, welche ebenfalls durch Verschmelzung der in Italien und Griechenland eingedrungenen Galater mit den früheren Bewohnern dieser Länder entstanden sind.

In Anbetracht des Umstandes, daß die aus den Galatern hervorgegangenen Kelten den äußersten Westen Europas einnahmen, nahm man bisher an, daß dieselben die ältesten Indogermanischen Einwanderer in Europa gewesen sein müßten. Daß diese Annahme nicht richtig ist, geht erstens daraus hervor, daß die in Centralasien zurückgebliebenen Reste der Galater, die Galtschas, den äußersten Osten der Urheimath der Indogermanen einnehmen. Zweitens daraus, daß die unzweifelhaft von den Galatern abgezweigten Italiker und Hellenen die früheren Thrako-Illyrischen Bewohner Italiens und Griechenlands verdrängten oder überschichteten und daß die unvermischten Galater noch in historischer Zeit fortwährend Einfälle in Gallien, Italien, Griechenland und Kleinasien machten.

Da die Galater in Folge ihrer Kämpfe mit den Römern einerseits und mit den von Norden und Osten her vordringenden Germanischen und Wendischen Völkerschaften andererseits im Laufe der Zeiten politisch und sprachlich untergegangen sind, so können wir ihr Verbreitungsgebiet nur auf Grund der spärlichen Nachrichten der alten Schriftsteller, sowie der noch erhaltenen Galatischen Ortsnamen und der archäologischen Funde annähernd feststellen.

Auf Grund der historischen Nachrichten hatten die Galater beim Beginn der Geschichte das ganze obere Donauthal, sowie die Thäler des Mains und Oberrheins im Besitz; sie fanden sich außerdem noch in Helvetien, in Böhmen, in Oberitalien, in Norikum und Vindelicien. Tacitus sagt in seiner Germania von den Galatern: „Die Bewohner des Zehntlandes möchte ich nicht zu den Deutschen rechnen, obgleich sie jenseits des Rheins

und der Donau wohnen; arme Gallische Abenteuerer haben diesen unsicheren Besitz eingenommen.“ Nach Dionysius von Halicarnassus (zur Zeit des Kaisers Augustus), der die Kelten Galliens und die Galater zusammenwirft, gränzt das Keltenland im Süden an die Pyrenäen, im Westen an das äußere Meer, im Osten an die Rhipäen (Karpathen), an Skythien und Thrakien und im Norden an den Ister. Celtica wird durch den Rhein in zwei Hälften getheilt; der Theil zwischen Rhein, Skythien und Thrakien bis zum Hercynischen Wald und dem Rhipäischen Gebirge heißt Germanien, der Südliche Theil, bis zu den Pyrenäen und dem Galatischen Busen aber Galatien.

Bacmeister hat aus dem Vorkommen Galatischer Lokalnamen geschlossen, daß das Sprachgebiet der Galater die Thäler des Rheins, Mains und der oberen Donau bis hinunter nach Dakien, sowie Belgien, Britannien und zum Theil auch noch die Schweiz und Frankreich umfaßte.

Die Hügelgräber, welche von den Archäologen den Galatern zugeschrieben werden, während die Dolmen und Menhir Keltischen, die Reihengräber aber Germanischen Ursprungs sind, reichen vom Tyne im Norden bis an den Tiber im Süden und ziehen sich von der Rhone und Saone im Westen bis an die untere Donau und lassen sich noch durch die große Südrussische Ebene verfolgen.

Den Galatern werden von den Archäologen, und zwar mit vollem Recht, auch die Pfahlbauten zugeschrieben, welche offenbar von einem erobernden Volk zum Schutz gegen die, wenn auch schwächeren und weniger civilisirten, dafür aber zahlreicheren Urbewohner des Landes errichtet worden waren. Solche Pfahlbauten, welche, den aufgefundenen Ueberresten nach zu urtheilen, alle von ein und demselben Volke erbaut worden waren, fand man in der Schweiz, in Norditalien, in Baden, Württemberg, Bayern, Oestreich und sogar in Lithauen. Nach Herodot gab es auch im Prasiassee in Thrakien Pfahlbauten und daß solche auch in Dakien in Gebrauch waren, ersieht man aus der Trajanssäule in Rom, auf der ein Dakischer Pfahlbau dargestellt war.

Nach allen diesen Thatsachen waren also die Galater den Spuren ihrer Vorgänger, der Thrako-Illyrier, folgend von Mittel- und Südrußland her allmählig an der Donau heraufgezogen, hatten unterwegs einen Theil nach der Türkisch-Griechischen Halbinsel und nach Griechenland entsandt und verbreiteten sich, nachdem sie das heutige Süddeutschland erreicht hatten, von hier aus über die Alpen nach Oberitalien und schließlich über ganz Italien, über den Rhein nach Frankreich und Belgien und von da aus nach England und Spanien.

Die unvermischt gebliebenen Galater zerfielen in eine große Anzahl von Völkerschaften, von denen uns die alten Schriftsteller die Namen der folgenden überliefert haben:

Belger,	Lingonen,
Bojer,	Noriker,
Cenomanen,	Senonen,
Galater im engern Sinn,	Skordisker,
Helvetier,	Taurisker,
Insubrer,	Vindelicier.
Karnen,	

Die Belger, von denen Cäsar zum ersten Mal berichtet, bewohnten das Nördliche Gallien, d. h. das Gebiet, welches im Süden durch die Marne und Seine, im Westen durch das Meer, im Norden und Osten durch den Rhein und im Südosten durch das Moselgebiet begränzt wurde. Die Belger zerfielen in eine Menge von kleinen Völkerschaften, welche von einander unabhängig waren und nur in Kriegszeiten einen gemeinschaftlichen Anführer erwählten. So die Bellovaker in der Gegend von Beauvais; die Suessionen in der Gegend von Soissons; die Remer in der Gegend von Reims; die Viromanduer in der Gegend von Vermandois; die Ambianer in der Gegend von Amiens; die Atrebaten in Artois und die Moriner und Menapier an der Meeresküste. Die Belger hatten sich schon sehr früh mit Germanischen Elementen vermischt, wie sich denn z. B. die Nervier an der Sambre, die Aduatuker zwischen Schelde und Maas und die Eburonen zwischen Maas und Rhein selbst Deutscher Abkunft rühmten. Manche Gelehrte haben deßhalb die Belger für ein Mischvolk von Kelten und Germanen, wohl auch gar für reine Germanen gehalten. Daß dieß unrichtig ist, geht daraus hervor, daß alle Völker- und Personennamen, welche von den Belgern überliefert worden sind, unzweifelhaft der mit der Galatischen nahe verwandten Keltischen Sprache angehören. Die Namen der Belgischen Völkerschaften wurden später zum großen Theil auf ihre Hauptstädte übertragen und haben sich so, freilich in Französischer Umgestaltung, bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Belger, deren Sprache sich von der Sprache der Kelten Galliens nur dialektisch unterschied, waren schon im Alterthum von Belgien aus nach Britannien und Irland vorgedrungen. Vom König der Suessionen, dem mächtigsten aller Belgischen Fürsten, erzählt Cäsar, daß sich derselbe vor Kurzem Britannien unterworfen habe.

Die Bojer waren im Alterthum ein weitverbreitetes Volk gewesen. Sie wohnten in Böhmen, welches Land nach ihnen Bojohemum und später Böhmen benannt wurde, und in dem Gebiet zwischen den Alpen und dem Hercynischen Waldgebirge, welches gleichfalls von den Bojern seinen heutigen Namen Bayern (entstanden aus Bojowarium) erhalten hat. Bojer fanden sich außerdem noch in Pannonien und Oberitalien. In Oberitalien hatten sich die Bojer bereits im Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. zwischen

dem unteren Po und den Apenninen festgesetzt und die früheren Bewohner dieser Gegenden, die Etrusker und Umbrer, verdrängt. Ihre Hauptstadt war Bononia. Hier hatten die Bojer namentlich während des 3. Jahrhunderts v. Chr. viele Kämpfe mit den Römern zu bestehen, von denen sie 191 v. Chr. vollständig unterworfen wurden. Die in Pannonien zurückgebliebenen Bojer wurden um das Jahr 50 v. Chr. von den Dakern unterworfen. Die Böhmischen Bojer wurden gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. vom Markomannenfürsten Marbod theils aus dem Lande getrieben und nach Nordbayern verdrängt, theils unterworfen und mit den von Marbod beherrschten Germanischen Stämmen vereinigt. Die zwischen den Alpen und der Donau wohnenden Bojer schlossen sich, von den Sueven bedrängt, den Helvetiern an und betheiligten sich an deren unglücklichem Einfall in Gallien. Diese Bojer wurden von Cäsar nach der Niederlage der Helvetier im Jahre 58 v. Chr. in Anerkennung ihrer außerordentlichen Tapferkeit in Gallien angesiedelt und ihnen ein Theil des Gebietes der Häduer zwischen Loire und Allier angewiesen. Reste der nach Gallien eingewanderten Bojer waren noch im Mittelalter im Südlichen Lothringen vorhanden.

Die Cenomanen wohnten zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Römer in dem Hügellande zwischen der Loire und der unteren Seine. Ihre Hauptstadt war Suindinum, das jetzige Le Mans. Ein Theil der Cenomanen hatte sich schon im 5. Jahrhundert v. Chr. in Oberitalien festgesetzt und wohnte am mittleren Laufe der Etsch, des Mincio und Oglio. Ihnen gehörten die Städte Bergomum, Brixia und Verona.

Die Helvetier wohnten zu Cäsars Zeiten in der heutigen Schweiz, zwischen den Schweizer Hochalpen, dem Jura, Oberrhein und Bodensee. Früher hatten sie außerdem auch noch das Gebiet zwischen Bodensee und Main besessen, waren aber von da durch die Germanischen Sueven verdrängt worden. Die Helvetier zerfielen in vier Gaue oder Stämme, von denen sich einer, der Tigurinische, bereits an dem Einfall der Kimbern und Teutonen betheiligt hatte, aber nach dem Untergang der letzteren wieder nach Helvetien zurückgekehrt war. Im Jahre 58 v. Chr. verließen die Helvetier ihre für ihre große Menschenmenge unzureichende Heimath und machten, durch Bojer und andere benachbarte Stämme verstärkt, einen Einfall in Gallien, wurden aber von Cäsar bei Bibracte (Autun in Burgund) besiegt und der größte Theil zusammengehauen. Die Ueberlebenden, 110000 Seelen im Ganzen, wurden von Cäsar zur Rückkehr in ihre Heimath gezwungen.

Die Galater im engeren Sinn bestanden aus einer Anzahl von Galatischen Stämmen, welche um das Jahr 300 v. Chr. in Thrakien ein Reich gegründet hatten. Von hier aus unternahmen sie im Jahre 280 v. Chr. einen Raubzug nach Makedonien und Griechenland. Ein Theil der Thrakischen Galater ging 277 bis 276 v. Chr. über den Hellespont

und siedelte sich, nachdem sie längere Zeit verheerend und plündernd in Kleinasien herumgezogen waren, um 235 v. Chr. im Innern von Kleinasien an, zwischen dem Phrygischen Pessinus im Westen bis jenseits Tavia im Osten. Diese Landschaft hieß seitdem nach ihnen Galatia. Die Kleinasiatischen Galater zerfielen in drei Stämme: die Trokmer, die Tektosagen und die Tolistobojer; die ersteren wohnten Oestlich vom Halys, die Tektosagen im Westen dieses Flusses und die Tolistobojer bei Pessinus. Diese Galater bewahrten ihre Sprache, welche der der Trevirer an der Mosel ähnlich war, noch bis Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. Im Jahre 25 v. Chr. wurde Galatia durch Kaiser Augustus zu einer Römischen Provinz gemacht. An diese Galater war der bekannte „Brief des Apostels Paulus an die Galater" gerichtet.

Die Insubrer waren im 6. Jahrhundert v. Chr. aus Gallien über die Alpen nach Oberitalien vorgedrungen und hatten sich nach Verdrängung der daselbst wohnhaften Etrusker zwischen den Flüssen Tessin und Oglio angesiedelt. Ihre Hauptstadt war Mediolanum, das heutige Mailand. Mit den Römern kamen die Insubrer in Konflikt, als sie in den Jahren 226 und 225 v. Chr. in Gemeinschaft mit den Bojern einen Einfall in Etrurien machten. Im Jahre 222 wurde dann ihre Hauptstadt vom Römischen Konsul Gn. Cornelius Scipio erstürmt und sie selbst der Römischen Herrschaft unterworfen.

Die Karnen bewohnten das nach ihnen benannte Kärnten und hatten ihren Namen von den zackigen Felsspitzen ihres Heimathlandes (Galatisch carn, Lateinisch cornu, Deutsch Horn) erhalten. Die Hauptstadt der Karnen war Virunum, von dem bei Maria-Saal noch Spuren vorhanden sind. In Folge der fortwährenden Kämpfe mit von Norden eindringenden fremden Stämmen gingen die Karnen allmählig vollständig unter und bereits zur Zeit der Eroberung Kärntens durch die Römer waren von den Karnen nur mehr spärliche Ueberreste in der Südlichen Alpenkette und in der Ebene von Friaul vorhanden.

Die Lingonen wohnten im Nordöstlichen Gallien zwischen der oberen Saone und dem Quellgebiet der Marne und Seine. Ihre Hauptstadt war Andematunnum, das heutige Langres. Ein Theil der Lingonen war in Oberitalien eingedrungen und hatte sich am Unterlaufe des Po auf dem rechten Ufer dieses Flusses angesiedelt.

Die Noriker wohnten in Norikum, welches das heutige Oestreich, Südlich von der Donau, sowie Salzburg, Steiermark und Kärnten umfaßte.

Von den Senonen wohnte ein Theil in Gallien und ihre Hauptstadt war hier Agedincum, das heutige Sens. Ein anderer Theil der Senonen hatte sich in Oberitalien niedergelassen. Diese letzteren waren es, welche in Verbindung mit Insubrern und Bojern im Jahre 391 v. Chr. Clusium belagerten, im nächsten Jahre die Römer an der Alia besiegten,

hierauf Rom verbrannten und sieben Monate lang das von Manlius vertheidigte Capitolium belagerten, bis sie durch ein hohes Lösegeld zum Abzug von Rom bewogen wurden. Im Jahre 283 fiel der Römische Konsul Publius Cornelius Dolabella in das Land der Senonen ein, verwüstete alles mit Feuer und Schwert und jagte die Senonen aus dem Lande. Im Südlichsten Theile des Senonenlandes wurde dann von den Römern die Kolonie Sena, das heutige Sinigaglia, angelegt.

Die Skordisker wohnten an der Donau, Drina und Save.

Die Taurisker bildeten die Hauptbevölkerung Norikums. Ihre Hauptstadt war Noreja bei dem jetzigen St. Veit in der Nähe von Klagenfurt. Im Jahre 16 v. Chr. wurden die Taurisker der Römischen Herrschaft unterworfen.

Die Vindelicier bewohnten das nach ihnen benannte Vindelicien, d. h. das Gebiet, welches im Westen durch den Lech, im Norden durch die Donau, im Osten durch den Inn und im Süden durch die Rhätischen und Bayrischen Alpen begränzt wird. Die Vindelicier zerfielen in mehrere Stämme, wie die Brigantier im Westen, die Runicaten im Norden, die Consuanten im Süden 2c. Im Jahre 15 v. Chr. wurden die Vindelicier durch Tiberius unterworfen und ein großer Theil der jungen Mannschaft weggeführt, an deren Stelle dann Römische Kolonisten angesiedelt wurden. Außerdem wurden an verschiedenen Punkten Vindeliciens Römische Kastelle mit Römischen Besatzungen angelegt: So unter andern Augusta Vindelicorum (Augsburg), Regina castra (Regensburg), Serviodorum (Straubing) und Bojodurum, welches später als Standort einer Batavischen Kohorte den Namen Batava Castra erhielt, woraus schließlich der heutige Name Passau entstanden ist.

c) Hellenen.

Von den Galatern trennten sich, als sie auf ihrer Wanderung im mittleren Donauthal angelangt waren, mehrere Stämme, drangen unter langwierigen Kämpfen mit den bereits früher daselbst angesiedelten Thrako-Illyriern nach Süden und langten endlich, nachdem sie bereits unterwegs viele fremde Elemente in sich aufgenommen hatten, nach Griechenland, wo sie die früher daselbst eingewanderten Pelasger und Leleger und die mit denselben bereits mehr oder weniger verschmolzenen Europäischen Urbewohner theils verdrängten, theils unterwarfen und sich mit den Unterworfenen schließlich zu einem Volke ausbildeten, für welches etwa um den Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. der gemeinsame Name Hellenen gebräuchlich wurde. Der Name Graeci, aus dem der heutige Name der Griechen entstanden ist, wurde den Hellenen von den Italikern beigelegt nach einem einzelnen Hellenischen Stamm, der früher in Epirus angesiedelt gewesen war.

Der älteste dieser erobernd in Griechenland einfallenden Galatischen Stämme waren die Dorer, die etwa um das Jahr 1100 v. Chr. am Olympus erschienen und sich nach Ueberwindung der früheren Bewohner in Thessalien niederließen. Ebendaselbst siedelten sich auch die Aeolier, der zahlreichste der Hellenischen Stämme, an, nachdem sie die dortigen Pelasger nach Italien vertrieben hatten. Die letzten Einwanderer waren die Jonier, welche mit der Zeit die höchste Culturstufe und die größte weltgeschichtliche Bedeutung erlangten, da aus ihnen die Athener hervorgegangen sind. Unter fortwährenden Kämpfen mit den früheren Bewohnern verbreiteten sich die drei Hellenischen Stämme allmählig über ganz Griechenland und später, in Folge des Nachdrängens von immer neuen Schaaren aus dem Norden, auch über die Griechischen Inseln und von da aus selbst auf das Asiatische Festland. In späteren Zeiten vermischten sich die Griechen mit vielen fremden Elementen, besonders mit Slawen, so daß die heutigen Griechen als Mischvolk zu betrachten sind, wenn auch die Griechische Sprache, Dank der höheren Cultur der Griechen, nur verhältnißmäßig wenig Slawische Elemente aufgenommen hat. Die Griechen leben heutzutage nicht nur in Griechenland und auf den Griechischen Inseln, sondern kommen auch in der Europäischen und Asiatischen Türkei in größeren Massen vor und besitzen außerdem namhafte Ansiedlungen in der Krim und an der Nordküste des Asow'schen Meeres. Kleinere Griechische Kolonien finden sich in der ganzen Levante.

d) Italiker.

Daß die Italiker, welche von den älteren Griechischen Schriftstellern als Opiker bezeichnet wurden, sich von den Galatern abgezweigt haben, geht, abgesehen von Geographischen Gründen, schon daraus hervor, daß sie unzweifelhaft erst nach den Illyriern in Italien eingewandert sind, daß ihre Sprache nach den neuesten Forschungen dem Galatischen Sprachzweig am nächsten steht und daß die von den Italikern in den Oberitalischen Seen errichteten Pfahlbauten mit den von den Galatern in der Schweiz und in Süddeutschland angelegten Pfahlbauten identisch sind.

Die Italiker hatten sich wahrscheinlich bald nach der Ankunft der Galater in Oberöstreich und Bayern von ihren Stammesgenossen getrennt und waren über den Brenner[1]) in Oberitalien eingedrungen, wo sie sich zunächst auf den Oberitalischen Seen in Pfahlbauten ansiedelten zum Schutz gegen die Uebermacht der Illyrischen und Uritalischen Bewohner

[1]) Dafür, daß die Einwanderung der Italiker nach Italien von Norden über den Brenner und nicht von Nordosten stattgefunden hat, spricht der Umstand, daß Venetien noch in historischer Zeit von den Illyrischen Venetern besetzt war und daß die Terramare, die von den Italikern herrühren, sich nicht im Oestlichen Venetien, sondern an den Alpenseen vorfinden.

des Landes [1]). Von hier aus verbreiteten sie sich dann weiter über die Emilia und wohnten hier in den sogenannten Terramare, d. h. in Pfahlbauten, welche auf trocknem Boden errichtet wurden. Nachdem sie durch immer neuen Zuzug von Landsleuten aus dem Norden hinreichend verstärkt waren, breiteten sie sich, durch fortwährend nachdrängende Schaaren unablässig vorwärts getrieben, immer weiter nach Süden aus und unterwarfen sich schließlich in langwierigem Kampfe die ganze Illyrische und Uritalische Bevölkerung Italiens, welche später in den neugebildeten Italischen Staaten den Stand der Plebejer bildete. Die in Italien eingefallenen Galater zerfielen in drei Stämme: in Umbrer, Sabeller oder Samniten und Osken. Von diesen galten die Umbrer als die ältesten Einwanderer. Durch Verschmelzung der eingewanderten Umbrer, Sabeller und Osken mit den früheren Illyrischen und Uritalischen Bewohnern Italiens bildete sich mit der Zeit ein neues Idiom, die Italische Sprache heraus, welches sich in zwei Dialekte schied, das Oskische oder Umbro-Sabellische und das Lateinische. Die Oskische Sprache, welche eine eigene, offenbar von den Uritalikern adoptirte linksläufige Schrift besaß, wurde später, in Folge der Römischen Eroberungen, durch das Lateinische verdrängt und erlosch im Anfang der Römischen Kaiserzeit vollständig. Die letzten Oskischen Inschriften sind in Pompeji aufgefunden worden. Zur Zeit der Römischen Weltherrschaft wurde die Sprache der

---

[1]) Daß die Pfahlbauten in der Lombardischen Ebene und in der Emilia von den Italikern errichtet worden waren, hat Helbig in seinem Werk: Die Italiker in der Poebene, Leipzig 1879, nachgewiesen. Der Recensent des erwähnten Werkes, Dr. Fligier, schreibt im 13. Bande des Archivs für Anthropologie: „Ueber die Terremare in der Lombardischen Ebene und in der Emilia liegt uns im Italiänischen eine ganze Literatur vor. Von welchem Volke rühren nun dieselben her? Diese Frage hat Prof. Helbig in scharfsinniger Weise gelöst. Nach Helbig haben die Kelten die Terremare nicht errichtet. Das ergibt sich deutlich aus der Vergleichung der Bronzeobjekte aus Gallien mit den Funden aus der Terremare. Es fehlen die bekannten Keltischen Torques, die eisernen Schwerter und Goldschmuck. Die Etruskische Technik und Ornamentik ist gleichfalls von diesen Funden total verschieden. Auch die Ligurer haben die Terremare nicht errichtet, da sie nach einem Berichte des Posidonius bei Diodor V, 39, der über Ligurien als Augenzeuge berichtet, noch zu seiner Zeit als halbe Wilde gelebt und gewöhnlich in Höhlen gehaust haben, denen Ackerbau so gut wie unbekannt war. Helbig schreibt daher die Errichtung der Terremare den Italikern oder Umbro-Sabellern zu, wofür er eine Reihe überzeugender Gründe beibringt. Vorerst erinnern die runden Stroh- und Lehmhütten an die Altitalische Hütte, wie sie z. B. in der bekannten Urne aus Alba longa dargestellt ist. Der aedes Vestae, welcher das Altitalische Haus in seiner ursprünglichen Form darstellen soll, war im Gegensatz zu andern Bauten rund. Altitalisch ist ferner der in den Pfahldörfern herrschende Brauch, aus zerstampften Getreidekörnern einen Brei oder Teig zu bereiten. So wie in den Pfahldörfern kannte man auch in Latium das Eisen nicht. In den Terremare finden sich keine Idole, aber auch der älteste Römische Cultus war bildlos. Die Funde beweisen ferner, daß das älteste Lateinische Handwerk in vieler Hinsicht auf einer ähnlichen Stufe stand, wie das der Pfahldörfer."

Römer, das Lateinische, nicht nur in ganz Italien die herrschende Sprache, sondern verbreitete sich auch über die Gränzen Italiens hinaus nach Frankreich und Spanien und selbst in die Römischen Provinzen an der untern Donau.

Die heutigen Romanischen Sprachen sind durch Verschmelzung des Lateinischen mit Germanischen, Galatischen, Thrako-Illyrischen und Ureuropäischen Idiomen entstanden. Sie zerfallen in zwei Gruppen: in das Ostromanische und Westromanische. Das Ostromanische umfaßt nur das Walachische oder Rumänische, welches sich in zwei Dialekte, den Makedowalachischen und Kutzowalachischen oder Zinzarischen scheidet. Das Westromanische umfaßt das Provençalische, Französische, Spanische, Portugiesische, Italiänische, Rhätoromanische und das Ladinische. Das Provençalische wird in Südfrankreich, das Französische in Nordfrankreich, das Spanische und Portugiesische auf der Iberischen Halbinsel, das Italiänische in Italien, das Rhätoromanische und Ladinische in der Südlichen Schweiz und den angränzenden Gegenden gesprochen.

Die heutige Bevölkerung von Italien ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Zu den Illyriern und Italikern, welche sich schon früher mit den Uritalikern vermischt hatten, kamen später, zur Zeit der eigentlichen Völkerwanderung, noch Galatische, Keltische, Germanische, Slawische und selbst Türkische Schaaren, die unablässig über die Alpen nach Italien strömten, während sich in Süditalien zu verschiedenen Zeiten Griechen, Phönikier, Karthager, Araber &c. ansiedelten. Nach der Mischung, welche die Bevölkerung der verschiedenen Theile Italiens im Laufe der Zeiten erfahren hat, lassen sich die heutigen Italiäner in folgende Unterabtheilungen scheiden:

Lombarden,	Süditaliäner,
Genuesen,	Sicilianer,
Apenniner,	Sardinier,
Toskaner,	Korsikaner.
Römer,	

Die Lombarden bewohnen das ganze Nördliche Italien bis tief nach Piemont hinein und bis zu den Südgränzen von Modena, Parma und der Romagna. Bei den Lombarden herrscht das Galatische und Germanische Element vor.

Die Genuesen bestehen zum größten Theil aus den Nachkommen der Ligurer.

Noch reinere Nachkommen der Uritaliker bilden die Apenniner, die Bewohner der Gebirgsgegenden vom Genuesischen bis nach Süditalien.

Bei den Toskanern ist das Etruskische Element vorherrschend.

Die Römer, welche das Westliche Mittelitalien bewohnen, sind die

am wenigsten gemischten Nachkommen der alten Römer. Derjenige Theil der Stadtbevölkerung von Rom, welcher als Trasteveriner bezeichnet wird, weist noch dieselben Physiognomien auf, welche wir an den Büsten der ersten echt Römischen Kaiser beobachten.

Die Süditaliäner sind hauptsächlich durch Verschmelzung der Uritaliker mit Illyriern, Italikern, Hellenen, Normannen und zum Theil auch mit Arabern hervorgegangen.

Die Sicilianer weisen dieselbe Mischung auf, wie die Süditaliäner, nur ist bei ihnen das Hellenische und Arabische Element vorwiegend.

Die Sardinier und Korsikaner sind zwar ebenso gemischt, wie die Sicilianer, sie haben aber den Ureuropäischen Typus reiner bewahrt als alle andern Italiänischen Völkerschaften.

e) Kelten.

Wie aus den von der mittleren Donau aus nach Griechenland vorgedrungenen Galatischen Stämmen durch Vermischung mit den früheren Europäischen und Thrako-Illyrischen Bewohnern dieses Landes im Laufe der Zeit die Hellenen, und aus den über den Brenner eingewanderten Galatischen Umbrern, Sabellern und Osken durch Verschmelzung mit den Uritalikern und den bereits früher eingewanderten Illyriern die Italiker entstanden waren, ganz ebenso entstand durch Verschmelzung der in der ältesten Zeit über den Rhein nach Gallien eingewanderten Galater mit den Iberischen Ureinwohnern Galliens das Mischvolk der Kelten. Der Name „Kelten“ ist offenbar ebenso, wie das Griechische „Galater“ und das Römische „Gallier“ aus dem ursprünglichen Namen Galtscha korrumpirt worden. Wahrscheinlich war der Name Kelten den in Gallien eingedrungenen Galatern von den eingebornen Iberern beigelegt worden, die sich den Namen Galtscha in ihrer Weise mundgerecht machten, ebenso wie die heutigen Eroberer Turkestans, die Russen, von den Eingebornen Turkestans „Urussen“ genannt werden, weil für dieselben die Aussprache von einsylbigen Wörtern, welche mit einem R beginnen, schwierig ist. Aus demselben Grunde verwandelten die Turkestaner der leichteren Aussprache wegen auch meinen Namen in Ischwarz oder noch einfacher Ischwar. Der von den Eingebornen Galliens den eingewanderten Galtschas beigelegte Name Kelten verblieb dann nachträglich dem durch Verschmelzung der Eingewanderten mit den Eingebornen entstandenen Mischvolk.

In Bezug auf die Kelten und deren Verhältniß zu den Iberischen Ureinwohnern einerseits und zu den Galatern und Germanen andererseits herrschte von jeher eine große Confusion, und die Schriftsteller des Alterthums waren über dieselben ebensowenig einig wie die Gelehrten der Neuzeit.

Die Römer nannten die Galater im Gebiete des Rheins, der Donau, in Oberitalien, Griechenland und Kleinasien gleich von Anfang an immer Gallier. Die Griechen nannten dieselben Völkerschaften, mit Einschluß der Germanen, anfangs mit dem Kollektivnamen Galater, gebrauchten aber später, offenbar aus Mißverständniß, für dieselben den Gesammtnamen Kelten, indem sie den Namen der von den Galatern abgezweigten Kelten auf sämmtliche zum Galatischen Stamm gehörige Völkerschaften übertrugen.

Cäsar (102 bis 44 v. Chr.) schreibt in Bezug auf die Kelten im 1. Capitel des I. Buches seiner Commentarien: „Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam, qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt [1].“ Cäsar zählt also die Kelten zu den den Römern schon von Italien her genugsam bekannten Galliern oder Galatern, gibt aber zugleich an, daß sie sprachlich und ethnographisch von den Belgern, welche gleichfalls zu dem großen Stamme der Galater gehörten, verschieden gewesen seien. Aus derselben Stelle geht außerdem hervor, daß die Kelten auch von den Iberischen Aquitaniern sprachlich und ethnographisch verschieden waren.

Der gelehrte Grieche Timagenes, der bald nach der Eroberung Galliens durch Cäsar schrieb, berichtet, daß die ursprünglichen Bewohner Galliens Aboriginer gewesen seien, welche nach einem ihrer Könige den Namen Kelten, nach dem Namen der Mutter desselben aber den Namen Galater erhalten hätten. Ein Theil des Volkes hätte aber aus Eingewanderten bestanden, welche früher auf den äußersten Inseln und jenseits des Rheines gewohnt hätten, ihre Heimath aber wegen ihrer beständigen Kämpfe mit ihren Nachbarn und in Folge von Ueberschwemmungen hätten verlassen müssen.

Der Geograph Strabo, der unter Augustus und Tiberius lebte, schreibt: „Gleich jenseits des Rheines, Oestlich von den Keltischen Völkern, wohnen die Germanen, die sich wenig von dem Keltischen Stamme unterscheiden, nur sind sie noch wilder, größer und blonder, aber an Gestalt, Sitten und Lebensart sind sie den Kelten sehr ähnlich, wie wir diese beschrieben haben. Daher scheinen mir die Römer ihnen den richtigen Namen gegeben zu haben, indem sie sie als echte Galater (germanos Gallos) bezeichneten; denn Echte bedeutet das Lateinische Germani.“ Strabo hält also die Kelten für ein aus Galliern, zu denen er auch die Germanen rechnet, hervorgegangenes Mischvolk.

Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) schreibt von den Kelten: „Zur

---

[1] „Das gesammte Gallien zerfällt in drei Theile, von denen den ersten die Belger, den zweiten die Aquitanier, den dritten aber diejenigen bewohnen, welche in ihrer eigenen Sprache Kelten, in unserer Sprache aber Gallier heißen. Alle diese sind in Bezug auf Sprache, Sitten und Gesetze von einander verschieden.“

Zeit des Tarquinius Priscus hatten die Biturigen die Hegemonie im Lande der Kelten, dem dritten Theile von Gallien, und gaben diesem Lande den König. Als Ambigatus zu alt geworden war, um das fruchtbare und übervölkerte Land zu regieren, schickte er seine Schwestersöhne mit dem Ueberschusse der Bevölkerung zur Eroberung der benachbarten Länder aus und zwar den Segoves in den Hercynischen Wald und den Belloves mit Biturigen, Arvernern, Senonen, Aeduern, Ambarrern, Carnuten und Aulerkern nach Italien am Fuße der Cottischen Alpen, über welche noch kein Weg führte. Ehe sie über die Alpen gingen, halfen sie den Phocäern bei ihrer Gründung von Massilia gegen die Saluvier und gingen dann durch das Land der Tauriner und das Waldgebirge der Julischen Alpen, schlugen die Tusker unweit vom Ticinus und gründeten Mediolanum im Gebiete der Insubrer, weil ein Gau der Aeduer auch Insubrer hieß. Bald darauf stieg eine Schaar Cenomanen unter Elitavius über denselben Bergwald, wie Belloves, und ließ sich nieder, wo jetzt die Städte Brixia und Verona liegen und damals die Libuer wohnten. Nach diesen kamen die Saluvier in das Gebiet der alten Ligurischen Laevi am Ticinus.“ Livius identificirt also die Kelten mit den Galatern und läßt die Galatischen Völkerschaften Oberitaliens und Süddeutschlands fälschlich aus den Kelten hervorgehen, während in Wirklichkeit das Umgekehrte der Fall war.

Der Geograph Ptolemäus (in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.) spricht sehr bezeichnend von Keltogalatern, woraus hervorgeht, daß er das betreffende Volk zwar für ein aus Galatern hervorgegangenes, aber doch von diesen verschiedenes Volk hielt.

Der Redner Aristides (117 bis 189 n. Chr.) nennt in seiner Lobrede auf Marc Aurel die von diesem besiegten Markomannen und deren Verbündete, lauter Germanen, Kelten und sagt, daß sie die größten und wildesten aller Menschen seien.

Der Geschichtschreiber Dio Cassius schrieb im Anfange des 3. Jahrhunderts n. Chr.: „Der Rhein entspringt auf den Alpen, fließt ein wenig jenseit Rhätiens nach Westen und trennt Galatien und seine Bewohner zur Linken von den Kelten zur Rechten — denn noch heute gilt diese Gränze, seitdem diese Völker durch Cäsar verschiedene Benennungen erhielten, während die Bewohner beider Ufer ganz vor Alters Kelten hießen. — Die Sequaner und Aeduer waren dem Keltischen Könige Ariovist zinsbar. — Andere Kelten kamen über den Rhein ihnen zu Hülfe; sie waren hochgewachsen, zahlreich, muthig wie wilde Thiere — schlecht bewaffnet und ohne Kriegskenntniß. Die Helvetier waren von demselben Stamme wie die Kelten des Ariovist.“ Dio Cassius gebraucht also den Namen Kelten als Kollektivnamen für die Galater und Germanen Süddeutschlands sowohl wie für die eigentlichen Kelten Galliens.

Ebenso abweichend, wie die Ansichten der Alten über die Kelten, sind

auch die Meinungen der neueren Gelehrten, was daher kommt, daß man bei den betreffenden Untersuchungen immer nur den einen oder andern Gesichtspunkt im Auge hatte, aber nicht alle einschlägigen Thatsachen zugleich berücksichtigte. Je nachdem man entweder hauptsächlich die Nachrichten der Alten über den körperlichen Typus der Kelten, den Typus der heutigen Nachkommen der Kelten, die Sprachüberreste oder die Gräberfunde zur Grundlage nahm, gelangte man zu ganz verschiedenen Resultaten. Diejenigen, welche die von den Alten überlieferten Keltischen Namen bei ihren Untersuchungen zu Grunde legten, kamen zu dem Schluß, daß die Kelten mit den Galatern und Germanen verwandt gewesen seien. Holtzmann spricht seine Ansicht mit folgenden Worten aus: „Die Germanen sind Kelten; die Kymren und Gälen (d. h. die einzigen bis jetzt erhaltenen Ueberreste der alten Kelten) sind keine Kelten." Diejenigen dagegen, welche die Gräberfunde zur Grundlage nahmen, fanden, daß die Kelten ein von den Germanen und Galatern völlig verschiedenes Volk gewesen sein müßten, weil die den Kelten Frankreichs und Englands eigenthümlichen Menhir und Dolmen nur in den von den Alten den Kelten angewiesenen Gebieten vorkommen und mit den Germanischen und Galatischen Reihen- und Hügelgräbern nichts gemein haben.

Die Menhir (vom Keltischen maen = Stein und hir = lang) sind unbehauene oder nur grob zugerichtete steinerne Obelisken, oft von bedeutender Höhe, welche die alten Kelten auf ihren Gräbern errichteten. Der Menhir von Lock-Mariaker in Morbihan in der Bretagne hat eine Höhe von 63 Fuß. Die Dolmen (vom Keltischen daul = Tisch und maen = Stein) bestehen in der Regel aus einem oder mehreren unbehauenen Steinkolossen, die auf mehreren in die Erde gepflanzten kleineren Steinblöcken oder auch auf einem Steinhaufen liegen. Die Menhir und Dolmen, augenscheinlich rohe Nachbildungen der Aegyptischen Obelisken und Kolossalbauten, welche den Indogermanen von jeher fremd waren und auch bei den heutigen Galtschas gänzlich unbekannt sind, waren offenbar in Europa von den Vorarischen Armenischen und Vorderasiatischen Semitischen und Hamitischen Einwanderern eingeführt worden, ebenso wie die kyklopischen Bauten Griechenlands, und waren also den Iberern eigenthümlich, welche eben ein Mischvolk aus den erwähnten Vorarischen Einwanderern und den ureingebornen Europäern waren.

Daß die Menhir und Dolmen nicht den auf dem Landwege von Osten eingewanderten Indogermanen, sondern einem auf dem Seewege eingewanderten Volke zuzuschreiben sind, geht mit Evidenz daraus hervor, daß die Menhir und Dolmen nur im Westen Europas und zwar hauptsächlich an den Meeresküsten und in den Flußthälern verbreitet sind und daß sie auch in Nordafrika und Vorderasien vorkommen.

Becker spricht seine Ansicht über die Kelten folgendermaßen aus:

„Das ganze Gebiet der Menhir und Dolmen war von einem einheitlichen Keltischen Volke bewohnt, welches anfänglich durch den Handel und später durch eigene Industrie Bronze und etwas Eisen erhielt, und das Hügelgräbervolk des Nördlichen und Oestlichen Galliens waren Germanische Gallier, mit eigener Eisenindustrie und etwas Bronze, welches die Kelten in der Vorzeit unterjochte oder in den äußersten Westen zurückdrängte und welches sich anfangs sehr allmählig, rascher aber nach der Zerstörung seiner Macht durch Cäsar, mit den eingebornen Kelten amalgamirte."

Der Französische Archäolog Bertrand, der nachwies, daß die Vorgermanischen Hügelgräber der Gallier von der Rhone und Saone bis zur untern Donau einen gemeinschaftlichen, von den Keltischen Menhir und Dolmen verschiedenen Charakter hatten, nahm an, daß die Gallier mit den Eisenschwertern ein von den Kelten verschiedener Stamm waren und daß es in Gallien zwei Völker gab: friedliche Kelten und kriegerische Gallier, und deßhalb wurden auch im Nationalmuseum von St. Germain die Gallischen und Keltischen Alterthümer geschieden.

Um in Betreff der Nationalität der Kelten ins Reine zu kommen, ist es nöthig, nicht nur alles dasjenige in Betracht zu ziehen, was uns von den alten Schriftstellern über die Gränzen des Keltenlandes, über den körperlichen Typus und die Sprache derselben überliefert ist, sondern auch den körperlichen Typus und die Sprache der gegenwärtig noch existirenden unzweifelhaften Nachkommen der Kelten.

Unter allen alten Schriftstellern ist in Bezug auf die Kelten die erste Autorität Cäsar, der zehn Jahre lang mit denselben in ihrem eigenen Lande Krieg führte und sie also besser kennen mußte als irgend ein anderer der alten Autoren. Cäsar gibt die Gränzen des Keltenlandes folgendermaßen an: Buch I Cap. 1: „Gallos (im Sinn von Kelten) ab Aquitanis Garumna flumen, a Belgis Matrona et Sequana dividit. — Eorum una pars, quam Gallos optinere dictum est, initium capit a flumine Rhodano, continetur Garumna flumine, Oceano, finibus Belgarum, attingit etiam ab Sequanis et Helvetiis flumen Rhenum, vergit ad septentriones [1])."

Strabo gibt in der oben angeführten Stelle an, daß der Rhein die Gränze zwischen den Kelten im Westen und den Germanen im Osten bildete. Nach Diodor umfaßte das Keltenreich das untere Rhonegebiet.

Nach diesen Angaben läßt sich die Gränze des Keltenlandes leicht ziehen. Es gränzte im Süden an das Mittelmeer und die Garonne, im

[1]) „Die Gallier (im Sinne von Kelten) scheidet von den Aquitanern der Fluß Garumna (Garonne), von den Belgern die Matrona (Marne) und Sequana (Seine). — Von ihnen beginnt derjenige Theil, welchen, wie erwähnt, die Gallier bewohnen, am Fluß Rhodanus (Rhone), gränzt an die Garumna, den Ocean, das Gebiet der Belger, und reicht auf der Seite der Sequaner und Helvetier bis an den Rheinstrom; die allgemeine Richtung ist nach Mitternacht."

Westen an den Atlantischen Ocean, im Norden an den Kanal, die Seine und Marne und im Osten an den Rhein und die Westalpen.

Mit den Angaben der Alten stimmt auch das Verbreitungsgebiet der Keltischen Dolmen und Menhir überein. Die Dolmen und Menhir finden sich am zahlreichsten im Westen von einer Linie, welche von der Rhonemündung bis Brüssel gezogen wird. Gegen Norden und Osten zu werden sie immer seltener und hören im Rheingebiet ganz auf.

Was die Alten übereinstimmend über den körperlichen Typus und Volkscharakter der Kelten, Galater und Germanen berichtet haben, beweist, daß die Kelten mit den Galatern und entfernt selbst mit den Germanen verwandt waren.

Cäsar schreibt von den Kelten, daß sie im Vergleich mit den Römern von riesigem Wuchs gewesen seien. Im 30. Cap. des II. Buches seiner Commentarien heißt es: „Ubi vineis actis aggere exstructo turrim procul constitui viderunt, primum inridere ex muro atque increpitare vocibus, quod tanta machinatio ab tanto spatio instrueretur: quibusnam manibus aut quibus viribus praesertim homines tantulae staturae — nam plerumque omnibus Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra contemptui est — tanti oneris turrim moturos sese confiderent [1].“ Ferner berichtet Cäsar, daß die Kelten früher die Germanen an kriegerischer Tüchtigkeit sogar übertroffen hätten; im 24. Cap. des VI. Buches sagt er nämlich: „Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent. — Nunc — paulatim adsuefacti superari multisque victi proeliis, ne se quidem ipsi cum illis virtute comparant [2].“

Strabo sagt im IV. Buche von den Kelten: „Der ganze Stamm, welcher jetzt der Gallische oder Galatische heißt, ist kriegerisch, muthig und kampflustig, aber ehrlich und gutmüthig. — Ihre Gewaltthätigkeit rührt von ihrer Körpergröße und ihrer Uebervölkerung her. — Jetzt sind sie den Römern unterthänig, aber wie sie in alter Zeit waren, darauf können wir aus den jetzigen Sitten der Germanen schließen. Denn durch körperliche

[1] „Als sie nach Herstellung der Sturmdächer und Aufführung des Dammes in der Ferne einen Thurm erbauen sahen, lachten sie Anfangs von der Mauer aus und höhnten darüber, daß eine so ungeheure Maschinerie von einer so großen Entfernung aus errichtet wurde: mit welchen Händen oder mit welchen Kräften könnten zumal Menschen von so winziger Statur einen Thurm von so gewaltigem Gewicht in Bewegung zu setzen hoffen; denn meistens verachten alle Gallier in Anbetracht ihrer eigenen Körpergröße unsere kleine Statur.“

[2] „Es gab aber früher eine Zeit, wo die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertrafen und gegen dieselben Offensivkriege führten. — Jetzt aber, nachdem sie sich allmählig daran gewöhnt haben, im Kampfe zu unterliegen, und in vielen Schlachten besiegt worden sind, wagen sie selbst nicht mehr, sich jenen in Bezug auf Tapferkeit gleichzustellen.“

Eigenschaften und politische Verfassung sind diese beiden Völker sich ähnlich und stammverwandt und bewohnen benachbarte Gegenden, die nur durch den Rhein getrennt sind und sich sonst sehr gleichen, doch liegt Germanien etwas Nördlicher." Strabo hält also die Kelten wegen ihres physischen Typus und ihrer ethnographischen Merkmale für stammverwandt mit den Germanen.

Tacitus berichtet, daß die Trevirer und Nervier mit ihrer Germanischen Abstammung prahlten, um nicht zu den unkriegerischen Galliern gerechnet zu werden.

Daß die Germanen, welche sich durch riesigen Körperwuchs, weiße Hautfarbe und rothes oder blondes Haar auszeichneten, den Galatern und Kelten zum Verwechseln ähnlich waren, geht schon daraus hervor, daß unzweifelhaft Germanische Völkerschaften, ja mitunter alle Germanen von alten Schriftstellern ohne Weiteres zu den Galatern oder Kelten gerechnet wurden.

Von den Kleinasiatischen Galatern sagt Livius, daß sie sich durch procera corpora (hohen Wuchs), promissae et rutilatae comae (langes, röthliches Haar) und candor corporum (blendende Weiße des Körpers) auszeichneten. Diodor rechnet die Kimbern und alle übrigen Germanen zu den Galliern, Aristides, wie bereits erwähnt, die Markomannen und deren Germanische Bundesgenossen zu den Kelten. Die Galatischen Belger werden von den alten Schriftstellern übereinstimmend als hochgewachsen, stark gebaut und roth- oder blondhaarig geschildert, wie Diefenbach, Pösche und de Belloguet gezeigt haben. Diodor schreibt den Galatern blondes Haar zu. Bei Claudian findet sich der Ausdruck: „flava repexo Gallia crine ferox[1]". Ammianus Marcellinus schildert den hohen Wuchs, die weiße Haut und rothen Haare der Gallier. Silius Italicus spricht von den gewaltigen Gliedmaßen und goldenen Locken der Bojer. Manlius schildert die Germanen als hochgewachsen und blondhaarig und bemerkt dabei, daß die Gallier weniger rothhaarig waren 2c.

Aus dem Allem geht wohl zur Genüge hervor, daß die Kelten in Bezug auf körperlichen Typus mit den Galatern große Aehnlichkeit hatten, daß sie also mit denselben verwandt gewesen sein müssen.

Ein weiterer Beweis für die ursprüngliche Zugehörigkeit der Kelten zu den Galatern ist der Umstand, daß nach Cäsar die Kelten ihre Stadtmauern in einer höchst originellen Weise aus Balken, Weidenruthen und Steinen errichteten, ganz in derselben Weise, wie in Darwas, einem der Centralasiatischen Stammländer der Galater, die Mauern auch heutzutage noch erbaut werden, wie ich im zweiten Abschnitt des zweiten Theiles ausführlicher auseinandersetzen werde. Solche Stadt- und Festungsmauern waren aber offenbar nicht bloß bei den Kelten, sondern auch bei den Ga-

---

[1]) „Das blonde Gallien, wild aussehend mit zurückgekämmtem Haar"

-latern Süddeutschlands in Gebrauch gewesen. Man hat nämlich hier an mehreren Stellen unregelmäßige, meistens ringförmige Steinwälle aufgefunden, welche ohne alle Ordnung aus unbehauenen Steinen aufgeschichtet und zum Theil durch Feuer verglast waren. Diese Steinwälle sind offenbar Ueberreste von aus Holz und Stein aufgeführten Mauern, welche durch Feuer zerstört worden waren. Die Verbindungsbalken waren herausgebrannt und in Folge dessen die Mauern in sich selbst zusammengesunken.

Für die nahe Verwandtschaft von Kelten und Galatern sprechen endlich auch noch sprachliche Gründe. Manche Keltische Volksnamen finden sich auch bei den Galatern Oberitaliens. So gibt es z. B., wie ich bereits oben erwähnt habe, Cenomanen, Lingonen und Senonen sowohl im Keltenlande als auch in Oberitalien. Was die Sprache betrifft, welche von den Kelten zur Zeit der Eroberung Galliens durch Cäsar gesprochen wurde, so sind die Gelehrten darüber einig, daß dieß die als Keltische bezeichnete Sprache war, von welcher das heutige Kymrische und Gadhelische Tochtersprachen sind. Daß aber diese Keltische Sprache mit der Sprache der Galater verwandt war, wird durch den Umstand erwiesen, daß die von den alten Schriftstellern überlieferten Galatischen Völker- und Personennamen unzweifelhaft der Keltischen Sprache angehören.

Beweisen die bisher aufgezählten Thatsachen, daß die Kelten den Galatern sowohl in Bezug auf ihre Sprache, wie auf ihren physischen Typus nahe verwandt waren, so geht aus den folgenden hervor, daß sie doch ein von den Galatern in vielen Dingen wesentlich verschiedenes Volk waren, und daß sie ebensowenig als reine Galater betrachtet werden können, wie die gleichfalls aus den Galatern hervorgegangenen Hellenen und Italiker.

Schon a priori ist als sicher anzunehmen, daß die Iberer, welche Gallien vor der Ankunft der Galater bewohnt hatten, von den Eroberern nicht vollständig ausgerottet worden sind: denn die Ausrottung eines ganzen Volkes ist keineswegs eine so leichte Sache, wie sich dieß manche Stubengelehrten vorstellen. Die Ausrottung der Urbewohner liegt auch gar nicht im Interesse der Eroberer eines Landes, für welche es viel vortheilhafter ist, die unterworfenen Einwohner des Landes am Leben zu lassen und sie als Sklaven oder Leibeigene oder doch als minderwerthige Staatsbürger neben sich zu dulden und auf deren Kosten als Aristokraten ein bequemes Leben zu führen. Daß die in Gallien eingedrungenen Galater sich wirklich mit den unterworfenen Iberern vermischt und auf diese Weise in Kelten verwandelt haben, geht aus vielen Umständen hervor. Erstens wissen wir aus den alten Schriftstellern, daß es bei den Kelten zwei streng geschiedene Stände gab, Adlige und Gemeine. Cäsar schreibt darüber im 13. Cap. des VI. Buches: „In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo: nam plebes paene servorum habetur loco, quae nihil audet per se, nullo adhibetur consilio;

plerique, cum aut aere alieno aut magnitudine tributorum aut iniuria potentiorum premuntur, sese in servitutem dicant nobilibus; in hos eadem omnia sunt jura, quae dominis in servos. Sed de his duobus generibus alterum est druidum, alterum equitum[1])." Die Verhältnisse waren also im Keltenlande genau dieselben, wie im alten Rom. Eine solche Behandlung, wie sie nach Cäsar bei den Kelten dem gemeinen Volk von den Adligen zu Theil wurde, läßt sich nur ein Volk gefallen, welches physisch und geistig dem herrschenden Volk weit unterlegen ist, und das gemeine Volk kann also bei den Kelten nur aus den schwächlichen und kulturell tiefer stehenden Iberischen Ureinwohnern bestanden haben, nicht aber aus den mit den Aristokraten aus Centralasien eingewanderten Galatern. Bei den in Centralasien zurückgebliebenen Galatern, den Galtschas, gibt es bis auf den heutigen Tag keine Aristokraten und keine Gemeine, sondern alle sind einander vollkommen gleich.

Daß die Kelten durch Verschmelzung der eingebornen Iberer mit den eingewanderten Galatern entstanden sind, geht zweitens aus dem physischen Typus der direkten Nachkommen der Kelten, der heutigen Central- und Südfranzosen hervor. Der Französische Archäologe Broca ist der Ansicht, daß in dem Gebiet, welches seinerzeit von den Kelten Cäsars bewohnt gewesen war, in späterer Zeit kein Völkerwechsel stattgefunden hat, und daß folglich die heutigen Franzosen, welche dasselbe Gebiet bewohnen, die direkten Nachkommen der Kelten Cäsars sind. Nun entsprechen aber die physischen Merkmale dieser Franzosen nicht im Geringsten den Schilderungen, welche die alten Klassiker von den Kelten entwerfen, da sie schwarzhaarig, von dunkler Hautfarbe und kleinem Wuchse sind, ähnlich denjenigen Völkern, welche wir als unzweifelhafte Nachkommen der Ureuropäischen Rasse kennen. Es ist also klar, daß der Grundstock der Kelten Cäsars aus Iberern bestanden haben muß, und daß nur die Aristokraten, mit denen allein die Römer als mit der herrschenden Klasse zu thun hatten, aus eingewanderten Galatern bestanden, welche sich nachträglich, nach der Unterwerfung des Landes unter die Römische Herrschaft und nach der Aufhebung ihrer aristokratischen Vorrechte, mit den Iberischen Eingebornen vermischten und so, Dank ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl, im Laufe der Zeiten spurlos verschwanden.

Ein weiterer Unterschied zwischen den Kelten und Galatern bestand

---

[1]) „In ganz Gallien zerfallen diejenigen, welche einiges Gewicht und Ansehen besitzen, in zwei Klassen: denn das gemeine Volk wird fast wie Sklaven behandelt; es unternimmt nichts für sich allein und wird zu keiner Berathung beigezogen. Die Meisten begeben sich, wenn sie durch Schulden oder hohe Abgaben oder durch Mißhandlung von Seite Mächtigerer bedrückt werden, in die Knechtschaft von Vornehmen, welche dann ihnen gegenüber ganz dieselben Rechte haben, wie die Herren gegenüber ihren Sklaven. Von den erwähnten zwei Klassen umfaßt die eine die Druiden, die andere die Ritter."

darin, daß die Kelten ihre Todten verbrannten, was die Galater nicht thaten, und daß die Kelten, wie bereits erwähnt, Dolmen und Menhir errichteten, während die Galater ihre Todten in Hügelgräbern verscharrten, wie es die heutigen Centralasiaten in ihrem Lößboden auch gegenwärtig noch thun. Menhir und Dolmen finden sich, wie bereits erwähnt, nur im Keltenland, und zwar am zahlreichsten in den Westlichen und centralen Theilen, welche am dichtesten von Iberern bewohnt waren; sie werden gegen den Rhein zu, wo die Zahl der Galatischen Einwanderer naturgemäß größer war, immer seltener und kommen am Rhein und an der Donau, d. h. in den Gegenden, welche von unvermischten Galatern bewohnt waren, gar nicht mehr vor; man findet hier nur noch die echt Galatischen aus Centralasien, dem Lande des Lößes, importirten Hügelgräber.

Ferner besaßen die Kelten Druiden, welche die Galater und Germanen nicht kannten. Die Druiden (Gälisch druich draoid) waren Priester, Zauberer, Lehrer, Richter und Aerzte in einer Person und kamen nur bei den Keltischen Völkern Galliens und Britanniens vor. In Gallien bildeten die Druiden zu Cäsars Zeit einen geschlossenen, aber nicht erblichen Stand, standen unter einem gewählten Oberdruiden, beherrschten in Gemeinschaft mit den Rittern das gemeine Volk und waren von Abgaben und Kriegsdienst befreit. Cäsar schreibt von dem Institut der Druiden im 13. Cap. des VI. Buches: „Disciplina in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur, et nunc, qui diligentius eam rem cognoscere volunt, plerumque illo discendi causa proficiscuntur[1]." Das Druidenthum war also offenbar eine alte Iberische, ursprünglich aus Vorderasien durch die Aramäischen Einwanderer importirte Institution und wurde von den erobernden Galatern aus Politik übernommen, um das unterworfene Volk durch den großen Einfluß, dessen sich die Druiden erfreuten, besser im Zaum halten zu können.

Daß die Keltische Sprache in Folge der Verschmelzung der erobernden Galater mit den unterworfenen Iberern bereits zu Cäsars Zeit von der Sprache der unvermischten Galater verschieden war, ersehen wir aus dem 1. Cap. des I. Buches der Commentarien Cäsars, wo er sagt, daß die Kelten und Belgier, wie in Gesetzen und Sitten, sich auch durch ihre Sprache unterschieden hätten.

Strabo schreibt über das Verhältniß der Kelten zu den Aquitaniern einerseits und den Belgiern andererseits IV, 1: „οἱ μὲν δὴ τριχῇ διῄρουν, Ἀκυϊτανοὺς καὶ Βέλγας καλοῦντες καὶ Κέλτας· τοὺς μὲν Ἀκυϊτανοὺς τελέως ἐξηλλαγμένους, οὐ τῇ γλώττῃ μόνον, ἀλλὰ καὶ τοῖς σώμασιν, ἐμφερεῖς Ἴβηρσι

---

[1]) „Das Institut soll in Britannien entstanden und von da nach Gallien verpflanzt worden sein, und auch jetzt noch begeben sich diejenigen, welche sich eine genauere Kenntniß der Sache erwerben wollen, meistens zum Studium nach Britannien."

μᾶλλον, ἢ Γαλάταις, τοὺς δὲ λοιποὺς, Γαλατικὴν μὲν τὴν ὄψιν, ὁμογλώττους δ' οὐ πάντας, ἀλλ' ἐνίους μικρὸν παραλλάττοντας ταῖς γλώτταις [1])".

Die Kelten Galliens zerfielen in eine große Anzahl von Stämmen, welche häufig mit einander Krieg führten und in keiner weiteren Verbindung unter einander standen, als daß die schwächeren Stämme sich in den Schutz der stärkeren begaben, um sich gegen die Angriffe ihrer überlegenen Nachbarn schützen zu können. Cäsar führt in seinen Commentarien folgende Völkerschaften namentlich auf:

Aeduer, die mächtigste Völkerschaft Galliens, zwischen Loire und Saone, mit der Hauptstadt Bibracte, dem heutigen Autun.

Allobroger, zwischen Rhone, Genfersee und Alpen, mit der Hauptstadt Vienna, dem heutigen Vienne.

Ambarrer, eine kleine Völkerschaft zwischen den Gebieten der Aeduer, Sequaner und Allobroger, im Osten der Saone.

Ambibarier, in der Gegend des jetzigen Städtchens Lamballe.

Ambivareter, auf dem rechten Ufer der Loire, in der Gegend des Dorfes Ambilly-le-Sec.

Anden, mit der Hauptstadt Juliomagus, dem jetzigen Angers.

Aremoriker, an der Meeresküste, zwischen Loire und Seine.

Arverner, mit der Hauptstadt Gergovia in der Nähe der heutigen Stadt Clermont-Ferrant.

Aulerker, zwischen Seine und Loire; diese zerfielen in vier Völkerschaften: die Brannoviken, Eburoviken, Cenomanen und Diablintren.

Biturigen, mit den Städten Noviodunum (Nevers) und Avaricum (Bourges).

Brannovier, wahrscheinlich Nachbarn der Brannoviken.

Cadurker, mit der Hauptstadt Divona (Cahors).

Carnuten, zu beiden Seiten der Loire, mit der Hauptstadt Cenabum, dem heutigen Orleans.

Curiosoliten, in der Gegend des Dorfes Corseul im Departement des Côtes-du-Nord.

Eleuteter, Wohnsitze unbekannt.

Esubier, in der Gegend der Stadt Essey.

Gabaler, im Departement de la Lozère.

Helvier, zwischen der Rhone und den Cevennen.

---

[1]) „Die einen theilten Gallien dreifach, indem sie Aquitanier, Belger und Kelten nennen. Die Aquitanier, nicht nur der Sprache, sondern auch der Körperbildung nach völlig abweichend, gleichen mehr den Iberern, als den Galliern. Die Uebrigen sind zwar der äußern Erscheinung nach Gallisch, haben aber nicht alle dieselbe Sprache, sondern ein Theil weicht in der Sprache ein wenig ab."

Lemoviken, in der Gegend von Limoges.

Leuker, mit der Hauptstadt Tullum (Toul).

Lexobier, an der Meeresküste, mit der Hauptstadt Noviomagus (Lisieux).

Lingonen, mit der Hauptstadt Andematunum, dem jetzigen Langres.

Mandubier, mit der Hauptstadt Alesia (Alise Sainte-Reine).

Mediomatriker, mit der Hauptstadt Divodurum, dem heutigen Metz.

Melden, in der Gegend von Meaux.

Namneten, mit der Hauptstadt Condivincum (Nantes).

Nantuaten, im Schweizerischen Kanton Wallis.

Orismer, im Departement du Finistère.

Parisier, zu beiden Seiten der Seine, mit der Hauptstadt Lutetia (Paris).

Petrocorier, auf dem rechten Ufer der Garonne, mit der Hauptstadt Vesunna, dem heutigen Périgueux.

Pictonen, in den Departements de la Vendée, des deux Sèvres und de la Vienne.

Rauraker, am linken Rheinufer, zwischen Vogesen und Aar.

Redonen, in der Gegend der heutigen Stadt Rennes.

Rutener, mit der Hauptstadt Segodunum (Rodez).

Santonen, mit der Hauptstadt Mediolanum, dem heutigen Saintes.

Seduner, mit der Hauptstadt Sedunum, dem jetzigen Sitten in der Schweiz.

Segusiaver, auf dem linken Rhoneufer, in der Gegend von Lyon.

Senonen, einer der mächtigsten Keltischen Stämme, im Süden der Seine, mit der Hauptstadt Agedincum (Sens).

Sequaner, der zweitmächtigste Volksstamm der Kelten nach den Aeduern, zwischen Saone, Rhone und Jura, mit der Hauptstadt Vesontio (Besançon).

Turonen, zu beiden Seiten der Loire in der Gegend des heutigen Tours.

Vellaver, im Cevennengebirge.

Veneller, auf der Britannien gegenüberliegenden Landenge.

Veneter, in der Bretagne, mit der Hauptstadt Venetä (Vannes).

Veragrer, im Schweizerischen Kanton Wallis.

Volker, zwischen Garonne und Rhone; sie schieden sich in zwei Völkerschaften: die Tektosagen im Westen, mit der Hauptstadt Tolosa (Toulouse), und die Aremoriker im Osten, mit der Hauptstadt Nemausus (Nimes).

Von ihrem eigentlichen Stammland im mittleren und Südlichen Frankreich aus hatten sich die Kelten schon frühzeitig einerseits nach Süden, auf die Pyrenäische Halbinsel, andererseits nach Norden, nach Britannien

verbreitet. Schon 500 Jahre v. Chr. erscheinen Kelten im äußersten Westen der Pyrenäischen Halbinsel angesiedelt und durch Verschmelzung dieser Kelten mit den eingebornen Iberern war das Mischvolk der Keltiberer entstanden. Daß auch in Britannien Kelten, vermischt mit Galatischen Belgern, angesiedelt waren, wird von Cäsar, Tacitus und andern alten Schriftstellern berichtet. Cäsar schreibt im 12. Cap. des V. Buches, daß die Wohnungen der Bewohner der Südküste Britanniens, welche über Belgien eingewandert seien, den Wohnungen der Bewohner Galliens ganz ähnlich gewesen seien, und im 14. Cap. desselben Buches, daß die Bewohner von Cantium, dem heutigen Kent, viel civilisirter gewesen seien, als die übrigen Bewohner Britanniens, und daß sich ihre Sitten nur wenig von den Sitten der Bewohner Galliens unterschieden hätten. Tacitus, der Schwiegersohn des Agricola, des Eroberers von Britannien, sagt von den Bewohnern Britanniens: „Caledonien wird von großen röthlichen Germanen, Wales von braunen Iberern bewohnt; die Gallien benachbarten Theile der Insel sind auch von einem Gallischen Volke bewohnt. Die Religion ist die Gallische, die Sprache ist eine verwandte."

Die Kelten, sowohl die des eigentlichen Keltenlandes, wie die auf der Pyrenäischen Halbinsel und auf den Brittischen Inseln angesiedelten, haben in späterer Zeit viele fremde Elemente in sich aufgenommen und in Folge dessen zum weitaus größten Theil ihre Keltische Sprache eingebüßt. Zuerst standen sie lange Zeit unter der Herrschaft der Römer, zur Zeit der Völkerwanderung aber wurden die Keltenländer unaufhörlich von Deutschen, Gothischen, ja selbst Slawischen und Türkischen Schaaren überschwemmt. In Folge dessen haben nur wenige von den direkten Nachkommen der alten Kelten ihre Keltische Muttersprache bis auf die Gegenwart bewahrt. Diese gegenwärtig noch Keltisch sprechenden Nachkommen der alten Kelten scheiden sich in Bezug auf ihre Sprache in zwei Gruppen, welche als Kymren und Gaelen oder Gadhelen bezeichnet werden.

Zu den Kymren gehören die Bewohner von Wales und Cornwallis in England, welche sich selbst Cymry oder Brython nennen, und die Bewohner der Niederbretagne, welche sich selbst Bretonet oder Brezonet nennen.

Zu den Gälen gehören ein Theil der Irländer, die Hochschotten und die Bewohner der Insel Man. Die Irländer, welche sich selbst Gaoidhal nennen, stammen von den alten Skoten ab; die Hochschotten dagegen, d. h. die Bewohner des Nordens von Schottland, die sich selbst Gälen oder auch Albanach nennen, stammen von den alten Pikten. Die Pikten haben den Namen Schotten deßhalb erhalten, weil ein Theil der Skoten aus Irland nach Schottland übersetzte und die dortigen Pikten unterwarf, worauf der Name der Skoten auf den Nördlichen Theil Britanniens übertragen wurde.

Der Unterschied zwischen dem Kymrischen und Gälischen Idiom dürfte wohl dadurch entstanden sein, daß die zur Kymrischen Gruppe gehörigen Völkerschaften die alte Keltische Sprache am reinsten bewahrt haben, während die Sprache der in Irland und später von dort nach Schottland eingewanderten Kelten, von welchen die heutigen Gälen abstammen, in Folge der Vermischung der Einwanderer mit den dortigen Ureuropäischen Eingebornen noch eine weitere Entartung erfahren hat.

Die Anzahl aller gegenwärtig noch Keltisch Sprechenden wird auf etwa 4½ Millionen Seelen veranschlagt.

f) **Germanen.**

Die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des Namens „Germanen" ist unsicher und es sind darüber sowohl in alter wie neuer Zeit verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden. Strabo sagt, daß die Germanen diesen Namen erst von den Römern erhalten haben. Tacitus schreibt: „Das Wort Germania ist neu und unlängst beigelegt, indem diejenigen, welche zuerst über den Rhein gingen, die Gallier vertrieben und jetzt Tungern heißen, damals Germanen genannt wurden."

Die Römischen Schriftsteller suchten den Namen, in der Voraussetzung, daß derselbe den Germanen von den Römern beigelegt worden war, aus dem Lateinischen zu erklären und legten demselben deßhalb die Bedeutung von „Verbrüderte" oder „Echte" (d. h. echte, unvermischte Galater) unter. Von den Neueren nehmen die meisten an, daß das Wort Germane Deutsch und aus Ger = Speer und Mannen zusammengesetzt ist und folglich „Speermänner" bedeutet wie das Galatische Wort gaesaten; für diese Annahme spricht allerdings der Umstand, daß auch andere Germanische Volksnamen in ähnlicher Weise zusammengesetzt sind, wie die Namen der Markomannen, Alamannen und Normannen; dagegen ist, und zwar mit Recht, gegen diese Erklärung der Einwurf erhoben worden, daß das Deutsche Wort für Speer ursprünglich und noch im 1. Jahrhundert v. Chr. nicht Ger, sondern Ges lautete. Andere leiten deßhalb den Namen vom Lithauischen Worte germe = dichter Wald ab; dasselbe würde also dann so viel wie „Waldbewohner" bedeuten. In neuester Zeit nimmt man mitunter an, daß die Germanen ihren Namen von den Kelten erhalten haben, wofür auch die obige Angabe des Tacitus spricht, und daß das Wort Germane aus dem Keltischen garmwyn = Schreier entstanden ist. Die Germanen hatten nämlich die Gewohnheit, mit Geschrei und einem eigenthümlichen Schlachtgesang in den Kampf zu gehen, der unter ihren Gegnern jedesmal einen panischen Schrecken hervorrief.

Ich meinerseits glaube, daß das Wort Germane nichts weiter ist als die Lateinische Uebersetzung des deutschen Wortes Thiuda = Deutsch, welches

den Sinn von „Leute desselben Volkes“ oder „Landsleute“ hatte, und also ungefähr dasselbe bedeutete wie das Lateinische germanus. Die Bedeutung des Altgermanischen Wortes Thiuda erhellt unter anderm aus der Bibelübersetzung des Gothischen Bischofs Ulphilas, der im Briefe des Apostels Paulus an die Galater das Griechische Wort ἐθνικῶς mit thiudisco übersetzte. Dieses Wort hängt offenbar mit dem Namen Thuisko oder Tuisto zusammen, welcher von Tacitus als der Name des Stammvaters der Deutschen bezeichnet wird. So viel ist sicher, daß der Name Germanen Anfangs nur Einem Stamm beigelegt worden war und erst später auf alle zum selben Volksstamm gehörenden Abtheilungen ausgedehnt wurde.

Ich habe früher erwähnt, daß die Germanen in ihrer Urheimath in Gemeinschaft mit den Wenden das rechte Syr-darja-Ufer bewohnt hatten, und daß sie erst später als die Thrako-Illyrier und Galater und als die Baktrischen Stämme aus Centralasien ausgewandert sind. Dafür spricht erstens der Umstand, daß die Germanen in Europa später als die Galater und im Norden von diesen auftraten; zweitens daß die Sprache der Germanen am nächsten mit der Sprache der Wenden verwandt ist, welche nachweislich als die letzten aller Indogermanen ihre Centralasiatische Urheimath verlassen haben, da sie noch von Alexander dem Großen daselbst vorgefunden wurden; und drittens, daß aus den Berichten der alten Schriftsteller über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der alten Germanen deutlich hervorgeht, daß dieselben ursprünglich in ihrer Majorität Nomaden gewesen sein müssen.

Cäsar schreibt im VI. Buche seiner Commentarien von den Germanen: „Germani neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student[1].“ Genau dasselbe gilt, wie ich in meinem Werk: Fünfzehn Jahre in Turkestan, auseinandergesetzt habe, von den heutigen Kirgis-Kaisaken, welche die ehemaligen Wohnsitze der Germanen und Wenden in Centralasien eingenommen haben. Bei der Zersplitterung, welche naturgemäß unter den über weite Strecken verbreiteten und leicht beweglichen Nomaden herrscht, und dem unstäten Leben derselben kann eben ein einflußreicher Priesterstand nicht aufkommen. Völker aber, welche unbeeinflußt von interessirten Priestern sich selbst überlassen bleiben, kümmern sich viel mehr um ihr Fortkommen und um ihr tägliches Brod als um Religion, Opfer und religiöse Ceremonien.

Ferner sagt Cäsar im selben Buche: „Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit. — Agriculturae non student, majorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit. Neque

---

[1]) „Die Germanen haben weder Druiden als Leiter in religiösen Dingen, noch auch kümmern sie sich viel um Opfer.“

quisquam agri modum certum aut fines habet proprios, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est, agri adtribuunt atque anno post alio transire cogunt [1]." Die Germanen führten also auch noch nach ihrer Ankunft in Deutschland Anfangs ein Nomadenleben und trieben Ackerbau nur nebenbei, ganz genau so wie die heutigen Kirgis-Kaisaken und sonstigen Nomaden Turkestans. Im 23. Cap. desselben Buches sagt Cäsar: „Civitatibus maxima laus est, quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitumos cedere neque quemquam prope audere consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato [2]." Diese Stelle beweist ganz unwiderleglich, daß die Germanen Nomaden waren, denn nur für Nomaden ist es wichtig, in ihrer Nähe keine Nachbarn zu haben, einestheils um Platz zum Nomadisiren zu haben, anderntheils um ihre Heerden besser gegen feindliche Ueberfälle und gegen Viehdiebe schützen zu können. Wenn zwei nomadische Stämme nahe bei einander wohnen, gibt es beständig Streitigkeiten in Betreff der Weideplätze, der Brunnen und des Viehstandes, weßhalb auch der Patriarch Abraham schon für nöthig fand, sich von seinem Vetter Loth zu trennen, und auch der listige Jakob seine Privatheerden durch einen Raum von mehreren Tagreisen von den von ihm geweideten Heerden seines Schwiegervaters Laban trennte.

Weiter sagt Cäsar von den Germanen im VI. Buche: „Cum bellum civitas aut inlatum defendit aut infert, magistratus, qui ei bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem, deliguntur. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos ius dicunt controversiasque minuunt. Latrocinia nullam habent infamiam, quae extra fines cuiusque civitatis fiunt, atque ea iuventutis exercendae ac desidiae minuendae causa fieri praedicant. Atque ubi quis ex principibus in concilio dixit, se ducem fore, qui sequi velint, profiteantur, consurgunt ii, qui et causam et hominem probant, suumque auxilium pollicentur atque ab multitudine conlaudantur; qui ex his secuti non

[1] „Ihr ganzes Leben widmen sie der Jagd und dem Kriegswesen. — Für Ackerbau interessiren sie sich wenig und sie nähren sich hauptsächlich von Milch, Käse und Fleisch. Niemand besitzt ein bestimmtes Quantum Feld oder eigenen Grundbesitz, sondern die Behörden und die Häuptlinge theilen alljährlich den einzelnen Stämmen und Geschlechtern, welche jeweilen eine Gemeinschaft bilden, Land zu, wieviel und wo es ihnen gutdünkt, und zwingen dieselben im nächsten Jahre anderswohin zu verziehen."

[2] „Es gilt als die größte Ehre für einen Staat, möglichst weite unbewohnte Oeden und Wüsten rings an den Gränzen zu haben. Sie halten es für einen Beweis ihrer Tapferkeit, wenn ihre Nachbarn auswandern und Niemand wagt, sich in ihrer Nähe niederzulassen; zugleich glauben sie auch, daß sie sich in Folge dessen einer größeren Sicherheit zu erfreuen haben, da die Furcht vor plötzlichen Ueberfällen beseitigt ist."

sunt, in desertorum ac proditorum numero ducuntur, omniumque his rerum postea fides derogatur. Hospitem violare fas non putant; qui quacumque de causa ad eos venerunt, ab iniuria prohibent, sanctos habent, hisque omnium domus patent victusque communicatur [1])." Alles, was hier Cäsar von den Germanen sagt, ist unverändert auf die heutigen Nomaden Centralasiens, die Kirgis-Kaisaken, Kara-Kirgisen, Usbeken und Turkmenen anzuwenden, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man vergleicht, was ich in meinem Werk: Fünfzehn Jahre in Turkestan, über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Turkestanischen Nomaden gesagt habe.

Ein weiterer Beweis für das Nomadenthum der alten Germanen ist der, daß sie keine Städte besaßen und daß solche unter ihnen erst spät und erst in Folge Römischen Einflusses entstanden, während die Thrako-Illyrier und Galater überall, wo sie sich niederließen, in Griechenland, Italien und Gallien, sofort zahlreiche Städte gründeten. Tacitus sagt in seiner Germania in dieser Beziehung: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se iunctas sedes; colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant, non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis; suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi [2])." Ammianus 16, 2 sagt von den Alamannen, daß sie Städte wie umgarnte Schlupfwinkel scheuten.

Ein weiterer nomadischer Zug war bei den Germanen der, daß bei

[1]) „Wenn ein Staat einen Defensiv- oder Offensivkrieg unternimmt, werden als Anführer im Kriege eigene Beamte gewählt mit dem Recht über Leben und Tod. In Friedenszeiten dagegen haben sie keine gemeinschaftlichen Behörden, sondern die Häuptlinge der einzelnen Gebiete und Gaue sprechen unter den Ihrigen Recht und schlichten die vorkommenden Streitigkeiten. Raub gilt nicht für schimpflich, wenn er außerhalb der Gränzen des eigenen Staates ausgeführt wird, und sie betrachten denselben als gutes Mittel zur Ausbildung der Jugend und zur Verminderung des Müßigganges. Wenn einer von den Häuptlingen in der Versammlung erklärt, daß er sich zum Führer eines Unternehmens hergeben wolle, es sollten sich diejenigen melden, welche bereit seien, ihm zu folgen, so erheben sich diejenigen, denen die Unternehmung und der Führer zusagt, und versprechen ihre Theilnahme, wofür sie von der Menge belobt werden. Wer von diesen dann die versprochene Heeresfolge nicht leistet, wird als Ausreißer und Verräther betrachtet und findet später nie wieder Glauben. Einen Gastfreund zu verletzen halten sie für ein Verbrechen; wer aus welchem Grunde nur immer zu ihnen kommt, wird gegen jegliche Unbill geschützt und für heilig gehalten; jedes Haus steht ihm offen und er wird mit dem nöthigen Lebensunterhalt versorgt."

[2]) „Es ist hinlänglich bekannt, daß die Völker der Germanen keine Städte bewohnen, ja daß sie nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitze leiden können. Sie wohnen abgesondert und zerstreut, wo ihnen gerade eine Quelle, ein Feld oder Hain gefällt. Ihre Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise mit verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden an, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem freien Platz, sei es nun zum Schutze gegen Feuersgefahr, oder aus Mangel an Kenntniß des Bauwesens."

ihnen der Feldbau von den Frauen und Kindern besorgt wurde, wie bei den heutigen Turkestanischen Nomaden, offenbar deßhalb, weil der Feldbau als Nebensache und deßhalb als eine eines Mannes unwürdige Beschäftigung angesehen wurde, während bei ansäßigen Völkern der Ackerbau überall als ehrenvolle Beschäftigung gilt.

Was die Rechtsanschauungen der alten Germanen betrifft, so waren sie, soweit uns dieselben bekannt sind, genau dieselben wie bei den heutigen Turkestanischen Nomaden. Besonders bemerkenswerth ist, daß nach dem alten Deutschen Volksrecht die Häuser zu den beweglichen Sachen gerechnet wurden, ein sicherer Beweis dafür, daß diese früher wirklich beweglich gewesen waren, d. h. aus Nomadenzelten bestanden hatten.

Der Ansicht, daß die Germanen bei ihrem Auftreten in Europa noch Nomaden waren, huldigt auch Jacob Grimm indem er schreibt: „Mir scheint unzweifelhaft daß bei ihrem ersten eintritt in die geschichte die Germanen noch überwiegend dem hirtenleben anhingen, während die ihnen vorausgegangenen Kelten bereits ackerbauer waren. die Cimbern ziehen auf ihren wagen einher und Caesar versichert allgemein von den Germanen: agriculturae non student, indem er sie Kelten entgegensetzt. einige menschenalter können viel ändern, späterhin findet Tacitus zwar germanische feldbestellung, doch frauen und knechten überlassene; männer, wo sie nicht kriegen, pflegen nomadischer Ruhe fort. gartenbau und obstzucht scheinen bald nachher erst ihrem römischen nachbar die Deutschen abzulernen. Den gemeinsamen, wechselnden ackergang, wie ihn schon Caesar den Sueven, Horatius den Geten, Tacitus mehr im ganzen den Deutschen beilegt, hat man eben als seine einfachste, unmittelbar für die gewohnheit der hirten sich ergebende anwendung zu betrachten. — Auch daß die Germanen nur langsam städte gründeten, ihre häuser und burgen zerstreut, wo es ihnen auf der flur gefiel, anlegten, darf für nachwirkung ihres festwurzelnden nomadensinnes gelten.“

Daß die Germanen in ihrer Urheimath die nächsten Nachbarn der Galater gewesen waren, von denen sie nur durch den Syr-darja getrennt gewesen waren, geht, abgesehen von der sprachlichen Verwandtschaft, auch schon daraus hervor, daß sie den Galatern in ihrem Aeußeren zum Verwechseln ähnlich waren und deßhalb auch häufig von den Alten als ein Zweig der Galater angesehen wurden. Nur wurden die Germanen übereinstimmend als wilder, tapferer und weniger civilisirt geschildert, was sich leicht daraus erklärt, daß die Germanen in ihrer Urheimath Nomaden, die Galater aber von jeher ansässig gewesen waren. Der Charakter der Germanen wird als edler geschildert als der der Galater; ebenso übertreffen auch heutzutage die Turkestanischen Nomaden die ansässigen Sarten und Tadschiken weit in Bezug auf Charaktereigenschaften, und sind ebenso einfach und ehrlich, wie die letzteren gerieben und unzuverlässig sind.

Alle alten Schriftsteller stimmen darin überein, daß die alten Germanen von riesigem Wuchs, blond- oder rothhaarig und blauäugig gewesen seien. Ausonius schildert die blauen Augen und gelben Haare eines Suevenmädchens; Lucanus spricht von blonden Sueven; Claudian von blonden Sigambern; Martial von blonden Usipiern; Tacitus von den wildblickenden und blauen Augen, röthlichen Haaren und gewaltigen Körpern der Germanen und Procopius beschreibt die Gothen als hochgewachsen und schön, mit blonden Haaren und weißer Hautfarbe ec.[1]). Mit den Angaben

---

[1]) Caes. Bell. Gall. 1, 39: „ingenti magnitudine corporum Germani". („Die Germanen sind von ungeheurer Körpergröße.")

Bell. Afric. c. 40: „animadvertit mirifica corpora Gallorum Germanorumque". („Er erblickte die Staunen erregenden Gestalten der Gallier und Germanen.")

Mela. 3, 3: „qui habitant (Germaniam) immanes sunt animis atque corporibus". („Die Bewohner [Germaniens] sind ungeheuer an Geist und Körper.")

Veget. 1, 1: „quid adversus Germanorum proceritatem brevitas (Romana) potuisset audere?" („Was hätte gegen die Größe der Germanen die Kleinheit der Römer wagen können?")

Quintil. declam. 3, 13: „inusitata corporum magnitudo, mores etiam Germanis feri". („Die Germanen haben eine ungewöhnliche Körpergröße und wilde Sitten.")

Columella de re rust. 3, 8: „Germaniam decoravit (rerum natura) altissimorum hominum exercitibus". („Deutschland hat die Natur mit Heeren der größten Menschen ausgestattet.")

Liv. 41, 15: („Bastarnarum) procera et immania corpora". („Die hohen und ungeheueren Gestalten [der Bastarner].")

Vellej. 2, 106: „(Chaucorum) juventus infinita numero, immensa corporibus". („Die Jugend [der Chauker] ist gränzenlos an Zahl und ungeheuer an Wuchs.")

Tac. Ann. 1, 64: „Cheruscis procera membra". (Die Cherusker haben hochgewachsene Glieder.")

Tac. Hist. 5, 18: „Batavi immensis corporibus". („Die Bataver haben ungeheuere Körper.")

Tac. Germania 4: „Unde habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus, truces et caerulei oculi, rutilae comae; magna corpora". („Deßhalb ist auch die Körperbildung, trotz der großen Menschenzahl, bei allen [Germanen] dieselbe: wildblickende blaue Augen, röthliches Haar und hoher Wuchs.")

Ammian. Marcellin. 16, 12: „Alamanni robusti et celsiores . . . grandissimis illi corporibus freti". („Die Alamannen sind kräftig und groß . . . sie vertrauen auf ihre ungeheuer großen Körper.")

Sidon. Apoll. Epp. 8, 9: „Burgundio septipes". („Der sieben Fuß lange Burgunder.")

Seneca de ira c. 26: „rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos". („Bei den Germanen ist das Haar roth und in einen Knoten gebunden.")

Sil. Ital. 3, 608; Martial. 14, 176: „auricomus, rufus Batavus". („Der goldhaarige, röthliche Bataver.")

Martial. 6, 60: „flavorum genus Usipiorum". („Das blonde Geschlecht der Usipier.")

Claudian. de bell. Get. 419: „flavi Sicambri". („Die blonden Sikambern.")

der alten Schriftsteller stimmen auch die Gräberfunde überein. Die in den Germanischen Reihengräbern aufgefundenen Skelette weisen häufig auf eine Körpergröße von über 6 Fuß hin. Die Schädel zeigen schmalen Vorderkopf, niedrige und zurücktretende Stirne, niedriges Schädeldach, schmale vorspringende Nase, stark markirte Augenbogen und stark entwickeltes Hinterhaupt. Der Typus der Reihengräber hat sich am reinsten in den heutigen Schweden erhalten.

Die Germanen zerfielen von jeher sowohl ethnologisch als auch in Anbetracht ihrer Wohnsitze in zwei Hauptabtheilungen, in Westgermanen oder Deutsche und in Ostgermanen oder Gothen; letztere schieden sich später, erst nach ihrer Ankunft in Europa, wieder in einen Nördlichen Zweig, die Skandinavier, und in einen Südlichen, die eigentlichen Gothen.

1) Deutsche.

Die Deutschen, welche von den Römern hauptsächlich als Germanen bezeichnet wurden, wohnten zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte im heutigen Norddeutschland. Der Griechische Geograph Pytheas, der um das Jahr 334 v. Chr. von Massilia, dem heutigen Marseille, aus eine Seereise nach Britannien, den Orkadischen und Shetländischen Inseln und nach dem sogenannten Bernsteinland unternahm, bemerkte, daß in der Nähe der Eidermündung das Gebiet der Gallier aufhörte und eine neue Nationalität begann, welche ihm in Keltischer Entstellung des Wortes als Teutonen bezeichnet wurden. Die Deutschen bildeten kein einheitliches Volk, sondern zerfielen, wie es bei Nomaden auch nicht anders zu erwarten ist, in zahlreiche verschiedene Stämme, deren Namen von den alten Schriftstellern zum Theil überliefert worden sind. Alle Deutschen Stämme lassen sich aber in zwei große Gruppen scheiden, welche in Bezug auf Sprache, Charakter, äußere Erscheinung, Sitten und Gebräuche sich deutlich von einander unterschieden. Die Oestliche Gruppe bezeichnet man als Sueven, die Westliche als Sachsen. Zwischen diesen beiden Gruppen herrschte nicht bloß ein ethnischer, sondern auch ein beträchtlicher kultureller Unterschied. Während die in dem weiten Steppengebiet des Nordöstlichen Deutschland

---

Lucan. 2, 51: „flavi Suevi". („Die blonden Sueven.")

Auson. Idyll. 7, über Bissula, ein Suevisches Mädchen: „oculos caerula, flava comas". („Blau an Augen, blond an Haar.")

Herodian. 6, 7: „τῶν Γερμανῶν σώματα ἐπιμήκη". („Die Leiber der Germanen sind groß.")

Plutarch. Aemil. Paul. c. 12: „Βαστάρναι ἄνδρες ὑψηλοὶ μὲν τά σώματα". („Die Bastarner sind Männer von hohem Wuchs.")

Procop. Bell. Vandal. 1, 2, über die Gothen: „λευκοὶ γὰρ ἄπαντες τὰ σώματά τε εἰσὶ καὶ τὰς κόμας ξανθοί". („Alle sind weiß an Körper und blond an Haaren.")

wohnenden Sueven noch Nomaden waren und den Ackerbau nur nebenbei betrieben, waren die im fruchtbaren Rhein- und Wesergebiet wohnenden Sachsen bereits zum Ackerbau übergegangen. Später verließen die Sueven in Folge des Andranges der Gothischen und Wendischen Völker ihre ersten Sitze und zogen in Südwestlicher Richtung nach Süddeutschland und nach den Rheinländern, wo sie die früheren Galatischen Bewohner zum Theil über die Alpen und den Rhein drängten, theils auch mit sich verschmolzen. In späteren Zeiten bezeichnete man die in Süddeutschland angesiedelten Sueven als Hoch- oder Süddeutsche, die Sachsen aber als Niederdeutsche. Von den Sachsen drang schließlich ein Theil in das Gebiet der Galatischen Belger und der Kelten ein, ein anderer Theil setzte nach Britannien über und diese verschmolzen dann mit den früheren Iberischen, Keltischen und Galatischen Bewohnern dieser Länder. Auch die in Deutschland zurückgebliebenen Deutschen haben im Laufe der Zeit viele fremde Elemente aufgenommen in Folge des Eindringens von Gothen, Slawen, Hunnen, Bulgaren, Awaren ꝛc.

Von den Schriftstellern des Alterthums sind uns die Namen folgender Deutscher Stämme und Stammesverbindungen überliefert worden:

Sachsen.

Ambronen,	Chauker,	Haruden,	Svardonen,
Ampsivarier,	Cherusker,	Kimbern,	Tenkterer,
Angeln,	Dulgubiner,	Longobarden,	Teutonen,
Angrivarier,	Eudusen,	Marser,	Tubanten,
Avionen,	Foser,	Nuitonen,	Ubier,
Brukterer,	Franken,	Reudigner,	Usipeten,
Chamaver,	Friesen,	Sachsen,	Warner.
Chasuarer,	Gambrivier,	Sigambern,	

Sueven.

Alamannen,	Hermunduren,	Mattiaker,	Semnonen,
Bajuwaren,	Katten,	Narisker,	Sueven.
Bataver,	Markomanen,	Quaden,	

Die Ambronen wohnten in den ersten Jahrhunderten n. Chr. auf der Nordelbischen Halbinsel.

Die Ampsivarier wohnten zu beiden Seiten der unteren Ems. Unter Nero wurden sie durch die Chauker theilweise aus ihren Wohnsitzen verdrängt und von andern Deutschen Stämmen aufgerieben. Später bildeten die Reste der Ampsivarier einen Theil der Franken.

Die Angeln, welche mit den benachbarten Avionen, Eudusen, Nuitonen, Reudignern, Svardonen und Warnern durch den gemeinschaftlichen Nerthuskultus verbunden waren, saßen im heutigen Schleswig.

Im 5. Jahrhundert n. Chr. setzte ein Theil der Angeln im Verein mit den Sachsen nach England über und gründete dort die Königreiche Ostanglien, Northumbrien und Mercia. Die zurückgebliebenen Angeln verschmolzen später mit den von Norden eingewanderten Dänen.

Die Angrivarier wohnten auf beiden Seiten der Weser, nördlich von den Cheruskern. Nach Auflösung des Cheruskerbundes breiteten sie sich immer weiter nach Südwesten hin aus und erschienen nach der Völkerwanderung unter dem Namen von Angern oder Engern als ein Glied des Sachsenbundes.

Die Brukterer saßen zwischen der Lippe und der oberen Ems. Sie führten seit dem Jahre 12 v. Chr. häufige Kriege mit den Römern am Niederrhein und in Westphalen und gehörten später zum Frankenbunde.

Die Chamaver, welche Nordöstlich vom Niederrhein im späteren Gau Hamaland wohnten, hatten gleichfalls viele Kämpfe mit den Römern zu bestehen und gingen später im Frankenbunde auf.

Die Chasuarer wohnten anfangs Oestlich von den Brukterern, drangen später bis zum Niederrhein vor und gingen schließlich gleichfalls im Frankenbunde auf.

Die Chauker wohnten in den Marschländern zu beiden Seiten der Weser; sie traten schon frühzeitig als Seefahrer und Seeräuber auf, ihr Name verschwand aber später vor dem Gesammtnamen des Sachsenbundes.

Die bereits von Cäsar erwähnten Cherusker wohnten im Norden vom Thüringerwald zwischen Longobarden, Angrivariern, Chamavern und Katten. Sie sind berühmt geworden durch die Vernichtung der Legionen des Römischen Feldherrn Quinctilius Varus im Jahre 9 n. Chr. unter Anführung Hermanns und in Verbindung mit Katten, Marsern und Brukterern. Im 3. Jahrhundert gingen die Cherusker in dem sich neubildenden Stamme der Sachsen auf.

Die Dulgubiner und Foser hingen mit den Cheruskern zusammen.

Der Name der Franken erscheint zum ersten Mal um das Jahr 240 n. Chr. als Gesammtname einer Anzahl nahe mit einander verwandter Völkerschaften, der Katten, Brukterer, Chamaver, Ampsivarier, Chasuarer, Bataver und Sigambern. Seit dem 4. Jahrhundert theilten sich die Franken in drei Gruppen: in Katten, Salier und Ripuarier. Die Salischen Franken drangen seit dem 5. Jahrhundert in das Römische Gallien ein und bereiteten auf diese Weise die Gründung des späteren großen Frankenreiches vor, während die Ripuarischen Franken die Römische Herrschaft an der Mosel und am Rhein vernichteten. Chlodwig begründete das Fränkische Reich dadurch, daß er die Salier, Ripuarier und die Katten, die Vorfahren der Hessen, vereinigte.

Die Friesen wohnten zur Zeit des Drusus im äußersten Nordwesten Germaniens vom Rhein bis zur Ems, zwischen den Batavern,

Brukterern und Chaukern. Später verbreiteten sich die Friesen auch über die Inseln zwischen den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde. Auch im Küstenlande zwischen der Ems und Elbe wurde später der Friesische Name vorherrschend in Folge des Umstandes, daß die den Friesen nahe verwandten Chauker seit dem 3. Jahrhundert kein selbstständiges Volk mehr bildeten, sondern zu den Friesen gezählt wurden. Im 13. Jahrhundert erstreckten sich die Sitze der Friesen noch von Flandern bis Jütland. Die Friesische Sprache, welche zwischen dem Angelsächsischen und Altnordischen in der Mitte steht, wurde seit dem 15. Jahrhundert im Westen durch das Niederländische, in Ostfriesland durch das Niederdeutsche und Hochdeutsche, und in Nordfriesland durch das Niederdeutsche und Dänische immer mehr und mehr verdrängt und lebt gegenwärtig nur noch in einzelnen Gegenden des alten Friesenlandes als Volksmundart fort.

Die Gambrivier waren wahrscheinlich ein Zweig der Sigambern.

Die Haruden wohnten zu Cäsars Zeit zwischen Rhein, Main und Donau, wohin sie aus Jütland eingewandert waren. Haruden betheiligten sich am Kampfe des Ariovistus gegen Cäsar.

Die Kimbern (ursprünglich Chempho = Kämpfer) wohnten ursprünglich an der Nordsee auf der Kimbrischen Halbinsel und an der Westlichen Ostsee. Im 2. Jahrhundert v. Chr. drangen sie nach dem Lande der Bojer (Böhmen) und von da nach den Ländern der Skordisker, nach Serbien und Bosnien vor. Im Jahre 113 v. Chr. erschienen sie in den Oestlichen Alpen, schlugen bei Noreja den Römischen Konsul Gn. Papirius Carbo und gingen dann nach Westen durch Süddeutschland und die Schweiz nach dem Südlichen Gallien, wo sie im Gebiete der Allobroger den Römischen Konsul M. Junius Silanus besiegten und später, im Jahre 105, bei Arausio (Orange) die drei Heere des Konsuls Gn. Manlius Maximus, des Prokonsuls Qu. Servilius Cäpio und des Konsulars M. Aurelius Scaurus vernichteten. Hierauf gingen die Kimbern über die Pyrenäen nach Spanien, wurden aber 103 von den Keltiberern wieder nach Gallien zurückgedrängt, wo sie sich nun über die Westliche Hälfte des Landes verbreiteten. Als die Kimbern hier durch Helvetier und durch die unter Teutobod von der Ostsee her vorgedrungenen Teutonen verstärkt wurden, beschlossen sie nach Italien vorzudringen. Die Kimbern gingen über den Rhein, um über die Pässe der Ostalpen in Italien einzufallen, während die Teutonen durch die Römische Provinz und über die Westalpen vorzudringen gedachten. Die Teutonen wurden aber im Jahre 102 von Marius bei Aquä Sextiä (Aix) vernichtet. Dasselbe Schicksal ereilte im nächsten Jahre auch die Kimbern, die bereits bis an den Po vorgedrungen waren. In der Schlacht auf den Raudinischen Feldern, in der Nähe der Einmündung der Sesia in den Po, wurden die Heerschaaren der Kimbern von Marius und Catulus besiegt und zum größten Theil aufgerieben, während ihre Frauen sich und ihre

Kinder selbst tödteten. Zur Zeit des Tacitus wohnte noch eine kleine Völkerschaft, welche den Namen Kimbern führte, auf der Nordspitze des nach ihnen benannten Kimbrischen Chersonesus, in dem heutigen Jütland; es waren dieß offenbar die Nachkommen derjenigen Kimbern, welche in ihrer Heimath zurückgeblieben waren, als der größere Theil des Volkes nach Süden auswanderte.

Die Longobarden, welche eigentlich Winniler hießen, erhielten ihren Namen nach der Meinung der einen von ihren langen Bärten, nach der Ansicht der andern von ihren Streitärten, Althochdeutsch parta oder barte. Die Longobarden wohnten um den Anfang unserer Zeitrechnung an der Niederelbe. Im Laufe des 4. Jahrhunderts verließen sie ihre Heimath und gelangten nach vielen Irrfahrten und vielfachen Kämpfen mit Ostdeutschen, Slawischen und Hunnischen Völkerschaften nach Pannonien, wo sie um 512 das Reich der Heruler und um 566 das Reich der Gepiden vernichteten und ein mächtiges selbstständiges Reich gründeten. Im Jahre 569 drangen sie, verstärkt durch Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Noriker, Alamannen, Sueven, Gepiden und Sachsen, unter ihrem berühmten König Alboin in Italien ein, errichteten in der seitdem nach ihnen benannten Lombardei ein Longobardisches Reich und drangen von da bis Unteritalien und bis Gallien vor. Dieses Longobardenreich bestand bis zum Jahre 774, wo es auf Betreiben des Papstes von Karl dem Großen erobert wurde. Die Longobarden selbst wurden im Laufe der Zeit Romanisirt und ihre Sprache ist vollständig untergegangen.

Die Marser wohnten am Mittelrhein und waren wahrscheinlich ein Zweig der Sigambern. Als Augustus nach dem Feldzug des Drusus 7 v. Chr. einen Theil der Sigambern auf das linke Rheinufer überführte, zogen die Marser nach der obern Ruhr und Lippe. Im Jahre 14 n. Chr. unternahm Germanicus einen Zug gegen die Marser und seitdem ist ihr Name verschollen.

Die Sachsen, Lateinisch Saxones, sollen ihren Namen von ihren Waffen (sahs = kurzes Schwert oder Steinwaffe) erhalten haben. Sie werden zuerst von Ptolemäus erwähnt, der ihre Wohnsitze in den Süden der Kimbrischen Halbinsel versetzt, wo sie zwischen Eider, Elbe und Trave wohnten. Im 3. Jahrhundert wurde der Name der Sachsen auf einen Völkerbund übertragen, zu dem außer den Sachsen auch noch die Cherusker, Angrivarier und der größte Theil der Chauker gehörte. Unter den Kaisern Julian und Valentinian machten die Sachsen Einfälle ins Römische Gebiet und unternahmen außerdem noch ausgedehnte Raubzüge zur See gegen die Brittischen und Gallischen Küsten. In der heutigen Normandie und an der Loiremündung siedelten sich damals Sachsen an, welche aber später wieder verschwanden. Dagegen hatte die von den Angeln und Sachsen um die Mitte des 5. Jahrhunderts in Britannien errichtete Herrschaft

längeren Bestand. Auch die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen breiteten sich immer weiter aus, so daß sie schließlich, nachdem sie die Brukterer und Chamaver besiegt und mit sich vereinigt hatten, im Nordwesten bis an Yssel und Rhein, im Westen bis an das Gebiet der Ripuarischen Franken, im Süden bis zur Sieg, Weser und Werra und den Südlichsten Theilen des Harzgebirges reichten; im Osten hatten sie die früheren Wohnsitze der Longobarden und Angeln eingenommen und gränzten an der Elbe und untern Saale an die Wenden, welche bereits bis hieher vorgedrungen waren. Im Norden gränzte das Gebiet der Sachsen an die Nordsee und an das Gebiet der Friesen. Im Jahre 531 vernichteten die Sachsen in Verbindung mit den Franken das Reich der Thüringer und besetzten das zwischen Harz und Unstrut liegende Gebiet.

Seit dem 8. Jahrhundert erscheinen die Sachsen in vier Abtheilungen getrennt: in Westphalen, Engern, Ostphalen und Nordalbinger. Nachdem die Sachsen schon mit den früheren Fränkischen Königen häufige Kämpfe zu bestehen gehabt hatten, wurden sie von Karl dem Großen nach einem mörderischen und langwierigen Kriege (772 bis 804), und erst nachdem ein großer Theil der Einwohner vernichtet oder außer Landes geschleppt worden war, vollständig unterworfen und auf Muhamedanische Manier zum Christenthum bekehrt.

Die Sigambern oder Sugambrer wohnten zu Cäsars Zeit am rechten Ufer des Rheins zwischen Lippe und Lahn. Im Jahre 16 v. Chr. unternahmen sie mit Usipiern und Tenkterern einen Zug über den Rhein und schlugen den Römischen Statthalter von Gallien, Lollius. Tiberius siedelte im Jahr 8 v. Chr. 40 000 Sigambern zwangsweise in Belgien an und diese wurden seitdem als Gugerner bezeichnet. Der größere Theil des Volkes zog sich aber vor den Römern nach Osten zurück und ein Theil trat seitdem zwischen der oberen Ruhr und Lippe unter dem Namen Marser auf. Im 3. Jahrhundert n. Chr. gehörten die Sigambern zum Salischen Zweig des Frankenbundes und seitdem kam ihr Name außer Gebrauch.

Die Tenkterer wohnten in der Gegend der jetzigen Preußischen Städte Wesel, Duisburg und Essen. Als sie von den Sueven verdrängt wurden, machten sie 55 v. Chr. mit den Usipiern einen Einfall in die Gebiete der Menapier, Eburonen und Condrusen, wurden aber von Cäsar verrätherischer Weise überfallen und zum großen Theil aufgerieben. Die Ueberlebenden kehrten wieder über den Rhein zurück und wurden dort von den Sigambern aufgenommen, die ihnen das Gebiet zwischen Ruhr und Sieg anwiesen. Später gingen sie theils in den Franken, theils in den Alamannen auf.

Die Teutonen wohnten nach Pytheas von Massilia bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. an der sogenannten Bernsteinküste, d. h. an der Westlichen Küste von Schleswig-Holstein, an der Elbemündung und an der Nordsee. Von hier zogen sie nach Westen, vereinigten sich 103 v. Chr.

in Gallien mit den Kimbern und machten dann im Einverständniß mit diesen den bekannten Angriff auf Oberitalien, bei dem sie im Jahre 102 bei Aquä Sextiä ihren Untergang fanden. Die Nachkommen der in ihrer Heimath zurückgebliebenen Teutonen werden später von Pomponius Mela, Plinius und Ptolemäus unter dem Namen Teutonen oder Teutonovarier erwähnt als Bewohner der Sumpflandschaften an der Unterelbe. Nach Grimm und Kiepert waren diese die Vorfahren der heutigen Ditmarschen.

Die Wohnsitze der Tubanten befanden sich am Unterrhein.

Die Ubier wohnten zu Cäsars Zeit auf dem rechten Rheinufer, südlich von den Sigambern, zwischen Sieg und Main. Da sie von ihren Suevischen Nachbarn bedrängt wurden, schlossen sie sich an die Römer an und wurden im Jahre 38 v. Chr. durch Agrippa auf das linke Rheinufer in die Gegend von Bonn und Köln versetzt. Später scheinen sie in den Franken aufgegangen zu sein.

Die Usipier oder Usipeten waren Nachbarn der Tenkterer und wohnten am Rhein, im heutigen Belgien und Westphalen. Von den Sueven bedrängt, gingen sie im Jahre 55 v. Chr. mit den Tenkterern über den Rhein, mußten aber nach ihrer schweren Niederlage wieder auf das rechte Rheinufer zurückkehren, wo sie von den Sigambern aufgenommen und an der untern Lippe angesiedelt wurden. Als sie später von da vertrieben wurden, ließen sie sich an der Kinzig nieder, wo sie im 3. Jahrhundert n. Chr. in den Alamannen aufgingen.

Die Alamannen, die sich selbst Schwaben (Suabi) nannten, wohnten ursprünglich in der Mark Brandenburg. Was die Bedeutung des Namens Alamannen betrifft, so wird derselbe von den einen im Sinn von „Alle Mannen" aufgefaßt, von andern aber von dem Wort alah = Götterhain abgeleitet, weil sich im Gebiet der Alamannen das gemeinsame Stammesheiligthum der Sueven befand. Ich glaube aber, daß das Wort Alamannen eine andere Bedeutung hatte. Die heutigen Turkmenen, die Nachkommen der alten Indogermanischen Massageten, nennen ihre nach Art der alten Deutschen nach den benachbarten Ländern unternommenen Plünderungszüge Alamane und die Theilnehmer an solchen Plünderungszügen in ihrer jetzigen Türkischen Sprechweise Alamantschiki oder Alamanleute; dieselbe Bedeutung hatte nach meiner Ansicht bei den alten Deutschen auch das Wort Alamannen.

Aus ihrer Heimath in der heutigen Mark Brandenburg zogen die Alamannen um das Jahr 178 n. Chr. aus und wendeten sich zunächst gegen den Main, wo sie die Hermunduren verdrängten. Nachdem sie den von den Römern errichteten Limes durchbrochen hatten, breiteten sie sich bis an den Rhein aus und erschienen sogar in Italien, wo sie 268 vom Kaiser Gallienus bei Mailand besiegt wurden. Seit dem Anfang des

5. Jahrhunderts breiteten sie sich auch über den Rhein aus und besetzten das Oestliche Helvetien und das Elsaß. Später siedelten sie sich auch am Mittelrhein an, wurden aber im Jahre 496 vom Frankenkönig Chlodwig besiegt und unterworfen. Ein Theil der Alamannen wurde vom Ostgothenkönig Theodorich in Rhätien, zwischen Iller und Lech, angesiedelt.

Die Bataver waren nach Tacitus ursprünglich ein Stamm der Katten, der durch innere Unruhen aus der Heimath vertrieben nach dem Rheindelta auswanderte. Sie bewohnten einen Theil des heutigen Holland, namentlich die sogenannte insula Batavorum zwischen Waal und Rhein. Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. wurden die Wohnsitze der Bataver zum Theil von den Salischen Franken besetzt.

Die Hermunduren, ein großer Volksstamm, welche ursprünglich unter dem allgemeinen Namen der Sueven mitbegriffen wurden, wohnten zwischen Werra, Harzgebirge, Elbe, Frankenwald und Erzgebirge. Später nahmen sie den größten Theil des von den Markomannen verlassenen Maingebietes in Besitz. Als die direkten Nachkommen der Hermunduren gelten die späteren Thüringer, welche zum ersten Mal bei Vegetius Renatus am Anfang des 5. Jahrhunderts erwähnt werden.

Die Katten oder Chatten, zu denen die Mattiaker in der Gegend des heutigen Wiesbaden gehörten, wohnten zur Zeit der Römischen Kaiser hauptsächlich im heutigen Hessen. Zur Zeit Marc Aurels machten die Katten Einfälle in das Römische Germanien und Rhätien. Seit Ende des 3. Jahrhunderts bildeten sie einen Hauptbestandtheil des Frankenbundes. Die Hessen sind die Nachkommen der Katten.

Die Markomannen, d. h. die im Gränzland wohnenden Männer, gleichfalls ein großer Volksstamm, wohnten zwischen dem Oberrhein, der oberen Donau und dem mittleren und oberen Main. Sie werden zum ersten Mal von Cäsar erwähnt als Theilnehmer am Zuge Ariovists nach Gallien. Im Jahre 8 v. Chr. wanderten sie unter ihrem Fürsten Marbod nach Böhmen und gründeten hier ein großes Reich, das aber schon nach 10 Jahren wieder verfiel. Von ihren Nördlichen und Oestlichen Nachbarn bedrängt, suchten die Markomannen unter dem Kaiser Marc Aurel ins Römische Reich einzudringen, wurden aber von diesem Kaiser nach langwierigem Kampfe (Markomannenkrieg 166 bis 180) zurückgedrängt. Seit 250 überflutheten sie in Verbindung mit anderen Germanischen Völkerschaften die Balkanhalbinsel und dehnten 270 ihre Streifzüge bis Rom aus. Erst dem Kaiser Aurelian gelang es, sie wieder über die Donau zurückzudrängen und zum Frieden zu zwingen. Seit dem 4. Jahrhundert verschwindet der Name der Markomannen, aus welchen die heutigen Bayern, soweit sie nicht Ligurischer oder Galatischer Abkunft sind, hervorgegangen zu sein scheinen.

Die Narisker oder Waristen, auch Naristen und Varisten genannt,

wohnten westlich vom Böhmerwald zwischen der Altmühl und dem Fichtelgebirge. Sie verschmolzen seit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. mit den Markomannen.

Die Quaden waren den Markomannen stammverwandt. Sie wohnten vom 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. im heutigen Mähren und im Nordwestlichen Ungarn und betheiligten sich an den Kriegen der Markomannen gegen die Römischen Provinzen. Ihr Name verschwindet bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. vollständig.

Die Semnonen, welche das angesehenste Volk der Suevengruppe waren, wohnten zwischen der mittleren Elbe und Oder, zu beiden Seiten der Spree. Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. verschwindet der Name der Semnonen. Wahrscheinlich sind die Semnonen nach Süddeutschland gezogen und in den Alamannen aufgegangen.

Der Name Sueven hatte zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bedeutung. In der ältesten Zeit bezeichnete man damit eine Völkergruppe und erst seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. diente der Name als eigentlicher Volksname. So wurden als Sueven die Germanischen Völkerschaften bezeichnet, welche in Verbindung mit den Vandalen und Alanen im Herbst 409 über die Pyrenäen in Spanien eindrangen und sich daselbst in Galicien ansiedelten, von wo sie sich später, als die Vandalen Spanien 428 wieder verließen, auch über Lusitanien und Bätica ausbreiteten. 585 wurde dieses Suevische Reich mit dem Westgothischen vereinigt. In Deutschland hat sich der Name Sueven in dem der Schwaben, ursprünglich Suabi, erhalten, welche das Gebiet zwischen Neckar und Lech innehaben.

2) Gothen.

Die Oestliche Gruppe der Germanen, welche als die Gothische bezeichnet wird, bestand offenbar aus den späteren Germanischen Einwanderern in Europa und umfaßte ursprünglich alle jene Völkerschaften, welche später unter den Namen der Götar, Svear, Normannen, West- und Ostgothen, Thaifaler, Gepiden, Heruler, Vandalen 2c. auftraten. Die Gothen wohnten bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. an den Küsten der Ostsee und werden dort noch im 1. Jahrhundert n. Chr. von Plinius und Ptolemäus unter dem Namen Guttonen respektive Gythonen erwähnt. Am Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. erschienen die Gothen an der unteren Donau, wo sie mit den Römern in Konflikt geriethen.

Diejenigen Gothischen Völkerschaften, welche sich schon frühzeitig von ihren Stammesgenossen getrennt hatten und nach Skandinavien übergesetzt waren, bezeichnet man als Skandinavier. Diese zerfielen in drei Zweige: in Götar, Svear und Normannen.

Die Götar oder Gautar waren die ersten Gothischen Einwanderer

in Schweden; sie besetzten Südschweden und außerdem auch noch einen Theil von Dänemark.

Die Svear zogen weiter Nördlich und besetzten das mittlere Schweden. Durch Verschmelzung der Götar und Svear mit einander und mit den jedenfalls nur spärlichen Europäischen Ureinwohnern des Landes, sowie mit schon vor ihnen angesiedelten Finnen, sind die heutigen Schweden entstanden.

Der dritte Zweig, die Normannen, oder, wie sie früher hießen, Nordmänner, besetzten das heutige Norwegen und von dort aus Jütland und die Dänischen Inseln; von ihnen stammen die heutigen Norweger und Dänen ab. Durch die Unwirthlichkeit und Beschränktheit ihres Landes gezwungen, unternahmen die Normannen in späteren Zeiten, besonders vom 8. bis 11. Jahrhundert, viele Raub- und Plünderungszüge zur See, die sich nicht bloß über die Küsten der Ost- und Nordsee, sondern auch auf Frankreich, England, Spanien und selbst auf die Küsten des Mittelmeeres erstreckten, und gründeten an den entlegensten Gegenden des Europäischen Kontinents und der Europäischen Inseln Normannische Niederlassungen.

An der Englischen Küste erschienen die Normannen zum ersten Mal im Jahre 787 und wiederholten von 832 an ihre Raubzüge alljährlich. Nachdem sie bereits früher nach heftigen Kämpfen mit den Angelsachsen Northumberland, Mercia und Ostangeln besetzt hatten, wurde endlich vom Dänischen König Svend Gabelbart und dessen Sohn Knut dem Großen ganz England erobert. Diese Eroberung hatte aber keinen Bestand und erst im Jahre 1066 wurde der letzte Angelsächsische König Harald bei Hastings vom Normannenherzog Wilhelm dem Eroberer besiegt und in England eine Normannische Dynastie gegründet.

Norwegische Normannen siedelten sich allmählig in Irland, Schottland, auf den Shetland-, Orkney-, Hebriden- und Faröer-Inseln und auf Island an, von wo aus sie selbst Grönland kolonisirten und das sogenannte Winland oder die Nordöstliche Küste von Amerika entdeckten.

In Frankreich setzten sich die Normannen zuerst an der Seinemündung fest. Im Jahre 912 erhielt der Normannenführer Rollo von Karl dem Einfältigen Rouen nebst Umgebung als Lehen, und dieses Gebiet, welches später allmählig erweitert wurde, erhielt seitdem den Namen Normandie. Von hier aus unternahmen die Normannen Züge nach Unteritalien und Sicilien und errichteten dort ein Normannisches Königreich, indem 1059 Robert Guiscard zum Herzog von Apulien und 1130 Roger II. vom Papst zum König von Sicilien erhoben wurde. Ein Sohn Guiscards, Bohemund von Tarent, stiftete zur Zeit der Kreuzzüge, im Jahre 1098, das Fürstenthum Antiochia.

Auch die Russischen Großfürsten waren Nachkommen Normannischer oder, wie sie in Rußland genannt wurden, Warjagischer Heerführer. Im Jahre 862 riefen die Slawen des heutigen Rußland, um ihre inneren

Zwistigkeiten zu beendigen, drei Normannische Führer, Rjurik, Sineus und Truvor, ins Land und übertrugen ihnen die Herrschaft. Den Normannen war von den Slawen und Finnen der Name Ros oder Rus beigelegt worden, wahrscheinlich von der Schwedischen Küstengegend Roslagen, und aus dieser Veranlassung erhielten später die heutigen Russen ihren Namen[1]). Von Rußland aus drangen dann die Russischen Normannen an den Flüssen abwärts nach dem Schwarzen Meer vor und dehnten ihre Plünderungszüge selbst bis Konstantinopel aus (866, 906, 941 und 1043).

Die nach England, Frankreich, Italien und Rußland ausgewanderten Normannen verschmolzen mit der Zeit mit den dortigen Einwohnern und büßten dabei ihre Sprache und Nationalität ein. Dagegen sind die in Island angesiedelten Normannen unvermischt geblieben und haben ihre Altnordische Sprache bis auf den heutigen Tag unverfälscht bewahrt. Die Isländer sind deßhalb in der Gegenwart die reinsten Vertreter des ursprünglichen Germanischen Volkstypus.

Die auf dem Festlande zurückgebliebenen Gothischen Völkerschaften oder eigentlichen Gothen waren vor dem Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr., offenbar unter dem Andrange der von Osten her vordringenden Wenden, nach Süden, nach der unteren Donau gewandert. Im Jahre 238 n. Chr. fielen sie zum ersten Mal in die Römischen Provinzen ein, verwüsteten Mösien und Thrakien und erschlugen 251 den Römischen Kaiser Decius, dessen Nachfolger Gallus den Frieden für Geld erkaufte. Unter Valerian (253 bis 260) unternahmen die Gothen, ähnlich ihren Skandinavischen Stammesgenossen, Raubzüge zur See und plünderten die Städte an den Küsten des Schwarzen Meeres, des Bosporus und der Propontis. Unter dem Kaiser Gallienus fuhren sie auf 1000 Schiffen in den Archipelag, verwüsteten Griechenland und plünderten die Städte Athen, Korinth, Argos und Sparta. Im Jahre 269 verwüsteten sie Rhodus, Kreta, Makedonien und Thrakien. Vom Kaiser Aurelian wurden die Gothen über die Donau zurückgedrängt und ihnen im Jahre 274 Dakien als Wohnsitz überlassen. Im Jahre 321 überschritten sie die Donau abermals, wurden aber vom Kaiser Konstantin nochmal zurückgeschlagen.

Seit der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. erscheinen die

[1]) Miklosich schreibt in seiner Abhandlung „Ueber die Altrussischen Kolbjager“: „Die in Rußland eingewanderten Normannen zerfallen nach den bisher bekannt gewordenen Quellen in Russen, Kolbjager und Varjager, die man wohl nicht als drei Stämme aufzufassen haben wird. Der Gegensatz kann darauf beruhen, daß die zu verschiedenen Zeiten eingedrungenen Vikingerschwärme in Rußland nicht in eins verschmolzen, vielleicht nicht verschmelzen konnten, weil sie sich in verschiedenen Theilen des ausgedehnten Landes niedergelassen hatten. So scheinen sich die Varjager von dem Baltischen Meere nicht entfernt zu haben. Die Sitze der Kolbjager sind Südlicher zu suchen. Jene Normannen, die sich Russen nannten, drangen am weitesten gegen Süden vor, sie setzten sich in Kiew fest: von hier aus breitete sich der Name Rus nach allen Richtungen aus.“

Gothen in zwei Gruppen getrennt: in die Westgothen oder Terwingen und die Ostgothen oder Greutungen.

Die Westgothen wohnten im Oestlichen Ungarn, in Siebenbürgen, in der Walachei und Moldau und in Bessarabien bis an den Dnjestr; die Ostgothen dagegen wohnten im Südlichen Rußland zwischen Dnjestr und Don. Als um das Jahr 375 n. Chr. das von dem Ostgothenkönig Hermanrich gegründete Reich, welches nicht nur die West- und Ostgothen, sondern auch noch Slawische und Finnische Stämme im Innern Rußlands umfaßte, durch die damals zum ersten Mal auftretenden Hunnen vernichtet und die Ostgothen von den Hunnen unterworfen wurden, kamen die von den Ostgothen und Hunnen bedrängten Westgothen in Bewegung. Ein Theil der Westgothen zog sich unter Athanarich ins Gebirge zurück, ein anderer Theil ging unter Fritigern und Alaviv über die Donau nach Niedermösien, wo ihnen auf ihre Bitten vom Kaiser Valens Land angewiesen wurde. Durch die den Ansiedlern von Seite der Römischen Feldherrn widerfahrene Behandlung gereizt, empörten sich dieselben und unternahmen, verstärkt durch Westgothische, in Römischem Sold stehende Truppen, sowie durch Ostgothische Heerhaufen, nachdem sie den Kaiser Valens bei Adrianopel 378 besiegt und getödtet hatten, verheerende Plünderungszüge. Als sie sich schließlich auch noch mit den Heerschaaren des Athanarich vereinigten, sah sich der Kaiser Theodosius der Große gezwungen, ihnen die Römischen Donauprovinzen gegen Anerkennung seiner Oberhoheit abzutreten und 40000 Gothen in sein Heer aufzunehmen. Nach Theodosius' Tod (395) vereinigte Alarich die Westgothischen Stämme unter seine Herrschaft und machte Einfälle in die Balkanhalbinsel und Griechenland und erschien im Jahre 402 auch in Italien. Als Alarich nach der Eroberung von Rom 410 gestorben war, führte dessen Schwager Athaulf die Westgothen nach dem Südlichen Gallien und von da nach Spanien, wo sie die Sueven in die Nordwestlichen Gebirge zurückdrängten und die Vandalen zur Auswanderung nach Afrika zwangen. Nachdem sie von den Römern einen Theil von Aquitanien erhalten hatten, errichteten sie ein Westgothisches Reich mit der Hauptstadt Tolosa (Toulouse), das später von König Eurich (466 bis 484) bis an die Loire, Rhone und an der Küste bis an die Seealpen ausgedehnt wurde. Im Jahre 616 wurde von den Westgothen auch noch die Nordspitze von Afrika mit der Hauptstadt Septum, dem jetzigen Ceuta, erobert. Als nach dem Tode des Königs Witiza dessen Söhne bei der Königswahl übergangen worden waren, riefen sie aus Afrika die Araber zu Hülfe und dieß hatte den Untergang der Westgothischen Herrschaft in Spanien zur Folge. Der Arabische Feldherr Tarik besiegte und tödtete in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera (17. bis 25. Juli 711) den Westgothischen König Roderich, worauf dann der Statthalter des Chalifen Walid im Jahre 713 das ganze Land

bis auf Galicien und Asturien eroberte. Im Jahre 734 verloren die Westgothen auch noch Galicien und blieben seitdem auf Asturien beschränkt.

Die Ostgothen standen seit dem Untergang des Ostgothischen Reiches Hermanrichs, der sich im 111. Lebensjahr aus Verzweiflung selbst getödtet hatte, mit Ausnahme der wenigen Schaaren, welche sich den Westgothen anschlossen, unter der Herrschaft der Hunnen und begleiteten deren König Attila auf allen seinen Zügen. Nach Attilas Untergang wohnten sie in Pannonien und machten von dort aus häufige Einfälle in Norikum und in das Byzantinische Reich. Unter Widimer drangen sie auch in Italien ein. Als Theodorich, der in Konstantinopel erzogen worden war und später den Beinamen des Großen erhielt, 475 König geworden war, fiel er ins Byzantinische Reich ein und verwüstete Makedonien und Thessalien. Auf dieß hin wurden den Ostgothen Sitze in Ober- und Niedermösien angewiesen, neben den daselbst zurückgebliebenen Westgothen, die sich unter dem Namen Mösogothen oder Kleine Gothen bis ins 6. Jahrhundert erhielten. Im Jahre 488 zog Theodorich auf Veranlassung des Kaisers Zeno mit seinem Volk und mit den mit ihm verbündeten Rugiern nach Italien, welches damals von Odoaker beherrscht wurde. Nachdem Odoaker mehrmals geschlagen und im Jahre 493 ermordet worden war, errichtete Theodorich ein großes Ostgothisches Reich, welches schließlich nicht nur ganz Italien und Sicilien, sondern außerdem auch noch die Provence, Pannonien, Savien (an der Save), Dalmatien, einen Theil von Norikum und das hohe Rhätien umfaßte. Den mit ihm nach Italien gekommenen Gothischen Kriegern, 200000 an der Zahl, wies Theodorich den dritten Theil des gesammten Bodens Italiens an. Theodorichs Nachfolger hatten beständig mit den Byzantinern zu kämpfen, die nach langwierigen Kämpfen, welche von den Byzantinischen Feldherrn Belisar und Narses hauptsächlich mit Hunnischen, Herulischen und Longobardischen Miethstruppen geführt wurden, allmählig ganz Italien unterwarfen und im Jahre 556 die letzten Reste der Ostgothen unter ihrem Anführer Vidin besiegten. Viele Ostgothen traten hierauf in Byzantinische Kriegsdienste; andere wanderten nach Rhätien und Norikum aus. Ein Theil der Ostgothen war von Anfang an am Schwarzen Meer zurückgeblieben und die Nachkommen derselben erhielten sich unter dem Namen der Tetraxitischen Gothen in den Gebirgsgegenden der Krim noch bis ins 16. Jahrhundert.

Zur Gothischen Gruppe gehörten außer den West- und Ostgothen auch noch folgende Völker:

Bastarner,	Rugier,
Burgunder,	Skiren,
Gepiden,	Thaifaler,
Heruler,	Vandalen.
Lugier,	

Die Bastarner waren das erste Deutsche Volk, welches mit den Römisch-Griechischen Kulturvölkern in Berührung trat. Bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte, zur Zeit der Makedonischen Könige Philipp V. und Perseus, wohnten die Bastarner an der Theiß, den Karpathen und im unteren Donaudelta. Livius erzählt im 5. Cap. des XL. Buches, daß Philipp, der Vater des Perseus, eine Gesandtschaft an die Bastarner schickte, um von denselben Hülfstruppen zu erbeten. Die Bastarner erhielten sich an der unteren Donau als mächtiger Volksstamm bis ins 3. Jahrhundert n. Chr., d. h. bis die Gothen das herrschende Volk im unteren Donauthal wurden. Im Jahre 279 n. Chr. wurden 100000 Bastarner vom Kaiser Probus unter der Romanischen Bevölkerung des Römischen Thrakien angesiedelt und seitdem verschwinden die Bastarner aus der Geschichte. Die Peukiner waren eine Unterabtheilung der Bastarner. Sie wohnten von den Bastarnischen oder Transsylvanischen Alpen bis zu den Donaumündungen und waren benannt nach der Insel Peuke innerhalb des Deltas.

Die Burgunder wohnten ursprünglich an der Oder und Weichsel, wurden aber während der Völkerwanderung von hier weiter nach Südwesten gedrängt. Sie vereinigten sich später mit den Vandalen, durchbrachen die Alamannen und ließen sich Ende des Jahres 406 auf dem linken Rheinufer in der Gegend von Worms nieder. Als sie 437 von den Hunnen besiegt wurden, begaben sie sich unter die Oberhoheit der Römer, welche ihnen 443 die Sabaudia, das heutige Savoyen, als Wohnsitz anwiesen, wo sie mit der Zeit Romanisirt wurden. Von hier aus breiteten sie sich beim Verfall des Römischen Reiches immer weiter aus, so daß ihre Könige schließlich das ganze Rhonegebiet mit Ausschluß der Provence beherrschten. Nachdem im Jahre 534 der Burgundische König Godomar II. in einer Schlacht gegen die Franken gefallen war, wurde das Reich der Burgunder mit dem Frankenreiche vereinigt.

Die Gepiden wohnten ursprünglich an der Mündung der Weichsel, von wo sie später nach Süden zogen und sich Nordwestlich von den Westgothen an den Karpathen niederließen. Sie nahmen an den Zügen Attilas Theil, warfen aber nach Attilas Tod (453) das Joch der Hunnen ab und besetzten unter Vertreibung der Hunnen das Land an der Theiß, an der unteren Drau und Save. Im Jahre 566 wurde das Reich der Gepiden von den verbündeten Longobarden und Awaren vernichtet und ihr König Kunimund mit einem großen Theil des Volkes getödtet. Von den Ueberlebenden vereinigte sich ein Theil mit den nach Italien ziehenden Longobarden, die Zurückgebliebenen wurden von den Awaren unterworfen und seitdem verschwindet der Name der Gepiden aus der Geschichte.

Die Heruler saßen Anfangs an der Ostsee, zerstreuten sich aber später von hier aus nach allen Weltgegenden. Ein Theil der Heruler

erscheint in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. am Schwarzen Meere angesiedelt. Diese standen nach einander mit den Ostgothen, mit Attila und mit den Gepiden in Verbindung. Ferner treten Ende des 3. Jahrhunderts Heruler in Gallien und Anfang des 5. Jahrhunderts in Verbindung mit den Sachsen als Seeräuber an den Gallischen und Spanischen Küsten auf. Im Jahre 476 n. Chr. betheiligten sich Heruler am Zuge Odoakers nach Italien. Ende des 5. Jahrhunderts ist ein mächtiges Herulisches Volk an der oberen Theiß angesiedelt. Von diesem wurde im Jahre 512 ein Theil vom Byzantinischen Kaiser Anastasius auf dem Südlichen Ufer der Donau angesiedelt, während der andere Theil nach Skandinavien auswanderte. Seit der Zeit des Unterganges der Ostgothen verschwindet der Name der Heruler aus der Geschichte.

Die Lugier oder Lygier waren eine größere Völkergruppe, welche im 1. Jahrhundert n. Chr. an der oberen Oder und Weichsel wohnte. Sie werden bis zur zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts wiederholt genannt, finden aber seitdem keine Erwähnung mehr. Die Lugier zerfielen in verschiedene Völkerschaften, wie die Burer, Dibunier, Harier, Helväonen, Naharnavalen und Omanen.

Die Rugier oder Rugen wohnten Anfangs auf der Insel Rügen und an der Odermündung. Sie waren den Gothen nach dem Südlichen Rußland gefolgt, waren aber später, um 374, von den Hunnen nach Westen verdrängt worden. Nach dem Verfall des Hunnenreiches nach Attilas Tod erscheinen die Rugier als mächtiges Volk an der mittleren Donau und sie bewohnten damals das Marchfeld, die Gegend zwischen Linz und Wien, sowie auch den größten Theil von Norikum. Im Jahre 488 wurden sie von Odoaker, der in Italien ein Deutsches Reich gegründet hatte und selbst Rugier von Geburt war, aus diesen Wohnsitzen vertrieben; ein Theil zog 489 mit den Ostgothen nach Italien und lebte dann dort nach der Besiegung Odoakers neben den Ostgothen als besonderes Volk, bis sie mit diesen den Byzantinern unterlagen. Die Uebrigen verschmolzen allmählig mit Longobarden, Herulern und Skiren.

Die Skiren wohnten ursprünglich an der Ostsee und Weichsel. Später zogen sie mit den Gothen nach dem Schwarzen Meere und traten im Jahre 454 n. Chr. an der mittleren Donau und im Südöstlichen Mähren auf. In der Zeit von 457 bis 471 gingen sie im Kampfe mit den Ostgothen als selbstständige Völkerschaft unter. Ihre Spuren verlieren sich unter den Rugiern, Herulern und Sueven.

Die Thaifaler waren ein Nebenvolk der Westgothen und begleiteten diese letzteren auf ihren Zügen nach Gallien und Spanien.

Die Vandalen (vom Verbum vandalon = wandeln, d. h. nomadisiren) waren von den zur Gothischen Gruppe gehörenden Völkern nach den West- und Ostgothen das berühmteste. Sie zerfielen in zwei Stämme, in

Silingen und Asdingen. Die Vandalen treten in der Geschichte zum ersten Mal während des Markomannenkrieges (166 bis 180 n. Chr.) auf. Damals verließen die Asdingen ihre Wohnsitze am Riesengebirge, den Sudeten und an der oberen Donau und zogen nach Dakien, während die Silingen sich allmählig nach Westen, durch Deutschland in der Richtung auf den Mittelrhein, vorschoben und so um das Jahr 280 am mittleren Main erschienen. Die nach Dakien vorgedrungenen Asdingen wurden vom Gothenkönig Geberich großentheils vernichtet, worauf die Ueberlebenden auf ihre Bitten von Konstantin dem Großen 334 im Römischen Pannonien aufgenommen wurden. Von hier brachen sie am Anfang des 5. Jahrhunderts wieder auf, vereinigten sich wieder mit den Silingen, fielen dann, verstärkt durch Sueven und Alanen, im Jahre 406 in Gallien ein und verheerten dasselbe drei Jahre lang. Nachdem ihr König Godegisel in einer Schlacht gegen die Franken gefallen war, übernahm dessen Sohn Gunderich die Führung, drang 409 mit seinem Volk über die Pyrenäen nach Spanien vor und verwüstete dasselbe in schrecklicher Weise. Nach heftigen Kämpfen mit dem Westgothenkönig Wallia und nach einem Sieg über den Römischen Feldherrn Castinus (422) eroberten die Vandalen das Südliche Spanien. Als der aufständische Römische Statthalter von Afrika, Bonifacius, die Vandalen zu Hülfe rief, setzte Geiserich, der Bruder und Nachfolger Gunderichs, im Jahre 429 mit 80000 Vandalen, Gothen und Alanen, darunter 50000 Krieger, von Spanien nach Afrika über und eroberte in Verbindung mit den Berberstämmen den größten Theil der Römischen Provinz in einem mehrjährigen Kampfe und unter grauenhafter Verwüstung des Landes. Im Frieden vom Jahr 434 wurde von den Römern Numidien und ein großer Theil der Afrikanischen Provinz an Geiserich abgetreten, so daß ihnen selbst nur mehr die Hälfte von Mauritanien verblieb. Nachdem dann Geiserich 439 mitten im Frieden sich noch der Stadt Karthago bemächtigt und dieselbe zu seiner Hauptstadt gemacht, und 442 in einem neuen Frieden sein Reich noch bedeutend erweitert hatte, vertheilte er einen Theil des Landes unter seine Landsleute, denen die früheren Bewohner den dritten Theil ihrer Sklaven und den siebenten Theil alles Viehes abtreten mußten. Hierauf verschaffte sich Geiserich eine bedeutende Seemacht und eroberte die Balearen, Korsika, Sardinien und die Westspitze Siciliens, plünderte die Küsten Italiens zu wiederholten Malen und im Jahre 455 sogar die Stadt Rom. Vor seinem im Jahre 477 erfolgten Tode vereinigte Geiserich, obwohl er unaufhörlich von den Ost- und Weströmischen Kaisern bekämpft wurde, auch noch Mauritanien und Tripolis mit seiner Herrschaft. Nach Geiserichs Tode gerieth die Macht der Vandalen, welche in Folge der Einwirkung des Klimas und des ungewohnten Luxus bald verweichlichten, schnell in Verfall, und als unter denselben noch überdieß Thronstreitigkeiten ausbrachen, sandte der Oströmische Kaiser Justinian I.

seinen Feldherrn Belisar und ließ das Vandalische Reich erobern. Der letzte König der Vandalen Gelimer mußte sich 534 ergeben, worauf Justinian die waffenfähigen Vandalen nach dem Orient abführen ließ, wo er sie in seinen Kriegen mit den Persern verwendete. Die wenigen in Afrika zurückgebliebenen Vandalen verschmolzen rasch mit den dortigen Romanen und Berbern.

Auf diese Weise sind alle zur Gruppe der eigentlichen Gothen gehörigen Völkerschaften im Laufe der Zeit sprachlich und politisch untergegangen. Der größte Theil von ihnen ging bei den unaufhörlichen Kämpfen zu Grunde; die Ueberlebenden aber verschmolzen mit den Bewohnern derjenigen Länder, in welchen sie sich niedergelassen hatten, nahmen deren Sprache und Lebensweise an und verschwanden so, da sie die Minderzahl bildeten, schließlich spurlos. Die Gothische Sprache kennen wir nur noch aus der um das Jahr 370 angefertigten Bibelübersetzung des Westgothischen Bischofs Ulphilas.

g) **Wenden.**

Die Völkergruppe, welche ich als Wendische bezeichne, wird gewöhnlich als Letto-Slawische oder auch als Sarmatische bezeichnet. Ich halte den Namen Wenden für zweckmäßiger, weil dieß derjenige Name ist, welcher der Gesammtheit aller zu dieser Gruppe gehörigen Völker von den alten Germanen beigelegt wurde, während der Name Sarmaten seinerzeit nur einem Theil der Wenden zukam [1]).

Die Wenden waren derjenige Indogermanische Volksstamm, der seine Centralasiatische Urheimath als der letzte verlassen hat, und zwar nicht, wie die übrigen Indogermanischen Völkerschaften, lediglich in Folge der Austrocknung des Landes, sondern zum guten Theil auch deßhalb, weil sie von den aus der Mongolei nach Turkestan vordringenden Ostasiatischen Horden aus ihren Wohnsitzen verdrängt wurden.

Daß die Wenden erst nach den Thrako-Illyriern, Galatern und Germanen nach Europa gekommen sind, wird schon dadurch bewiesen, daß sie im Osten der Germanen wohnten und letztere nachweisbar aus ihren anfänglichen Sitzen nach Westen und Südwesten verdrängt haben. Dafür spricht ferner der Umstand, daß die Wendischen Sprachen weniger Veränderungen erfahren haben und dem Indogermanischen Urtypus noch näher stehen als die Sprachen der Germanen, während die Sprachen der frühesten Auswanderer, der Thrako-Illyrier und Galater, fast gänzlich untergegangen sind.

Kuhn folgerte aus einer Reihe von sprachlichen und kulturhistorischen

---

[1]) Plinius schreibt Venedi, Tacitus Veneti, Ptolemäus Οὐενέδαι, Tabula Peut. Venedi und Venadi, Jornandes Winidae. Im Oberdeutschen heißen sie Winidae, im Mittelhochdeutschen Winde und im Neuhochdeutschen Wenden.

Gründen, „daß die slavischen Sprachen mit der indischen oder wahrscheinlicher noch mit dem Zend und der persischen längere Zeit in Verbindung geblieben seien als mit den übrigen indogermanischen.“ Sehr bezeichnend ist, was J. Schmidt (Jenaer Litteraturzeitung 1877 p. 272) schreibt: „Die Thatsache, daß die slavolettischen Sprachen gewisse Eigenthümlichkeiten nur mit den arischen, andere nur mit den germanischen oder den übrigen europäischen Sprachen gemein haben, also ‚die organische Vermittlung‘ beider Gruppen sind, steht trotz aller Angriffe fest. Daß alle diese Eigenthümlichkeiten gleichzeitig entstanden seien, ist mir nie in den Sinn gekommen zu behaupten. Wir wissen über ihre Chronologie noch gar nichts, und alle Wahrscheinlichkeit spricht gegen ihre Gleichzeitigkeit. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Slavoletten etwa in frühester Zeit mit den Ariern gemeinsam die betreffenden Veränderungen ihrer Sprache erlitten, später den Zusammenhang mit den Ariern verloren, sich näher an die Europäer angeschlossen und nun die bei diesen eintretenden sprachlichen Umgestaltungen mitgemacht haben.“

Endlich stehen die Wenden in ethnographischer Beziehung den in Turkestan zurückgebliebenen Indogermanen, den heutigen Tadschiken und Galtschas, noch viel näher, als alle andern Zweige des Indogermanischen Volksstamms. Die Russische Nationaltracht gleicht noch in vielen Stücken der Tracht der ansässigen Bevölkerung Turkestans. Die Russen tragen, wie die Tadschiken, weite Pumphosen, welche mittelst eines Hosenbundes befestigt werden. Wie die Tadschiken tragen sie lange Stiefel, welche über die Beinkleider gezogen werden. Russen wie Tadschiken ziehen das Hemd über die Beinkleider an und halten dasselbe mittelst eines Gürtels um die Hüften zusammen. Die Russischen Bauersfrauen tragen ebenso wie die Tadschiken lange Rockärmel, welche weit über die Hände herabfallen und so im Winter Handschuhe entbehrlich machen. Die langen Russischen Schafpelze, Tulup genannt, gleichen in Schnitt und Farbe vollkommen den Pelzen der heutigen Centralasiaten. Die Kopftücher und der sogenannte Kokoschnik sind Russinnen und Tadschikenfrauen gemein. Die Kleinrussischen Frauen tragen als Hauskleid genau ebensolche lange, weite, bis auf die Knöchel herabfallende Hemden wie die Frauen der Tadschiken. Wie die Tadschiken gebrauchen die Russischen Bauern keine Strümpfe und Socken, sondern statt derselben Fußlappen. Die Galloschen, welche die Russen fast beständig tragen, gleichen in Form und Einrichtung ganz genau den Ueberschuhen, welche von den Centralasiaten beständig, Winter und Sommer getragen werden. Ferner trugen die früheren Russischen Großfürsten und die Russischen Bojaren genau dieselben Hauskäppchen und genau dieselben langen und vorne offenen Oberkleider wie die heutigen Tadschiken, und das Rangabzeichen der Russischen Großfürsten, die sogenannte Monomachmütze, glich vollkommen den Pelzmützen der Tadschiken. Die Räder der

Russischen Bauernwagen werden nicht, wie bei uns, aus Felgen zusammengesetzt, sondern der Kranz des Rades wird aus einem einzigen kreisförmig gebogenen Baumstamm hergestellt, geradeso wie bei den Turkestanischen Arben. Auch die agrarischen Einrichtungen sind bei den Russen noch ganz ähnlich wie bei den heutigen Centralasiaten; wie bei diesen gehört bei den Russischen Bauern der Boden nicht dem Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde (Mir), und die ganze Gemeinde und nicht der Einzelne hat für die Steuern aufzukommen, eine Einrichtung, die in Turkestan durch die dortigen eigenthümlichen Bewässerungsverhältnisse bedingt ist, in Rußland aber einen verhängnißvollen Anachronismus bildet.

Die Wenden hatten in Turkestan vor ihrer Auswanderung offenbar die Oestlichen Theile des von den Völkern der Skythischen Gruppe eingenommenen Gebietes bewohnt, d. h. die Gegend zwischen Syr-darja und Karatau, das heutige Semiretschie- und Kuldschagebiet und die Thäler des Tjan-schan. Diese Gegenden bieten auch heute noch die besten Weideplätze in ganz Centralasien und die Wenden würden sich in denselben sicherlich noch bis auf den heutigen Tag behauptet haben, wenn sie nicht von den Ostasiaten verdrängt worden wären. Wie aus den Berichten der Geschichtschreiber Alexanders des Großen hervorgeht, wohnte ein Theil der Wenden noch zur Zeit Alexanders in der Gegend von Taschkent, Oestlich und Nördlich vom Mittellauf des Syr-darja, und sie wurden von da wahrscheinlich erst im 2. Jahrhundert v. Chr. durch die Türkischen Yuetsch vertrieben, die im Jahre 126 v. Chr. auch das Griechisch-Baktrische Reich vernichteten.

Die älteste Geschichte der Wenden ist noch dunkler als die der Germanen, weil sie mit den Europäischen Kulturvölkern erst sehr spät in Berührung traten. Sie waren den Griechen unter dem Namen der Skythen bekannt. Dieß war aber sicherlich kein Volksname, ebensowenig wie die bekannte Bezeichnung Beduine, wie ich bereits in meiner Abhandlung: Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan, auseinandergesetzt habe. Als Skythen bezeichneten die Griechen die nach Abstammung und Sitten verschiedenen Völkerschaften, die im Norden der Donaumündungen und des Schwarzen Meeres und in den Ebenen Südrußlands wohnten, die zum weitaus größten Theil aus Nomaden bestanden und sich nach Herodots Angabe selbst Skoloter nannten. Auch die unzweifelhaft Germanischen Bastarner und selbst die Ostgothen wurden von manchen Griechischen Schriftstellern zu den Skythen gerechnet. Ferner bezeichneten die Geschichtschreiber Alexanders des Großen die nomadischen Völkerschaften auf dem rechten Ufer des Syr-darja, in der Wüste Kysyl-kum und die nomadischen Massageten, die Vorfahren der heutigen Turkmenen, in der jetzigen Turkmenenwüste, als Skythen. Seit der Römischen Kaiserzeit wurde das ganze Nördliche Asien von der Wolga im Westen bis zum Lande der Serer im Osten und bis nach Indien

im Süden, welches Gebiet damals bereits zum größten Theil von Ostasiatischen Nomaden bewohnt war, als Skythia bezeichnet. Der Russische Professor Grigorjew hat die Nachrichten der Schriftsteller des klassischen Alterthums und der Orientalischen, namentlich der Chinesischen Geschichtschreiber, über die Asiatischen Skythen, welche von den Persern als Saken bezeichnet wurden, gesammelt und ist auf Grund derselben zu folgender Ansicht über die Wohnsitze derselben gelangt. Er findet die Hauptsitze der Skythen hinter dem Jaxartes und Nördlich von Indien. Ptolemäus dachte sich dieselben im Westlichen Theile von Ostturkestan (Tarymbecken), auf dem Pamir und längs des Tjan-schan bis zu dessen Nördlichen Abhängen. Dieselben Sitze schreiben ihnen die Chinesischen Nachrichten aus der Zeit der älteren Handynastie zu. Nach Ostturkestan verweisen auch die dunklen Andeutungen der Mahabharata. Nach allen diesen Nachrichten wohnten die Skythen von Alters her ungefähr in den Quellgebieten des Amu-darja und Jarkand-darja, von hier Nordwärts über den Tjan-schan bis zum Balchasch-See, Nordostwärts bis zum oberen Ilithal, in Nordwestlicher Richtung bis zu den Niederungen des Tschu und Westwärts, auf Grund der Angaben der Geschichtschreiber Alexanders des Großen, bis in die Gegend des heutigen Taschkent, und auf Grund der Angaben Herodots und der Inschrift des Darius in Nakschi-Rustem in einem Theile von Fergana. Aus den angegebenen Ursitzen jenseits des Jaxartes wanderte, nicht später als im 7. Jahrhundert v. Chr., ein Theil der Skythen nach Westen, nach dem Kaspischen Meere. Ein Theil der Skythen wohnte, wie aus den Angaben des Ktesias hervorgeht, Westlich vom unteren und Südwestlich vom mittleren Laufe des Amu-darja. Die Saka-Haumavarga der Dariusinschrift von Nakschi-Rustem und die Amurgioi Herodots verlegt Grigorjew in die Gegend des Flusses Murgab.

Aus diesem Allem geht hervor, daß die Alten sehr verschiedenartige Völkerschaften als Skythen bezeichneten, welche aber alle das gemein hatten, daß sie alle ein Nomadenleben führten. Daß die Skythen, wenigstens der Asiatische Theil derselben, Nomaden waren, geht, abgesehen von den dießbezüglichen Nachrichten der alten Schriftsteller, schon daraus hervor, daß die von denselben bewohnten Gebiete aus klimatischen Gründen für den Feldbau untauglich sind. Auch heutzutage werden die ehemaligen Skythenländer sowohl in Asien wie in Europa von Nomaden, von den Kalmüken, Kirgis-Kaisaken, Karakirgisen, Turkmenen ꝛc. bewohnt. Außer den Nomaden gab es aber selbstverständlich in den innerhalb des Verbreitungsgebietes der Skythen gelegenen kulturfähigen Oasen, wie auch heutzutage, eine ansässige Bevölkerung, welche vor der Invasion der Ostasiaten naturgemäß gleichen Stammes war mit den Nomaden. Von den Geschichtschreibern Alexanders des Großen wird diese ansässige Bevölkerung Turkestans im Gegensatz zu den Skythen als Baktrier und Sogdianer bezeichnet. Nun

ist bekannt, daß es überall, wo Nomaden und Seßhafte neben einander wohnen, spezielle Bezeichnungen gibt für die Nomaden einerseits und die Ansässigen andererseits. In Arabien z. B. werden die Nomaden als Beduinen, die mit diesen stammverwandten Ackerbauer und Stadtbewohner aber als Hadesi bezeichnet. Da nun die Skythen, wie die neuesten Forschungen gezeigt haben, unzweifelhaft Indogermanen und folglich mit den Baktriern und Sogdianern stammverwandt waren, da sie ferner ebenso unzweifelhaft Nomaden waren, so ist es, glaube ich, einleuchtend, daß das Wort Skythe bei den alten Indogermanen dieselbe Bedeutung hatte, wie das Wort Beduine bei den Arabern. Heutzutage sind die Ursitze der Skythen in Centralasien von den gleichfalls nomadischen Kirgisen und Kaisaken bewohnt. Diese beiden Namen haben dieselbe Bedeutung wie das Wort Skythe; das Wort Kirgis bedeutet in der Sprache der Türken, zu denen die Kirgisen und Kaisaken gehören, „Nomade", und das Wort Kaisak bedeutet „Landstreicher" [1]).

Was die Nationalität der eigentlichen Skythen betrifft, so können dieselben nur die Vorfahren der heutigen Wenden gewesen sein. Darauf weist schon ihr Name hin, denn das Wort Skythe läßt sich nur aus dem heutigen Russischen erklären. Im Russischen gibt es ein Verbum „skitatsja", welches „herumwandern" bedeutet, von welchem das Hauptwort skitalez = Landstreicher abgeleitet ist. Außer der längeren Form skitalez gab es offenbar früher noch die kürzere Form skitez mit dem Sinn von Nomade, ähnlich wie z. B. auch von dem Verbum pisat = schreiben die zwei Hauptwörter pisatel und pisez abgeleitet sind, von denen das erstere „Schriftsteller", das zweite „Schreiber" bedeutet. Ebenso sind auch von den Zeitwörtern tschitat = lesen, plawat = schwimmen, resat = schneiden, pokupat = kaufen und vielen anderen je zwei Hauptwörter mit verschiedener Bedeutung abgeleitet, von denen die kürzere Form gewöhnlich eine gewerbsmäßige Beschäftigung bezeichnet: von tschitat die Wörter tschitatel = Leser und tschtez = Vorleser; von plawat plawatel = Seefahrer und plowez = Schwimmer; von resat resatel = Abschneider und resez = Grabstichel; von pokupat pokupatel = Käufer und kupez = Kaufmann. Ich glaube deßhalb, daß das Griechische Wort Σκύθης nichts weiter ist als das Gräcisirte skitez. Damit stimmt auch der Umstand überein, daß die alten Germanen ihre Oestlichen Nachbarn als Winden oder Wenden (vom Verbum vindan = winden) bezeichneten, welches Wort ebenfalls die Bedeutung von „Herumwanderer" hatte. Das Deutsche Wort Wenden war also nichts weiter als die Deutsche Uebersetzung des Wendischen Wortes skitez, welches die Griechen irrthümlich für den eigentlichen Volksnamen

[1]) Bemerkenswerth ist hier, was Strabo im I. Buch, Cap. 2, 27 sagt: „Wie man nämlich nach der Ansicht der alten Hellenen die Bewohner der bekannten Erdtheile gegen Norden mit Einem Namen Skythen oder, wie Homer, Nomaden nannte ꝛc."

der betreffenden Völkerschaften hielten und deßhalb unverändert in ihre Sprache aufnahmen.

Man könnte das Wort Winden auch von dem Gothischen vinja = Weide ableiten; das Wort Winden würde also dann „die Weidenden" bedeuten, ähnlich wie das Wort Kirgise, welches vom Türkischen kir = Weide abgeleitet ist. Das Resultat bleibt also das gleiche, da auch in diesem Fall das Wort Winden so viel wie Nomaden bedeutet.

In früheren Zeiten, als man noch glaubte, daß nur die Mongolen die Nomaden par excellence seien und daß alle Indogermanen Landbauer gewesen seien, glaubte man allgemein, daß die Skythen, als unzweifelhafte Nomaden, gleichfalls ein Mongolischer Volksstamm gewesen sein müßten, und noch Niebuhr, Kiepert und Penka huldigen dieser Ansicht. Vergleicht man aber die Angaben der alten Schriftsteller über den körperlichen Typus, die wenigen auf uns gekommenen sprachlichen Ueberreste der alten Skythen und die Angaben über das erste Auftreten unzweifelhaft Ostasiatischer Stämme in Turkestan, so kann man nicht darüber im Unklaren sein, daß die Skythen zu den Indogermanen gehörten, wie dieß Alexander v. Humboldt, Kaspar Zeuß, Lorenz Diefenbach und Jakob Grimm auf Grund der Sprach- und Geschichtforschung unwiderleglich nachgewiesen haben. Professor Müllenhoff kommt in seiner Untersuchung über die Herkunft und Sprache der Pontischen Skythen und Sarmaten zu dem Schluß, daß dieselben unter den jetzigen Zweigen des Indogermanischen Stammes am nächsten mit den Iranern verwandt sind. J. G. Cuno hält die Skythen auf Grund der vergleichenden Sprachforschung für die Vorfahren der heutigen Lithauer und Slawen, und diese Ansicht ist unzweifelhaft die richtige. Aber nicht alle von den alten Schriftstellern als Skythen bezeichneten Völkerschaften waren Vorfahren der heutigen Letten und Slawen, sondern nur diejenigen Skythen, welche zur Zeit der alten Griechen in Südrußland und zur Zeit Alexanders auf dem rechten Ufer des Syr-darja und zwischen Syr-darja und Amu-darja wohnten. Aus denjenigen Skythen, welche zu Alexanders Zeit im Süden und Westen des Amu-darja hausten, d. h. den Massageten, Parthern und den Persischen Saken, sind später durch Verschmelzung mit eingewanderten Ostasiatischen Völkerschaften, speziell mit den Ogusen, die heutigen Turkmenen hervorgegangen.

Daß die in Südrußland und im Norden des Amu-darja hausenden Skythen die Vorfahren der heutigen Wenden waren, geht, abgesehen von den bereits erwähnten Gründen, aus folgenden Umständen hervor.

Nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller Herodot, Hippokrates, Kallimachus, Aristoteles, Galenus, Plinius und Vitruvius waren die Skythen, ebenso wie die Germanen, durch hohen Wuchs, weiße Hautfarbe, blonde Haare und blaue Augen ausgezeichnet. Auch bei Curtius finden sich zwei Stellen, welche auf das Aeußere der Turkestanischen Skythen Bezug haben. Im

47. Cap. des IV. Buches sagt er von den Skythen: „At interdiu primum terribiles occursuras facies Scytharum Bactrianorumque — hirta illis ora et intonsas comas esse, praeterea eximiam vastorum magnitudinem corporum[1]).“ Und im 15. Cap. des VII. Buches: „Venturos autem Chorasmios et Dahas Sacasque et Indos et ultra Tanain amnem colentes Scythas: quorum neminem adeo humilem esse, ut humeri eius non possent Macedonis militis verticem aequare[2]).“ Mit den Angaben der alten Klassiker stimmen die Berichte der ältesten Chinesischen Schriftsteller überein, welche erzählen, daß früher in den Ebenen von Turkestan Völker gewohnt haben, welche sich durch blondes Haar, blaue Augen und durch „Pferdegesichter", d. h. durch längliche Gesichtsform im Gegensatz zu den Rundköpfen der Ostasiaten, auszeichneten. Alle diese Angaben über den Rassentypus der Skythen stimmen also ganz genau mit dem überein, was die alten Schriftsteller über den Typus der Galater und Germanen überliefert haben. Von diesen waren aber die ersteren, wie bereits früher erwähnt, in ihrer Urheimath Landbauer und Stadtbewohner gewesen und saßen bereits beim Beginn der Geschichte in Westeuropa; auch die Germanen finden wir bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. an der Ostsee und in Norddeutschland, während die Skythen noch zu Alexanders Zeit in Turkestan wohnten. Von den Skythen der Geschichtschreiber Alexanders können also unter allen Indogermanischen Stämmen nur die Wenden abstammen, da diese erst viel später, und zwar erst unmittelbar vor den Türkischen Stämmen in Europa auftreten. Da also die Skythen diejenige Völkerschaft waren, welche als die letzte aller Indogermanischen Völker aus Turkestan verschwand, und zwar erst zur Zeit des Einfalls der ersten in Turkestan eindringenden Ostasiatischen Horden, nämlich der Yuetschi; da die Wenden in Europa die letzten Indogermanischen Einwanderer waren; da endlich in Europa die Wenden in der späteren Geschichte eben da auftauchten, wo die Skythen aus der Geschichte verschwanden[3]), so kann kein

[1]) „Bei Tage aber würden ihnen erstlich die schrecklichen Gestalten der Skythen und Baktrier entgegentreten mit ihren struppigen Gesichtern und ungeschorenen Haaren und der außerordentlichen Größe ihrer gewaltigen Leiber."

[2]) „Es würden aber kommen die Chorasmier, Daher, Saken und Indier und die jenseits des Tanais hausenden Skythen, von denen Niemand von so kleinem Wuchse sei, daß er nicht mit seinen Schultern den Scheitel eines Makedonischen Soldaten erreichen könnte."

[3]) Man vergleiche, was Cuno auf Seite IX seiner „Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde" bemerkt: „Wir erfahren durch ihn (Herodot), daß die Skythen sprachlich ein volk bildeten, welches das gebiet des osteuropäischen tieflandes im norden des Istros und des Pontos bis etwa zum 52sten parallelkreis bewohnte. Und hierin liegt zunächst der apagogische beweis für die slawicität der Skythen: denn was ist aus diesem ungeheuren volke geworden wenn es nicht das slawische war? und wo saßen die Slawen in alter Zeit wenn sie nicht die Skythen waren, da ja von ihrer Einwanderung in die

Zweifel darüber bestehen, daß die Wenden die direkten Nachkommen der Europäischen und der noch zur Zeit Alexanders in der Wüste Kysyl-kum und auf dem rechten Ufer des Syr-darja wohnenden Skythen sind.

Mit dieser Ansicht stimmen auch die Darstellungen von Skythen auf Persischen Denkmälern und auf den Bildwerken überein, welche in neuester Zeit in Südrußland in alten Skythengräbern aufgefunden worden sind. Die auf diesen Bildwerken vollkommen naturwahr dargestellten Skythen stimmen mit dem Typus der heutigen Russen so genau überein, daß man direkt Russische Bauern vor sich zu haben glaubt.

Diodorus Siculus schreibt II, 34 von den Skythen: „Βασιλεῦσαι δὲ τότε τῶν Σακῶν γυναῖκα τὰ κατὰ πόλεμον ἐξηλωκυίαν, καὶ τολμῇ τε καὶ πράξει πολὺ διαφέρουσαν τῶν ἐν Σάκαις γυναικῶν, ὄνομα Ζαρίναν. καθόλου μὲν οὖν τὸ ἔθνος τοῦτο γυναῖκας ἀλκίμους ἔχει, καὶ κοινωνούσας τοῖς ἀνδράσι τῶν ἐν τοῖς πολέμοις κινδύνων [1])." Das was Diodor hier für den Namen der Skythenkönigin hält, ist offenbar nichts weiter als die Bezeichnung ihrer Königswürde, d. h. das Femininum vom Russischen „Zar", welches im jetzigen Russischen Zariza lautet. Das Wort Zar = König kommt schon im Altslawischen und in der Slawischen Bibelübersetzung vor.

Schaaffhausen erwähnt in seiner Abhandlung „Die Menschenfresserei und das Menschenopfer" (Archiv für Anthropologie Band IV, S. 280), daß ein alter Arabischer Schriftsteller die Bestattung der Könige bei den Slawen fast ganz ebenso schildert, wie Herodot bei den Skythen.

Ferner ist bekannt, daß bei den Skythen Dampfbäder in Gebrauch waren, ebenso wie bei den heutigen Russen, bei denen Jung und Alt, Hoch und Niedrig wenigstens einmal in der Woche ein Dampfbad nimmt, wenn sie auch sonst mit der Reinlichkeit auf noch so gespanntem Fuß stehen mögen.

Auch waren die alten Skythen ebenso durch ihre Trunksucht berüchtigt, wie die heutigen Russen. Nach Herodot wurde der Wahnsinn des Spartanischen Königs Kleomenes von den Spartanern lediglich dem Umstand zugeschrieben, daß er zu viel mit Skythen verkehrt hatte und das „Skythisch Trinken" war bei den Spartanern sprichwörtlich. Das unter

---

sitze welche sie unter dem namen Slawen seit dem sechsten jahrhundert inne haben keine spur sich zeigt?" Auf Seite XI schreibt Cuno weiter: „Dort wo noch im zweiten jahrhundert von der unermeßlichen menge der Skythen gesprochen wird erscheinen seit der mitte des sechsten ‚die zahllosen völker der Slawen', und Prokop weiß daß sie dort bereits vor unvordenklichen zeiten hausten. Hier also begegnet der name der Slawen dem der Skythen, oder die richtungen beider namen zeigen sich doch convergent; und die frage drängt sich auf ob nicht der unterschied beider völker nur in den namen bestehe."

[1]) „Damals habe über die Saken eine Frau geherrscht, Namens Zarina, welche im Kriege ihren Ruhm suchte und an Kühnheit und Thatkraft alle übrigen Frauen der Saken weit übertraf. Ueberhaupt besitzt dieses Volk streitbare Frauen, welche mit den Männern die Gefahren des Krieges theilen."

den heutigen Russen weit verbreitete Delirium tremens war also auch schon den alten Skythen bekannt.

Herodot schreibt von einer hölzernen Stadt des Skythischen Volkes der Budiner IV, 108: „Βουδῖνοι δὲ ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστι καὶ πυρρόν. πόλις δὲ ἐν αὐτοῖσι πεπόλισται ξυλίνη, οὔνομα δὲ τῇ πόλει ἐστὶ Γελωνός. τοῦ δὲ τείχεος μέγαθος κῶλον ἕκαστον τριήκοντα σταδίων ἐστί, ὑψηλὸν δὲ καὶ πᾶν ξύλινον, καὶ οἰκίαι αὐτῶν ξύλιναι καὶ τὰ ἱρά [1]).“ Es ist bekannt, daß bei den Russen nicht nur die Dörfer ausschließlich aus hölzernen Häusern bestehen, und zwar in allen Theilen des ganzen Russischen Reiches, sondern selbst ganze Städte, wie denn selbst Moskau früher größtentheils eine hölzerne Stadt war.

Die alten Schriftsteller berichten, daß die Skythen ihren Kriegsgott in der Gestalt eines eisernen Schwertes verehrten (Herodot IV, 62). Spiegel in seinem Aufsatz „Die Skythen des Alterthums“ erwähnt, daß sich die Verehrung des Schwertes als eines Gottes auch bei den Slawen nachweisen läßt (Das Ausland 1871, Nr. 31), und Schlözer (Nestor III, 287), daß die alten Russen bei ihren Waffen zu schwören pflegten.

Ferner ist zu erwähnen, daß die Byzantinischen Schriftsteller die Russen sehr häufig Skythen nennen; so schreibt z. B. Mich. Glykas: „οἱ Σκύθαι, τοῦτ᾽ ἔστι οἱ Ῥῶσοι [2])“; Niket. chron.: „οἱ Ῥῶς, οὓς Σκύθας ὑπερβορέους φασίν [3]); Leo Diakon.: „Ταυρόσκυθαι, οὓς ἡ κοινὴ διάλεκτος Ῥῶς εἴωθεν ὀνομάζειν [4])“ (Schlözer, Nestor II, 229).

Auch von der bekannten Sitte der alten Skythen, in Wagen zu wohnen, haben sich bei den Russen noch unverkennbare Spuren bis auf die Gegenwart erhalten. Einem Russischen Bauern, der nach der Stadt auf den Markt fährt, fällt es gar nie ein, etwa in einem Gasthaus zu übernachten; sie schlafen jedesmal auf offenem Markte in ihren Wagen und im Winter in ihren Schlitten. Deßhalb gibt es auch in Russischen Dörfern und selbst in vielen Städten kein einziges zur Beherbergung von Reisenden eingerichtetes Gasthaus, dafür aber desto mehr Schnapsbuden. Auch die mit der Post Reisenden ziehen es fast immer vor, nicht auf den Poststationen, sondern in ihren Wagen zu übernachten. Die Russischen Poststationen sind auch gar nicht eigentlich zur Beherbergung von Reisenden eingerichtet, indem sie meistens nur ein einziges kleines Wartzimmer für die Reisenden, eigentliche Schlafzimmer oder gar Betten aber nie enthalten. In

---

[1]) „Die Budinen sind ein großes und zahlreiches Volk; sie sind alle blauäugig und stark rothhaarig. Bei ihnen gibt es eine hölzerne Stadt Namens Gelonos. Die Länge der Stadtmauer beträgt auf jeder Seite dreißig Stadien; sie ist hoch und ganz aus Holz. Auch ihre Häuser sind aus Holz ebenso wie die Tempel.“

[2]) „Die Skythen, d. h. die Ros.“

[3]) „Die Ros, welche man hyperboreische Skythen nennt.“

[4]) „Die Tauroskythen, welche die gemeine Sprechweise Ros zu nennen pflegt.“

Rußland hat jeder einigermaßen anständige Reisende seinen eigenen Reisewagen, da die offiziellen Postwagen ganz gemeine federlose Bauernwagen sind. Diese Privatreisewagen, Tarantassen genannt, haben eine ganz eigenthümliche Einrichtung. Der kahnähnliche, allseitig geschlossene Kutschkasten ruht auf einem halben Dutzend langer elastischer Holzstangen, welche das Vorder- und Hintergestell des Wagens mit einander verbinden, und ist so lang, daß man in demselben sein Bett aufschlagen und ganz bequem während der Fahrt schlafen kann. In solchen Wagen fahren die Russischen Offiziere, Beamten und Kaufleute, oft mit ihrer ganzen Familie, monatelang von einem Ende des Reiches bis zum andern, ohne selbst in der strengsten Winterszeit auch nur einmal unter Dach oder in einem Bette zu übernachten.

Den sichersten Beweis für die Abstammung der heutigen Wenden von den alten Skythen sollte man eigentlich von der Sprachforschung erwarten; damit hat es aber seine Schwierigkeit, schon deßhalb, weil uns durch die alten Schriftsteller nur sehr spärliche Skythische Sprachüberreste überliefert sind. Dazu kommen noch verschiedene andere erschwerende Umstände, wie Cuno auf Seite 326 seiner „Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde" hervorhebt: „Gegenüber dem versuche skythische namen aus dem lettoslawischen zu erklären wird man billicher weise zu erwägen haben, daß zwischen beiden sprachperioden ein zeitraum von tausend bis zweitausend jahren liegt: von Herodot bis zur abfassung des ältesten auf uns gekommenen slawischen schriftstückes (aus dem neunten jahrhundert) sind dreizehn, bis zur aufzeichnung des ältesten uns erhaltenen litauischen denkmals (aus der mitte des sechzehnten jahrhunderts) sind zwanzig jahrhunderte verflossen; man wird nicht vergessen dürfen, daß die überlieferten skythischen namen nicht aus dem inneren lande, sondern fast ausschließlich aus gegenden stammen, auf welche Hellenen und Perser einen bedeutenden, zum teil vielleicht einen umgestaltenden einfluß geübt haben; daß jene namen uns durch fremde überliefert sind, die sie, ohne es zu wissen, ihrem organ anpaßten und trotz ihres besseren wissens ihrem laut- und schriftsystem anpassen mußten; daß endlich oft undeutlich gesprochen und ungenau gehört worden ist. Man versuche doch die von den alten schriftstellern überlieferten germanischen personennamen aus dem neudeutschen zu erklären. Manche der überlieferten skythischen wörter scheinen durch den häufigen gebrauch eine abschleifung oder verstümmelung erfahren zu haben, die nicht eben allgemeines sprachgesetz war: wie 'wenn wir etwa sagen statt ‚Kirchmeß' Kirms, statt ‚Tempelhof' Templo; wie dies namentlich im englischen so häufig ist, wo man z. B. statt ‚prorector' procter sagt."

Ich will aus der Zahl der von Griechischen und Lateinischen Schriftstellern und in Inschriften überlieferten Skythischen Namen, welche Cuno als Wendisch nachzuweisen sucht, folgende hervorheben:

Οἰόρπατα, Skythische Benennung der Amazonen. Altslawisch wior

= Mann und Lithauisch patis = Herr; Οἰόρπατα bedeutet also Männerbeherrscherinnen.

Βαδάκης oder Βαδάγος, Skythischer Personenname. Russisch wodok und Lithauisch wadas = Führer. Zu vergleichen die Slawischen Eigennamen Batek, Witek, Witača, Widak ꝛc.

Δάδος, Δαδάκης und Δαδάγος, Skythische Personennamen. Slawisch dedu und dedaku, Russisch djada = Onkel.

Σπαδάκης, Σπαδίνης, Σπαδάγας, Skythische Personennamen. Altslawisch spyt = schnell. Zu vergleichen die Altslawischen Eigennamen Spytek, Spitibor, Spitignew.

Ἀριαντάς, Ἀριαπείθης, Skythische Personennamen. Altslawisch jaru = heftig. Zu vergleichen die Slawischen Namen Jaroslaw, Jaropolk, Jaromir, Jarolub ꝛc.

Ῥαδαμάσευς, Ῥαδαμασάδιος, Ῥαδάμψων, Skythische Personennamen. Altslawisch radu = heiter, froh. Zu vergleichen die Slawischen Namen Radowitsch, Radiwoi, Radomil, Radomir, Radogost.

Ῥαθαγώσος, Skythischer Personenname. Altslawisch rati = Krieg. Vergl. die Slawischen Namen Ratibor, Ratimir, Ratislaw, Ratimer.

Μάστους, Μαστάρους, Μαστεῖρα, Μαστάρνης, inschriftliche Skythische Namen. Altslawisch mastitu = gnädig; Lithauisch mastus = besonnen. Vergl. die Slawischen Namen Mistislaw, Mastiwinus ꝛc.

Zizais, Jazygischer Personenname. Altslawisch zizdati = gründen. Vergl. den Lithauischen Namen Zedzewid.

Zorsines, Name eines Königs der Siraken. Altslawisch zorinu = prächtig.

Νάβαζος, Skythischer Personenname. Altslawisch nabadati = stechen.

Skoloten, Name eines Zweiges der Skythen. Altslawisch und Russisch skala = Fels.

Lipoxaïs, Name eines Skythischen Stammesheroen. Lithauisch lëpiu = befehlen.

Κατίαροι, bei Plinius Cotieri, Name eines Zweiges der Skythen. Altslawisch kotera = Kampf.

Σαυρομάται, Name einer Skythischen Völkerschaft und Skythischer Personenname. Altslawisch svariti = kämpfen. Eine Slawische Gottheit hieß Svarogu, eine andere Svarozisti. Svarun war ein Slawischer Personenname.

Saulaces, Name eines Kolcher Königs. Altslawisch sulica = Speer.

Σαύλιος, Name eines Skythischen Königs, des Bruders des Anacharsis. Altslawisch sulij = ein Vorzüglicher.

Orani, Name einer Sarmatischen Völkerschaft. Altslawisch orati = pflügen, orinu = pflügend.

Costobocci bei Plinius, Κοιστοβῶκοι bei Ptolemäus; Sarma=

tische Völkerschaft am Costaflusse im Gouvernement Tschernigow. Altslawisch boku = Ufer. Vergl. die Russischen und Polnischen Lokalnamen Naliboki, Tschetyrboki, Bialoboki, Wisloboki (Anwohner der Wisla oder Weichsel).

Caroni bei Plinius, Καρύονες bei Ptolemäus, Skythische Völkerschaft in Sarmatien. Lithauisch karone = Kampf. Vergl. den Slawischen Personen- und Ortsnamen Karan.

Ἰάζυγες, Sarmatische Völkerschaft. Altslawisch jezyku, Russisch jasyk = Sprache, Volk.

Κρόβυζοι, Skythische Völkerschaft am Nordabhange des Hämus, = Krowaten.

Κόραλλοι, Skythische Völkerschaft. Lithauisch karalus = groß, mächtig. Russisch korol = König, korolew = Königlich.

Κάρποι, Skythische Völkerschaft. Altslawisch krepu = fest, tapfer.

Σοβόδακος, Skythischer Personenname. Russisch swoboda = Freiheit.

Μακάγος, Μακέντης, Skythische Personennamen. Lithauisch makningas = vornehm, hochgebietend; macnus = mächtig.

Μνάγος, inschriftlicher Skythischer Personenname. Altslawisch mnogu = viel.

Βράγος, inschriftlicher Skythischer Personenname. Altslawisch blagu = der Gute.

Orithyia, Königin der Amazonen. Slawisch oriti = Waffe.

Minythyia, Name einer Amazone. Lithauisch minutis = das Kämpfen.

Σκῶπασις, inschriftlicher Skythischer Name. Altslawisch skapu, Neuslawisch skop = geizig.

Ἀρτίμπασα, Name der Skythischen Kriegsgöttin. Slawisch rati = Krieg und Lithauisch pati = Herrin.

Κοῦνος, Κούναγος, inschriftliche Skythische Personennamen. Altslawisch kuna = Katze oder koni = Pferd.

Von denjenigen alten Völkerschaften, welche von den alten Klassikern zu den Skythen gerechnet wurden, sind uns nur von wenigen die eigentlichen Volksnamen überliefert worden. Außer den Massageten, Parthern und den innerhalb des Perserreiches lebenden Saken, welche alle später in den Turkmenen aufgegangen sind, werden unter andern noch die Abier, Alazonen, Daher, Jazygen, Kallipiden, Roxolanen, Sarmaten und Skoloten erwähnt.

Die Abier, welche schon von Homer erwähnt werden, wohnten, wie aus den Angaben des Curtius und Arrian hervorgeht, auf dem linken Ufer des Syr-darja, in der Wüste Kysyl-kum. Arrian schreibt im 1. Cap. des IV. Buches von den Abiern: „Bald darauf kamen zu Alexander (nach Alexandria, dem heutigen Chodschent) Abgesandte von den Skythen, welche den Namen Abier führen, welche auch Homer in seinem Gedicht als die gerechtesten Menschen rühmend erwähnt; diese leben in Asien (d. h. im

Sinn Arrians auf dem linken Ufer des Syr-darja) unabhängig, hauptsächlich wegen ihrer Armuth und Rechtlichkeit." Curtius schreibt im 26. Cap. des VII. Buches: „Legati deinde Abiorum Scytharum superveniunt, liberi, ex quo decesserat Cyrus, tum imperata facturi. Iustissimos barbarorum constabat: armis abstinebant, nisi lacessiti: libertatis modico et aequali usu principibus humiliores pares fecerant. Hos benigne adlocutus ad eos Scythas, qui Europam (d. h. das rechte Syr-darja-Ufer) incolunt, Berdam quendam misit [1]." Daß die Abier Skythen genannt werden, zu Alexander nach Chodschent kamen und auf dem linken Syr-darja-Ufer wohnten, beweist, daß sie in dem an den Mittellauf des Syr-darja gränzenden Theil der Wüste Kysyl-kum wohnten, welcher heutzutage von den ärmsten aller Kirgis-Kaisaken bewohnt wird.

Die Alazonen und Kallipiden wohnten an der Mündung des Bug und waren den Skoloten unterworfen.

Die Daher werden unter andern von Arrian erwähnt, nach dessen Angaben zu schließen sie zu Alexanders Zeit am Syr-darja, und zwar auf dem rechten Ufer dieses Flusses wohnten. Im 28. Cap. des III. Buches schreibt Arrian: „Bessus, der von Persern noch diejenigen bei sich hatte, die ihm bei der Gefangennahme des Darius behülflich gewesen waren, und außerdem noch etwa 7000 Baktrier, sowie Daher aus der Gegend jenseits des Tanais 2c." Später erscheinen die Daher an der Ostküste des Kaspischen Meeres.

Die Jazygen waren ein Sarmatischer Volksstamm, der Anfangs am Schwarzen Meere wohnte, sich aber in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. in der Gegend zwischen Donau und Theiß niederließ. In Verbindung mit den Quaden kämpften die Jazygen dann gegen die Kaiser Domitian und Marc Aurel und machten wiederholt Einfälle in das Römische Pannonien. Später wurden sie von den Hunnen unterworfen. Nach dem Untergang der Hunnen wurde ein Theil der Jazygen in Illyrien angesiedelt. Die übrigen verbanden sich 470 mit Sueven und Skiren gegen die Ostgothen, wurden aber von Theodorich besiegt. Später werden die Jazygen noch in Verbindung mit den Gepiden und Longobarden erwähnt. Die in ihren früheren Wohnsitzen zwischen Donau und Theiß zurückgebliebenen Jazygen verschwanden zuletzt unter den Awaren.

Die Roxolanen waren gleichfalls ein Zweig der Sarmaten und

---

[1]) „Hierauf langten Abgesandte der Skythischen Abier an, die seit dem Abzug des Kyros frei gewesen waren, jetzt aber bereit waren, sich seinen Befehlen zu unterwerfen. Sie waren als die Gerechtesten unter den Barbaren bekannt; sie enthielten sich des Waffengebrauchs, außer wenn sie angegriffen wurden, und hatten durch mäßigen und gleichmäßigen Gebrauch der Freiheit Gleichstellung der Vornehmen und Gemeinen eingeführt. Nachdem er diese gnädig empfangen hatte, sandte er zu denjenigen Skythen, welche Europa (d. h. das rechte Syr-darja-Ufer) bewohnen, einen gewissen Berdas."

mit den Jazygen stammverwandt. Sie wohnten ursprünglich im Norden des Asow'schen Meeres zwischen Dnjepr und Don, erschienen aber im Jahre 69 n. Chr. in Mösien und Dakien. Von Byzantinischen Schriftstellern werden die Roxolanen noch im 11. Jahrhundert erwähnt.

Die Sarmaten, welche von den Griechen als Sauromaten bezeichnet wurden, werden zuerst von Hippokrates und Herodot erwähnt. Sie wohnten Anfangs Oestlich vom Don, überschritten aber später diesen Fluß und überwältigten die Skoloten, wurden aber schließlich selbst von Mithridates dem Großen unterworfen. Seit der Unterwerfung der Skoloten durch die Sarmaten wurde der Name dieser letzteren auf alle jene Völker des Europäischen Rußlands übertragen, welche man früher als Skythen bezeichnet hatte und der Name Skythen fortan auf die Asiatischen Völker beschränkt, welche von den Alten ganz richtig für Stammverwandte der Europäischen Skythen gehalten wurden. Zur Zeit des Kaisers Augustus drangen die Sarmaten bis an die Donaumündung und die Sarmatischen Stämme der Jazygen und Roxolanen, wie bereits erwähnt, noch weiter nach Westen vor.

Die Skoloten, welche von Herodot als königliche oder freie Skythen bezeichnet wurden, sich selbst aber nach Herodot Skoloten nannten, bildeten den herrschenden Stamm unter den Europäischen Skythen, dem die übrigen Stämme, wie die Alazonen und Kallipiden, unterworfen waren. Die Skoloten waren reine Nomaden und wohnten in dem Steppengebiet zwischen Dnjepr und Don. Seit der Zeit Alexanders des Großen waren die Skoloten den Sarmaten unterworfen und seitdem verschwindet ihr Name vor dem der Sarmaten.

Die Wenden wohnten zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte unter diesem Namen im Osten der Germanen, von der Pregel und Weichsel bis zur Südküste des Finnischen Meerbusens und bis über die Waldaihöhen hinaus. Sie zerfielen schon in der Zeit, aus welcher die ältesten Nachrichten über sie stammen, in zwei Hauptabtheilungen, welche man jetzt als Lettische und Slawische bezeichnet.

Die Letten wohnten in der frühesten bekannten Zeit an der Ostseeküste, von der Südseite des Finnischen Meerbusens bis zur Pregel. Später wurden die Letten von hier durch Finnische Völkerschaften verdrängt und sie breiteten sich, unter Verdrängung der Germanen, weiter nach Westen und Südwesten aus. Seitdem bewohnten sie das heutige Ostpreußen, einen Theil von Westpreußen, einen Theil von Polen, sowie Lithauen, Kurland und einen Theil von Livland.

Die Slawen wohnten in der ältesten Zeit, in welcher sie erwähnt werden, mit andern Völkern vermischt, im Osten von den Germanen und im Süden von den Letten in der Gegend zwischen den Karpathen, dem

Don, der oberen Wolga und Oder. Sie waren nach historischen Nachrichten schon bald nach Christi Geburt in zwei Stämme geschieden, von denen der Oestliche als Stamm der Anten, der Westliche als Stamm der Slawjane (Σκλαβηνοί bei Procopius und Sclaveni oder Sclavi bei Jornandes) bezeichnet wurde, und welche sich auch heutzutage noch in Bezug auf die Sprache von einander unterscheiden.

Die Letten nannten sich selbst früher Gethen, den Alten waren sie unter dem Namen der Aestni, den Germanen unter dem Namen der Aisten bekannt, aus welch letzterer Bezeichnung später der Name der Finnischen Esthen, der Bewohner des früheren Aisten- oder Esthenlandes entstanden ist.

Der Slawische Theil der Wenden nannte sich selbst früher Serben, ein Name, der zwei Slawischen Stämmen bis jetzt verblieben ist, oder auch Slawen, welcher Name sich gleichfalls noch in den Formen Slowaken, Slowenen, Slawonier ꝛc. bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Die Wenden, von denen später ein Theil Germanisirt wurde, zerfielen in folgende Stämme:

1) Letten.	2) Slawen.	
	α) Slawjane.	β) Anten.
Eigentliche Letten,	Mähren,	Groß-Russen,
Kuren,	Slowaken,	Klein-Russen,
Lithauer,	Tschechen,	Weiß-Russen,
Jazvinger,	Polen,	Kosaken,
Borussen.	Pommern,	Bulgaren,
	Rugianer,	Slowenen,
	Serben,	Serben (eigentliche Serben, Kroaten, Bosnier, Herzegowiner, Montenegriner, Morlaken, Dalmatiner, Ragusaner, Slawonier).
	Wilzen,	
	Obotriten,	
	Wagrer.	

Die eigentlichen Letten, welche sich selbst Latweetis nennen, bilden die Mehrzahl der Bevölkerung von Livland und Kurland und kommen außerdem auch noch in Esthland und im Nördlichen Lithauen vor. Einige Tausend Letten, welche sich selbst Kuren nennen, wohnen in Ostpreußen, auf der Kurischen Nehrung. Die Gesammtzahl aller Letten, welche ihre Muttersprache noch bewahrt haben, wird auf 900 000 geschätzt.

Von den Kuren, welche ursprünglich das ganze Gebiet vom Norden von Kurland bis zur unteren Memel und bis zum Kurischen Haff bewohnt hatten, haben sich nur wenige unvermischte Nachkommen erhalten, welche in dem nach ihnen benannten Kurland leben.

Die Nachkommen der **Lithauer**, welche früher das ganze Gebiet zwischen der Memel und der Berjosina und Dwina innegehabt hatten, nennen sich selbst Ljetuwis. Sie wohnen, noch etwa 1½ Millionen Seelen stark, in Lithauen und einem Theil von Ostpreußen. Zu den Lithauern gehörten wahrscheinlich auch die **Samogiten** und **Semigallen**, von denen die Landschaften Samogitien und Semgallen ihren Namen erhalten haben. Das Lithauische Sprachgebiet ist noch immer im Rückgang begriffen, indem es im Westen von den Deutschen, im Osten aber von den Russen immer mehr und mehr eingeengt wird.

Die **Jazvinger**, welche gegenwärtig ausgestorben sind, wohnten in Lithauen, in der Gegend der Pripetsümpfe.

Die alten **Borussen** oder Prusen, die Vorfahren der heutigen Preußen, wohnten zwischen Weichsel und Memel. Sie wurden von den Rittern des Deutschen Ordens nach langwierigen und erbitterten Kämpfen im Jahre 1283 unterworfen und unter ihnen Deutsche Kolonisten angesiedelt, mit welchen sie allmählig verschmolzen. In Folge dieser Vermischung wurde die Borussische Sprache immer mehr und mehr zurückgedrängt und ist seit dem 17. Jahrhundert vollständig erloschen.

Die **Mähren**, **Slowaken** und **Tschechen** sprechen eine dialektisch nur wenig verschiedene Sprache. Die Mähren, welche früher Morawen genannt wurden, wohnen in dem nach ihnen benannten Mähren; die Slowaken hauptsächlich im Nordwestlichen Ungarn, an den Karpathen, außerdem aber auch im übrigen Ungarn zerstreut; die Tschechen in Böhmen, welches ihre Vorfahren unter Verdrängung der Markomannen besetzt hatten.

Die **Polen** oder Ljachen wohnen, etwa 10 Millionen Seelen stark, im ehemaligen Königreich Polen, in einem Theil von Schlesien, wo sie als Wasserpolaken bezeichnet werden, ferner in Krakau, in Galizien und in einem Theil von Ost- und Westpreußen.

Die **Pommern** und **Rugianer** wohnen in Pommern und auf der Insel Rügen; sie sind gegenwärtig Germanisirt bis auf einen kleinen Rest, die im äußersten Osten Pommerns lebenden und nur etwas über 100 000 Seelen zählenden **Kassuben**.

Die **Serben**, welche auch als Wenden oder Sorben bezeichnet werden, wohnen an der mittleren Elbe. Sie zerfielen früher in drei kleine Völkerschaften: die **Dalemincier**, die **Milciener** und die **Lausitzer**. Auch die Serben sind im Laufe der Zeiten Germanisirt worden und nur ein kleiner Rest der Lausitzer hat seine Muttersprache bis jetzt noch bewahrt.

Auch die **Wilzen**, **Obotriten** und **Wagrer** verschmolzen allmählig mit Deutschen und büßten auf diese Weise ihre Muttersprache ein. Von diesen wohnten die ersten an der Ostsee zwischen den Pommern und dem Flusse Warnow; die Obotriten zwischen den Wilzen und der Trave; die Wagrer aber zwischen Trave und Eider.

Die Russen scheiden sich in Bezug auf Sprache und sonstige ethnographische Merkmale in drei Hauptgruppen: in Groß-Russen, Klein-Russen und Weiß-Russen.

Die Klein-Russen, welche mit den Ruthenen etwa 15 Millionen Seelen zählen, wohnen hauptsächlich in den Russischen Gouvernements Grodno, Minsk, Wolhynien, Podolien, Cherson, Taurien, Bessarabien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Jekaterinoslaw, Charkow und Woronesch; sie bewohnen diese Gouvernements aber nicht ausschließlich, sondern sind, besonders in den Oestlichen und Nördlichen Theilen, mit Groß-Russen untermischt. Die Oestreichischen Klein-Russen, welche als Ruthenen oder auch als Roth-Russen, Rusnjaken und Russinen bezeichnet werden, wohnen in Galizien, in einem Theil der Bukowina und in den Oestlichen Karpathen.

Die Weiß-Russen, etwa 3½ Millionen Seelen, wohnen in den Russischen Gouvernements Grodno, Wilno, Witebsk, Smolensk, Mogilew und Minsk, d. h. in denjenigen Landestheilen, welche früher zum Königreich Polen gehört hatten.

Die Groß-Russen, auf deren Sprache die Russische Schriftsprache beruht, wohnen im Norden und Osten von den Klein- und Weiß-Russen, im mittleren und Nördlichen Rußland, und zählen etwa 40 Millionen Seelen. Sie haben sich, besonders in den Nördlichen Theilen, vielfach mit Finnischen Elementen vermischt.

Die Kosaken, oder richtiger Kasaken („Vagabunden"), sind ein Mischvolk aus Russischen und Türkischen Völkerschaften, wobei das Russische Element weitaus vorherrscht. Die Kosaken waren ursprünglich Freibeuter, welche sich theils aus den Russischen, theils aus den von den Tataren besetzten Gebieten geflüchtet hatten und in den Südlichen Gränzgebieten von Raub und Plünderung lebten. Später wurden die Kosaken von den Russischen Großfürsten als Schutzwehr gegen ihre Türkischen Nachbarn im Süden und Osten verwendet. Aus dem Südlichen Rußland verbreiteten sich die Kosaken mit der Zeit immer weiter nach Osten und im Jahre 1581 eroberte eine kleine Schaar Kosaken unter Anführung des vom Großfürsten Jwan dem Schrecklichen geächteten Hetmans Jermak das Westliche Sibirien, welches darauf mit Rußland vereinigt wurde. Seit neuester Zeit sind die Kosaken von der Russischen Regierung auch nach Turkestan verpflanzt worden. Gegenwärtig zerfallen die Kosaken, welche noch immer eine eigene politische und militärische Organisation haben, in Kleinrussische, Donische, Kubanische, Neu-Russische, Astrachanische, Terek-Kosaken, Orenburgische, Uralische, Sibirische und Semiretschie-Kosaken. Die Sprache der Mehrzahl der Kosaken ist das Groß-Russische; nur die am Schwarzen Meer wohnenden Kosaken sprechen Klein-Russisch.

Die Bulgaren haben ihren Namen daher, daß sie durch Vermischung von Slawen mit dem Türkischen Volk der Bulgaren entstanden

sind. Das offenbar weniger zahlreiche Türkische Element ist aber vom Slawischen Bestandtheil des Volkes so vollständig absorbirt worden, daß die heutigen Bulgaren als ein durchaus Slawischer Volksstamm zu betrachten sind.

Die Bulgaren saßen ursprünglich im heutigen Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien, verbreiteten sich aber von da aus seit dem 3. Jahrhundert über einen großen Theil der Balkanhalbinsel und im 7. Jahrhundert sogar bis nach Thessalien, Epirus und dem Pelopones. Diese am weitesten vorgedrungenen Bulgaren gingen später spurlos in den Griechen und Albanesen auf und nur die noch vorhandenen Slawischen Ortsnamen bezeugen noch die frühere Anwesenheit der Bulgaren in diesen Gegenden. Die im Norden der Donau zurückgebliebenen Bulgaren verloren sich in ähnlicher Weise größtentheils in den Rumänen und den in Ungarn eingedrungenen Petschenegen. Gegenwärtig zählen die Bulgaren, welche nicht in fremden Völkern aufgegangen sind, etwa 5¼ Millionen Seelen, von denen 4½ Millionen auf der Balkanhalbinsel, ½ Million in Rumänien, 97 000 in Bessarabien und 27 000 in Oestreich-Ungarn wohnen.

Die Slowenen, welche auch als Winden bezeichnet werden, wohnen im Litorale, in Kärnten, Krain, Steiermark und in einem Theile von Kroatien.

Die eigentlichen Serben, auch Raizen genannt, in Serbien und Ungarn; die Kroaten in Kroatien; die Bosnier in Bosnien; die Herzegowiner in der Herzegowina; die Montenegriner in Montenegro; die Morlaken oder Maurowlachen, Dalmatiner und Ragusaner in Dalmatien und die Slawonier in Slawonien sprechen alle ein und dieselbe Serbische Sprache und werden deßhalb in ihrer Gesammtheit als Serbische Völker bezeichnet.

h) **Armenier.**

Die Armenier, welche sich selbst Haik („Herren") nennen, wohnten, soweit die beglaubigte Geschichte reicht, von jeher da, wo sie im Großen und Ganzen auch heute noch wohnen, nämlich in Armenien, dem zwischen Iran und Kleinasien gelegenen Gebirgsland. Schon in den Assyrischen Keilinschriften werden die Armenier erwähnt unter dem Namen Urardu, von dem der Name des Berges Ararat abgeleitet ist. Herodot sagt, daß die Armenier an Alter kaum den Aegyptern nachstehen. Von den alten Persern wurde das von den Armeniern bewohnte Gebiet als Armina bezeichnet. Ueber die Urgeschichte der Armenier ist nichts bekannt und alle Ueberlieferungen der Armenier selbst sind ganz unglaubwürdige und offenbar erst unter dem Einfluß des Christenthums entstandene Sagen. Der früheste Armenische Geschichtschreiber, Moses von Chorene (im 5. Jahrhundert n. Chr.),

nennt den Stammvater seines Volkes Thorgom, womit auch die Nachrichten Griechischer Schriftsteller übereinstimmen. Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß die Armenier ursprünglich den Namen Thorgom oder einen damit zusammenhängenden Namen geführt haben.

Die Sprache der Armenier bildet nach den Untersuchungen von Patkanow, Sagorski und v. Seidlitz innerhalb der Indogermanischen Sprachen ein durchaus selbstständiges Idiom, welches am nächsten mit dem Zend und unter den neueren Sprachen mit dem Persischen verwandt ist. Von den Europäischen Sprachen kommen dem Armenischen die Letto-Slawischen Sprachen am nächsten, weßhalb H. Hübschmann das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slawo-Lettisch zu stellenden selbstständigen Sprachzweig" betrachtet. Reclus schreibt im VI. Bande seiner „Nouvelle Géographie Universelle" auf Seite 263 über die Sprache der Armenier: „La langue des Haïks est classée par tous les grammairiens dans la famille aryenne. Les plus grandes analogies sont avec le Zend: par la syntaxe, elle est complètement iranienne, et par les mots elle présente beaucoup de ressemblance avec le Grec et les langues slavonnes; quoique fort rude, hérissé de consonnes, l'arménien est l'égal de l'ionien pour la richesse des mots et des formes grammaticales; il a la même flexibilité de construction, la même puissance de création indéfinie pour les mots composés." Von den Völkern des Alterthums waren die Kleinasiatischen Thraker, die Phrygier, Kappadokier zc. sprachlich mit den Armeniern verwandt, wie daraus hervorgeht, daß die spärlichen von diesen Völkern erhaltenen Sprachüberreste, welche nur in einzelnen Wörtern bestehen, sich mit Hülfe des Armenischen erklären lassen. Herodot berichtet, daß die Armenier und Phrygier Eines Stammes waren, deßhalb auch im Persischen Heere einerlei Rüstung trugen und unter den nämlichen Anführern standen. Spätere Griechische Schriftsteller melden, daß die Armenische Sprache große Aehnlichkeit mit der Phrygischen hatte.

Was den körperlichen Typus der Armenier betrifft, so sind sie unter allen Indogermanen am meisten den Iranern ähnlich, sie weisen aber in ihrem Aeußeren und noch mehr in ihrem Charakter unzweifelhafte Anklänge an den Semitischen Typus auf und bilden somit den Uebergang von den Indogermanen zu den Semiten.

Fassen wir alles über die Armenier Gesagte zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die Armenier, wie ich bereits früher erwähnt habe, in ihrer Centralasiatischen Urheimath zur Baktrischen Gruppe der Indogermanen gehört hatten, aus welcher auch die Iraner und Indier hervorgegangen sind, und welche ursprünglich Südlich vom Amu-barja gewohnt hatte; daß die Armenier in der Urheimath den Westlichsten Theil des Verbreitungsgebietes der Baktrischen Gruppe bewohnt hatten, wo sie im Norden jenseits des Amu-barja die Thrako-Illyrier und im Südwesten die Semiten

zu Nachbarn hatten; daß endlich, ebenso wie die Thrako-Illyrier als die ersten unter den zur Sogdianischen Gruppe gehörigen Völkern ihre Heimath im äußersten Westen des Verbreitungsgebietes dieser Gruppe verließen, auch die Armenier unter den Völkern der Baktrischen Gruppe die ersten gewesen waren, welche nach Westen auswanderten.

In Folge der unglücklichen politischen Verhältnisse, unter denen die Armenier von jeher zu leiden gehabt haben, da sie fast beständig bald diesem, bald jenem Reich unterworfen waren, wurde ein großer Theil der Armenier im Laufe der Zeiten, wie die Juden, nach allen Weltgegenden zerstreut und nur ein Bruchtheil der Armenier bewohnt gegenwärtig noch das eigentliche Armenien. Bereits Herodot fand Armenier in Babylon angesiedelt. Heutzutage schätzt man die Anzahl der in Armenien lebenden Armenier sehr verschieden auf eine, zwei, ja selbst auf vier bis fünf Millionen, was offenbar übertrieben ist. In Rußland, wo es in Petersburg, Moskau und an andern Orten Armenische Gemeinden gibt, und wo die Armenier besonders zahlreich in Polen und in der Krim vorkommen, wird die Zahl derselben auf eine halbe Million geschätzt. In Oestreich-Ungarn leben etwa 16 000, in der Türkei 400 000, im übrigen Europa etwa 1000, in Persien und den benachbarten Gebieten circa 100 000, in Indien ungefähr 5000 und in Afrika annähernd ebensoviele. Die zerstreut lebenden Armenier spielen eine ähnliche Rolle, wie bei uns die Juden, sie sind aber diesen in Bezug auf Schlauheit und Unternehmungsgeist weit überlegen.

i) Iraner.

Die Iraner haben sich unter allen Indogermanischen Stämmen von ihrer Centralasiatischen Urheimath am wenigsten entfernt und ein Theil derselben hat sich bis auf den heutigen Tag in den von jeher innegehabten Wohnsitzen behauptet; die Iraner haben deßhalb auch unter allen Indogermanen ihre ursprüngliche Sprache noch am reinsten bewahrt. Als Iraner bezeichnet man alle jene Völkerschaften, welche Iranische Idiome sprechen. Es sind deßhalb zu den Iranern gegenwärtig auch die Tadschiken und Galtschas des heutigen Turkestan zu rechnen, obgleich der größere Theil derselben ursprünglich zur Galatischen Gruppe gehört hatte, aus der die Thrako-Illyrier, Galater, Hellenen, Italiker und Kelten hervorgegangen sind. Denn diese letzteren haben sich nach ihrer Auswanderung durch Vermischung mit fremden Völkern in Bezug auf Sprache und physische Merkmale soweit vom ursprünglichen Typus entfernt, daß die heutigen Tadschiken und Galtschas sich den zur Iranischen Gruppe gehörigen Völkern viel mehr nähern als jenen. Uebrigens weisen auch die verschiedenen zur Iranischen Gruppe gehörigen Völkerschaften gegenwärtig große Verschiedenheiten auf in Folge der vielfachen Vermischungen mit fremden

Elementen, welche auch sie im Laufe der Zeiten erfahren haben. Während die Galtschas allein von allen unvermischt geblieben sind, vermischten sich die Tadschiken mit Griechen, Makedoniern, Türken, Arabern ꝛc., die Westlichen Iraner mit Semiten und Semitisirten Hamiten, die Beludschen mit Dravidas u. s. f.

Von den Völkern des Alterthums und der Neuzeit gehören zu den Iranern folgende:

1. Alterthum.		2. Neuzeit.	
Meder,	Kasdim,	Galtschas,	Kurden,
Perser,	Saken,	Tadschiken,	Luren,
Baktrier,	Massageten,	Neuperser,	Afganen,
Sogdianer,	Parther,	Parsi,	Beludschen,
Chorasmier,	Alanen.	Tat,	Osseten.
Parapamisaden,		Guran,	

Die Meder wohnten in dem gleichnamigen Lande Medien, welches im Norden durch das Kaspische Meer, im Osten und Südosten durch die Iranische Wüste, im Süden durch Persien, im Westen durch Assyrien und im Nordwesten durch Armenien begränzt wurde. Die Einwanderung der Meder erfolgte angeblich im 3. Jahrtausend v. Chr. Daß die Meder von Osten eingewandert sind, wird durch Herodot bestätigt, der (VII, 62) erwähnt, daß die Meder früher Arier hießen. Nach Herodot (I, 101) zerfielen die Meder in folgende Stämme oder Kasten: in Busen („Erdgeborene"), Paraitaker („Gebirgler"), Struchaten („Zeltbewohner"), Arizanten („edlen Geschlechts"), Budier („Landbauer") und Magier („Priester"), von denen die drei letzteren Kasten wahrscheinlich die herrschenden Arier umfaßten. Die Sprache der herrschenden Aristokratie war das Altpersische, während die Nichtarischen Urbewohner eine eigene Sprache, die Medische, sprachen, welche im dreisprachigen Keilschrifttext der Perserkönige die zweite Stelle einnimmt und nach Oppert mit dem Sumerischen in Mesopotamien und der uralten Sprache Susianas verwandt war.

Die Perser wohnten Anfangs in der Provinz Persis, die im Osten an Karmanien, im Norden an Medien, im Westen an Susiana und im Süden an den Persischen Meerbusen gränzte. Durch Kyrus (559 bis 529 v. Chr.), der die Herschaft der Meder vernichtete, wurden die Perser zum herrschenden Volk von Westasien erhoben und ihr Reich erstreckte sich schon unter Kyrus vom Mittelmeer bis zum Pamir und Indus und vom Schwarzen und Kaspischen Meer und vom Syr-darja bis zum Indischen Meer. Später umfaßte das Perserreich eine Zeit lang auch noch Thrakien, Makedonien und Aegypten.

Als Baktrier wurden von den alten Schriftstellern die ansässigen

Bewohner des Gebietes bezeichnet, welches sich zwischen Amu-darja und Hindukusch ausbreitete, vom heutigen Tschardschui im Westen bis Badachschan im Osten reichte und die Stadt Baktra, das heutige Balch, zur Hauptstadt hatte. Die Sprache der Baktrier war das Zend, welches man deßhalb auch als Altbaktrische Sprache bezeichnet. Die Baktrier waren nebst den nomadischen Saken und Massageten die einzigen in der Urheimath zurückgebliebenen Ueberreste der Baktrischen Gruppe der Indogermanen, nachdem die Armenier, Iraner und Indier ausgewandert waren. Als die Nachkommen der Baktrier sind die im heutigen Badachschan wohnenden Zweige der Galtschas, sowie die Tadschiken von Badachschan und Nordafganistan zu betrachten, welche letztere aber mit Ostasiatischen und anderen Elementen vermischt sind.

Als Sogdianer bezeichneten die alten Schriftsteller die ansässigen Bewohner des Gebietes, welches im Süden durch den Amu-darja, im Westen und Norden durch die Wüste Kysyl-Kum, im Osten durch den Syr-darja und die Turkestanischen Hochgebirge begränzt wurde. Das Gebiet der Sogdianer umfaßte also das heutige Buchara, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer des Amu-darja gelegenen Bucharischen Besitzungen, das Bucharische Hissargebiet, das Russische Sarawschangebiet und die gleichfalls Russischen Bezirke von Dschisak, Ura-tübe und Chodschent. Die Hauptstädte von Sogdiana waren Sogdiana, das jetzige Buchara, und Marakanda, das heutige Samarkand. Als Nachkommen der Sogdianer sind die Tadschiken des heutigen Turkestan zu betrachten, mit Ausnahme der im Süden des Amu-darja wohnenden, sowie die Galtschas von Darwas, Schugnan, Roschan, Karategin, Kogistan und Sarykol.

Die Chorasmier wohnten im heutigen Chiwa, dem alten Chowaresm.

Die Parapamisaden wohnten nach den Angaben der Geschichtschreiber Alexanders des Großen im Süden vom Hindukusch, im heutigen Afganistan, und waren unzweifelhaft die Vorfahren der heutigen Afganen.

Die Zugehörigkeit der Kasdim, von welchen wahrscheinlich die Semitischen Chaldäer Mesopotamiens ihren Namen erhalten haben, zu den Iranern ist zwar nicht ganz sicher aber wahrscheinlich.

Die Saken, deren Name von den Persern auch zur Bezeichnung aller übrigen Nomaden gebraucht wurde, welche von den Griechen in ihrer Gesammtheit als Skythen bezeichnet wurden, waren ein Nomadenvolk, welches im Süden von den Massageten, wahrscheinlich am Murgab, unter Persischer Oberhoheit lebte und wahrscheinlich mit den Massageten verwandt war. Tomaschek hält in seinen „Centralasiatischen Studien“ die Sprache der Galtschas von Darwas und Sarykol für einen Ueberrest der Sprache der alten Saken. Diese Saken sind augenscheinlich in den heutigen Turkmenen aufgegangen. Derjenige Theil der Turkmenen, welcher in der Sandwüste zwischen Andschui und Merw, d. h. in derselben Gegend wohnt, welche

früher von den Saken bewohnt gewesen war, führt den Namen Sakars, welcher Name offenbar aus dem Namen der Saken abgeleitet ist.

Die Massageten waren gleichfalls Nomaden und bewohnten die heutige Turkmenenwüste d. h. das Gebiet, welches im Westen an das Kaspische Meer, im Norden an den Aralsee und Amu-darja, im Osten an Baktrien und im Süden an Persien gränzte. Die Massageten sind später in den Turkmenen aufgegangen, welche durch Verschmelzung der Massageten mit den Türkischen Ogusen entstanden sind, wie aus dem körperlichen Typus, dem Volkscharakter, der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen und der gegenwärtigen Verbreitung der Turkmenen hervorgeht.

Die Parther waren, ihren Wohnsitzen und ihrer Lebensweise nach zu urtheilen, ursprünglich ein Zweig der Massageten gewesen. Sie wohnten Anfangs im Nordwestlichen Theile des heutigen Chorassan, zwischen dem 33. und 36. Grad Nördlicher Breite und dem 69. und 75. Grad Oestlicher Länge, welches Gebiet von den Persern als Parthana, von den Griechen aber als Parthia oder Parthyene bezeichnet wurde. Nachdem die Parther früher nach einander unter der Herrschaft der Assyrer, Meder, Perser und Makedonier gestanden waren, empörten sie sich im Jahre 256 v. Chr. unter der Anführung eines eingewanderten Dahers Namens Arsaces gegen Antiochus II. von Syrien und gründeten ein selbstständiges Parthisches Reich, welches nach dem Sturz der Seleukidenherrschaft auch Kleinasien und Syrien umfaßte und später lange erfolgreiche Kriege mit den Römern führte. Im Jahre 226 n. Chr. wurde das Reich der Parther von dem Sassaniden Ardeschir oder Artaxerxes I. erobert und seitdem sind die Parther als Nation verschollen.

Die Alanen wohnten zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte im Kaukasus und auch noch in der späteren Byzantinischen Zeit werden daselbst Alanen erwähnt. Die Alanen waren nach dem Kaukasus offenbar nicht von Norden sondern von Süden her eingewandert. Sie gehörten nach all dem, was wir von ihren Sitten, Religionsanschauungen und den bei ihnen gebräuchlichen Eigennamen wissen, zur Iranischen Völkergruppe und die Nachkommen der Alanen, die Osseten, sprechen heute noch eine Iranische Sprache. Nach den alten Traditionen der Perser, welche im Schah-nameh Firdusi's aufbewahrt sind, wohnten die Alanen (Alanân) ursprünglich auf dem Nordabhang des Hindukusch, in der Nähe des Landes Ghur oder Ghordscheh. Ammianus sagt ausdrücklich, daß die Alanen dasselbe Volk seien, welches früher unter dem Namen der Massageten bekannt gewesen sei, und der Kaiser Julian sagte in einer Ansprache an seine Soldaten: „Bereits Pompejus hat die Albanier und Massageten bekriegt, welche wir jetzt Alanen nennen." Es ist nun nicht wahrscheinlich, daß eine Völkerschaft, welche ursprünglich im Süden vom Amu-darja gewohnt hatte, einen so weiten Umweg gemacht und den Amu-darja, Syr-darja, Ural und die Wolga überschritten und sich dann noch ganz zwecklos den Uebergang

über den Kaukasus erkämpft haben sollte, um sich hier mitten im Gebirge anzusiedeln, während ihr doch die Ebenen Südrußlands und der Weg nach dem Donauthal offen stand, der von allen über die Wolga nach Südrußland gekommenen Völkern eingeschlagen wurde. Die Alanen hatten offenbar auf ihrer Wanderung Anfangs denselben Weg verfolgt wie vor ihnen die Armenier; sie waren im Süden des Amu-darja und Aralsees nach dem Kaspischen Meer und am Ufer dieses Meeres entlang nach dem Kaukasus gezogen, hatten sich an der am leichtesten zugänglichen Stelle den Uebergang über den Kaukasus erkämpft und sich dann allmählig bis an den Don ausgebreitet. Von diesen ihren neuen Wohnsitzen aus machten sie wiederholt Einfälle in Armenien und Kleinasien. Um 375 traten die Alanen als Bundesgenossen der Hunnen auf und betheiligten sich an dem Angriff derselben auf das Ostgothenreich und an deren Zuge nach Gallien. Im Jahre 406 machten sie in Verbindung mit Vandalen und Sueven einen Einfall in Gallien. Ein Theil von ihnen siedelte sich damals im Süden von der Loire an, wo sie später aufgerieben wurden; ein anderer Theil drang mit den Sueven und Vandalen 409 in Spanien ein, wurde aber dort von den Römern und Westgothen nach Lusitanien gedrängt, wo später ihr Name verschwand. Im Jahre 464 brach eine Abtheilung Alanen auch in Oberitalien ein, wurde aber von Ricimer besiegt. Von den im Kaukasus zurückgebliebenen Alanen stammen die heutigen Osseten ab.

Die Galtschas, auf welche die Europäischen Gelehrten erst seit der Eroberung Turkestans durch die Russen aufmerksam geworden sind, sind in Anbetracht ihrer Verbreitung, ihrer Sprache und ihres Volkstypus als die einzigen unvermischten Nachkommen der alten ungetheilten Indogermanen zu betrachten. Die Galtschas wohnen weit zerstreut und in geringer Zahl in den unzugänglichsten Thälern und Schluchten der Turkestanischen Hochgebirge. Ihre Sprachen unterscheiden sich nur dialektisch von einander. Auf Grund der von den Europäischen Reisenden mitgetheilten Sprachproben hält Tomaschek die Sprache der Darwaser, welche Nördlich vom Amu-darja wohnen, für verwandt mit der Sprache der alten Saken, die Sprache der Südlich vom Amu-darja wohnenden aber für verwandt mit dem Zend oder Altbaktrischen. Ihren Idiomen und Wohnsitzen nach zerfallen die Galtschas heutzutage in folgende sieben Zweige:

- Jagnauer, im Quellgebiet des Sarawschan;
- Sarykoler, im Gebiet von Sarykol, im Oestlichen Theil des Pamir;
- Darwaser, in den Gebirgslandschaften Darwas, Schugnan, Roschan und Karategin;
- Wachchaner, in Wachchan;
- Ischkaschmer, im Oestlichen Badachschan;
- Sebaker, im Gebiet von Sebak, in Badachschan;
- Munganer, in Badachschan, an der Gränze von Kafiristan.

Die Tadschiken Turkestans sind ein Mischvolk, entstanden durch Verschmelzung der Indogermanischen Urbewohner Turkestans mit Persischen, Griechischen, Makedonischen, Arabischen, Türkischen, Mongolischen und sonstigen fremden Elementen. Der körperliche Typus der Tadschiken unterscheidet sich aber trotzdem nur verhältnißmäßig wenig von dem Typus der Galtschas. Die Sprache der Tadschiken ist ein mit Arabischen, Türkischen und Mongolischen Elementen vermengtes Persisch. Die Tadschiken bilden die ansässige Bevölkerung eines großen Theiles der Turkestanischen Städte und Dörfer. Sie schließen sich im Allgemeinen von Norden und Westen an das Verbreitungsgebiet der Galtschas an und bilden zwischen diesen und den von Norden und Westen eingedrungenen Usbeken einen breiten Gränzgürtel. Die Tadschiken wohnen hauptsächlich in Fergana, im Karataugebirge und auf den Nordabhängen des Alaigebirges, im Sarawschangebiet, in Ostbuchara und Karategin, in Badachschan und im Oestlichen Theil des Nördlichen Afganistan.

Als Tadschiken werden auch die ansässigen Indogermanischen Bewohner des heutigen Persien bezeichnet im Gegensatz zu den nomadischen Ilyats, unter welchen man die zu verschiedenen Zeiten in Persien eingewanderten Araber und Türken begreift. Ich werde aber, um Verwechslungen zu vermeiden, die Persischen Tadschiken als Neuperser bezeichnen.

Die Neuperser bilden die ansässige Bevölkerung Irans. Ihre Sprache, das Neupersische, ist eine Tochtersprache des Altpersischen, hat aber seit der Herrschaft der Araber und der Einführung des Islam viele Arabische Wörter in sich aufgenommen. Die Neuperser sind direkte Nachkommen der alten Perser und Meder, haben sich aber im Laufe der Zeiten vielfach mit fremden Elementen vermischt. Als Handel treibendes Volk kommen die Perser auch außerhalb Iran vor, bis nach China im Osten und bis Orenburg und Kasan im Norden. Als Sklaven wurden die Neuperser bis in die letzte Zeit auch vielfach nach Turkestan verschleppt und an vielen Orten Turkestans sind gegenwärtig noch viele ehemalige Sklaven oder Nachkommen von solchen angesiedelt. Im Laufe des letzten Jahrhunderts allein sollen von den Turkmenen eine Million Menschen aus Persien nach Turkestan entführt worden seien.

Als Parsi oder Gebern bezeichnet man diejenigen Neuperser, welche bis jetzt der Religion des Zoroaster treu geblieben sind. In Folge der Verfolgung durch ihre Muhamedanischen Landsleute wanderte der größte Theil der Parsi nach dem Nordwestlichen Indien, besonders nach Bombay, aus, wo sie im Jahre 1881 85397 Seelen zählten. Die Indischen Parsi sind hauptsächlich Kaufleute. In Persien selbst gibt es gegenwärtig nur noch in Yezd, Taft und in verschiedenen Orten Kirmans Parsische Gemeinden, deren Gesammtseelenzahl auf etwa 8000 geschätzt wird.

Die Tat und Guran, ackerbautreibende Stämme, deren Sprache

ein Dialekt des Kurdischen ist, wohnen im äußersten Westen Irans; die Tat in der Provinz Baku, wohin sie unter den Sassaniden aus Adarbeidschan eingewandert sein sollen, und die Guran im Zagrosgebirge, unter den Kurdenstämmen.

Die Kurden, die sich selbst Kirmandschi nennen, wohnen hauptsächlich in dem nach ihnen benannten Kurdistan d. h. auf dem Südabhang des Armenischen Hochlandes und dem Nordwestabhang des Zagrosgebirges bis an den Tigris. Die Kurden sind ein räuberisches Nomadenvolk, welches schon seit undenklichen Zeiten dieselben Gegenden bewohnt und von den alten Schriftstellern unter dem Namen der Karduchen oder Gordyäer erwähnt wird. Die Kurden zählen etwa 2 1/4 Millionen Seelen, von denen 1 1/2 Millionen auf Türkischem, die übrigen auf Persischem Gebiet wohnen. Sie sind aber auch außerhalb ihrer engeren Heimath verbreitet und kommen besonders häufig in Armenien und Mesopotamien vor. Die Sprache der Kurden ist eine Schwestersprache des Neupersischen.

Die Sprache der Luren, welche übrigens noch wenig bekannt ist, soll ein Dialekt des Kurdischen sein. Die Luren wohnen in Luristan und zerfallen in die Großen Luren oder Bachtiari und in die Kleinen Luren oder Feili.

Die Afganen, welche sich selbst Puschtun (im Plural Paschtane) nennen, in Ostindien aber als Patanen bezeichnet werden, sind die Nachkommen der alten Parapamisaden. Nach ihrer eigenen Tradition sollen die Afganen von Juden abstammen und zwar von denjenigen, welche vom König Nebukadnezar aus Palästina weggeführt und im Innern Asiens angesiedelt worden waren. Diese Tradition ist um so auffallender, als die Afganen Muhamedaner sind und die Juden bei ihnen ebenso verhaßt und verachtet sind, wie bei den Usbeken und sonstigen Centralasiaten. Die Afganen haben wirklich in ihrem Aeußeren und in ihrem Charakter manche Aehnlichkeit mit den Juden. Ihre Gesichtszüge nähern sich viel mehr dem Jüdischen Typus als dem Typus der übrigen Indogermanen und sie zeigen auch die meisten derjenigen Charaktereigenschaften, welche das Jüdische Volk so unvortheilhaft auszeichnen. Nur sind die Afganen kriegerisch, tapfer und hitzig, während sich das „auserwählte Volk" bekanntlich von jeher durch den Mangel an kriegerischen Eigenschaften ausgezeichnet hat. Es ist also leicht möglich, daß die Afganen wirklich mit Jüdischen Elementen vermischt sind und vielleicht sind die sogenannten verlorenen Stämme Israels, deren Schicksal die Gelehrten schon vielfach beschäftigt hat, in den Afganen aufgegangen.

Die Afganen wohnen hauptsächlich in dem nach ihnen benannten Lande Afganistan, welches im Norden an die Turkmenenwüste und den Amu-darja, im Osten an Kafiristan, im Süden an Beludschistan und im Westen an Chorassan gränzt. Die Afganen wohnen also in ihren jetzigen Wohnsitzen schon seit den ältesten Zeiten. In dem Nördlich vom Hindukusch gelegenen

Theile, dem alten Baktrien, welches jetzt als Afganisches Turkestan bezeichnet wird, bilden die Afganen nur die herrschende Bevölkerung und sie kommen hier nur als Soldaten, Beamte und Kaufleute vor. Die Seelenzahl der im eigentlichen Afganistan lebenden Afganen wird auf 3½ Millionen geschätzt, während die gesammte Bevölkerung Afganistans, mit Einschluß der Nicht-afganischen Völkerschaften auf etwa 6 Millionen veranschlagt wird.

Die Beludschen bilden den Hauptstock der Bevölkerung von Beludschistan, dem Gedrosien der alten Schriftsteller; sie sind Nomaden und zerfallen in eine große Menge von kleinen Stämmen. Ihre Sprache ist mit dem Zazadialekt des Kurdischen nahe verwandt.

Die Osseten, welche sich selbst Ir oder Iran (Iraner) nennen, sind als die Nachkommen der Alanen zu betrachten, wofür folgende Gründe sprechen. Erstens wohnen die Osseten da, wo auch die ursprünglichen Sitze der Alanen gewesen waren. Zweitens ist es eine bekannte Thatsache, daß in Gebirgsgegenden eine einmal angesessene Bevölkerung nie wieder ganz verschwindet und es ist deßhalb als sicher anzunehmen, daß sich auch von den Alanen im Kaukasus Nachkommen erhalten haben müssen. Da nun unter den heutigen Bewohnern des Kaukasus die Osseten die einzige Indogermanische Völkerschaft sind, so können nur sie die Nachkommen der Alanen sein. Drittens sollen die Alanen sich selbst Os genannt haben und Ptolemäus erwähnt eine Völkerschaft der Osilier (Ὄσιλοι) an der Mündung des Don. Die Osseten reichten aber nach ihren eigenen Traditionen und den Nachrichten der Georgier früher bis an den Don und sind erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts durch Batu auf ihre gegenwärtigen Sitze im Gebirge beschränkt worden. Das Wort Don selbst ist Ossetisch und bedeutet so viel wie Fluß.

Gegenwärtig wohnen die Osseten im mittleren Kaukasus, an der einzigen natürlichen Querstraße, welche den Kaukasus tief durchschneidet, und zählen 76000 Seelen, von denen nahezu 50000 auf der Nördlichen, die übrigen auf der Südlichen Seite des Kaukasus wohnen. Sie scheiden sich in vier Hauptstämme, die sich übrigens in Bezug auf Sprache, Sitten und Gebräuche nur wenig von einander unterscheiden: die Digorzen, die Waladschir, die Kurtati und die Tagauren. Die Sprache der Osseten, die sich zunächst dem Pehlewi und Armenischen anschließt, scheidet sich in mehrere Dialekte, den Digorischen, den Tagaurischen, den Südossetischen 2c.

k) Indier.

Zur indischen Gruppe gehören die Hindus, die Zigeuner, die Siagpuschen und die Darden.

Die Hindus, die Bewohner der Nördlichen Hälfte Vorderindiens, sind ein Mischvolk und sind entstanden durch Verschmelzung der um das

Jahr 2000 v. Chr. durch das Pendschab nach Indien eingewanderten zur Baktrischen Gruppe gehörigen Indier mit den Dravidischen Urbewohnern des Landes. Der Typus der Hindus ist in verschiedenen Gegenden verschieden; im Allgemeinen haben sich die Hindus in Folge der Vermischung mit einer schwarzen Rasse und der Einwirkung des Klimas vom ursprünglichen Indogermanischen Typus weiter entfernt als alle anderen Zweige der Indogermanen. Die Indier hatten zwar zur Reinhaltung ihrer Rasse und zur Hintanhaltung der Verschmelzung mit den tief verachteten Ureinwohnern ihr Kastensystem[1]) eingeführt und eheliche Verbindungen zwischen den verschiedenen Kasten verboten, der beabsichtigte Zweck konnte aber nicht mehr erreicht werden, weil die Kasteneinrichtung erst im 5. Jahrhundert v. Chr. durch Manu's Gesetzbuch begründet wurde, als die Rassenmischung schon weit vorgeschritten war. Deßhalb unterscheiden sich auch die Indischen Brahmanen und Fürsten, die auf ihre rein Arische Abstammung pochen, in Bezug auf körperlichen Typus nur wenig oder auch gar nicht von der großen Masse des Volkes. Gegenwärtig zerfallen die Hindus sowohl in sprachlicher als auch in sozialer Beziehung in folgende Unterabtheilungen:

1) Oestliche Gruppe: Bengalen, Assamesen, Odras, Nepalesen;
2) Mittlere Gruppe: Hindustanis, Radschputen;
3) Südliche Gruppe: Mahratten, Konkanesen rc.;
4) Nördliche Gruppe: Kaschmiris rc.;
5) Westliche Gruppe: Dschat, Sindhier.

Von den Hindus werden gegenwärtig folgende 13 Sprachen gesprochen:

1) Bengali, Assami, Orissa, Nepali;
2) Hindustani, Sindhi, Gudscherati, Katschi;
3) Mahratti, Konkani;
4) Kaschmiri, Pendschabi, Hindi.

Das Sprachgebiet des Bengali zieht sich im Süden des Himalaja entlang und reicht von Parniah bis Assam. Das Sprachgebiet des Bengali umfaßt etwa 22½ Millionen Menschen.

Das Assami, ein Seitendialekt des Bengali, wird im Brahmaputrathal von Gwalpara bis Sadiya gesprochen.

Das Orissa, von etwa 2 Millionen Menschen gesprochen, reicht von Subanrikha bis Gandscham.

Das Nepali, das sich an das Bengali, Assami und Orissa anschließt, ist die Sprache der Hindubevölkerung Nepals.

Das Hindustani oder Urdu, welches ein stark mit Persischen und

---

[1]) Die Kasten der Brahmanen, Kshatrijas und Vaisyas oder der Priester, Krieger und Ackerbauer enthielten die Nachkommen der eingewanderten Indogermanen, während die Kaste der Sudras oder Handwerker und die außerhalb der Kasten stehenden rechtslosen Parias aus den Nachkommen der unterworfenen Dravidas bestanden.

Arabischen Elementen versetztes Hindi ist, ist die Sprache der Muhamedanischen Bevölkerung Centralindiens und zugleich die allgemeine Verkehrssprache Indiens.

Das von nicht ganz 2 Millionen Menschen gesprochene Sindhi herrscht im unteren Industhal, von Multan abwärts.

Das Gudscherati reicht vom Aravaligebirge bis zum Vindhyagebirge und wird von etwa 6 Millionen gesprochen.

Das Katschi ist die Sprache der Bewohner der Halbinsel Katsch.

Das Mahratti reicht vom Vindhyagebirge bis gegen Goa.

Das Konkani, ein Seitendialekt des Mahratti, wird an der Meeresküste zwischen Daman und Ratnagiri gesprochen. Das Sprachgebiet des Mahratti und Konkani umfaßt 10 Millionen Menschen.

Das Kaschmiri, welches im Thale von Kaschmir von etwa 3 Millionen Menschen gesprochen wird, weicht von den übrigen Indischen Sprachen bedeutend ab.

Das Pendschabi wird zwischen Indus und Satledsch von etwa 16 Millionen Menschen gesprochen.

Das Hindi, welches in mehrere Dialekte zerfällt, ist die Sprache des mittleren Indien und wird von 61 Millionen Menschen gesprochen.

Die Grundsprache, aus welcher sich alle aufgezählten Indischen Sprachen entwickelt haben, ist die Sprache der Vedas, deren Entstehung zwischen 2000 und 1500 v. Chr. fällt. Aus der Vedasprache entwickelten sich im Laufe der Zeiten nicht nur die Volkssprachen, sondern auch die Schriftsprache, welche unter dem Namen Sanskrit bekannt ist.

Die Zigeuner stammen, wie ihre Sprache beweist, aus dem Nordwestlichen Indien und man vermuthet, daß sie mit den Tschangar, einer Auswurfskaste von Pendschab und Sindh, identisch sind. Was die Zigeuner zur Auswanderung aus Indien veranlaßt und wann diese Auswanderung stattgefunden hat, ist unbekannt. Man weiß nur, daß die Zigeuner im Jahr 1322 auf Kreta, 1346 auf Korfu und 1370 in der Walachei erschienen, von wo sie sich allmählig über ganz Europa verbreiteten. Die Zigeuner nennen sich selbst Kola oder Kalo oder auch Mellele, welche Bezeichnungen soviel wie „Schwarze" bedeuten, im Gegensatz zu den Europäern, und außerdem auch noch Manusch oder Rom („Leute") und Sinte oder Sinde, d. h. Bewohner von Sindh. Von den Völkern, unter denen sich die Zigeuner herumtreiben, werden ihnen an verschiedenen Orten verschiedene Namen beigelegt: in Deutschland heißen sie Zigeuner, in Polen und Rußland Zigane, in Frankreich Bohémiens (Böhmen), in England Gypsies (Aegypter), in Italien Zingano, in Spanien Gitanos, in Siebenbürgen Pharao nepek (Pharaonenleute), in Griechenland Aegypter oder Athinganer (Heiden), in den Niederlanden Heidenen (Heiden); in Turkestan heißen die ansässigen Zigeuner Masang, die wandernden Ljuli; in Norddeutschland, Schweden und Dänemark heißen sie Tatern (Tataren) u. s. f.

Am zahlreichsten sind die Zigeuner in den unteren Donauländern vertreten. Die Gesammtzahl aller Europäischen Zigeuner wird auf eine halbe Million Seelen geschätzt. In Spanien sollen 40 000, in England und Schottland 18 000, in Oestreich-Ungarn 97 000, in Rumänien 200 000 und in der Türkei ebensoviel leben, während ihre Anzahl in Deutschland und Frankreich nur gering ist. In Centralasien finden sich die Zigeuner am zahlreichsten in Buchara.

Die Siagpuschen („mit schwarzen Fellen Bekleidete"), welche auch als Kafiren oder „Ungläubige" bezeichnet werden, weil sie sich der Bekehrung zum Islam bisher hartnäckig widersetzt haben, sind eine kleine isolirte Völkerschaft in dem hohen und unzugänglichen Alpenland Kafiristan, im Oestlichen Theil des Hindukusch. Sie haben eine gemeinsame Sprache aber keinen gemeinsamen Volksnamen und bestehen aus einer Anzahl von (angeblich 18) kleinen Stämmen, die sich fortwährend unter einander befehden. Ihre Gesammtzahl wird auf eine halbe Million geschätzt. Die Siagpuschen, von denen ich während meines Aufenthaltes in Badachschan im Jahre 1878 ein halbes Dutzend Vertreter kennen lernte, die sich dahin während eines der gewöhnlichen Bürgerkriege geflüchtet hatten, gleichen in Bezug auf körperlichen Typus, abgesehen von ihrem kleineren Wuchs, den benachbarten Galtschas und sind deßhalb wie diese noch als unverwischte Nachkommen der Urindogermanen zu betrachten.

Die Darden oder Dardu, die Darada der alten Indier und die Δεράδαι der Griechen, wohnen am oberen Indus, in Gilgit, Astor 2c.

IV. Ostasiatische Rasse.

Als die Urheimath der Ostasiatischen Rasse sind die Gebirgslandschaften zu betrachten, welche die Mongolei, Wüste Gobi und Tibet in ununterbrochener Linie von allen Seiten umgeben, von denen nur die Westlichen, der Alatau, Tjan-schan und Pamir von jeher von dem Indogermanischen Zweige der Westasiatischen Rasse besetzt waren. Von diesen Ursitzen aus verbreitete sich die Ostasiatische Rasse später im Norden über ganz Sibirien und Nordeuropa, im Osten über die Japanischen Inseln und über ganz Amerika, im Süden über China, Hinterindien, die Südasiatischen Inseln und die Inseln des Stillen Oceans bis in die Nähe von Amerika; zuletzt, und zwar bereits in historischer Zeit, drangen die Ostasiaten auch in das Gebiet der Westasiaten ein und verbreiteten sich über Turkestan, Vorderasien, einen Theil Vorderindiens und setzten sich selbst in einem großen Theil von Europa fest. Die Ostasiatische Rasse hat also unter allen Rassen der Erde weitaus die größte räumliche Verbreitung gefunden. Erst in der letzten Zeit haben die zum größten Theil aus den Indogermanen hervor-

gegangenen Völker des heutigen Europa, Dank ihrer höheren Kultur, die Oberhand gewonnen und die Ostasiaten bereits aus einem großen Theil ihrer Wohnsitze verdrängt; so namentlich die Indianer Amerikas und die Sibirischen Völker, welche ihrem gänzlichen Untergang mit Riesenschritten entgegengehen.

Bei der großen räumlichen Verbreitung der Ostasiaten über alle Kontinente und alle Klimate der Erde ist es selbstverständlich, daß sich dieselben im Laufe der Zeiten mit vielen fremden Elementen vermischt und deßhalb und in Folge der Einwirkung der verschiedenen Klimate bedeutende Veränderungen in ihrem Rassentypus erfahren haben müssen. Die verschiedenen Zweige der Ostasiatischen Rasse weichen deßhalb auch gegenwärtig bedeutend von einander ab, jedoch nicht so sehr, daß sich der ursprüngliche Zusammenhang nicht mehr erkennen ließe.

Gegenwärtig zerfällt die Ostasiatische Rasse in folgende vier Unterabtheilungen: Sibirjaken, Indianer, Malayen und Mongolen.

A. Sibirjaken.

Die Sibirjaken, welche von anderen als Arktiker oder Hyperboreer bezeichnet werden, die numerisch schwächste Gruppe der Ostasiaten, waren offenbar die Urbewohner Sibiriens. Sie waren nach den alten Traditionen über die älteste Bevölkerung Sibiriens früher viel zahlreicher gewesen und hatten den ganzen Norden Asiens bewohnt, ehe sie durch das Vordringen zuerst der Mongolen und in der Neuzeit der Russen auf ihre gegenwärtigen unwirthlichen Gebiete beschränkt wurden. Die Seelenzahl der zur Abtheilung der Sibirjaken gehörigen Völkerschaften ist auch gegenwärtig noch immer im Rückgang begriffen und das vollständige Erlöschen derselben in Folge des Vordringens der Europäer nur mehr eine Frage der Zeit.

Die Sibirjaken zerfallen gegenwärtig in folgende Völkerschaften:

1) Jenissei-Ostjaken,	4) Tschuktschen,	7) Ainos,	10) Eskimos,
2) Kotten,	5) Korjaken,	8) Giljaken,	11) Namellos.
3) Jukagiren,	6) Kamtschadalen,	9) Aleuten,	

Die **Jenissei-Ostjaken**, die am oberen Jenissei und dessen Nebenflüssen wohnen, scheiden sich in zwei Stämme, die **Sym'schen** und die **Imbazkischen Ostjaken**. Die ersteren leben an den Flüssen Sym, Kas und Dubtsches auf dem linken, und den Flüssen Pit und Kis auf dem rechten Ufer des Jenissei; die letzteren an dem Flusse Bachta bis zur Kureika im Norden.

Die **Kotten** wohnen am Agul, einem Nebenfluß des Kan.

Die Sprachen der Jenissei-Ostjaken und Kotten zeigen in Bezug auf das Lautsystem und ihren allgemeinen Charakter eine große Aehnlichkeit

mit den Idiomen der Ural-Altaier. Vermöge der erstaunlich großen Einfachheit der Verbums haben sie aber mehr Aehnlichkeit mit den Mongolisch-Tungusischen als mit den Türkischen und Uralischen Sprachen.

Die Jukagiren, welche sich selbst Adon domni oder „Menschen“ nennen, wohnen gegenwärtig etwa 1000 Seelen stark an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und am oberen Anadyr. Sie bildeten früher mit den jetzt ausgestorbenen Omoken, Schelagen und Aniuylen ein großes Volk, welches ursprünglich das Nordöstliche Sibirien bewohnte, später aber durch die Jakuten und Tungusen verdrängt wurde. Die Tschuwanen, welche am Aniuy und oberen Anadyr nomadisiren, sind ein Zweig der Jukagiren.

Die Tschuktschen, die sich selbst Tschauktschen nennen, bewohnen die unwirthliche Nordöstliche Landspitze von Sibirien, die sogenannte Tschuktschen-Halbinsel, mit Ausnahme des Küstengebietes, von der Koljutschin-Bay im Norden bis zum Golf von Anadyr im Süden. Im Süden gränzen sie an den Fluß Anadyr, im Westen reichen sie bis zum Kap Schelagow. Sie kommen aber vereinzelt auch im Süden des Anadyr, vermischt mit Korjaken, vor. Die Gesammtzahl der Tschuktschen wird auf 5—10 000 Seelen geschätzt.

Die Korjaken sind mit den Tschuktschen in Sprache, Sitten und Lebensweise nahe verwandt und gleichen ihnen auch ganz in ihrem Aeußern. Sie sind theils ansässige Jäger, theils Rennthiernomaden. Ihre Seelenzahl wird auf 3—5000 veranschlagt. Die Korjaken wohnen Südlich vom Flusse Anadyr, wo sie auf der Halbinsel Kamtschatka bis zum Flüßchen Ukoi im Osten und bis zum Flüßchen Charjuskaja im Westen reichen. Ferner bewohnen sie das ganze Küstengebiet zwischen den Flüssen Penschina und Nuktschan. Ein kleiner Theil wohnt endlich im Gebiet von Ochotsk. Die Korjaken zerfallen in vier Stämme: Olutoren, Kamenen, Pallanen und Ukiner.

Die Kamtschadalen, die sich selbst Kroschscha (Menschen) oder Itelmen (Urbewohner) nennen, bewohnen den Südlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka, unterhalb der Flüsse Ukoi im Osten und Charjuskaja im Westen, und die Kurileninsel Schumtschu. Man schätzt ihre Seelenzahl auf 2—3000.

Die Ainos oder Kurilen, welche sich selbst Ainu, d. h. Menschen nennen, machten den Ethnologen viel Schwierigkeiten, weil ihre Sprache eine eigenthümliche ist und sie sich durch eine auffallend starke Behaarung auszeichnen, während bei allen andern Gliedern der Ostasiatischen Rasse das Gegentheil der Fall ist. Neuere Untersuchungen haben aber ergeben, daß in Wirklichkeit der Haarreichthum der Ainos geringer ist als bei den Europäern und selbst bei den Japanesen. Nach Dr. Hilgendorf ist die Fläche von einem Quadratcentimeter bei Germanen mit 280, bei Japanesen

mit 270 und bei den Ainos nur mit 214 Haaren bedeckt. Der Haarwuchs der Ainos erscheint nur deßhalb so außerordentlich stark, weil bei ihnen die Haare ungewöhnlich dick sind. Während nämlich der Querschnitt der Haare bei Germanen und Japanesen nur 0,052 Quadratmillimeter beträgt, beträgt dieser Querschnitt bei den Ainos 0,126 Quadratmillimeter. Wenn auch die Ainos sonst wenig Aehnlichkeit mit den übrigen Völkern der Ostasiatischen Rasse zeigen, so beweisen doch unwiderleglich ihre schiefgeschlitzten Augen ihre Zugehörigkeit zu dieser Rasse.

Die Ainos bewohnen gegenwärtig nur noch die Kurileninseln, die Südspitze von Kamtschatka, den Südlichen Theil der Insel Sachalin und die Ost- und Westküste der Insel Jesso. Sie waren aber früher offenbar die Urbewohner der ganzen Ostküste Asiens gewesen, von wo sie von den Mongolischen Völkerschaften zuerst auf die im Osten vorgelagerten Japanischen und Kurulischen Inseln zurückgedrängt und später auch hier immer mehr eingeschränkt wurden. Daß die Ainos früher auch das heutige Japan bewohnt haben, geht daraus hervor, daß der Typus der Ainos unter den heutigen Japanesen vertreten ist.

Die Giljaken, welche etwa 5000 Seelen stark auf dem Asiatischen Festland, gegenüber der Insel Sachalin, wohnen, sind den Ainos verwandt, weisen aber in ihrem Aeußeren viel mehr Aehnlichkeit mit den Mongolen auf als die Ainos.

Die Aleuten wohnen auf den gleichnamigen Inseln des Behringsmeeres. Sie gleichen in ihrem Aeußern den Eskimos, haben aber eine verschiedene Sprache, welche mit der Eskimosprache nur eine Anzahl Wörter gemein hat. Dem äußeren Typus und der reichen Entwicklung der Wortformen nach erinnert das Aleutische an die Türkisch-Tatarischen Idiome und an die Sprachen der Uralischen Stämme. Die Vorfahren der Aleuten müssen also ursprünglich im Norden von den Samojeden und Türken gewohnt haben.

Die Eskimos nennen sich selbst Innuit oder „Menschen". Der Name Eskimo, rekte aski-mow = „er ißt roh", wurde von den Indianischen Abenakis ihren Nördlichen Nachbarn an der Küste von Labrador beigelegt und dieser Name wurde später von den Europäern auf alle in Bezug auf Sprache, physischen Typus und Lebensweise unter einander verwandten Stämme des Arktischen Amerika übertragen. Die Eskimos sind offenbar die letzten aus Asien über die Behringsstraße nach Nordamerika gekommenen Einwanderer; denn sie gleichen in ihrer Gesichtsbildung, ihrer Sprache und ihrer Lebensweise noch viel mehr den Bewohnern der Nordostspitze Asiens als den Indianern Nordamerikas. Zu den Eskimos gehören die Grönländer, die Bewohner der Küsten der Baffinsbay, der Nord- und Ostküste von Labrador, der Westküste der Hudsonsbay, der Halbinsel Melville, der ganzen Nordküste des Amerikanischen Kontinents bis zum Eiskap,

sowie des gesammten Nordens und Nordwestens von Aljaska. Die Eskimos zerfallen in drei Gruppen: in die Grönländer, die eigentlichen Eskimos und die Aljasker.

Die eigentlichen Eskimos, welche den Küstenstrich des äußersten Nordamerika bewohnen, werden durch das Felsengebirge in zwei Abtheilungen geschieden, die zwei verschiedene und bedeutend von einander abweichende Dialekte sprechen.

Die Aljasker, welche längs der Westküste von Nordamerika von der Kotzebuebucht im Norden bis zum Mount Elias im Süden wohnen, zerfallen in folgende 13 Stämme:

die Ugalakmuten, von der Icy-Bay bis zum Ausfluß des Kupferflusses;
die Tschugatschen oder Tschugatschigmuten, auf den Küsten und Inseln des Tschugatschgolfes und der Südwestlichen Küste der Kenai-Halbinsel;
die Konjagen oder Kaniagmuten auf der Insel Kadjak und im größten Theil der Halbinsel Aljaska;
die Aglegmuten oder Oglemuten, auf der Nördlichen Küste von Aljaska und längs der Nordküste der Bristol-Bay bis Point Etolin;
die Nuschagagmuten oder Kijataigmuten, auf der Küste in der Nähe der Mündung des Nuschagag bis zum Kap Newenham im Westen;
die Kuskwogmuten oder Kuskokwigmuten, auf beiden Ufern der Kuskokwim-Bay und des gleichnamigen Flusses;
die Agulmuten, zwischen dem Kap Awinow und Kap Romanzow;
die Magemuten oder Magagmuten, zwischen dem Kap Romanzow und der Yukonmündung;
die Ekogmuten, im Yukondelta von Kipniuk bis Paschtolik;
die Unaligmuten oder Unaleet, zwischen Paschtolik und Schaktolik;
die Mahlemuten oder Maleigmuten, an der Norton-Bay;
die Kaviagmuten oder Anligmuten, auf der Halbinsel Kaviak und der Insel Aziak;
die Okeogmuten, auf den Inseln der Behringsstraße.

In früheren Zeiten reichten die Wohnsitze der Eskimos im Osten noch weiter nach Süden als gegenwärtig. Zur Zeit der Entdeckung Nordamerikas durch die Normannen, um das Jahr 1000 n. Chr., waren die Eskimos, welche die Normannen Skrällinger oder Zwerge nannten, in dem von den Entdeckern besuchten Winland, wahrscheinlich das heutige Massa-

chussets, angesiedelt, wurden aber später, wahrscheinlich durch die Algonkinstämme, nach Norden zurückgedrängt. In Grönland sind die Eskimos erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts eingewandert.

Die Namollos, welche auch Tuski oder Onkilon genannt werden, wohnen etwa 2000 Seelen stark auf der Nordostküste Asiens, an der Behringsstraße und längs des Eismeeres. Die Sprache der Namollos ist eine Schwestersprache der Eskimosprache, ein Beweis, daß die Namollos, welche den Eskimos auch in ihrem Aeußeren und in ihrer Lebensweise gleichen, mit diesen früher in Nordasien ein einziges Volk gebildet haben.

Daß die Sibirjaken keine eigene Rasse, sondern nur einen Zweig der Ostasiatischen Rasse bilden, wird dadurch bewiesen, daß sie alle charakteristischen Merkmale dieser Rasse aufweisen und sich in ihrem Aeußeren von dem Mongolischen Typus nur wenig, zum Theil auch gar nicht unterscheiden. Bei den Namollos fand Graf Lütke ausgesprochen Mongolische Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, kleine Nasen und vielfach schiefgeschlitzte Augen. Chamisso, der Namollos in der St. Lorenzbucht und Eskimos am Kotzebuesunde vergleichen konnte, bemerkt, daß die Bevölkerung der Nordostspitze Asiens sowie alle Amerikaner von der Behringsstraße bis zur Baffins-Bay ein und denselben Menschenschlag angehörten und eine ausgezeichnet Mongolische Gesichtsbildung aufwiesen. Dr. Pickering erklärt die Eskimos auf Grund von Autopsie für Mongolen. Die Tschuktschen gleichen theils den Indianern, theils den Mongolen. Die Jenissei-Ostjaken sind in Bezug auf ihr Aeußeres von ihren Ural-Altaischen Nachbarn nicht zu unterscheiden. Die Kamtschadalen haben, wie die Mongolen, rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kleine, tiefliegende Augen, platte Nase, schwarzes Haar und lohfarbige Haut.

B. Indianer.

Die Indianer haben ihren Namen bekanntlich in Folge eines Mißverständnisses erhalten, in Folge des Umstandes, daß Kolumbus in den jetzt sogenannten Westindischen Inseln den äußersten Osten Indiens entdeckt zu haben glaubte. Die Indianer waren die ersten Bewohner Amerikas und sie sind daselbst offenbar erst vor verhältnißmäßig nicht gar langer Zeit eingewandert. Dieß geht daraus hervor, daß sie trotz ihrer Verbreitung über den ganzen Amerikanischen Kontinent und trotz des Aufenthaltes in den verschiedensten Klimaten bis auf den heutigen Tag noch einen einzigen Rassentypus repräsentiren.

Darüber, daß die Indianer nur eine einzige Rasse bilden, waren die Gelehrten von jeher so ziemlich einig. Peschel sagt darüber (Seite 409): „Daß der Amerikanische Mensch seinen körperlichen Merkmalen zufolge einer einzigen Rasse angehöre, darüber hat sich glücklicherweise kein Streit

erhoben.“ Und Müller (Seite 212): „Amerika wird, mit Ausschluß jenes Theiles im Norden, den die zur Hyperboreerrasse gehörenden Innuit einnehmen, von einer einzigen Menschenvarietät bewohnt, welche sowohl in Hinsicht ihrer körperlichen Eigenschaften, als auch in Betreff ihrer geistigen Begabung mit keiner der Rassen, welche die alte Welt bewohnen, irgend welche nahe Verwandtschaft verräth. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß einerseits gewisse Momente vorhanden sind, welche eine Aehnlichkeit der Völker Amerikas, namentlich im höchsten Norden, mit den Völkern Nordasiens bedingen, und andererseits die Völker Amerikas selbst, sowohl in Betreff ihrer physischen Konstitution, als auch in Bezug auf geistige Begabung und Kulturentwicklung bedeutende Unterschiede zeigen, aber nichtsdestoweniger dürfte die oben ausgesprochene, von den kompetentesten Anthropologen und Ethnographen gehegte Ansicht als die naturwissenschaftlich und historisch am meisten begründete sich erweisen.“ Auf der folgenden Seite sagt Müller weiter: „Andererseits aber reicht die Annahme zweier aus Asien eingewanderter Urrassen nicht aus, um die Mannigfaltigkeit, welche sowohl in anthropologischer als auch in ethnologischer Beziehung zwischen den Völkern Amerikas unzweifelhaft besteht, einigermaßen zu erklären. Nach unserer Ansicht sind diese Abweichungen zwar sehr zahlreich, lassen sich aber aus der Thatsache einerseits, daß die Rasse einen geographisch bloß in die Breite gezogenen Verbreitungsbezirk einnimmt, und aus dem Umstande andererseits, daß sie vor langer Zeit von den kontinentalen Rassen sich losgelöst hat, genügend erklären. Wir stehen daher nicht an, den Aboriginer Amerikas vom anthropologischen Standpunkt als isolirt zu betrachten, wie auch seine Rasseneinheit auszusprechen.“

Die Indianer gehören aber nicht bloß zu einer und derselben Rasse, sie sind mit einander auch sprachlich verwandt, und nach Dr. Latham's Ansicht weichen die Sprachen der verschiedenen Indianerstämme von einander nicht mehr ab, als die Sprachen der verschiedenen Zweige der Indogermanen.

Was die Verwandtschaft der Indianer mit den übrigen Menschenrassen betrifft, so wichen die Ansichten der Gelehrten in dieser Beziehung früher ebenso sehr von einander ab, wie sie in Betreff der Rasseneinheit der Indianer einmüthig waren. Bald nach der Entdeckung Amerikas waren die Europäer in ihrer Selbstüberhebung sogar im Zweifel, ob die Indianer überhaupt zum Menschengeschlecht zu zählen seien, und erst durch eine päpstliche Bulle vom Jahre 1537 wurden dieselben allergnädigst als Menschen anerkannt. Man hielt aber noch lange die Indianer für eine in Amerika selbstständig entstandene Rasse, welche mit den Rassen der alten Welt in keiner weiteren Verwandtschaft stehen sollte. Erst später, als man die Völker Ostasiens genauer kennen lernte, fand man, daß die Indianer nicht nur in Bezug auf ihren physischen Typus, sondern auch in Bezug

auf Volkscharakter und Sprache viele Aehnlichkeiten mit den Bewohnern des äußersten Nordostens Asiens und selbst mit den Mongolen aufweisen, und in neuester Zeit ist man endlich zu der richtigen Ansicht gelangt, daß die Indianer überhaupt keine eigene Menschenrasse bilden, sondern mit den Mongolen, Malayen und Sibirjaken aus ein und derselben Urrasse hervorgegangen sind.

Daß die Indianer mit den Sibirjaken und Mongolen rassenverwandt sind, geht aus ihrem Typus deutlich hervor, denn sie weisen im Allgemeinen alle charakteristischen Merkmale der Ostasiatischen Rasse auf. Wie alle übrigen Angehörigen dieser Rasse haben die Indianer pechschwarzes, langes, grobes, straffes und walzenförmiges Hauptthaar; spärlichen oder gänzlich fehlenden Bart und ditto Körperbehaarung; gelbliche Hautfarbe, die sich an den der Sonne ausgesetzten Theilen in Kupferfarbe verwandelt; einen kugelförmigen Kopf mit hervorragenden und weit abstehenden Backenknochen und breitem Gesicht, und schmale, häufig schiefgeschlitzte Augen. Nur in einer Beziehung weicht ein Theil der Indianer vom Ostasiatischen Typus ab, indem manche Stämme starke, vorstehende und leicht gebogene Nasen haben. Dieß ist aber in Anbetracht der Uebereinstimmung aller übrigen Rassenmerkmale mit den Rassenmerkmalen der Ostasiaten nur ein verhältnißmäßig geringfügiges Moment, wenn man bedenkt, was ich früher über die Veränderlichkeit der Rassenmerkmale gesagt habe, und innerhalb welch weiter Gränzen z. B. die Nasen bei den Angehörigen der Westasiatischen Rasse schwanken. Individuen mit ausgesprochen Indianischen Nasen habe ich auch unter den Centralasiatischen Usbeken und Kirgisen getroffen. Zudem ist diese Besonderheit nicht allen Indianern gemein, sondern tritt nur örtlich auf und kann deßhalb auch nicht als Rassenmerkmal gelten. Uebrigens dürften die nicht Mongolischen Nasen eines Theiles der Indianer, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theil, auf spätere Vermischung mit Westasiaten zurückzuführen sein, worauf schon der Umstand hinweist, daß sich der erwähnte Nasentypus hauptsächlich bei den Häuptlingen findet und daß die Götzenbilder der Indianer mit langen Nasen dargestellt werden.

Alle Reisenden, welche Gelegenheit gehabt haben, Indianer, Sibirjaken und Mongolen kennen zu lernen, haben auf die gegenseitige Aehnlichkeit derselben aufmerksam gemacht. Die Indianer Buffalo Bills, die sich vor zwei Jahren hier in München produzirten, würde ich, wenn ich dieselben in Turkestan angetroffen hätte, ohne weiters für Mongolen gehalten haben, und sogar ihr Kriegsgeschrei glich dem Kriegsgeschrei der Kirgisen aufs Haar. Georg Steller behauptet von den Korjaken, daß sie an Körpergröße, Gesichtsbildung, Haarwuchs und Aussprache aus vollem Halse den Eskimos ähnlich seien, wie ein Ei dem andern, und Kennan nennt sie wegen ihrer physischen Merkmale Stämme von Nordamerikanischem

Typus. James Orton erklärte die Zaparos im Osten der Cordilleren Quitos, und ein Offizier des Sharpshooters, des ersten Englischen Kriegsschiffes, welches 1866 in den Parastrom in Brasilien einlief, die dortigen Indianer für Chinesenähnlich. Burton schildert die Brasilianischen Eingebornen am Cachanhyfall mit „dicken runden Kalmükenköpfen, platten Mongolengesichtern, breiten, scharf vortretenden Jochbeinen, schiefen, bisweilen geschlitzten Chinesenaugen und dünnen Lippenbärten." Tschudi erklärt, er habe Chinesen gesehen, die er auf den ersten Blick für Botokuden gehalten habe. St. Hilaire fand bei den Malalis Brasiliens schmale, schiefgestellte Augen und stumpfe Nasen. Von den Tschuktschen berichten die Reisenden, daß ein Theil derselben Indianischen, ein anderer Theil ausgesprochen Mongolischen Typus besitzt. Murray behauptet, daß die Chinook-Indianer und die anderen Indianischen Stämme im Norden Amerikas von den Eskimos gar nicht zu unterscheiden seien. Reinhold Hensel erzählt von den Corrados, daß deren Gesichtszüge, namentlich durch die vorstehenden Jochbeine, einen Mongolischen Typus erhalten, und daß alle Guaranistämme Brasiliens schiefgeschlitzte Augen haben. Schiefgeschlitzte Augen fand King auch noch bei vielen Individuen unter den Huillichen Patagoniens. Dr. Wilson untersuchte Haarproben, welche einem Begräbnißplatz der Huronen entnommen waren; dieselben glichen in Farbe und Struktur vollständig den Haaren der Chinesen und sonstigen Mongolen. A. v. Humboldt legt den Eingebornen Mexikos echte Mongolenmerkmale bei: Bartarmuth, vorstehende Jochbeine, breiten Mund und schmale, schiefgeschlitzte Augen. Dieselben Merkmale schreibt Moritz Wagner den auf dem Isthmus von Panama wohnenden Indianerstämmen zu und fügt hinzu, daß auch die Mongolische Stumpfnase bei denselben zwar nicht immer, aber häufig zum Vorschein komme.

Aus den angeführten Angaben, deren Zahl noch beliebig vermehrt werden könnte, geht wohl, denke ich, zur Genüge hervor, daß die Indianer keine selbstständige Menschenrasse, sondern, wie die Sibirjaken und Mongolen, nur einen Zweig der Ostasiatischen Rasse bilden.

Die Sprachen der Indianer zeigen, wie bereits erwähnt, alle einen gemeinschaftlichen Charakter, sie bestehen aber aus einer außerordentlich großen Anzahl von verschiedenen Idiomen, deren Zahl auf 5—600 geschätzt wird. Von diesen Idiomen haben aber nur wenige, wie das Aztekische, das Cree, das Quichua, das Muisca oder Chibcha, das Quiché, das Guarani, eine weitere Verbreitung; viele Idiome, wie die Sprachen der Brasilianer und Orinocostämme, werden oft nur von einigen wenigen zu einem Stamm vereinigten Familien gesprochen. Die Sprachen der Indianer sind noch immer zu wenig erforscht, um die große Anzahl der noch bestehenden, zerstreuten, oder auch ganz untergegangenen Völkerschaften nach ihrer Verwandtschaft mit Sicherheit in Gruppen und Familien ordnen zu können.

Nach den Untersuchungen von Friedrich Müller zerfallen die Indianer, mit Einschluß der bereits erloschenen Stämme, in sprachlicher Beziehung in folgende Gruppen:

1) Kenaivölker,
2) Athapasken,
3) Algonkin,
4) Irokesen,
5) Sioux,
6) Pawnie,
7) Appalachen,
8) Nordweststämme,
9) Oregonstämme,
10) Kalifornier,
11) Yumas,
12) Isolirte Stämme von Sonora und Texas,
13) Mexikanische Völker,
14) Aboriginer Mexikos,
15) Mayas,
16) Centralamerikaner,
17) Muiscas,
18) Quichuas,
19) Arowakisch-Karibische Stämme,
20) Tupistämme,
21) Isolirte Stämme im Gebiete der Tupistämme,
22) Andesstämme,
23) Araukaner,
24) Guaycuru-Abiponer,
25) Puelchen,
26) Patagonier,
27) Feuerländer.

1) Kenaivölker.

Die Kenaivölker, welche sich selbst Thnaina, d. h. „Menschen" nennen, zerfallen in folgende Stämme:

Kenai-tana, am Cook-Sund.

Kaiyukho-tana, zu beiden Seiten des unteren Yukon, im Thale des oberen Kuskokwim und zwischen diesen beiden Flüssen.

Unakho-tana, am Yukon bis zum Koyukuk.

Koyukukho-tana, am Koyukukflusse.

Ahtana oder Atnah, von den Russen Koltschanen, von den Engländern Yellow-knife genannt, am oberen Athna oder Kupferflusse.

Ugalachmuten, im Winter an der der Insel Kayak gegenüberliegenden Bucht, im Sommer an der Mündung des Kupferflusses.

2) Athapasken.

Die Athapasken, welche sich selbst Tinneh („Menschen") nennen, von den Engländern aber als Chippewyans bezeichnet werden, sind in mancher Hinsicht mit den Kenaivölkern verwandt. Zu ihnen gehören folgende Stämme:

Nehaunee, an den Flüssen Lewis, Pelly und Chilkaht.

Tutschone-kutschin, von den Engländern Crow-Indianer genannt, am Yukonfluß, in der Gegend des Forts Selkirk.

Han-kutschin, am Yukon, unterhalb der Vorigen.

Vunta-kutschin, auch Digothi, Rat-people oder Loucheux genannt, Oestlich vom oberen Porcupineflusse und im Osten am Mackenzie.

Natsche-kutschin, auf dem Norduser der Mündung des Porcupineflusses.

Kutscha-kutschin, in der Gegend der Mündung des Porcupineflusses in den Yukon.

Tenan-kutschin, am Tananahflusse.

Tennuth-kutschin, zwischen den Mündungen des Porcupineflusses und des Tananah; jetzt ausgestorben.

Tatsah-kutschin, zwischen den Mündungen des Porcupineflusses und des Tananah; jetzt ausgestorben.

Hasen-Indianer, am oberen Mackenzie, Westlich vom Großen Bärensee.

Hundsrippen-Indianer, Südlich von den mit ihnen nahe verwandten Hasen-Indianern.

Gelbmesser-Indianer, im Norden des Großen Sklavensees.

Kupferminen-Indianer, am Kupferminenfluß.

Chippewyans im engeren Sinn, Nördlich vom Churchill und Oestlich vom Athapaskafluß.

Biber-Indianer, am Friedensflusse, Südwestlich vom Athapaskasee.

Berg-Indianer, von den Engländern Strong-bows genannt, im Westen und Süden vom Kleinen Sklavensee.

Sarsees, zwischen den Quellen des Athapaskaflusses und des Saskatschewan.

Tascullies, Westlich von den Vorigen, zwischen dem Felsengebirge und den Küstengebirgen.

Nagailers, am oberen Salmon River und auf dem rechten Ufer des Fraserflusses.

Versprengte Athapaskenstämme.

Qualihoqua, Nördlich von der Mündung des Columbia.

Tlatskanai, Südlich vom unteren Columbia.

Umpqua, am Umpquaflusse.

Hoopah, oberhalb der Biegung des Sacramentoflusses.

Apachen, unterhalb des Colorado.

Navajos oder Apaches de navajo, vom Yaquesilaflusse bis zum oberen Arkansas.

Lipanes, an der Mündung des Rio grande del Norte bis an die Mündung des Nuecesflusses.

3) Algonkin.

Die Bezeichnung „Algonkin" ist von einem einzelnen Volk entlehnt, welches früher eine große Rolle spielte, aber schon seit langem untergegangen ist in Folge seiner Kriege mit den Irokesen. Gegenwärtig bezeichnet man mit dem Namen Algonkin eine Gruppe, zu welcher folgende Stämme gehören:

Mikmak, in Neubraunschweig, Neuschottland, Prince-Edwards Island, Cap Breton Island, und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Neufundland.

Rothe Indianer, die Urbewohner von Neufundland.

Mountainers oder Montagnards, die Urbewohner Labradors.

Nescaupic-Indianer, die Urbewohner Labradors.

Etchemin, in Labrador.

Abenaki, im Süden des S. Johnflusses.

Lenni-Lennape oder Delawaren; mit diesen Namen wird eine Gruppe von Stämmen bezeichnet, welche nach den Berichten älterer Reisender die Ostküste Nordamerikas bis Südlich zum Cap Hatteras bewohnten und eine gemeinsame Sprache besaßen; zu den Lenni-Lennape gehörten: die Pennacock, am Merrimac; die Pawtucket und Nipmuck, im Norden von Boston; die Wampanoag, im Süden von Boston; die Narraganset und Pequot, am unteren Connecticut; die Mohikaner, im Osten des Hudsonflusses und in der Gegend von Newyork; die Meilowack, auf Long Island; die Susquehannocks, am unteren Susquehannah, im Westen von Baltimore; die Accomacs, Accohanoes, Tockwaghs und Nanticokes, oberhalb des Caps Charles; die Powhatans, im Niederland und an der Küste von Nordcarolina; die Mannahoacks, im Westen von den Vorigen; die Pamplicoes, am Pamplico-Sund.

Schawanoes, im Norden des Cumberland, bis an den Kentucky und Ohio.

Illinois, Nordwestlich von den Vorigen.

Kikapus, Nördlich von den Illinois.

Miamis, Oestlich von den Illinois.

Sauks und Foxes, welche beide Ein Volk bildeten, in der Gegend des unteren Wisconsin.

Crees oder Knistino, welche sich selbst Naehiaok nennen, längs der James- und Hudson-Bay.

Ojibway, in der Umgebung des Oberen, Huron- und Michigan-Sees, zu denen auch die Pottowatomies in der Gegend von Chicago, die Ottawas zwischen Michigan- und Huron-See, die Saulteux am Nordostufer des Oberen Sees und die Missinsig am Nordostende des Ontario-Sees gehören.

Schwarzfüße, an den Zuflüssen des Saskatschewan, zwischen dem 46. und 52. Parallel. Zu ihnen gehören die Kena oder Blut-Indianer, Südöstlich vom Mount Hooker; die Satsika oder Sitsekai, Südöstlich von den Vorigen; die Piekan, Südöstlich von den Satsika; die Arrapahoes, im Osten von den vorigen drei Stämmen; die Chiennes, Südlich vom Teufelssee und Westlich vom Red River.

4) Irokesen.

Die Irokesen haben diesen Namen von den Franzosen erhalten; sie selbst nannten sich Hodenosauni, von den benachbarten Lenni-Lennape aber wurden sie als Mengwe bezeichnet. Die Hauptmasse der Irokesen bildete bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts einen Völkerbund, dem folgende fünf Stämme angehörten:

die Mohawk oder Ganeagaono,
die Seneca oder Nundawaona,
die Cayuga oder Gueugwehono,
die Onondago, und
die Oneida oder Onayoteka.

Alle diese Stämme wohnten am Ontario-, Erie- und Champlain-See. Am Anfang des 18. Jahrhunderts traten diesem Völkerbund auch noch die Tuscarora, am Neuseflusse, bei. In Folge fortwährender Kriege mit ihren Nachbarn wurden die einzelnen Stämme der Irokesen theils aus ihren Wohnsitzen verdrängt, theils auch vollständig aufgerieben, wie die Attionondarons am rechten Ufer des St. Lorenzstromes, die Eries am Erie-See, die Andastes Nördlich von Pittsburg u. a. m.

Zu den Irokesen gehörten auch die Huronen, im Norden des Ontario-Sees und am Ottawa- und St. Lorenzstrome, und die Wyandots, Nordöstlich von den Huronen.

5) Dakota.

Zu den Dakota, welche auch als Sioux oder Nadowessier bezeichnet werden, gehören folgende Stämme [1]):

Die eigentlichen Dakota (Sieben-Raths-Feuer), das Hauptvolk der Gruppe, zwischen Mississippi, Chippeway, den Schwarzen Bergen und dem Plattefluß. Sie zerfallen in folgende sieben Stämme: Mdewakantonwans, Wahpetonwans, Wahpekutes, Sisitonwans, Janktonwans, Janktonwannas und Titonwans.

Die Winebagoes, in der Umgebung des Winebagoes-Sees, zu

[1]) Der Name Sioux ist nur eine Verstümmelung des Französischen Naudouissioux, zu Deutsch „Halsabschneider", welcher Name den Dakota von den Chippeways beigelegt wurde.

welchen unter anderen die Jowas, Missouris, Otoes und Amahas gehören.

Die Kansas, Nördlich vom Kansasfluß.

Die Osagen, Südlich vom Missouri.

Die Quappas, zwischen dem Arkansas und Mississippi.

Die Mandans, an der Biegung des Missouri von Ost nach Süd.

Die Menitaries, an der Biegung des Missouri von Ost nach Süd.

Die Upsarokas oder Crows, Westlich von den Schwarzen Bergen.

Die Assineboins, am Südlichen Saskatschewan.

6) Pawnie.

Die Pawnie wohnen am Platte und Kansas, Südwestlich von den Dakota's. Zu ihnen gehören ethnologisch auch die isolirten Riccaras am Schayenneflusse und die Wacoes und Witchitas unterhalb des Rio Roxo.

7) Appalachen.

Das Gebiet der Appalachen gränzt im Westen an den Mississippi, im Norden an den Cumberland, im Osten an den Atlantischen Ocean und im Süden an den Golf von Mexiko. Zur Appalachengruppe gehörten folgende Völker:

die Cherokee oder Tschiroki, am Holston River;

die Katabas, am Katabasflusse, sowie weiter hin

die Sewees, Santees und Congarees, welche wahrscheinlich in Sprache und Sitte von einander und von den Cherokees verschieden waren.

Im Süden vom Verbreitungsgebiet der eben erwähnten Stämme wohnten die ein und dieselbe Sprache sprechenden Chikasaws und Choctaws und die Creeks, welche sich in zwei Abtheilungen schieden, eine Nördliche, die Muskogies, und eine Südliche, die Seminolen.

Von den Creeks und Choctaws verschieden waren die Alabamas, am Alabamafluß, die Natchez, am Mississippi, unterhalb Vicksburg, und die Uchees, im Osten.

8) Nordweststämme.

Hieher gehören folgende Stämme:

Die Jakutat, zwischen Mount Elias und Mount Fairweather.

Die Thlinket (Menschen) oder Koloschen, im Süden von den Vorigen; diese sind mit den Jakutat nahe verwandt und zerfallen in zwei Stämme, die Stikhin-kwan, in den Niederungen des Stikhinflusses, und die Sitkin-kwan, um die Sitkabay und auf den benachbarten Inseln.

Die Kygani und Haidah, auf dem Südlichen Theil der Prince of Wales-Insel, dem Queen Charlotte's Archipel und auf mehreren umliegenden kleinen Inseln.

Die Chimmesyan oder Naß, auf dem Festlande, Nördlich vom Nördlichen Salmon River.

Die Hailtsa, im Süden der Vorigen und im Nördlichen Theile der Vancouver-Insel.

Die Quacoll, im Norden und Nordosten der Vancouver-Insel.

Die Bella-Coola-Indianer, an den Fjorden des Stillen Oceans, zwischen 52° und 53° Nördlicher Breite.

Die Cowitchin, im Osten der Vancouver-Insel und auf dem Festlande, im Norden des Fraserflusses.

Die Clallam oder Tsclallam, im Süden der Vancouver-Insel.

Die Macaw, im Westen der Vancouver-Insel.

9) Oregonstämme.

Zu dieser Gruppe gehören folgende zehn Stämme:

Die Kitunahas oder Flatbows, Nordöstlich von den Flüssen Flatbow und Flathead.

Die Tsihaili-Selish, Westlich von den Vorigen; zu diesen gehören die Atnah oder Schuschwap, im Osten des Fraserflusses und Südlich vom Mount Brown; die Selish oder Flathead, am oberen Oregon und dessen Nebenflüssen; die Piskwau, Südlich von den Vorigen; die Skitsuisch, Südlich vom Flatheadflusse; die Tsihailish und Cowelits, am unteren Oregon, und die Killamuck, Südlich von der Mündung des Oregon.

Die Sahaptin, Oestlich vom Snake River und Nördlich vom Salmon River. Mit den Sahaptin sind die Wallawalla, am Nördlichen Oregon, und die Kliketat, Westlich von den Vorigen, nahe verwandt.

Die Waiilaptu, zwischen dem Oregon und Snake River, mit den Cayuse im Norden und den Molele im Südwesten.

Die Chinook, am oberen Oregon.

Die Calapuya, zwischen den Tlatskanai und Umpqua.

Die Jakon, an der Meeresküste.

Die Lutuami oder Tlamatl, Südöstlich von den Umpqua.

Die Palaik, im äußersten Südosten.

Die Schastie, an der Meeresküste, im äußersten Südwesten des Verbreitungsgebietes der Oregonvölker.

10) Kalifornier.

Die zu dieser Gruppe gehörigen Stämme, welche die Halbinsel Kalifornien und das zwischen dem Meere und dem Sacramentoflusse liegende

Gebiet bewohnen, sind weder mit den Oregonvölkern im Norden, noch mit den Mexikanischen Völkern im Osten irgendwie verwandt.

11) Yumas.

Das Hauptvolk der Yumagruppe sind die Yumas, am unteren Colorado und Gila. Zweige der eigentlichen Yumas sind die Coco-maricopas im Süden und die Cocapas im Norden. Mit den eigentlichen Yumas sind auch die St. Diego-Indianer und die Mohawes verwandt, welche unterhalb der Biegung des Colorado nach Süden wohnen.

Ferner gehören zur Yumagruppe die Wallpays, Südöstlich vom Tule-See; die Cutchanas, zwischen Colorado und Gila, und die Yabipais oder Niforas, zwischen den Flüssen Gila und Yaquesila.

12) Isolirte Stämme von Sonora und Texas.

Zu dieser Gruppe, welche weder mit den bisher aufgezählten, noch mit den Mexikanischen Völkern verwandt ist, gehören folgende Völker:

Die Pueblos, am oberen Rio grande del Norte und dessen Nebenflüssen; diese zerfallen sprachlich in fünf Abtheilungen: die Zuni im Südwesten, die Kiwomi oder Queres im Nordosten der Vorigen, die Jemez im Westen, die Tezuque im Nordosten und die Picuries im Norden.

Die Cosninas und die Tontos, im Süden des Colorado.

Die Aruas, Tepocas, Gueimas und Seris am Golf von Kalifornien.

Die Hurabas, Tobosos, Gabilanes, Nazones, Nazos und Pilones, welche weder mit ihren Nachbarn, noch auch zum größten Theil unter einander verwandt sind, zwischen Culiacan, Chihuahua und Rio grande del Norte.

Die Kioway, im Quellgebiet des Nördlichen Platteflusses.

Die Paduca, welche mit den Vorigen nahe verwandt sind, am oberen Kansas.

Die Caddos, ein früher mächtiger Volksstamm, in Texas.

Die Carancahuas, die ehemals an der Küste angesiedelt gewesen waren.

Die Towiaches, zwischen Canadian River und Red River.

Die Taensas, am mittleren Washita, und noch andere kleinere Stämme.

13) Mexikanische Völker.

Der Landstrich zwischen dem Salmon River und Mexiko ist, mit Ausnahme derjenigen Gegenden, welche von den im Vorausgehenden auf-

geführten isolirten Völkern eingenommen sind, von einem einzigen großen Volksstamm bewohnt, dessen einzelne Zweige sprachlich alle mit einander verbunden sind. Zu dieser Gruppe, von welcher seinerzeit die Eroberer Mexikos, die Azteken, ausgegangen waren, gehören folgende Stämme:

Die Wihinascht oder Westlichen Schoschonies, am Snake River.

Die Schoschonies oder Schlangen-Indianer, Nordöstlich von den Vorigen.

Die Panascht oder Bonaks, am oberen Snake River, zwischen den Wihinascht und Schlangen-Indianern.

Die Utahs, in der Umgebung des Großen Salzsees.

Die Pah-Utahs, oberhalb der Biegung des Colorado nach Süden.

Die Moquis, auf dem linken Ufer des Colorado, unterhalb des Yaquesila.

Die Comanches, von den Quellgebieten des Colorado, Rio grande del Norte und Arkansas im Norden bis zum Quellgebiet des Nueces im Süden.

Die Kizh, am St. Gabriel.

Die Cahuillo, zwischen den Quellen der Flüsse St. Ana und St. Gabriel.

Die Netela, in S. Juan Capistrano.

Die Kechi, in S. Louis Rey.

Die Chimehueves, am unteren Colorado.

Die Pimas, am Gilaflusse und dessen Südlichen Zuflüssen.

Die Papagos, Westlich von den Vorigen.

Die Opatas, in Sonora, Südlich von den Pimas.

Die Eudebes, Westlich von den Opatas.

Die Hiaquis, Südlich von den Eudebes und Opatas.

Die Mayos, Südlich von den Hiaquis.

Die Tubar, Südöstlich von den Mayos.

Die Cahitas, an der Ostküste des Golfes von Kalifornien, im Nördlichen Sinaloa.

Die Coras, im Südlichen Sinaloa.

Die Tarahumaras, im Norden von Durango.

Die Tepeguanas, in Durango und Guadalajara.

Der Aztekisch-Toltekische Stamm, der bedeutendste aller zu dieser Gruppe gehörenden Stämme, ist mit den Vorausgehenden entfernt verwandt. Dieser Stamm wohnte ursprünglich im Norden und ist in seine späteren Wohnsitze, wie die Traditionen der Azteken bezeugen, von Nordwesten her eingewandert. Der Aztekisch-Toltekische Stamm schied sich in zwei verwandte Völkerschaften, in Tolteken und Azteken. Die Tolteken, die ältesten Einwanderer, waren schon lange vor der Blüthezeit der Toltekischen Kultur in Mexiko, in Guatemala und Yukatan angesiedelt

gewesen. Zu den Tolteken gehörten die alten Völker der Culhuas, der Acolhuas, der Ulmeken, der Chikalanken, der Tepaneken und wahrscheinlich auch die Chiapaneken, die alte Bevölkerung von Chiapas, welche später in Guatemala und Nicaragua unter dem Namen der Pipiles auftraten. Die Azteken waren mit den Tolteken nahe verwandt und sprachen entweder dieselbe oder eine von der Toltekensprache nur dialektisch verschiedene Sprache. Zu den Azteken gehörten die Cohuixken, die Tlapaneken und die Cuitlateken in Mexiko, die Mazapilen im südöstlichen Guadalajara und die Tlascalteken.

14) Aboriginer Mexikos.

Die Urbewohner Mexikos waren weder mit den Aztekisch-Toltekischen Stämmen, noch auch unter einander näher verwandt. Zu ihnen gehörten folgende Völkerschaften:

Die Totonaken, Südlich von Panuco bis Jalapa.

Die Otomi oder Hiaihiu, in den Gebirgsgegenden im Westen, Norden und Osten von Mexiko. Ein Zweig der Otomi waren die Mazateken, Nordwestlich von Mexiko.

Die Tarascas, die Eingebornen von Mechoacan, und wahrscheinlich auch die sogenannten

Chichimekenvölker im Norden der Otomi, nämlich: die Guicholas, Cazcanes, Guachichiles, Guamares, Mecos, Pames 2c.

Die Mixteken, im Westen von Acatlan, am Rio Nasca.

Die Chinanteken, Nordöstlich von Oaxaca.

Die Zapoteken, im Süden einer von Oaxaca nach Tehuantepec gezogenen Linie.

Die mit einander verwandten Mixes und Zoques an der Gränze von Chiapas und Tabasco.

15) Mayas.

Der Mayastamm bildete die Urbevölkerung Yukatans und hatte vor der Einwanderung der Aztekisch-Toltekischen Völkerschaften wahrscheinlich die ganze Meeresküste von Tabasco bis Tamaulipas innegehabt. Das Hauptvolk dieses Stammes sind die Mayas im Nördlichen Yukatan, zu denen auch die Tsendals in Chiapas gehören. Mit den Mayas verwandt sind auch die Quiche, die Kachiquel, die Pocondhi und die Chorti, sowie die Lacandons unterhalb des Peten-Sees, und die Südöstlich wohnenden Mopanes und Choles. Ferner gehören zu den Mayas auch noch die Huasteken, im Nordosten von Mexiko.

16) Centralamerikaner.

Die Urbewohner Centralamerikas, von Honduras bis zum Golf von Darien, und der Antillen waren mit den Mayas nicht verwandt und auch unter den verschiedenen Stämmen dieser Gruppe selbst herrschte keine nähere Verwandtschaft. Es gehörten zu dieser Gruppe folgende Völkerschaften:

Die Chorotegas, die Urbewohner von Nicaragua, welche sich in vier Stämme schieden: Die Cholutecas, an der Bay von Fonseca; die Nagrandans, Südöstlich von den Vorigen; die Dirians, Nordwestlich von Nicaragua und die Orotinas, am Golf von Nicoya.

Die Chondals, die Urbewohner des gebirgigen Innern von Nicaragua.

Die Changuenes, an der Bay von Chiriqui.

Die Terrabas, Südwestlich von den Vorigen.

Die Borucas, im Südosten von den Changuenes.

Die Cibuneys, die Urbewohner der Antillen.

17) Muiscas oder Chibcha.

Die Muiscas wohnten auf der Westseite der Anden, zwischen dem oberen Zuila im Norden und Pasto im Süden. Zu dieser Gruppe gehörten:

Die Muiscas, das Hauptvolk der Gruppe, in Neugranada, Bogota und Tunja.

Die Panches, im Westen der Vorigen, auf dem rechten Ufer des Magdalenenflusses.

Die Pantagoros, auf dem linken Ufer des Magdalenenflusses.

Die Chitareros, am Zuila.

Die Guanes und Laches, Südlich von den Vorigen.

Die Paezes, im Südosten von Popayan.

Die Pijaos, Nordwestlich und Südostlich von den Vorigen.

18) Quichuas.

Die Völker dieser Gruppe bewohnen das Westliche Küstengebiet Südamerikas vom 4. bis zum 30. Parallel. Von ihnen sind zu nennen:

Die Quichuas, das Hauptvolk der Gruppe, welche zur Zeit der Eroberung dieser Gegenden durch die Spanier die herrschende Bevölkerung bildeten. Sie wohnten ursprünglich in der Gegend von Cuzco, verbreiteten sich aber durch die Eroberungen der Inkas über die Gränzen ihres Heimathlandes hinaus.

Die Aymaras, die Urbewohner des Gebirgslandes im Osten und Südosten des Titicaca-Sees, sind die nächsten Verwandten der Quichuas.

Die übrigen zur Quichuagruppe gerechneten Völkerschaften sind ethnologisch mit den Vorigen und auch unter einander wahrscheinlich nicht näher verwandt; es sind dieß:

Die Barbacoas und Iscuandees, im Nordwesten von Pasto.

Die Quillacingas, im Südosten von Pasto.

Die Puruayes, Südlich vom Chimborazo.

Die Guancas und Yauyos, unter dem Parallel von Lima.

Die Atacamas, auf der Meeresküste zwischen Arica und Atacama.

Die Changos und Llipis, im Süden von den Vorigen, und andere Stämme.

19) Arowakisch-Karibische Stämme.

Von den Völkern des Nordöstlichen Theiles von Südamerika sind die Arowaken und Kariben die wichtigsten.

Die Arowaken (Mehlleute), welche sich selbst Lukkunu nennen, bewohnten früher das ganze Küstengebiet zwischen dem Amazonenstrom und dem Golf von Paria, von wo sie sich auch auf die nächsten Inseln und wahrscheinlich selbst auf Haiti verbreiteten. Gegenwärtig bewohnen sie, nur mehr etwa 2000 Seelen stark, den Landstrich zwischen den Flüssen Corentyn und Pomerun.

Die Kariben scheinen gleichfalls ehemals weit verbreitet gewesen zu sein, da man sie bis Uraba im Nordwesten, bis zum Cap Orange im Südosten und außerdem auch noch auf den Inseln nachweisen kann. Mit den Kariben sind folgende Stämme verwandt:

Die Chara-gotto, Südlich von Caracas.

Die Cumana-gotto, Südlich von Piritu und Cumana.

Die Paria-gotto, am Golf von Paria.

Die Arina-gotto, Südlich vom Orinoco, an den Flüssen Caura und Caroni.

Die Piano-gotto, an den Quellen des Corentyn.

Die Guaycaris und Tamanaken, am oberen Orinoco.

Die Quiriquires, am Südufer des Meerbusens von Maracaybo.

Die Macusi, im Quellgebiet des Rio Branco.

Die Akawai, am oberen Cujuni.

Die Zapara, Encabellados, Inquiavates, Putumayos, Anguteres, Iquitos und Mazanes, zwischen dem oberen Putumayo und Pastaza bis in die Nähe der Gränze des alten Inkareiches.

Möglicherweise gehören auch noch folgende Stämme zu den Kariben:

Die Tayronas, Guajiros und Caquetios, am Meerbusen von Maracaybo und auf der Halbinsel Guajira.
Die Otomaken, im Quellgebiet des Apure.
Die Yaruros, an der Mündung des Apure.
Die Salivas, in der Gegend von S. Fe de Bogota.
Die Maypures und Cabres, im Quellgebiet des Orinoco.
Die Wapisiana, Atorai und Taruma, im Quellgebiet des Essequibo und der Nebenflüsse desselben.
Die Paravilhanos, am unteren Rio Branco, und andere kleine Stämme.

20) Tupistämme.

Zu dieser Gruppe gehören die drei Stämme der Tupis, der Guaranis und der Omaguas, welche das Gebiet zwischen den Flüssen Amazonas und Paraguay bewohnen und, ihrer Sprache nach zu urtheilen, früher ein einziges Volk gebildet haben müssen. Die Tupis bewohnen den Nordöstlichen, die Guaranis den Südöstlichen und die Omaguas den Westlichen Theil des erwähnten Gebietes. Die Gruppe der Tupistämme zerfällt sprachlich in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Tupis und Guaranis, die zweite die Omaguas umfaßt.

Zur Tupi-Guarani-Abtheilung gehören nachstehende Völkerschaften:

Die Timbu, Caracara und Mbegua, am rechten Ufer des Parana, zwischen Santa Fe und Buenos-Ayres.
Die Carios, am Paraguay, unterhalb Asuncion.
Die Arachanas, zu beiden Seiten des mittleren Uruguay.
Die Guayanas, Chovas, Munnos, Chovaras und Bates, am oberen Uruguay, unterhalb des Iguazu.
Die Gualaches und Itatines, zwischen den Flüssen Paraguay und Parana.
Die Apiacas und Cabahybas, im Quellgebiet des Tapajoz und der Nebenflüsse desselben.
Die Bororos, Südlich von den Vorigen.
Die Guarayos, Chiriguanas, Chaneses und Siriones, im Süden des Gebietes der Chiquitos, an der Ostgränze des ehemaligen Inkareiches.

Zur Gruppe der Omaguas gehören:

Die Omaguasyete oder eigentlichen Omaguas, am oberen Putumayo und Yapura und deren Nebenflüssen.
Die Achaguas und Enaguas, Südöstlich von S. Fe de Bogota.
Die Aguas, zwischen dem Maranon und Yavari.

Die Capanaguas, am Ucayali.
Die Maraguas, am Yutay.
Die Yurimaguas, am Yurua.
Die Ucayales oder Cocamas, am Ucayali und Apurimac.
Die Omaguacas, in Tucuman.

21) Isolirte Stämme im Gebiet der Tupistämme.

Innerhalb des von den Tupis, Guaranis und Omaguas eingenommenen Gebietes ist eine Anzahl von größeren oder kleineren Völkerschaften angesiedelt, welche wahrscheinlich zersprengte Ueberreste eines oder mehrerer größerer Stämme und mit den ersteren nicht verwandt sind. Es sind dieß folgende:

Die Miranhas, am oberen Yapure.

Die Jumanhas, Südlich von den Vorigen.

Die Ticunas, am unteren Yutay.

Die Catauxis, am Coary.

Die Muras und Parupurus, am unteren Purus.

Die Aranas, Culinos und Nawas, am oberen Yurua und Yutay.

Die Jamamaris, Oestlich von den Vorigen.

Die Pamas, am oberen Madeira.

Die Mundrucus, am unteren Tapajoz.

Die Parontitins, am oberen Tapajoz.

Die Paresis, im Quellgebiet des Paraguay und der Nebenflüsse desselben.

Die Parabitatas und Nabicuaras, im Quellgebiet des Arinos.

Die Jundiahis, am linken Ufer des unteren Tocantins.

Die Jacundas, am rechten Ufer des unteren Tocantins.

Die Gavioes, Caracatis, Apinages, Cherentes und Chavantes, am Tocantins, oberhalb der Vorigen.

Die Carayas und Cayapos am oberen Araguay und dessen Nebenflüssen.

Die Aymores oder Guaymores, gewöhnlich Botokuden genannt, im Osten des Flusses S. Francisco.

Die Kiriris, in der Provinz Bahia.

Die Puris, Choropos und Goaytacas, auf beiden Seiten des unteren Parahyba, Nordöstlich von Rio de Janeiro.

22) Andesstämme.

In dem Gebiet, welches im Westen durch die Anden, im Osten durch das Verbreitungsgebiet der Tupis, Guaranis und Omaguas begränzt wird,

zwischen dem Chimborazo im Norden und dem Illimani im Süden, wohnt eine Anzahl von Völkerschaften, welche weder mit den erwähnten Stämmen, noch auch unter einander verwandt sind. Es sind dieß folgende:

Die Cofanes und Huamboyas, Oestlich vom Chimborazo.

Die Jivaros, Westlich vom mittleren Pastaza.

Die Yamcos, am unteren Chambira.

Die Pacamoros und Yuguarzongos, an der Biegung des Maranon von Norden nach Osten.

Die Cochiquinas, am unteren Yavari.

Die Mayorunas, am mittleren Ucayali.

Die Panos, am oberen Ucayali und dessen Nebenflüssen.

Die Moxos, in der Provinz Moxos.

Die Chiquitos, in der Provinz Chiquitos, und andere kleinere Stämme.

23) Araukaner.

Die Araukaner, welche sich selbst Moluche (Krieger) nennen und alle ein und dieselbe Sprache sprechen, sind die Urbewohner des Landes Chile vom 30. Parallel abwärts. Die Nordwestlichen Stämme der Araukaner nennen sich Picunche (die Nördlichen), die Nordöstlichen Stämme Puelche (die Oestlichen), die Küstenstämme zwischen St. Jago de Chile und Valdivia Pehuenche (Fichtenmänner), die Südlichen Stämme bis in die Nähe des Feuerlandes Huilliche (die Südlichen). Zu den Araukanern gehören auch die Ranqueles und die Chilenos oder Aucas, in den Pampas am Salado und dessen Nebenflüssen, die erst seit der Besiedlung des Landes durch die Spanier hier aus Chile eingewandert sind.

24) Guaycuru-Abiponer.

Zu dieser Gruppe gehören folgende Stämme:

Die Charruas, am linken Ufer des Uruguay, von der Mündung bis zum 30. Parallel.

Die Payaguas oder Payagoas, am Paraguay, von der Mündung des Taquari an durch fünf Grade nach Süden hin.

Die Guaycurus (Schnellläufer), zwischen dem Paraguay und Pilcomayo.

Die Mbocobies, Westlich von den Guaycurus.

Die Lules, Mataguayos, Chunupis, Malbalaes und Tobas, am Bermejo.

Die Mbayas, zwischen dem unteren Pilcomayo und Bermejo.

Die Abiponer, zwischen dem Parana und Salado und zwischen Salado und Dolce.

25) Puelchen.

Die Puelchen oder „Oestlichen" bewohnen die sogenannten Pampas zwischen dem Rio de la Plata und dem Colorado.

26) Tehuelchen.

Die Tehuelchen, welche gewöhnlich Patagonier genannt werden, bewohnen das Land Patagonien, d. h. das Gebiet zwischen den Pampas und dem Feuerland. Die Patagonier zerfallen in eine Anzahl von Stämmen, von denen sich die am Golf von St. Jorge wohnenden Culilau-cunny, die am Flusse S. Cruz wohnenden Sehuau-cunny, und die auf der Ostseite des Feuerlandes wohnenden Yacana-cunny nennen.

27) Feuerländer.

Die Feuerländer oder Pescheräs (Freunde) bewohnen, etwa 2000 Seelen stark, das Feuerland und die umliegenden Inseln. Trotz ihrer geringen Anzahl zerfallen die Feuerländer in mehrere Stämme mit verschiedenen Sprachen; so die Alikoolip, im Südwesten, die Tekeenica im Südosten des Feuerlandes; die Yapoos auf Hoste Island 2c.

C. Malayen.

Daß die Malayen keine selbstständige Menschenrasse, sondern, wie die Sibirjaken und Indianer, nur einen Zweig der Ostasiatischen Rasse bilden, geht aus deren körperlichem Typus unzweifelhaft hervor, indem sie alle charakteristischen Merkmale dieser Rasse, straffes, walzenförmiges Haupthaar, gelbliche Hautfarbe, schwache oder fast ganz fehlende Bart- und Körperbehaarung, breites, flaches Gesicht, hervorstehende Backenknochen, kurze, flache Nase und häufig auch schiefgeschlitzte Augen aufweisen. M. Wagner schreibt von den Javanern, daß dieselben in Bezug auf Schädelbildung, Form und Farbe des Gesichtes, überhaupt die ganze Körperbeschaffenheit so nahe mit den Mongolen verwandt seien, daß man bei gleicher Tracht die Javaner von den Mongolen kaum unterscheiden könne. Wallace konnte auf der Insel Bali die eingewanderten Chinesen von den Eingebornen nicht unterscheiden. Latham bezeichnet die Körpermerkmale der Malayen als „echt Indochinesisch", von den Mikronesiern aber behauptet er, daß bei denselben der Mongolentypus ausgeprägter sei als bei den Chinesen. Die Mongolenähnlichkeit der Malayen ist so groß, daß man sie ohne weiters zum Indochinesischen Zweig der Mongolen rechnen könnte, wenn sie sich von diesen nicht durch ihre Sprachen unterscheiden würden.

Ueber die Sprachen der Malayen schreibt Friedrich Müller auf Seite 333 und 334: „Die Malayo-Polynesischen Sprachen bilden einen Sprachstamm, welcher unabhängig dasteht und weder mit irgend einer Sprache der alten noch der neuen Welt zusammenhängt. Sie sind Abkömmlinge Einer gegenwärtig nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache, welche sich zu einer Zeit in drei bis vier Aeste theilte, als ihr Bau noch nicht vollendet war. Wahrscheinlich war sie in Bezug auf grammatische Ausbildung nicht über die Wurzelvariation hinausgekommen. Es stimmen daher sämmtliche Malayo-Polynesische Sprachen in allen jenen Punkten unter einander überein, welche in der Ursprache bereits ausgeprägt vorlagen, wie Lautsystem, allgemeine Form der Stammwörter, Inventar der Formelemente und dem Princip der grammatischen Formung. In Betreff der Entwicklung bilden die Malayo-Polynesischen Sprachen eine Stufenleiter, auf deren unterster Stufe die Polynesischen Sprachen sich befinden. — Die nächst höhere Stufe bilden die Mikronesischen und Melanesischen Sprachen, am höchsten entwickelt sind die Malayischen und darunter besonders die Tagalasprachen. Die umgekehrte Abstufung dagegen gilt in Betreff der größeren oder geringeren Konservirung der Sprachformen gegenüber gewissen Lautzersetzungsprocessen. Hier stehen, was den Verfall der Formen anlangt, die Polynesischen Sprachen obenan, während die Melanesischen Sprachen mehr Konservationskraft besitzen, die Malayischen Sprachen verhältnißmäßig am besten erhalten sich präsentiren."

Aus der Zugehörigkeit der Malayen zur Ostasiatischen Rasse geht hervor, daß die Malayen in ihre heutigen Wohnsitze aus Ostasien eingewandert sein müssen. Da das ganze gegenwärtig von den Malayen eingenommene Gebiet ursprünglich von Angehörigen einer schwarzen Rasse, nämlich von den Papuas, bewohnt gewesen war, so ist es einleuchtend, daß die eingewanderten Malayen sich vielfach mit den schwarzen Ureinwohnern vermischt haben müssen. Die heutigen Malayen weisen deßhalb auch in verschiedenen Gegenden einen verschiedenen Typus auf, und zwar weicht der Typus im Allgemeinen vom Ostasiatischen Typus um so mehr ab, je weiter man von Westen nach Osten vordringt, ein weiterer Beweis dafür, daß die Malayen von Westen, d. h. von der Hinterindischen Halbinsel eingewandert sein müssen.

Im Ganzen kann man unter den Malayen gegenwärtig drei Typen unterscheiden: den eigentlich Malayischen Typus, den Battak-Typus und den Polynesischen Typus. Den Malayischen oder am wenigsten vermischten Typus zeigen die eigentlichen Malayen, die Redschang, die Atchinesen, die Javaner, die Sundanesen, die Maduresen und die Tagalen. Den durch Vermischung der Malayen mit Hinterindischen und Papuanischen Elementen entstandenen Battaktypus zeigen die Battak, die Passumah, die Lampong, die Batu- und Nias-Insulaner, die Balinesen, die Buginesen und die Man-

kassaren. Den Polynesischen Typus endlich, der durch Verschmelzung der Malayen mit den ureingebornen Papuas entstanden ist, repräsentiren die Polynesier und Mikronesier.

Vom linguistischen und kulturhistorischen Standpunkt aus zerfallen die Malayen nach Fr. Müller in folgende Gruppen und Unterabtheilungen:

a) Eigentliche Malayen.

1) Tagalen,
2) Malayen im engern Sinn,
3) Sundanesen,
4) Javaner,
5) Battak,
6) Dayaken,
7) Mankassaren,
8) Buginesen.

b) Polynesier.

1) Samoaner,
2) Tonga-Insulaner,
3) Neuseeländer,
4) Gesellschafts-Insulaner,
5) Rarotonganer,
6) Tupuai-Insulaner,
7) Mangareva-Insulaner,
8) Paumotu-Insulaner,
9) Markesas-Insulaner,
10) Sandwich-Insulaner,
11) Mikronesier,
12) Zerstreute.

Tagalen.

Die Tagalen, auch Bisayas genannt, wohnen auf den Philippinen. Sie bewohnen aber diese Inseln nicht ausschließlich, indem das Innere einzelner Inseln von Papuas bewohnt wird. Zu den Tagalen gehören auch die Mischstämme der Irayas, Ygorrotes, Ylongotes und Manobos. Der am Catalangan, dem Oestlichen Arm des Rio de Ilagan, auf Luzon wohnende Theil der Irayas ist aus einer Mischung von Tagalen mit Chinesen, der am Ilarön wohnende Theil aus einer Mischung von Tagalen mit Papuas hervorgegangen. Die Ygorrotes, auf der Westseite von Luzon, sind eine Mischung von Tagalen mit Chinesen und Japanesen. Die Ylongotes, in den Oestlichen Gebirgen Luzons, sind unbekannten Ursprungs. Die Manobos, auf der Ostseite von Mindanao, sind wieder eine Mischung von Tagalen mit Chinesen. Mit den Tagalen sind die Formosaner sprachlich nahe verwandt, ebenso wie die Sulu-Insulaner, welch letztere mit Dayakischen und Malayischen Elementen vermischt erscheinen.

Malayen im engeren Sinn.

Diese wohnen auf der Halbinsel Malakka und auf den Küsten fast aller Inseln des Indischen Archipels sowie Vorderindiens und Ceylons. Mit den Malayen sind die Atchinesen auf Sumatra und wahrscheinlich

auch die Passumah und Redschang, im Innern von Palembang, und die Lampong, im Südosten von Sumatra, verwandt.

Sundanesen.

Die Sundanesen wohnen im Westen der Insel Java.

Javaner.

Die Javaner bewohnen die Ostseite der Insel Java. Mit ihnen sind die Balinesen, auf der Insel Bali, und die Maduresen, auf der Insel Madura, verwandt.

Battak.

Die Battak bewohnen hauptsächlich die Hochebene Tobah im Innern von Sumatra. Die Battaksprache zerfällt in drei Dialekte, den Tobahschen, den Mandailing'schen und den Dairischen. Mit den Battaks sind die Nias- und Batu-Insulaner stammverwandt. Auch die Hovas Madagaskars sind den Battaks anzuschließen, weil das Malagassi, die Hauptsprache Madagaskars, am nächsten mit der Sprache der Battak verwandt ist.

Dayaken.

Die Dayaken, die sich selbst Olo-Ngadschu nennen, wohnen auf Borneo. Sie zerfallen in drei Abtheilungen: die Biadschu, auf der Südküste; die Ot-Danom, im Innern, und die Dayak-Paré, auf der Ostseite Borneos.

Mankassaren.

Die Mankassaren bewohnen den Südwesten von Celebes.

Buginesen.

Die Buginesen, welche den Südosten von Celebes und die Küsten der südlich von Celebes gelegenen Inseln bewohnen, sind sprachlich mit den Mankassaren sehr nahe verwandt. Die Wadscho auf Celebes und einigen benachbarten Inseln sind ein Mischstamm aus Buginesen, Mankassaren und Malayen.

Samoaner.

Die Samoaner bewohnen die zur Samoa- oder Schifferinsel-Gruppe gehörigen Inseln Savaii, Upolu, Tutuila, Manua, Manono, Apolima, Orosenga und Ofu.

Tonga-Insulaner.

Die Tonga-Insulaner bewohnen die zur Tonga- oder Freundschafts-insel-Gruppe gehörigen Inseln, von denen Tonga, Eua, Habai, Lefuka, Namuka, Kao, Tofua und Vavau die wichtigsten sind.

Neuseeländer.

Die Neuseeländer oder Maori bewohnen die Doppelinsel Neuseeland und die benachbarten kleinen Inseln.

Gesellschafts-Insulaner.

Diese bewohnen die zur Tahiti- oder Gesellschaftsinsel-Gruppe gehörigen Inseln Tahiti, Aimeo, Tetuarora, Tapuaemanu, Metia, Huahine, Raiatea, Tahaa und Porapora.

Rarotonganer.

Die Rarotonganer bewohnen die sieben zur Rarotongagruppe gehörenden Inseln Rarotonga, Atiu, Mangaia, Aitutaki, Mauke, Mitiaro und Manuai.

Tupuai-Insulaner.

Diese bewohnen die Inseln Rimatara, Rurutu, Tupuai, Raivavai, Rapa &c., welche alle zur Tupuaigruppe gehören.

Mangareva-Insulaner.

Zu diesen gehören die Bewohner der Mangarevagruppe, deren wichtigste Inseln Mangareva, Akena, Akamaru und Tarawari sind.

Paumotu-Insulaner.

Diese sind die Bewohner der Paumotugruppe, zwischen dem 14. und 23. Parallel Südlicher Breite und dem 135. und 150. Grad Westlicher Länge.

Markesas-Insulaner.

Auf den zur Markesasgruppe gehörenden Inseln Fatuhiva, Tahuata, Hivaoa, Nukuhiva, Uahuka und Uapou.

Sandwich-Insulaner.

Diese bewohnen die zur Sandwichinselgruppe gehörenden Inseln Hawaii, Maui, Oahu, Tauai, Tahoolawe, Lanai, Molokai und Niihau.

Mikronesier.

Zu den Mikronesiern gehören die Bewohner der Karolinen, des Marshalls Archipels und des Gilberts Archipels. Auch die frühere, jetzt ausgestorbene Bevölkerung der Ladroneninseln gehörte zu den Mikronesiern. Die gegenwärtige Bevölkerung der Ladronen besteht aus Tagalen und Spaniern, in welchen die Ueberreste der alten Mikronesischen Bevölkerung spurlos aufgegangen sind.

Zerstreute.

Außer den bereits aufgezählten finden sich Vertreter des Polynesischen Zweiges der Malayen noch auf verschiedenen einzeln im Ocean verstreuten Inseln; so auf Fakaafo oder Bowditch Island, auf Nukunono, auf Oatafu, auf den drei Koralleninseln Vaitupu, Nukufetau und Funafati, auf Chatham Island, auf Tukopia und endlich auf Vaihu oder der Osterinsel, im äußersten Osten des Verbreitungsgebietes der Polynesier.

D. Mongolen.

Derjenige Zweig der Ostasiatischen Rasse, welcher gewöhnlich als Mongolische Rasse bezeichnet wird, ist weitaus der zahlreichste und historisch wichtigste und übertrifft an Seelenzahl nicht nur die übrigen Zweige der Ostasiatischen Rasse, sondern auch alle anderen Rassen des Menschengeschlechtes. Der Mongolische Zweig bewohnte von jeher die Randgebirge im Norden und Süden des ehemaligen Mongolischen Meeres und hat diese Gebiete auch gegenwärtig noch inne, hat sich aber von da aus seit der Trockenlegung des Mongolischen Meeres nach allen Himmelsgegenden, nach Sibirien, Japan, China und Hinterindien, zuletzt auch über Turkestan, Vorderasien und einen Theil Vorderindiens und Europas ausgebreitet und auch das trockengelegte Bett des Mongolischen Meeres, die heutige Mongolei und Wüste Gobi, eingenommen.

Die Mongolen zerfielen von jeher in zwei große Abtheilungen, welche ursprünglich durch die ganze Breite des Mongolischen Meeres von einander getrennt waren und sich deßhalb sprachlich und kulturell vollständig selbstständig und von einander ganz unabhängig entwickelten. Zwischen den Sprachen dieser beiden Abtheilungen herrscht ein großer prinzipieller Unterschied, indem die Sprachen aller zur Südlichen Abtheilung gehörigen Völker aus einsylbigen, die Sprachen der Völker der Nördlichen Gruppe alle aus mehrsylbigen Wörtern bestehen.

Die Nördliche Abtheilung zerfällt in drei Zweige, die sich sowohl in

Bezug auf physischen Typus, wie auf Sprache von einander unterscheiden. Der Westliche Zweig, welcher körperlich und sprachlich den Uebergang von der Westasiatischen zur Ostasiatischen Rasse bildet, wohnte ursprünglich im Norden und in der Nachbarschaft der Indogermanen. Aus diesem Zweig sind die Finnen und Samojeden hervorgegangen. Zum mittleren Zweig, der ursprünglich den mittleren Theil der nördlichen Randgebirge bewohnt hatte, gehören die Türken und die eigentlichen Mongolen. Der Oestliche Zweig, dessen Urheimath im Oestlichen Theil der Nördlichen Randgebirge zu suchen ist, umfaßt die Tungusen und die Mischvölker der Koreaner und Japanesen.

Die Südliche Abtheilung, welche ursprünglich die Südlichen Randgebirge, vom Gebiet der Indogermanen bis an den Stillen Ocean bewohnt hatte, zerfällt gegenwärtig in sechs Völkergruppen, welche sich in Bezug auf Sprache und physischen Habitus alle mehr oder weniger von einander unterscheiden; ich bezeichne dieselben als Tibetaner, Irawaddystämme, Thaivölker, Annamiten, Chinesen und Isolirte Völker der Hinterindischen Halbinsel.

Die Sprachen der meisten zum Mongolischen Zweige der Ostasiatischen Rasse gehörigen Völker sind zwar zur Zeit noch zu wenig erforscht, um eine streng wissenschaftliche Klassifikation zu ermöglichen; nach dem gegenwärtigen Stand der ethnographischen Forschung lassen sich aber die hieher gehörigen Völkerschaften in folgender Weise eintheilen.

a) Nördliche Abtheilung: Völker mit mehrsylbigen Sprachen.

1) Westlicher Zweig.

α) Finnen.

I. Eigentliche Finnen.	II. Ugrer.	III. Permier.	IV. Bulgaren.
Finnen im eng. Sinn,	Ostjaken,	Permier im eng. Sinn,	Tscheremissen,
Esthen,	Wogulen,	Syrjanen,	Mordwinen,
Liven,	Magyaren.	Wotjaken.	Tschuwaschen.
Lappen,			
Baschkiren,			
Meschtscherjaken,			
Teptjaren.			

β) Samojeden.

Eigentliche Samojeden,	Koibalen,
Sojoten,	Karagassen,
Matoren,	Kamassinzen.

2) Mittlerer Zweig.

α) Türken.

I. Verschollene Völker.		II. Gegenwärtige Völker.		
Hiong-nu,	Awaren,	Jakuten,	Usbeken,	Basianen,
Tukiu,	Bulgaren,	Sibirische Tataren,	Turkmenen,	Osmanen,
Uiguren,	Petschenegen,	Kasan'sche Tataren,	Karakalpaken,	Sarten,
Seldschuken,	Chasaren,	Krim'sche Tataren,	Kiptschaken,	Tarantschis,
Yuetschi,	Kumanen.	Kara-Kirgisen,	Nogaier,	Dunganen,
Hunnen,		Kirgis-Kaisaken,	Kumüken,	Kuramas.

β) Eigentliche Mongolen.

I. Ostmongolen.	II. Kalmüken.	III. Burjaten.	IV. Hasareh.
Tsachar-Mongolen,	Dschungaren,		
Kalkas-Mongolen.	Targauten,		
	Choschoden,		
	Turbeten,		
	Bergkalmüken,		
	Teleuten.		

3) Oestlicher Zweig.

α) Tungusen.

I. Eigentliche Tungusen.	II. Mandschuren.	III. Verschollene Stämme.
Tschapogiren,	Eigentliche Mandschuren,	Siënpi,
Orotongen,	Lamuten,	Juan-Juan,
Orotschonen,	Sibos.	Kitan.
Maniagren,		
Daurier.		
Khoadsongen,		
Golden,		
Manguten.		

β) Koreaner.

γ) Japanesen.

b) Südliche Abtheilung: Völker mit einsylbigen Sprachen.

1) Tibetaner.	2) Birmanen.
Eigentliche Tibetaner,	Eigentliche Birmanen,
Horsok,	Arakanesen,
Sifan,	Lohitavölker.
Himalajastämme.	

3) Thaivölker.

Siamesen,
Lao,
Ahom,
Khamti,
Khassia,
Miao-tse.

4) Annamiten.

Tongkinesen,
Cochinchinesen.

5) Chinesen.

6) Isolirte Völker der Hinterindischen Halbinsel.

Peguer,
Khamen,
Lau,
Quanto,
Moi.

a) Nördliche Abtheilung: Völker mit mehrsylbigen Sprachen.

1) Westlicher Zweig.

α) Finnen.

Die Finnen, welche sich selbst Suome, Same oder Suomelaiset nennen, von den Russen aber als Tschuden bezeichnet werden, bewohnen gegenwärtig das Nordwestliche Asien und das Nordöstliche Europa. Sie waren offenbar schon sehr früh aus ihrer Urheimat ausgewandert, da sie bereits von Ptolemäus und Tacitus unter dem Namen Fenni oder Phini im heutigen Lithauen und Weichselgebiet erwähnt werden. Die Finnen zerfallen gegenwärtig in vier Familien, in eigentliche Finnen, Ugrer, Permier und Bulgaren.

I. Eigentliche Finnen.

Zu diesen gehören die Suomi oder Europäischen Finnen, die Esthen, die Liven, die Lappen, die Baschkiren, die Meschtscherjaken und die Teptjaren.

Die Europäischen Finnen bewohnen das heutige Finnland und außerdem noch einzelne Theile der Gouvernements von Petersburg, Nowgorod, Archangel, Twer und Olonetz. In Finnland beträgt die Zahl der Finnen etwa anderthalb Millionen, in den Russischen Gouvernements circa 200 000. Zu ihnen gehören auch die Karelen und Tschuden. Die Karelen wohnten ursprünglich im Gouvernement Perm, sind aber gegenwärtig am West- und Nordufer des Ladoga-Sees und in den Gouvernements von Petersburg und Twer angesiedelt. Die Tschuden wohnen in geringer Zahl in den Gouvernements Nowgorod und Olonetz.

Die Esthen wohnen seit den ältesten Zeiten in Esth- und Livland und seit neuester Zeit in geringer Zahl auch im Gouvernement Pleskau. Ihre Gesammtzahl beträgt gegenwärtig nur circa 100 000 Seelen.

Die Liven, zu denen auch die jetzt ausgestorbenen Krewingen gehörten, bewohnten ursprünglich das nach ihnen benannte Livland, wurden aber später von den Letten theils verdrängt, theils lettisirt. Gegenwärtig bewohnen sie nur mehr etwa 2000 Seelen stark eine Reihe von Dörfern an der Nordspitze von Kurland.

Die Lappen, die sich selbst Same oder Suome nennen, waren die Urbewohner Finnlands, von wo sie von den Finnen allmählig nach Westen und Norden verdrängt wurden. Gegenwärtig wohnen sie im äußersten Norden Europas, im Gouvernement Archangel, in Finnland und im Innern von Schweden und Norwegen.

Die Baschkiren wohnen heutzutage, etwa 800000 Seelen stark, im Südlichen Uralgebirge in den Gouvernements Ufa, Orenburg, Perm, Samara und Wjatka. Bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts bildeten die Baschkiren ein großes selbstständiges Volk, wurden aber dann von den Tataren unterworfen und mit der Zeit Türkisirt.

Die Meschtscherjaken, welche etwa 160000 Seelen zählen, sind gleichfalls Türkisirt und wohnen gegenwärtig in den Gouvernements Orenburg, Perm, Pensa und Saratow.

Die Teptjaren, deren Gesammtzahl auf circa 300000 Seelen geschätzt wird und die ebenfalls zum Theil Türkisirt, zum Theil auch Russifizirt sind, wohnen in den Gouvernements Orenburg, Ufa und Samara.

II. Ugrer.

Zu den Ugrern gehören die Ostjaken, die Wogulen und die Magyaren oder Ungarn.

Die Ostjaken wohnen, etwa 23000 Seelen stark, theils als Jäger, theils als Nomaden, in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk.

Die Wogulen, nur circa 7000 Seelen, leben als Jäger im Nördlichen Ural, in den Gouvernements Perm und Tobolsk.

Die Magyaren, die von den Slawen von jeher als Ugrer bezeichnet wurden, woraus der Name Ungarn entstanden ist, sind gegenwärtig der herrschende Volksstamm in Ungarn, wo sie etwa 6½ Millionen Seelen zählen. Außerdem leben sie auch noch in Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien, Wien, in der Bukowina und in Rumänien. Ursprünglich wohnten die Magyaren am Ural, im Süden von den übrigen Ugrern, erschienen aber um das Jahr 836 an der unteren Donau und ließen sich in der Zeit von 895 bis 897 in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen nieder.

III. Permier.

Die Permische Familie umfaßt die eigentlichen Permier, die Syrjanen und die Wotjaken.

Die eigentlichen Permier wohnen, etwa 60000 Seelen stark,

im „Bjarmaland“ der Skandinavischen Wikinger, d. h. im Flußgebiet der oberen Kama, im Gouvernement Perm.

Die Syrjanen waren früher eine weitverbreitete Völkerschaft gewesen; gegenwärtig zählen sie aber nur mehr circa 90 000 Seelen und wohnen in den Gouvernements Archangel und Wologda, an der Petschora und den rechten Nebenflüssen der Dwina.

Die Wotjaken, etwa 230 000 Seelen, wohnen an der oberen Kama und an der Wjatka, im Gouvernement Wjatka und in einzelnen Gebieten der Gouvernements von Kasan und Orenburg.

IV. Bulgaren.

Zur Bulgarischen Familie gehören die Tscheremissen, die Mordwinen und die Tschuwaschen.

Die Tscheremissen, die sich selbst Mari oder „Männer“ nennen und ungefähr 200 000 Seelen zählen, wohnen auf der linken Seite der Wolga in den Gouvernements Kastroma, Nischnii-Nowgorod, Kasan, Wjatka, Perm und Ufa. Früher, zur Zeit der Tatarischen Herrschaft, hatten sie als Nomaden zwischen Wolga und Don gewohnt.

Die Mordwinen wohnen, etwa 700 000 Seelen stark, zwischen der Oka und Wolga in den Gouvernements Nischnii-Nowgorod, Tambow, Pensa, Simbirsk, Saratow und Samara. Sie zerfallen in drei dialektisch verschiedene Stämme, die Mokschas, die Ersas und die Karatajen. Die ersteren wohnen an der Sura und Mokscha, die Ersas an der Oka, die Karatajen aber sind bis auf geringe Ueberreste verschollen.

Die Tschuwaschen, die etwa 670 000 Seelen stark in den Gouvernements von Kasan, Simbirsk, Samara, Orenburg, Saratow und Perm wohnen, sind gegenwärtig sprachlich Türkisirt; ihr physischer Typus ist aber noch immer der Finnische.

β) Samojeden.

Die Samojeden, welche früher ein zahlreiches Volk gebildet hatten, gegenwärtig aber nur mehr circa 16 000 Seelen zählen, wohnten ursprünglich im Sajanischen Gebirge, von wo aus sie sich allmählig an den Flüssen Ob und Jenissei abwärts ausbreiteten. Später wurden sie von den Finnischen Ostjaken und Türken zersprengt und nach Norden gedrängt. Heutzutage bewohnen sie die Küsten des Eismeeres, zwischen der Chatangabucht und dem Weißen Meere, reichen aber im Süden noch bis an das Sajanische Gebirge. Die Samojedische Familie umfaßt die eigentlichen Samojeden, die Sojoten, die Matoren, die Koibalen, die Karagassen und die Kamassinzen.

Die eigentlichen Samojeden zerfallen in vier Stämme: die

Juraken, die Tawgyer, die Jenisseier und die Ostjaken. Die Juraken bewohnen die Tundren am Nördlichen Eismeer, zwischen dem Weißen Meer und dem Jenissei. Die Tawgyer wohnen Oestlich von den Juraken, zwischen dem Jenissei und der Chatangabucht. Die Jenissei-Samojeden wohnen zwischen den Juraken und Tawgyern, auf den Tundren des unteren Jenissei. Die Ostjaken bewohnen die Waldregion am Ob und dessen Nebenflüssen, zwischen dem Tym und Tschulym.

Die Sojoten, von den Chinesen Ul-yang-hai genannt, wohnen zwischen dem Sajanischen Gebirge und dem Altai und Changai, und zwischen den Flüssen Tas und Baschkus.

Die Matoren wohnen am Flusse Tuba, Oestlich vom Jenissei, und im Norden vom Sajanischen Gebirge.

Die Koibalen auf beiden Seiten des oberen Jenissei.

Die Karagassen an der Uda, im Sajanischen Gebirge.

Die Kamassinzen in der Umgebung von Kansk und Abakansk.

2) Mittlerer Zweig.

α) Türken.

Die Türken, welche oft mißbräuchlich auch als Tataren bezeichnet werden, waren unter den Völkern des Mongolischen Zweiges der Ost-asiatischen Rasse die ersten, welche in die Ursitze der Indogermanen einbrachen und in der Geschichte des Abendlandes eine verhängnißvolle Rolle spielten. Ueber die früheste Geschichte der Türken ist nichts Zuverlässiges bekannt, weil die Berichte der Türkischen Geschichtschreiber zu sehr durch Fabeln entstellt sind. Die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Türken finden sich bei den Chinesischen Geschichtschreibern, von denen sie Anfangs unter dem Namen der Hiong-nu erwähnt werden. Außer den Hiong-nu traten in der Geschichte unter anderen noch folgende gegenwärtig nicht mehr existirende Türkische Völkerschaften auf: Die Tukiu, Uiguren, Seldschuken, Yuetschi, Hunnen, Awaren, Bulgaren, Petschenegen, Chasaren und Kumanen.

Die Hiong-nu, aus welchen fast alle heutigen Türkischen Stämme hervorgegangen sind, hatten sich schon frühzeitig aus ihrer Urheimath über die Mongolei und Wüste Gobi verbreitet und von da aus langjährige Kämpfe mit den Chinesen geführt, in deren Land sie, durch die Austrocknung ihres eigenen Heimathlandes zur Auswanderung gezwungen, einzudringen versuchten, waren aber schließlich von den Chinesen überwältigt und nach Westen verdrängt worden, wo sie ihrerseits die bisherigen Bewohner des Landes, die Indogermanischen Skythen oder Slawen, verjagten und sich im Laufe der Zeiten in die verschiedenen einzelnen Türkischen

Völkerschaften auflösten, welche nach einander in der Geschichte Turkestans und des Abendlandes auftraten und durch ihr Vordringen nach Europa die sogenannte Völkerwanderung veranlaßten. Nach den Chinesischen Annalen gründeten die Hiong-nu unter Maotun, der im Jahre 209 v. Chr. zur Regierung gelangte, ein großes Reich, indem sie sich allmählig ganz Centralasien und alles Land bis zum Kaspischen Meere unterwarfen. Im Jahre 48 n. Chr. zerfiel das Hiong-nu-Reich in zwei Theile, ein Nördliches und Südliches Reich, von denen das erstere bald den Tungusischen Siënpi unterlag. Das Südliche Hiong-nu-Reich aber machte, in Verbindung mit den Siënpi, häufige Angriffe auf China, welches sich schließlich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, daß es einen Theil der Hiong-nu auf Chinesischem Gebiet ansiedelte. Später zerfiel das Südliche Hiong-nu-Reich in mehrere kleinere Reiche.

Die Tukiu, offenbar ein Zweig der Hiong-nu und die Vorfahren der heutigen Türken, da Tukiu die Chinesische Schreibweise für „Türke" ist, treten zum ersten Mal im 6. Jahrhundert n. Chr. auf. Sie hatten bisher im Norden der Dschungarei, am Ektag-Altai und im Becken von Kobdo gewohnt und waren Unterthanen der Tungusischen Juan-Juan gewesen. Als diese von den Chinesen zur Zeit der Wei-Dynastie besiegt worden waren, benützten die Tukiu die günstige Gelegenheit, um sich unabhängig zu machen. Sie überwältigten zuerst, um das Jahr 540, die im Oestlichen Tjanschan angesiedelten Uiguren, warfen sich dann auf die Juan-Juan und vernichteten deren Macht nach hartnäckigen Kämpfen vollständig. Ihr Fürst Tumen nahm im Jahre 552 den Titel Chakan an. Sein Nachfolger Dizabulus dehnte in kurzer Zeit das Reich so sehr aus, daß es bis Korea im Osten, bis Tibet und bis an die Chinesische Mauer im Süden und bis an das Kaspische Meer im Westen reichte. Das Reich der Tukiu hatte aber nur kurzen Bestand. Schon im Jahre 581 zerfiel es in vier Theile; die Oestlichen Theile fielen in kurzer Zeit in die Gewalt der Chinesen und der Rest des Reiches wurde 744 durch die Hoei-he, einen Zweig der Uiguren, unterworfen.

Die Uiguren, welche, offenbar durch ihre Berührung mit den im Tarymbecken ansässigen Indogermanen, schon frühzeitig eine hohe Kulturstufe erreicht hatten und eine eigene Schrift und Litteratur besaßen, behaupteten sich lange im Tarymbecken als selbstständiger Stamm, vermischten sich aber später mit anderen Türkenstämmen sowie mit Mongolen, Chinesen und Arabern und büßten auf diese Weise ihre Nationalität ein. Aus den Uiguren sind später die Seldschuken und Usbeken hervorgegangen.

Die Seldschuken eroberten von Turkestan aus im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts Persien, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien und gründeten Seldschukische Dynastien in Bagdad, Ispahan, Kirman,

Syrien und in Ikonium, die aber alle keinen langen Bestand hatten. Aus den Seldschuken Kleinasiens sind später die Osmanen hervorgegangen.

Die Yuetschi, welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit den Tu-ho-lo der Chinesen, den Tokharen der Araber, den Tukhara der Indier, den Tocharen oder Indoskythen der Griechen, den Ephthaliten oder Weißen Hunnen der Byzantiner, den Haithal oder Haiathalah der Perser, den Thedal der Armenier und den jetzigen Dschats in Indien identisch sind, wohnten ursprünglich im Oestlichen Theile des Tarymbeckens. Nachdem sie zweimal, das erste Mal im Jahre 177, das zweite Mal 157 v. Chr. von den Hiong-nu eine furchtbare Niederlage erlitten hatten, verließen sie in letzterem Jahre ihr Land und wanderten theils nach Südwesten, nach dem Westlichen Theil des Tarymbeckens, theils am Nordfuße des Tjan-schan entlang nach der Dschungarei und der Balchaschebene. Die ersteren hießen von da ab die Kleinen, die letzteren die Großen Yuetschi. Als die Großen Yuetschi auch aus ihren neuen Wohnsitzen wieder verdrängt wurden, zogen sie nach dem Syr-darja und später nach dem Amu-darja, wo sie um das Jahr 126 v. Chr. das Griechisch-Baktrische Reich vernichteten und das sogenannte Indoskythische Reich stifteten. Im Jahre 16 v. Chr. fielen die Yuetschi ins Pendschab ein und um das Jahr 94 n. Chr. reichte ihr Reich von der Dschungarei bis an den Indus. Dieses Reich, welches bald in eine große Anzahl von kleinen Staaten zerfiel, bestand bis zum Jahre 550, wo es von den Tukiu vernichtet wurde.

Die Hunnen, offenbar die Hiong-nu [1]) der Chinesen, traten im

---

[1]) Manche Gelehrte zählen zwar die Hunnen zum Finnischen Volksstamm, wenn man aber alle näheren Umstände ins Auge faßt, so kann man wohl nicht daran zweifeln, daß die Europäischen Hunnen dasselbe Volk waren, welches von den Chinesen als Hiong-nu bezeichnet worden war. Dafür spricht erstens schon die Gleichheit der Namen, welche unmöglich zufällig sein kann. Zweitens traten die Hunnen in Europa erst dann auf, als die Hiong-nu in Centralasien abgewirthschaftet hatten. Drittens passen die Schilderungen, welche die gleichzeitigen Schriftsteller von der Lebensweise, dem körperlichen Typus und der ganzen äußeren Erscheinung der Hunnen entwerfen, vollkommen auf die heutigen Kirgisen, nicht im mindesten aber auf die Finnen. Viertens waren die Hunnen offenbar die Urheber der eigentlichen sogenannten Völkerwanderung. Diese kann aber nicht durch ein Volk veranlaßt worden sein, welches schon seit lange in Europa angesessen war, sondern durch ein Volk, welches plötzlich aus Asien in Europa einbrach und durch seinen Anprall das Europäische Gleichgewicht erschütterte. Die Finnen waren aber nicht nur schon lange vor den Hunnen, sondern selbst schon vor den Indogermanen in Europa ansässig und konnten deßhalb ebensowenig Veranlassung haben, aus ihren alten Wohnsitzen im Nördlichen Europa hervorzubrechen und für nichts und wieder nichts einen Kampf auf Tod und Leben mit ganz Europa zu wagen, wie die Griechen, Römer oder Kelten. Ein Finnisches Volk, die Magyaren, betheiligte sich zwar später an der Völkerwanderung, die Magyaren waren aber bei der ganzen Affaire offenbar nicht die Schiebenden, sondern die Geschobenen. Sie waren offenbar von den aus Asien einbrechenden Türken aus ihren zu exponirten Sitzen im Südlichen Ural verdrängt und mit fortgerissen worden. Fünftens

Abendland im 4. Jahrhundert n. Chr. auf. Sie unterwarfen zuerst die Alanen, überschritten dann in Verbindung mit diesen im Jahre 375 den Don und vernichteten das Ostgothenreich Hermanrichs. Die Hunnen ließen sich zuerst in der Gegend zwischen Wolga und Don, später in der Theißebene nieder. Sie unternahmen bereits 395 Raubzüge nach Kleinasien und Syrien, später auch nach Thrakien und bis in die Gegend von Konstantinopel. Den Gipfel der Macht erreichten die Hunnen unter Attila (433—454), der nicht nur alle Hunnischen Stämme unter seinem Scepter vereinigte, sondern auch die Ugrischen Stämme, die Chasaren, die Slawen und einen großen Theil der Germanen unterwarf und bis nach Frankreich und Italien vordrang. Unter Attila's Sohn und Nachfolger Dengizich ging das Hunnenreich rasch zu Grunde. Die Hunnen mußten sich aus der Donaugegend wieder über den Pruth und Dnjepr zurückziehen, und seit dem Untergang von Dengizich, der um 468 von den Ostgothen geschlagen wurde, verschwindet der Name der Hunnen aus der Geschichte. Aus den Resten der Hunnen sind später wahrscheinlich zum Theil die

---

wurden die Yuetschi von den Byzantinern als Weiße Hunnen bezeichnet, augenscheinlich deßhalb, weil sie mit den Hunnen stammverwandt waren. Procopius, B. Pers. 1, 3, sagt von denselben: „Ἐφθαλῖται δὲ Οὐννικὸν μὲν ἔθνος εἰσί τε καὶ ὀνομάζονται". („Die Ephthaliten sind nicht nur ein Hunnisches Volk, sondern werden auch so genannt.") Die Yuetschi waren aber sicherlich ein Türkisches, jedenfalls aber kein Finnisches Volk, weil sie aus dem Tarymbecken stammten. Sechstens waren die Hunnen mit den Awaren und Chasaren verwandt, diese beiden Völkerschaften waren aber unstreitig Türkischen Stammes. Nach Klaproth waren die Chasaren wahrscheinlich die Nachkommen der Akatsiren, des Hauptstammes der Hunnen. Daß aber die Chasaren Türken waren, geht unter anderem aus folgenden Umständen hervor. 1) Werden die Chasaren von den Byzantinischen Geschichtschreibern „Oestliche Türken" genannt; 2) führte der König der Chasaren den Titel Chakan, seine Großen den Titel Bek und die Königin den Titel Hatun, lauter Titel, welche bei den Centralasiatischen Türken auch jetzt noch in Gebrauch sind; 3) wurde nach dem Bericht Ibn Haukals bei den Chasaren der neugewählte Chakan auf einen weißen Filz erhoben, wie auch gegenwärtig noch die neugewählten Chane der Usbeken; 4) sind die heutigen Nachkommen der Chasaren, die Nogaier, Türken und keine Finnen. Was die Awaren betrifft, so ist deren Zugehörigkeit zu den Hunnen einerseits und den Türken andererseits über jeden Zweifel erhoben. Der Herrscher der Awaren führte den Türkischen Titel Chakan, wie von allen alten Schriftstellern bezeugt wird. Theophylaktus sagt, daß die Awaren ihrer Abstammung nach Hunnen seien; er gebraucht den Namen Hunnen und Awaren ohne Unterschied und sagt ausdrücklich, daß man die Awaren auch Hunnen genannt habe. Cedrenus berichtet, daß im Jahre 626 Chosroës seinen General Sarbar an der Spitze einer Armee gegen Konstantinopel geschickt habe mit dem Auftrag, mit den „Westlichen Hunnen, welche man auch Awaren nennt", eine Allianz abzuschließen. Paul Warnefrid, ein Longobarde von Geburt, der um 770 schrieb, sagt, daß die Awaren ursprünglich Hunnen hießen und ihren Namen Awaren nach einem ihrer Könige erhalten hätten. Die Byzantinischen Geschichtschreiber melden, daß die Awaren gleiche Kleidung und Sprache mit den Hunnen hatten. Endlich ist siebentens noch zu erwähnen, daß Abulfaradsch in seiner Syrischen Chronik den Namen der Hunnen auf unzweifelhaft Türkische Völker anwendet.

Bulgaren hervorgegangen, welche sich nach dem Abzuge der Ostgothen in den Römischen Provinzen niederließen und im Laufe der Zeiten Slawisirt wurden.

Die Awaren waren ein den Hunnen verwandter Volksstamm, der nach dem Untergang des Hunnenreiches am Don und im Norden des Kaukasus erschien. Um 555 drangen die Awaren nach der Donau vor und ließen sich in Dakien nieder. Später traten sie mit den Longobarden in Verbindung und besetzten nach deren Abzug 568 Pannonien. Noch später besetzten sie Dalmatien und alles Land bis an die Enns und drangen von da bis nach Deutschland und Italien und auf der anderen Seite bis Konstantinopel vor. Zuletzt erlagen die Awaren allmählig den vordringenden Mähren und verschwanden seit dem Einfall der Ungarn ganz aus der Geschichte. Aus denjenigen Awaren, welche 598 Dalmatien erobert hatten, später aber von den Slawen unterworfen und Slawisirt wurden, sind die heutigen Morlaken hervorgegangen.

Die Bulgaren traten in der Geschichte zum ersten Mal unter der Regierung des Partherkönigs Arschak I. (127 bis 114 v. Chr.) auf, wo sie im Norden vom Partherreich wohnten, sich aber später in der Gegend des Ararat niederließen. Im 5. Jahrhundert n. Chr. wanderten sie von da nach dem Don und Dnjepr, wo sie von den Awaren unterworfen wurden. Im Jahre 635 empörten sie sich gegen die Awaren und gründeten unter ihrem Fürsten Kubrat das Bulgarische Reich. Sie dehnten ihre Herrschaft allmählig immer weiter aus und eroberten schließlich das damals von Slawischen Stämmen bewohnte Mösien. Hier vermischten sie sich mit den Unterworfenen im Laufe der Zeiten und nahmen deren Sprache an, und auf diese Weise entstanden, wie bereits früher erwähnt, die heutigen Slawischen Bulgaren.

Die Petschenegen wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Ural, Oestlich von den Chasaren. Im Jahre 839 n. Chr. machten sie einen Einfall in das Reich der Chasaren und bekriegten das Slawische Reich Kiew. Sie wurden aber von den vereinigten Chasaren, Slawen und Kumanen besiegt und aus ihren eigenen Wohnsitzen vertrieben, die dann von den Kumanen besetzt wurden. Die Petschenegen wandten sich deßhalb nach Westen, vertrieben die Magyaren aus ihren damaligen Wohnsitzen zwischen dem Sereth und Dnjepr und besetzten das ganze Land zwischen dem Don und der Donau. Später machten sie wiederholte Angriffe auf das Byzantinische Reich. Zwischen 997 und 1038 ließen sie sich an der Gränze von Mähren nieder. Im Jahre 1010 drangen die Petschenegen in Bulgarien und Thrakien ein, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens und ließen sich im nächsten Jahre auf dem Südlichen Ufer der Donau, in der Gegend von Driadiza und Nissa nieder. Später, zur Zeit der Kreuzzüge, wohnten sie hauptsächlich in Serbien, Bulgarien, Dardanien

und Kleinskythien oder der heutigen Dobrudscha. Im 12. Jahrhundert verschmolzen sie mit den Magyaren und verschwanden im 13. Jahrhundert ganz aus der Geschichte.

Die Chasaren wohnten zur Zeit der Völkerwanderung um den Kaukasus, von wo aus sie häufige Einfälle in Armenien machten. Später breiteten sie ihre Macht immer weiter nach Norden aus und im 9. Jahrhundert reichte ihr Reich vom Ural bis zum Dnjepr und Bug, und vom Südende des Kaukasus bis zur mittleren Wolga und Oka. Später unterlagen sie mit den Russen den Mongolen und büßten dabei ihre Sprache und Nationalität ein.

Die Kumanen, welche von den Russen als Polowzer; von den Byzantinern als Usen und von den Arabern als Gusen bezeichnet wurden, wohnten bereits um das Jahr 750 Oestlich von der unteren Wolga und am Ural. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts überwältigten sie die Chasaren und Petschenegen und breiteten sich auf dem Nordufer des Schwarzen Meeres bis an die untere Donau und bis an die Karpathen aus, in Folge dessen damals die heutige Moldau den Namen Kumanien erhielt. In der Schlacht an der Kalka 1223 wurde die Hauptmacht der Kumanen trotz der Verbindung mit den Russischen Fürsten von den Mongolen vollständig aufgerieben. Nach dieser schrecklichen Niederlage wanderten die Kumanen größtentheils aus, theils nach Serbien und Bulgarien, theils zu den Griechen, theils auch nach Ungarn, wo sie ihre Sprache noch lange behaupteten, später aber in den Magyaren aufgingen. Die zurückgebliebenen Kumanen wurden später als Sklaven nach Aegypten deportirt.

Gegenwärtig zerfallen die Türken in folgende Völkerschaften: Jakuten, Sibirische, Kasan'sche und Krim'sche Tataren, Kara-Kirgisen, Kirgis-Kaisaken, Usbeken, Turkmenen, Karakalpaken, Kiptschaken, Nogaier, Kumüken, Basianische Türken, Osmanen, Sarten, Tarantschis, Dunganen und Kuramas.

Die Jakuten, die sich selbst Sachalar nennen, wohnten ursprünglich in der Baikalgegend, wurden aber von da im 14. Jahrhundert nach Norden verdrängt. Gegenwärtig leben sie, circa 200000 Seelen stark, zwischen den Tungusen, hauptsächlich auf beiden Ufern der Lena, bis ans Nördliche Eismeer, und außerdem noch an der Anabara, Jana, Indigirka und Kolyma. Im Süden reichen sie bis an den Aldan und die obere Maia. Die Sprache der Jakuten ist unter allen heutigen Türkischen Sprachen die alterthümlichste und steht zu diesen in einem ähnlichen Verhältniß wie das Sanskrit zu den heutigen Indogermanischen Sprachen.

Sibirische Tataren. Mit dem Namen Tataren wird ein großer Mißbrauch getrieben, so zwar, daß man häufig nicht weiß, um welche Völkerschaften es sich eigentlich handelt, wenn von Tataren die Rede ist. Bald nennt man alle Türkischen Völker ohne Unterschied Tataren, bald

legt man den Namen den Mongolen, Tibetanern, Tungusen oder den aus Türken und Mongolen entstandenen Mischvölkern bei. Ursprünglich führte den Namen Tataren nur eine einzige Mongolische Völkerschaft, welche im Jnschangebirge wohnte und von welcher Dschingis-Chan mütterlicherseits abstammte. Durch die Eroberungen Dschingis-Chans, dessen Heer zum großen Theil aus eben diesen Tataren bestand, wurde ihr Name in ganz Asien bekannt, und nach ihnen wurden die von Dschingis-Chan zu einem Reich vereinigten Völker in ihrer Gesammtheit gewöhnlich Tataren genannt. Unter Dschingis-Chans Söhnen wurde der Name Tatarei auch auf die Mongolischen Besitzungen in Europa ausgedehnt und seitdem nannte man in Europa alle Asiatischen Völker von der Wolga bis nach China und Japan und von Tibet bis zum Eismeer Tataren. Jn Rußland nennt man heutzutage nur mehr diejenigen Türkischen Völkerschaften Tataren, welche seinerzeit gemeinsam mit den Russen unter der Herrschaft der Nachfolger Dschingis-Chans gelebt hatten und denselben auch dann noch unterworfen blieben, als die Russen das Joch der Tataren bereits abgeworfen hatten. Jn Folge des Umstandes, daß diese Türkischen Völkerschaften durch die Unterwerfung unter die Tataren mit ihrer Nationalität auch ihre ehemaligen Namen eingebüßt hatten, wurde auf dieselben später, obwohl sie auch heute noch Türkisch sprechen, der Name ihrer Tatarischen Beherrscher übertragen.

Die Sibirischen Tataren waren schon frühzeitig in die Wohnsitze der im Nordwestlichen Sibirien angesiedelten Samojeden und Finnen eingedrungen und hatten sich zum Theil mit denselben vermischt. Zu ihnen gehören die Tataren von Tobolsk und Tomsk, ca. 40 000 Seelen; die Tataren von Jenisseisk, etwa 22 000 Seelen; die Teleuten oder Weißen Kalmüken im Gouvernemt Tomsk, welches Türkisirte Kalmüken sind, und die sogenannten Barabinzen, die Bewohner der Barabasteppe zwischen Ob und Jrtysch.

Die Kasan'schen Tataren sind der Ueberrest des ehemaligen Tatarenreiches Kiptschak und zählen ungefähr eine Million Seelen. Sie wohnen hauptsächlich in den Gouvernements von Kasan, Orenburg, Samara und Stawropol, sind aber vereinzelnt und in kleineren Partien über das ganze Russische Reich, besonders das Russische Turkestan verbreitet.

Die Krim'schen Tataren sind der Ueberrest des ehemaligen Krimschen Tatarenreiches, welches 1475 unter die Oberhoheit der Türken gerathen, 1783 aber von den Russen erorbert worden war.

Die Kara-Kirgisen, welche von den Kalmüken Buruten, von den Russen aber Dikokamennie oder „wilde Bergkirgisen" genannt werden, nennen sich selbst einfach Kirgisen oder vielmehr Krgisen (Nomaden). Sie sind Eines Ursprungs mit den Kirgis-Kaisaken und Usbeken, wie daraus hervorgeht, daß bei allen dreien die gleichen Stammes- und Geschlechts-

namen vorkommen und daß auch ihre Sprachen nur geringe dialektische Unterschiede aufweisen. Vor ihrer Trennung führten die Kara-Kirgisen, Kirgis-Kaisaken und Usbeken den gemeinsamen Namen Ogusen, von welchen sich außerdem auch die Turkmenen, die Seldschuken und die Osmanen abgezweigt haben. Die Kara-Kirgisen wohnen gegenwärtig theils auf Russischem, theils auf Chinesischem Gebiet. Die Russischen Kara-Kirgisen nomadisiren im Ilithal, Westlich vom Tekes, am Oberlauf des Tekes, am Issyk-Kul, am Naryn, in der Ebene des Tschu bis zum Talas im Westen, im Ferganathal, im Alaithal bis nach Karategin im Westen und auf dem Pamir, sowie in den die erwähnten Thäler umgebenden Gebirgszügen. Die Chinesischen Kara-Kirgisen bewohnen die Gebirge, welche Kaschgarien von Norden, Westen und Südwesten einschließen. Die Gesammtzahl der Kara-Kirgisen wird auf etwa eine Million geschätzt, wovon etwa 475 000 auf Russischem, die übrigen auf Chinesischem Gebiet leben.

Die Kirgis-Kaisaken, welche sich selbst einfach Kaisaken oder „Landstreicher" nennen, haben sich im Laufe der Zeit mit verschiedenen fremden Elementen vermischt und weichen deßhalb einigermaßen vom Typus der Kara-Kirgisen ab. Sie zerfallen in vier Abtheilungen: die Große, Mittlere, Kleine und die Innere oder Bukejew'sche Horde. Die Große Horde nomadisirt in Semiretschie, Südlich vom Balchaschsee und im Gebiete des Alataugebirges; die Mittlere Horde im Südlichen Sibirien, in den Provinzen Akmonlisk und Semipalatinsk und in der Gegend Nördlich von Taschkent; die Kleine Horde zwischen Fort Perowsk, dem Ural, dem Amu-darja und dem Kaspischen Meer; und die Bukejew'sche Horde im Norden vom Kaspischen Meer, zwischen Ural und Wolga.

Die Anzahl der Kirgis-Kaisaken wird von verschiedenen Autoren verschieden, zwischen 1 300 000 und 2 300 000 angegeben; die wahrscheinlichste Angabe scheint mir 1 500 000 zu sein, welche sich auf die einzelnen Horden etwa folgendermaßen vertheilen:

Große Horde 100 000 Seelen,
Mittlere Horde 450 000 Seelen,
Kleine Horde 800 000 Seelen,
Innere Horde 150 000 Seelen.

Diese Eintheilung in Horden trifft aber gegenwärtig nur mehr im Großen und Ganzen zu; denn seit der Unterwerfung der Kirgis-Kaisaken unter die Russische Herrschaft und der Eintheilung derselben in Bezirke, Woloste und Aule haben sich die verschiedenen Horden vielfach in einander geschoben.

Usbeken. Das Wort Usbek ist aus den zwei Worten us = selbst und Bek = Herr zusammengesetzt und bedeutet so viel wie frei oder unabhängig. Die Usbeken traten in der Geschichte unter diesem Namen zum ersten Mal in

der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf, wo sie unter einem Nachkommen Dschingis-Chans, dem Scheibaniden Abul-Cheir-Chan, um den Aralsee ein selbstständiges Reich gründeten. Unter Abul-Cheir's Nachfolgern besetzten die Usbeken das heutige Buchara, Fergana und Nordafganistan oder das ehemalige Baktrien. In Chiwa hatten sich die Usbeken schon bald nach Scheibani's Tod unter anderen Nachkommen Dschingis-Chans festgesetzt. Die in Chiwa, Buchara, Fergana und Nordafganistan eingedrungenen Usbeken gingen vom Nomadenleben zum Ackerbau über, vermischten sich allmählig mit den ureingebornen Tadschiken und haben auf diese Weise zum guten Theil den Tadschikentypus angenommen, haben aber ihre Türkische Sprache bis auf die Gegenwart bewahrt. Die Anzahl der relativ unvermischt gebliebenen Usbeken, welche auch jetzt noch Nomaden sind, ist sehr gering. Sie zerfallen aber nichts destoweniger in eine große Anzahl von Geschlechtern, von denen die der Mangiten, Ming und Keniges die vornehmsten sind, weil aus denselben die Herrscher von Buchara und Kokan und die ehemaligen Herrscher von Schachrisabs hervorgegangen waren. Die aus der Vermischung der herrschenden Usbeken mit den unterworfenen Tadschiken hervorgegangenen ansässigen Usbeken bilden die Stadt- und Dorfbevölkerung in einem Theil des Sarawschangebietes, im Mittleren und Westlichen Buchara, in Chiwa und im Nördlichen Afganistan. Das Verbreitungsgebiet der nomadischen Usbeken fällt so ziemlich mit dem Verbreitungsgebiet der aus ihnen hervorgegangenen ansässigen Usbeken zusammen.

Die Turkmenen sind, wie bereits erwähnt, ebenso wie die Kirgisen und Usbeken aus den Ogusen hervorgegangen. Sie haben sich aber ebenso wenig rein erhalten, wie die Usbeken, sondern sich mehr oder weniger mit den früheren Bewohnern der Turkmenen-Wüste, den Massageten, Parthern und Saken, vermischt, mit denen die heutigen Turkmenen in Bezug auf Charakter und Lebensweise viele Aehnlichkeit haben. Außerdem haben die Turkmenen in Folge ihrer Jahrhunderte lang fortgesetzten Menschenjägerei und ihres Sklavenhandels noch viele andere fremde Elemente, besonders Persische, in sich aufgenommen, wenn sie auch ihre Türkische Sprache bis jetzt bewahrt haben. Die Turkmenen, welche heutzutage größtentheils der Russischen Herrschaft unterworfen sind, zerfallen in neun Stämme, über deren Verbreitung und ungefähre Stärke die auf Seite 202 abgedruckte Tabelle Aufschluß gibt.

Ich habe hier die älteren Schätzungen über die Seelenzahl der Turkmenen beibehalten, obwohl dieselben nach den neueren Berechnungen der Russen als zu hoch gegriffen erscheinen. Ich weiß nämlich aus Erfahrung, daß die Russischen Angaben über die Seelenzahl der Nomaden immer zu niedrig ausfallen, weil in den Russischen Besitzungen die Nomaden ihre Abgaben nach der Anzahl ihrer Jurten oder Zelte zu entrichten haben und es folglich im Interesse der Nomaden sowohl wie der Russischen Beamten

liegt, die Zahl der Jurten und damit auch der Bevölkerung zu niedrig anzugeben, eine genauere Kontrolle aber bei dem unstäten Leben der Nomaden nicht möglich ist.

1	Ersaris	Auf dem linken Ufer des Amu-darja, zwischen Tschardschui und Balch	300 000
2	Aljelis	In der Gegend von Andschui	12 000
3	Sakars (Saken!)	In der Sandwüste zwischen Andschui und Merw	8 000
4	Saryk-Turkmenen	Am Murgab, in der Gegend von Pendschde	50 000
5	Saloren	Am Murgab, in der Gegend von Martschag	40 000
6	Tekke-Turkmenen	Längs des Nordabhanges der Küran-tag .	300 000
7	Goklen	Am oberen Atrek und Gürgen	60 000
8	Jomuden	Auf der Ostküste des Kaspischen Meeres, den Inseln Tscheleken und Ogurtschin und theilweise in der Chiwa-Oase	230 000
9	Tschaudoren	Im Norden von Chiwa, auf dem Usturt und der Halbinsel Mangyschlak	60 000

Kara-Kalpaken. Die mit den Kirgisen, Usbeken und Turkmenen verwandten Kara-Kalpaken oder „Schwarzmützen" spielten früher eine wichtige Rolle, zählen aber gegenwärtig nur mehr ungefähr 60 000 Seelen. Sie nomadisiren in der Nähe des Aralsees, im Delta des Amu-darja. Eine kleine Anzahl von Kara-Kalpaken wohnt außerdem in der Nähe von Samarkand und in Fergana, auf dem linken Syr-darja-Ufer, Nordöstlich von der Stadt Kokan.

Kiptschaken. In der Geschichte Turkestans haben zwei verschiedene Völkerschaften eine Rolle gespielt, welche beide den Namen Kiptschaken führen. Die eine ist nichts weiter als eines der vielen Usbekengeschlechter; die andere Völkerschaft ist ein Stamm der Kara-Kirgisen. Die ersteren nomadisiren gegenwärtig im Sarawschanthal, die letzteren im Ferganathal und in den das Ferganathal einschließenden Gebirgen. Von den Kara-Kirgisischen Kiptschaken wurden vom letzten Chan von Kokan Chudojar aus persönlicher Rache 20 000 Mann auf einmal hingerichtet.

Die Nogaier wohnen, etwa 50 000 Seelen stark, in der Krim und zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere am Kuban, an der Kuma und Wolga. Sie enthalten viele Ueberreste der Chasaren, Kumanen und Petschenegen und sind außerdem noch stark mit Mongolischen Elementen gemischt. Auch in Turkestan gibt es Kolonien von aus Rußland eingewanderten Nogaiern; so das Dorf Nogai-Kurgan bei Taschkent und ein anderes Nogaisches Dorf bei der Stadt Buchara.

Die Kumüken, welche viele Aehnlichkeit mit den Nogaiern haben, wohnen, ungefähr 12 000 Seelen stark, auf den Nördöstlichen Abhängen des Kaukasus, vom Terek bis zum Kaspischen Meer.

Die Basianischen Türken wohnen im Nördlichen Kaukasus, Südöstlich vom Berge Elburs.

Die Osmanen haben ihren Namen von Osman I. erhalten, dem Sohne des Ogusischen Hordenführers Ertoghrul, der seinem Vater im Jahre 1288 nachgefolgt war. Die Osmanen saßen ursprünglich im Nordwestlichen Phrygien. Von da aus verbreitete Osman und dessen Sohn Orchan die Osmanische Herrschaft über ganz Bithynien und Mysien. Orchans Sohn Murad I. unterwarf Thrakien und die Gebiete verschiedener Kleinasiatischer Fürsten. Murads Sohn Bajasid I. eroberte die Walachei, wurde aber zuletzt von Tamerlan bei Angora 1402 besiegt und gefangen genommen. Muhamed II. vernichtete 1453 durch die Eroberung von Konstantinopol das Byzantinische Reich, eroberte Serbien, Lesbos, den größten Theil von Bosnien, Morea, Trapezunt, Karamanien und machte den Tataren-Chan der Krim zu seinem Vasallen. Selim I. drängte die Perser hinter den Tigris zurück und entriß dem letzten Mamlukensultan Syrien und Aegypten. Suleiman II. der 1529 selbst Wien belagerte, machte ganz Ungarn bis gegen Ofen, Stuhlweißenburg und Gran zur Türkischen Provinz. Später eroberte er noch Siebenbürgen, Rhodus, Tabris, Wan, Mossul und machte Georgien und die Barbareskenstaaten tributpflichtig. Gleich nach Suleimans Tod begann aber auch schon der Verfall der Osmanischen Macht und gegenwärtig verdankt die Türkei ihre Forteristenz nur noch dem Umstande, daß sich die Europäischen Mächte über die Theilung nicht einigen können. Das Türkische Reich umfaßt heutzutage, zum Theil nur mehr nominell, einen Theil der Balkanhalbinsel, Kleinasien, Theile von Armenien und Kurdistan, Syrien, die Küstenstriche Arabiens, sowie Aegypten und Tripolis.

Die Sarten, welche das Hauptkontingent der Stadt- und Dorfbevölkerung des Russischen Turkestan bilden, sind dasselbe, wie die ansässigen Usbeken, d. h. ein Mischvolk, welches durch Vermischung der unterworfenen Tadschiken mit den als Eroberer eingedrungenen Usbeken und sonstigen Türkischen Völkerschaften entstanden ist. Der Typus der Sarten nähert sich dem der Tadschiken, ihre Sprache ist aber Türkisch und unterscheidet sich nur wenig von der Sprache der Kirgisen. Die Sarten, mit Einschluß der ihnen verwandten Kaschgaren, umschließen von Osten, Norden und Westen das Verbreitungsgebiet der Tadschiken. Sie wohnen im Tarymbecken, im Westlichen Theil Ferganas, im ganzen Syr-darja- und einem Theil des Semiretschiegebietes und bilden hier fast ausschließlich die Bevölkerung der Städte und der im Flachland gelegenen Dörfer. Nur Chodschent, das von Alexander dem Großen gegründete Alexandria Eschate, hat in der Syr-darja-Provinz eine vorwiegend Tadschikische Bevölkerung

Die Tarantschis oder „Ackerbauer“, welche bis zum Jahre 1881 im Gebiet von Kuldscha angesiedelt gewesen waren, unterscheiden sich weder

in ihrem Aeußeren noch in ihrer Sprache von den Sarten. Dieselben waren erst im vorigen Jahrhundert von der Chinesischen Regierung aus Kaschgarien als Kolonisten nach dem Ilithal versetzt worden. Als im Jahre 1881 das Gebiet von Kuldscha von den Russen an die Chinesen zurückgegeben wurde, wanderten die Tarantschis auf Russisches Gebiet aus und sie sind seitdem an verschiedenen Stellen von Semiretschie angesiedelt.

Die Dunganen sind die Nachkommen von im Nordwestlichen China angesiedelten Türkischen Völkerschaften, welche während ihres Aufenthaltes in China Chinesische Sprache und Lebensweise angenommen hatten. Sie waren ursprünglich als Eroberer in die Dschungarei und ins Ilithal eingedrungen und rotteten hier während eines Aufstandes Ende der sechziger Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts in Verbindung mit den Tarantschis die ganze herrschende Chinesische Bevölkerung fast vollständig aus. Im Jahre 1881 wanderten die im Ilithal ansässigen Dunganen mit den Tarantschis auf Russisches Gebiet aus und wurden theils in Semiretschie, theils in der Syr-darja-Provinz angesiedelt. Außerdem bilden die Dunganen gegenwärtig noch das Gros der Städtebevölkerung in der Dschungarei, Nördlich vom Tianschangebirge.

Die Kuramas oder „Mischlinge“ bewohnen, etwa 60000 Seelen stark, als Ackerbauer die Gegend zwischen Taschkent und Chodschent und außerdem ein Dorf in Fergana, zwischen den Städten Andischan und Namangan. Die Kuramas unterscheiden sich von den umwohnenden Sarten dadurch, daß sie ein Mischvolk von Sarten, Tadschiken und Kirgisen sind, bei dem das Kirgisische Element so stark vorherrscht, daß viele von echten Kirgisen gar nicht zu unterscheiden sind. Ihre Sprache ist die Sartische. Die Entstehung der Kuramas fällt wahrscheinlich in die Zeit der Kirgisischen Herrschaft über Taschkent, welche von 1598 bis 1723 dauerte.

β) Eigentliche Mongolen.

Die eigentlichen Mongolen waren der letzte aller Centralasiatischen Völkerstämme, die aus ihrer Urheimath auszogen, um sich in der Ferne neue Wohnsitze zu erkämpfen; dafür waren aber die Eroberungszüge der Mongolen unter Dschingis-Chan die furchtbarsten, welche die Geschichte kennt und die Mongolen wurden dadurch so berühmt, daß nach ihnen die ganze Menschenrasse, zu welcher sie gehören, ihren Namen erhalten hat. Die Mongolen, von denen die eigentlichen Tataren nur einen Zweig bildeten, wohnten zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte im Nordöstlichen Theil der heutigen Mongolei d. h. in der Mitte des zwischen dem Baikalsee und der Halbinsel Korea liegenden Gebietes. Die Geschichte der Mongolen beginnt erst mit dem Auftreten Temudschins, der später den Beinamen Dschingis-Chan d. h. „höchster Herrscher“ erhielt, des größten Er-

oberers, den die Weltgeschichte kennt, der durch seine Leistungen selbst einen Alexander, Tamerlan, Napoleon u. drgl. in den Schatten stellt.

Dschingis-Chan, der Sohn des Mongolischen Hordenführers Jisukei, der nur etwa 40 000 Familien befehligte und dem Tatar-Chan der Oestlichen Tatarei zinsbar war, übernahm, erst 13 Jahre alt, die Führung der Horde nach dem im Jahre 1167 erfolgten Tode seines Vaters. Trotz seiner Jugend schüttelte Dschingis-Chan nicht nur das Joch der Tataren ab, sondern überwand auch alle benachbarten Mongolischen und Tatarischen Fürsten und gewann nach unaufhörlichen Kämpfen der furchtbarsten Art schließlich die Oberherrschaft über einen großen Theil der Mongolei und den Besitz der Hauptstadt Karakorum. Nachdem er Anfangs des Jahres 1206 auf einem Kurultai oder allgemeinen Reichstag zum Chakan oder „Chan aller Chane“ proklamirt worden war, unternahm er die Eroberung des Chinesischen Reiches, welche er nach sechsjährigem Kampfe im Jahre 1215 mit der Einnahme der Hauptstadt Jen-King, des heutigen Peking, vollendete. Nach der Eroberung Chinas machte Dschingis-Chan in einem Kriegsrath den Vorschlag, die gesammte Bevölkerung von China auszurotten, um das Land unter die Mongolen vertheilen zu können, und nur der Klugheit und Beredsamkeit eines Ministers Dschingis-Chans, der selbst von Geburt Chinese war, gelang es, die Ausführung dieses beispiellosen Vorschlags zu verhindern. Dschingis-Chan wendete sich deßhalb im Jahre 1216 nach Westen, nach dem heutigen Turkestan. In einem mehrjährigen Kriege eroberte er das ganze Turkestan und nahm die Städte Taschkent, Samarkand, Balch, Buchara und Chiwa unter schrecklichem Blutvergießen ein. Bei der Einnahme von Samarkand allein, welches damals nach dem Berichte Tschang-Tschuns, eines Ministers Dschingis-Chans, eine Bevölkerung von einer halben Million Seelen besaß, wurden 375 000 Einwohner niedergemacht, um für die Mongolen Platz zu schaffen, mit denen die am Leben gelassenen Einwohner den Grund und Boden theilen mußten. Daß Dschingis-Chan in den von ihm eroberten Turkestanischen Städten nicht alle Bewohner ausrottete, hatte seinen Grund offenbar darin, daß ohne dieselben die Mongolen nicht im Stande gewesen wären, die komplizirten und künstlichen Wasserwerke im Stand zu halten, auf denen die Existenz dieser Städte beruht. Während Dschingis-Chan in Turkestan beschäftigt war, drang sein Sohn Tschutschi nach Rußland vor, vernichtete 1223 das Heer der verbündeten Russischen Fürsten und der Kumanen an der Kalka und eroberte alles Land bis an den Dnjepr. Noch kurz vor seinem Tode unternahm Dschingis-Chan noch einen Feldzug durch die Wüste Gobi gegen das Reich der Tanguten, welches er nach einer, wie gewöhnlich, mörderischen Schlacht auf dem Eise des Sees Kuku-noor auch eroberte. Er starb 1227, nachdem er sein Reich unter seine vier Söhne getheilt hatte, von denen Oktai als Groß-Chan die Oberleitung behalten sollte. Seine Söhne setzten

nach seinem Tode die Eroberungszüge fort. Sie unterwarfen den noch übrigen Theil von China, vernichteten 1258 die Chalifenherrschaft von Bagdad und machten den Seldschukischen Sultan von Ikonium zu ihrem Vasallen Batu drang 1237 abermals in Rußland ein, verwüstete einen großen Theil des Landes und eroberte Moskau. Im Jahre 1240 drangen die Mongolen sodann nach Polen und Schlesien vor, wo sie 1241 das vereinigte Heer der Deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier auf der Wahlstatt besiegten. Von da wendeten sie sich nach Mähren und nach einer vor Olmütz erlittenen Niederlage nach Ungarn. In Folge der nach Oktais Tod (1241) ausgebrochenen inneren Streitigkeiten gaben die Mongolen ihre weiteren Angriffe auf Westeuropa auf und zogen sich in die Gegend ihrer Hauptstadt Karakorum zurück. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte das Mongolenreich den Gipfel seiner Macht erreicht und es reichte damals vom Stillen Ocean bis Polen und vom Himalaja bis tief nach Sibirien hinein. Bald aber nahmen innere Streitigkeiten überhand. Die Statthalter machten sich in Folge dessen immer unabhängiger und schließlich zerfiel das Reich in eine Anzahl von unabhängigen Staaten, von denen die in Südrußland, Persien, China, Turkestan und Sibirien gegründeten die bedeutendsten waren. Im 14. Jahrhundert verfiel die Macht der Mongolen immer mehr; 1368 wurden sie aus China vertrieben und im 15. Jahrhundert wurde ihre Herrschaft in Rußland vernichtet. In Turkestan gründete Tamerlan (1370—1405), ein angeblicher Nachkomme Dschingis-Chans, später ein neues Mongolisches Weltreich, welches ganz Centralasien und Vorderasien umfaßte. Sein Reich zerfiel aber schon bald nach seinem Tode und im Jahre 1504 wurde Tamerlans letzter Nachkomme in Buchara, Sultan Baber, von den Usbeken verdrängt und zur Auswanderung nach Afganistan und Indien gezwungen, wo derselbe dann 1519 ein neues Reich, das Reich des Großmoguls, stiftete, welches sich bis ins gegenwärtige Jahrhundert erhalten hat. Seit dem 16. Jahrhundert verloren die Mongolen alle weltgeschichtliche Bedeutung. Sie zerfielen wieder, wie vor Dschingis-Chan, in eine Menge einzelner Stämme und geriethen unter die Botmäßigkeit der benachbarten Völker, der Chinesen, Perser, Türken und Russen, über welche sie vorher geherrscht hatten.

Gegenwärtig zerfallen die Mongolen in vier Familien: in Ostmongolen, Westmongolen und Burjaten, welche sämmtlich Nomaden sind, und das Mischvolk der Hasareh.

I. Ostmongolen.

Die Ostmongolen, welche auch Tataren genannt werden, bewohnen die Mongolei und stehen, mit Ausnahme eines kleinen an der Selenga wohnenden Theiles, unter Chinesischer Botmäßigkeit. Sie scheiden sich in zwei Völker: die Kalkasmongolen, welche den Nördlichen Theil der

Wüste Gobi bewohnen, und die Tsachar- oder Gränzmongolen, welche den Südlichen Theil dieser Wüste einnehmen.

II. Westmongolen.

Die Westmongolen oder Oelöten, welche gewöhnlich als Kalmüken bezeichnet werden, scheiden sich in vier Hauptstämme: in Dschungaren, Targauten, Choschoden und Turbeten.

Die Dschungaren, nach welchen die Dschungarei benannt ist, bildeten ursprünglich die mächtigste Horde der Oelöten und beherrschten im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts alle übrigen Oelötenstämme. Später wurden sie aber von den Chinesen unterworfen und nach einem Aufstand im Jahre 1757 fast vollständig ausgerottet.

Die Targauten waren früher mit den Dschungaren verbunden gewesen und bildeten erst später eine eigene Horde. Sie wanderten im Jahre 1616 nach Europa aus und nomadisirten in den Ebenen der unteren Wolga. Im Jahre 1771 kehrten sie aber plötzlich wieder nach Turkestan zurück, wobei sie unterwegs durch die Kämpfe mit den Kirgis-Kaisaken große Verluste erlitten, und nomadisiren seitdem im Jlithal und auf den Juldusplateaus. Nur ein untergeordneter Zweig der Targauten blieb damals in Rußland zurück.

Die Choschoden, die noch immer von Fürsten aus Dschingis-Chans Geschlecht beherrscht werden, wohnen, etwa 60000 Seelen stark, in der Gegend des Sees Kuku-noor. Ein Theil dieser Horde war bereits im 17. Jahrhundert nach Rußland ausgewandert, wo dessen Nachkommen noch gegenwärtig an den Ufern der Wolga, im Gouvernement Astrachan, nomadisiren.

Die Turbeten hatten sich gleichfalls schon frühzeitig in Rußland, am Ural und an der Wolga niedergelassen. Gegenwärtig wohnt ein Theil der Turbeten am Don, ein anderer Theil im Jlithal.

Zu den Kalmüken gehören ihrer Abstammung nach auch die sogenannten Schwarzen oder Bergkalmüken im Westlichen Altai und die Weißen Kalmüken oder Teleuten im Gouvernement Tomsk, welche gegenwärtig Türkisirt sind.

III. Burjaten.

Die Burjaten, etwas über 200000 Seelen, wohnen in der Umgebung des Baikalsees, von der Chinesischen Gränze bis zum Flußgebiet der Lena, und vom Onon bis zur Oka, wo sie schon vor dem Auftreten Dschingis-Chans angesiedelt gewesen sein sollen.

IV. Hasareh.

Die Hasareh wohnen im Westlichen Theil von Afganistan, hauptsächlich zwischen Bamian und Herat. Ihre Sprache ist Mongolisch, hat aber viele

Persische Elemente aufgenommen. Die Hasareh sind offenbar Nachkommen von Mongolen, welche sich zur Zeit der Feldzüge Dschingis-Chans und seiner Nachfolger in Afganistan angesiedelt hatten.

3) Oestlicher Zweig.

α) Tungusen.

Die Tungusische Familie besteht gegenwärtig aus zwei sprachlich und körperlich mit einander nahe verwandten Völkern: den eigentlichen Tungusen und den Mandschuren.

I. Eigentliche Tungusen.

Die eigentlichen Tungusen bewohnen, nur etwa 70 000 Seelen zählend, das Oestliche Sibirien d. h. das ungeheure Gebiet, welches im Westen durch den Jenissei, im Norden durch das Eismeer und im Osten durch das Gebiet der Tschuktschen und Korjaken begränzt wird. Die Tungusen führen an verschiedenen Orten verschiedene Namen; so die Tschapogiren, an der Podkamennaja Tunguska; Die Orotongen, an der unteren Tunguska; die Orotschonen, auf beiden Seiten des Amur, von den Quellen des Amazar bis zu denen des Oldoi; die Maniagren, am linken Ufer des Amur, im Osten von den Orotschonen; die Daurier, ebenfalls am Amur, von der Mündung des Khumar bis zur Mündung des Ussuri; die Khoadsongen, von der Mündung des Ussuri bis zum Dondon birra; die Golden, vom Gebiet der Khoadsongen bis zum Kizisee; die Manguten; zwischen den Golden und Giljaken.

II. Mandschuren.

Die Mandschuren leben in der nach ihnen benannten Mandschurei und außerdem in geringer Zahl in China, wo seit 1644 eine Mandschurische Dynastie regiert. Die Mandschuren hießen früher Tschurtschi oder Niutschi und bei den Chinesen Yu-tschi, gaben sich aber im Jahre 1642 ihren gegenwärtigen Namen.

Zu den Mandschuren gehören auch die Lamuten oder Meertungusen, welche am Ochotskischen Meere wohnen und in neuester Zeit immer weiter nach Kamtschatka vordringen, sowie die Sibos, welche als Kolonisten im Gebiet von Kuldscha angesiedelt sind.

III. Verschollene Tungusenstämme.

Außer den Mandschuren haben früher noch einige andere Tungusische Stämme eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt, welche später spurlos verschwunden sind. Es sind dieß die Siënpi, die Juan-Juan und die Kitan.

Die Siënpi drangen um das Jahr 200 n. Chr. nach der Mongolei vor und gründeten hier ein Reich, welches von Karaschar im Westen bis Korea im Osten reichte und zweihundert Jahre lang bestand. Nach den Siënpi traten an derselben Stelle die Juan-Juan, ein Zweig der Siënpi, auf und dehnten ihre Herrschaft auch über das heutige Turkestan aus. Seit 531 n. Chr. sind auch die Juan-Juan vollständig verschollen. Die Koreaner und wahrscheinlich auch die Japanesen sind zum Theil Nachkommen der Siënpi.

Die Kitan wohnten ursprünglich als ein unbedeutendes Volk in der Mandschurei, am Liaufluß. Um das Jahr 901 n. Chr. erhoben sie sich aber unter ihrem jungen Fürsten Apaokhi und eroberten in kurzer Zeit alles Land zwischen dem Stillen Ocean und dem See Lob-noor und machten selbst China tributpflichtig. Apaokhis Nachfolger (Liau-Dynastie) beherrschten das Nördliche China bis zum Jahre 1125, wo sie von den ihnen bisher unterworfenen und mit ihnen stammverwandten Yu-tschi, den nachmaligen Mandschuren, vertrieben wurden. Von den Kitan hat China den Namen Katai erhalten, unter dem es früher im Abendland bekannt war, und der sich bei den Russen unter der Form Kitai bis jetzt erhalten hat. Ein Sprößling der aus China vertriebenen Liau-Dynastie, Yeliu-Taschi mit Namen, zog im Jahre 1124 nach dem heutigen Turkestan und gründete dort ein neues Reich, das Reich der Kara-Kitan, welches aber nur bis zum Jahre 1210 bestand.

β) Koreaner.

Die Koreaner, die Bewohner der Halbinsel Korea, sind ein Mischvolk aus den soeben erwähnten Siënpi und den im Südlichen Theil Koreas ansässigen San-han. Ihre Sprache und Nationalität haben die Koreaner von dem Erobervolk der Kao-li erhalten, welches im 2. Jahrhundert v. Chr. von Norden her eindrang und ganz Korea unterwarf. Die Sprache der Koreaner ist entfernt einerseits mit den Ural-altaischen Sprachen, andererseits mit dem Japanesischen verwandt und ist reich an Chinesischen Lehnworten, deren Aussprache von der jetzt in China üblichen Aussprache abweicht.

γ) Japanesen.

Die Japanesen sind gleichfalls ein Mischvolk, wie schon aus ihrem Typus hervorgeht. Wahrscheinlich war Japan früher im Süden von Papuas und im Norden von Ainos bewohnt gewesen, mit denen sich die über Korea eingewanderten Mongolischen Eroberer vermischten. Die Sprache der Japanesen soll sich am nächsten dem Mandschurischen und Mongolischen anschließen, woraus hervorgeht, daß die in Japan eingedrungenen Eroberer

wahrscheinlich Siënpis, jedenfalls aber Tungusen gewesen waren, was auch schon durch die geographische Lage wahrscheinlich gemacht wird. Friedrich Müller bemerkt über die Sprache der Japanesen: „Dem Baue nach den unentwickelten Sprachen der altai'schen Völker (dem Mandzu und Mongolischen) ähnlich, unterscheidet sie sich von ihnen durch den Mangel der Vokalharmonie. — Unangenehm berührt der gänzliche Mangel eines Pronomens (worin das Japanische beinahe einzig dastehen dürfte) und die mangelhafte Entwicklung des Verbums. — Die Sprache ist mit einer Menge chinesischer Lehnwörter erfüllt, deren Aussprache von der jetzt in China üblichen ganz abweicht."

b) Südliche Abtheilung: Völker mit einsylbigen Sprachen.

1) Tibetaner.

Zu dieser Gruppe gehören die eigentlichen Tibetaner, die Horsok, die Sifan und die Himalajastämme.

Die eigentlichen Tibetaner oder Bodschi bewohnen das Hochland Tibet.

Die Horsok, welche mit den Tibetanern nahe verwandt sind, wohnen zwischen dem Himalaja und dem Nyen-tschen-thang-la und zerfallen in die Horpa im Westen, die Drokpa in der Mitte und die Sokpa im Osten.

Die Sifan oder Tanguten, welche nahe mit den Horsok verwandt sind, bewohnen die Alpenländer am Oberlaufe der Nebenflüsse des Hoangho und Yang-tse-kiang.

Die Himalajastämme bewohnen die mittleren und unteren Regionen des Himalaja, zwischen Indus und Brahmaputra, während die oberen Regionen, von 10 000 Fuß aufwärts, von den Tibetanern bewohnt werden. Zu ihnen gehören folgende Stämme: die Leptscha, im Flußgebiet der Tista; die Kiranti und Limbu, im Flußgebiet der Kausiki, Oestlich von Nepal; die Murmi und Newari, in Nepal, in dem Gebirge zwischen der Kausiki und Gandaki; die Gurung, Magar und Sunwar, im Flußgebiet der Gandaki; die Kha, Kohli, Garhwali, Kakka, Bamb'a, Gakar, Khatir, Avan, Dschandschuh und Dom, Mischstämme aus Tibetanern und Hindus, zwischen der Gandaki und Gilgit. Unterhalb des Verbreitungsgebietes der angeführten Stämme, in den sumpfigen Niederungen und Wäldern des Himalaja, wohnt noch eine Anzahl von Stämmen, welche gleichfalls zur Tibetanischen Gruppe gehören; es sind dieß die Kitschak, in den Dschungeln von Sikkim und Nepal; die Hayu, Tschepang und Kusunda, in den Wäldern von Nepal; ferner die Tharu, Denwar, Boksar, Durre und Bramhu.

2) Birmanen.

Diese Gruppe umfaßt die eigentlichen Birmanen, die Arakanesen und eine Reihe von Gebirgsstämmen, die man zusammen als Lohitavölker (Lohita=Brahmaputra) bezeichnet.

Die eigentlichen Birmanen bewohnen den Westlichen Theil der Hinterindischen Halbinsel, wo sie nach Unterwerfung der Urbevölkerung ein Reich gegründet haben.

Die Arakanesen bewohnen die Küstengegend Arakan am Bengalischen Meerbusen. Die Sprache der Arakanesen unterscheidet sich von der Sprache der Birmanen nur dialektisch, ist aber alterthümlicher als letztere.

Zu den Lohitavölkern gehören folgende Stämme: Die Kotsch, die Bewohner des ehemaligen Reiches Kotsch, welches im Jahre 1773 aufgelöst worden war. Die Dhimal und Bodo, auch Katschari genannt, Nördlich und Oestlich vom Gebiete der Kotsch. Die Katschari sollen nach ihrer eigenen Tradition aus einem Nordöstlich von Assam gelegenen Lande in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert sein. Die Garro, welche früher das ganze Gebiet zwischen Brahmaputra, Assam, den Distrikten Silhet und Maimunsingh und den Bergen des Brahmaputra bewohnten, gegenwärtig aber auf die Gebirge in der Mitte des erwähnten Gebietes beschränkt sind. Die Mikir, in Centralassam, im Bezirke Nowgong. Die Abor, im Oestlichen Theile des Himalaja. Die Daphla, in gleicher Höhe mit den Abor, aber näher dem Rande des Gebirges. Die Akha und Miri, in Assam, am Nordufer des Brahmaputra. Die Mischmi und Tschanglo, im oberen Brahmaputrathal. Die Singpho, von einer von Sadiya bis an die Patkoikette gezogenen Linie im Westen bis an den Brahmaputra im Osten und auf beiden Seiten des Irawaddy, bis an die Gränze von China. Ferner die zahlreichen Nagastämme, welche sich selbst Kwaphi nennen und das Gebiet bewohnen, welches im Westen vom Fluß Kopili, im Norden vom Thale von Assam, im Osten von den Gränzgebirgen Assams und im Süden vom 23. Parallel begränzt wird. Endlich die Lolo, die Urbevölkerung der Chinesischen Provinz Yun-nan.

3) Thaivölker.

Die Thaivölker, welche den größten Theil der Hinterindischen Halbinsel bewohnen, zerfallen in die Siamesen, die Lao, die Ahom, die Khamti, die Khassia und die Miao-tse.

Die Siamesen werden von den Chinesen und Birmanen Schan genannt, woraus unser Siam entstanden ist. Die Siamesen bilden die Hauptbevölkerung des Reiches Siam. Zu ihnen gehören die Pe-y, die

sich selbst Lok-thai nennen, und die Pa-pe, die beide in der Nachbarschaft der Lao wohnen.

Die Lao, welche die inneren und Nördlichen Theile der Hinterindischen Halbinsel bewohnen, zerfallen in die Weißen Lao oder Lao-pung-kah und in die Schwarzen Lao oder Lao-pung-dam. Die Sprache der Lao ist mit dem Siamesischen verwandt, ist aber archäistischer als dieses.

Die Ahom sind das herrschende Volk von Assam; sie haben ihre Muttersprache eingebüßt und dafür die Sprache der unterworfenen Assamesen, eine Schwestersprache des Bengali, angenommen.

Die Khamti wohnen zwischen dem Brahmaputra und Dibong und im Quellgebiet des Irawaddy.

Das Gebiet der Khassia gränzt im Norden an Assam, im Osten an das Gebiet der Katschari, im Süden an den Bezirk Silhet und im Westen an die Garro-Berge.

Die Miao-tse, d. h. „Söhne der Erde" oder Aboriginer, wohnen in den gebirgigen Theilen verschiedener Chinesischer Provinzen, wie Sse-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Hu-peh, Yun-nan, Kwang-si und an den Gränzen von Kwan-tung.

4) Annamiten.

Die Annamiten, welche aus den Tongkinesen und den Kio-Katschin oder von den Europäern sogenannten Cochinchinesen bestehen, bewohnen Tongking und Cochinchina. Sie sind von den vorigen Völkern verschieden und schließen sich in ihren Sitten den Chinesen an.

5) Chinesen.

Die heutigen Chinesen bilden die ackerbautreibende Bevölkerung von China. Sie sind ein Mischvolk, welches durch die Verschmelzung der früheren Bevölkerung des Landes mit den aus dem Tarymbecken eingewanderten Chinesen entstanden ist. Vor der Einwanderung der Chinesen war China von den Vorfahren der Birmanen, Annamiten und Thaivölker und von Tibetanischen Stämmen bewohnt gewesen, wie die Ueberreste derselben, die Sifan, Lolo und Miao-tse beweisen, welche auch von den heutigen Chinesen als die Urbewohner ihres Landes betrachtet werden. Die Chinesen bilden zwar ethnologisch ein einheitliches Volk, zerfallen aber sprachlich in mehrere Abtheilungen, deren Idiome so sehr von einander abweichen, daß ein unmittelbarer Verkehr zwischen Angehörigen der verschiedenen Abtheilungen nicht möglich ist.

Die Chinesen sind nicht nur das civilisirteste aller zur Ostasiatischen

Rasse gehörigen Völker, sondern auch weitaus das zahlreichste aller Völker der Erde und haben sich auch außerhalb China in großer Anzahl angesiedelt, so in Vorder- und Hinterindien, auf Java, Borneo, Celebes, Manilla und an anderen Punkten im Süden Asiens. In neuester Zeit sind sie selbst bis nach Australien und Amerika vorgedrungen.

6) Isolirte Völker der Hinterindischen Halbinsel.

Diese Gruppe umfaßt die frühere Bevölkerung der Hinterindischen Halbinsel, welche seinerzeit von den eingewanderten Birmanen, Annamiten und Thaivölkern in die Gebirge und Flußniederungen zurückgedrängt worden war. Man unterscheidet folgende Stämme:

Die Peguer oder Mon, von den Birmanen Talaing genannt, im Delta des Irawaddy.

Die Khamen oder Khom, in den Sumpfgegenden von Kambodscha. Mit diesen verwandt sind die Khamendong oder Haklöh (Hochländer), in den Hügelreihen, welche sich vom Battabongflusse im Halbkreise nach der Meeresküste herabziehen, und die Samreh, in den Nördlich von Thalesab gelegenen Bergen.

Die Tsiampa, von den Annamiten Lau genannt, in Kambodscha zerstreut.

Die Quanto, am oberen Mekhong.

Die Bewohner der steilen Gebirgskette, welche sich am Mekhong hinzieht, die von den Siamesen Kha, von den Cochinchinesen Moi, von den Tongkinesen Myong und von den Kambodschanern Pnom genannt werden. Sie zerfallen in eine große Anzahl von kleinen Stämmen, von welchen die Banar, Bannam, Beungao, Brau, Changrai, Halang, Kejong, Quarr, Radeh, Sedan und Sthieng die wichtigsten sind.

V. Australische Rasse.

Die Australische Rasse, welche die Urbewohner Australiens, Tasmaniens und der umliegenden kleinen Inseln umfaßt, ist offenbar eine Mischrasse und ist ebenso, wie der Stamm der Melanesier, durch Verschmelzung der früheren Papuanischen Bewohner mit später eingewanderten Malayen entstanden. Es wäre deßhalb eigentlich richtiger, die Australier mit den Melanesiern zu vereinigen, da sie mit denselben nicht nur in Bezug auf ihre Abstammung, sondern auch zum Theil in Bezug auf ihr Aeußeres übereinstimmen und mit denselben selbst einige sprachliche Aehnlichkeiten aufweisen. Daß die Australier sich von den Papuas abgezweigt haben müssen, wird bei einfacher Betrachtung der Karte sofort klar, denn

die Australier können in ihre gegenwärtigen Wohnsitze nur aus Neuguinea eingewandert sein, welches auch heutzutage noch immer von Papuas bewohnt ist. Dafür aber, daß die Australier sich später mit Malayischen Elementen vermischt haben, sprechen folgende Umstände. Erstens scheiden sich die Familien der Australier in patrizische und plebejische, ein sicheres Zeichen dafür, daß die schwächere eingeborne Bevölkerung in der Vorzeit von einem stärkeren eingewanderten Volke unterjocht worden sein muß. Zweitens spricht dafür der körperliche Typus der heutigen Australier. Hale bemerkt von den Australiern, daß „ihre Gesichtsbildung zwischen Negern und Malayen steht". Die Australier haben, wie die Ostasiaten, hohe Wangenbeine und, was das wichtigste ist, langes, straffes Haupthaar, was bei keiner andern schwarzen Rasse der Fall ist, weßhalb auch Friedrich Müller die Australier mit den Hyperboreern, Indianern, Malayen und Mongolen in eine Klasse vereinigt. Die Hautfarbe ist bei den einen schwarz, bei den andern braun, wieder bei andern, besonders an den Küsten, kupferroth. An den Küsten und an den Flüssen sind die Individuen größer und kräftiger als im Innern des Festlandes. Die Tasmanier hatten, obwohl sie die höchsten Breiten einnahmen, eine dunklere Hautfarbe und kürzeres und wolligeres Haupthaar und waren überhaupt Papuaähnlicher als die Australier des Festlandes, offenbar deßhalb, weil sie mit Malayischen Elementen weniger gemischt waren in Folge des Umstandes, daß die Einwanderung der Malayen naturgemäß von Norden, von den Sundainseln aus, erfolgt war. Je weiter man von Süden nach Norden kommt, desto mehr nähert sich der Typus der Australier dem Malayischen Typus. Auch sind die Nördlichen Stämme in der Kultur relativ weiter fortgeschritten als die Südlichen.

Die Australische Rasse ist gegenwärtig, in Folge des Vordringens der Europäer, im raschen Aussterben begriffen. Der letzte Tasmanier war bereits im Jahre 1876 gestorben und die Gesammtzahl der Australier des Festlandes beträgt nach den neuesten Schätzungen nur mehr etwa 30 000.

Die Australier bildeten ethnologisch eine einzige Familie, denn alle Australischen Sprachen sind mit einander mehr oder weniger verwandt, so daß die Abstammung derselben von einer gemeinschaftlichen Ursprache außer Zweifel steht. Anthropologisch und ethnographisch schieden sich die Australier vor dem Erlöschen der Tasmanier in zwei Abtheilungen, in die Australier des Festlandes und in die Tasmanier. Die eigentlichen Australier zerfallen in eine Menge von kleinen Stämmen, welche oft nur aus einigen wenigen Familien bestehen, aber alle ihre eigene Sprache haben.

VI. Papuaraſſe.

Der Name Papua iſt aus dem Malayiſchen papuwah = kraushaarig entſtanden, mit welchem Namen die Malayen die Bevölkerung der benachbarten Inſeln bezeichnen. Die Papuas hatten offenbar früher im Oſten der Dravidas, auf der Hinterindiſchen Halbinſel, gewohnt, wie ſchon daraus hervorgeht, daß ſich in den Gebirgsgegenden von Cochinchina und Malakka bis auf die Gegenwart unvermiſchte Papuas erhalten haben. — Durch die nach Süden vordringenden Südmongoliſchen Völkerſchaften wurden die Papuas zuerſt auf die Sundainſeln und ſpäter auch von da wieder durch die Malayen auf die Inſeln des Stillen Oceans verdrängt, wo ſie ſich ſchließlich auf den kleinen Inſeln mit den Malayen vermiſchten und nur auf den größeren Inſeln mehr oder weniger rein erhielten.

Die Sprachen der Papuas ſind bis jetzt noch viel zu wenig erforſcht, um als Mittel zur Eintheilung dienen zu können. Die Papuas können deßhalb nur auf Grund ihrer Vertheilung und der größeren oder geringeren Vermiſchung mit Malayiſchen Elementen klaſſifizirt werden. Sie zerfallen demgemäß in zwei Gruppen: in reine und in mit Malayiſchen Elementen vermiſchte Papuas. Zur erſten Gruppe gehören die Mincopi, die Aetas, die eigentlichen Papuas, die Semang und die Gebirgsſtämme von Cochinchina. Zur zweiten Gruppe gehören die Melaneſier, die Alfuren, die Irayas, die Mamanuas und die Balugas.

A. Unvermiſchte Papuas.

Die Mincopi leben, etwa 5000 Seelen ſtark, auf den Andamanen, einer Inſelgruppe im Bengaliſchen Meerbuſen.

Die Aetas oder „Schwarzen", welche von den Spaniern Negritos genannt werden, bewohnten nach den Nachrichten älterer Schriftſteller früher alle zur Gruppe der Philippinen gehörigen Inſeln. Gegenwärtig ſind ſie durch die Malayen und Europäer bereits von den meiſten dieſer Inſeln verdrängt und leben, etwa 30 000 Seelen ſtark, nur noch in den gebirgigen Gegenden der Inſeln Negros, Luzon, Panay, Mindoro und Mindanao. Zu den Aetas gehören wahrſcheinlich auch die Papuaniſchen Urbewohner im Innern von Borneo, Celebes und Gilolo.

Die eigentlichen Papuas bewohnen die Inſel Neuguinea, die Ke- und Aruinſeln, ſowie die an der Nordweſtſpitze von Neuguinea liegenden Papuainſeln, von denen Waigiu, Salwatti und Myſol die größten ſind.

Die Semang leben im Innern der Halbinſel Malakka, am Berge Jerei, im Gebiet von Kedah. Mit den Semang ſind die Pangan, im Innern von Tringanu, identiſch.

Die Aboriginerstämme in den Gebirgen Cochinchinas gehören, da sie als schwarz und kraushaarig geschildert werden, jedenfalls auch zu den Papuas.

B. Gemischte Papuas.

Die Melanesier gehören zwar sprachlich und ethnographisch zu den Malayen, ihr Typus dagegen ist beinahe rein Papuanisch. Sie sind folglich ein Mischvolk, entstanden durch Verschmelzung der ureingebornen Papuas mit den als Eroberer eingedrungenen Malayen, wobei die weniger zahlreichen Malayen beinahe spurlos in den Papuas aufgegangen sind. Zu den Melanesiern gehören die Fidschiinsulaner, die Neucaledonier und die Salomonsinsulaner. Die Fidschiinsulaner, der Oestlichste Stamm der Melanesier, wohnen auf den Inseln Viti-Levu und Vanua-Levi und auf den übrigen zur Fidschigruppe gehörigen Inseln. Die Neucaledonier wohnen auf Neucaledonien und den benachbarten Inseln, auf den Loyalitätsinseln, den Neuen Hebriden, sowie auf Api, Mallikolo, Espiritu-Santo, Ambrym, Aragh, Aoba, Maiwo, Vaniforo und auf der Nitendigruppe. Die Salomonsinsulaner wohnen auf einzelnen Inseln zwischen Neuguinea und dem Verbreitungsgebiet der Neucaledonier.

Die Alfuren wohnen auf der Nördlichen Halbinsel von Gilolo, auf den Inseln Ceram, Buru und Timor, sowie auf den Inseln Westlich von Timor bis Flores und den Sandelholzinseln und Oestlich bis Timorlaut.

Die Mamanuas wohnen auf der Ostküste von Mindanao.

Die Balugas in der Provinz Pangasinan.

Die Irayas am Ilarön.

VII. Dravidarasse.

Die Dravidas bewohnten früher die ganze Vorderindische Halbinsel und, wie aus dem Vorkommen der Dravidas in Beludschistan und der Verbreitung der schwarzen Rassen hervorgeht, in der ältesten Zeit auch noch Beludschistan und das Südliche Persien. Aus dem Südlichen Persien waren sie offenbar schon sehr frühe durch die Hamiten verdrängt worden, aus Beludschistan und dem Nördlichen Theil von Indien aber wurden sie im Laufe des ersten Jahrtausends nach der Sintfluth durch die Indogermanischen Indier verdrängt, weßhalb sie sich heutzutage, abgesehen von der Enklave in Beludschistan, nur mehr im Südlichen Theil von Indien und auf der Insel Ceylon vorfinden. Die Dravidas haben sich, ungeachtet der Kastenbeschränkungen, durch ganz Indien vielfach mit den eingedrungenen Indogermanen vermischt, so daß es ganz unvermischte Dravidas heutzutage

ebensowenig geben dürfte, wie unvermischte Indier. Deßhalb haben sich auch die Dravidas bedeutend vom Negertypus entfernt und aus kraushaarigen Negern in lockenhaarige Dravidas verwandelt. Im Nördlichen Theil von Indien sind die Dravidas, soweit sie nicht vertrieben oder ausgerottet worden waren, vollständig in den Hindus aufgegangen und haben überall die Sprache der Indogermanischen Eroberer angenommen. Nur die Dravidas der Südhälfte Indiens haben, trotz der Vermischung mit Indogermanischen Elementen, ihre Muttersprache bis jetzt bewahrt, ein Beweis, daß bei ihnen das Dravidische Element über das Indogermanische bedeutend überwog.

Die Dravidas zerfallen in Bezug auf ihre Sprachen in drei von einander grundverschiedene Völkerstämme: den Mundastamm, den Dravidastamm und die Singhalesen. Nach Friedrich Müller zeigen die Sprachen dieser drei Abtheilungen keine genealogische Verwandtschaft, so daß drei verschiedene Entstehungscentren für die heutigen Dravidasprachen angenommen werden müssen.

A. Mundastamm.

Zum Mundastamm, der auch als Kolh- (Schweinetödter) oder Vindhyastamm bezeichnet wird, gehören folgende Völkerschaften.

Die Santal, die Ho oder Larka-kolh und die Bhumidsch, auf dem Hochland von Tschota-Nagpur, Südwestlich von Calcutta.

Die Munda-Kolh, in Kolhan, Südlich von Rantschi.

Die Kol oder Kuli, welche Sitten und Sprache der Brahmanischen Hindus angenommen haben, in Guzerat.

Die Ramusi, im Süden von Puna, in den Ebenen der Flüsse Maun, Nira, Bhima und Pera, sowie auf den benachbarten Hochländern.

Die Warali, in den Wäldern im Südosten Damans.

Die Katkari, auf der Westseite der Ghat, zwischen Puna und Nasik, und auf der Ostseite und im Norden, zwischen der Daman-Ganga und Tapti.

Die Bhilla, ein weitverbreiteter Volksstamm, auf den waldreichen Anhöhen an den Flüssen Tapti, Narbadda und Mahi, sowie in den Bergen Guzerats und den Westlich und Nördlich anstoßenden Gebieten.

Die Mera, zwischen Komulmer und Adschmir.

Endlich die mit den Vorigen nahe verwandten Mina, in dem von Adschmir nach der Dschamna verlaufenden Gebirgszuge.

B. Dravidastamm.

Der Dravidastamm zerfällt in zehn sprachlich von einander verschiedene Abtheilungen: Tamulen, Telingas, Kanaresen, Malayalas, Tuluvas, Todas, Gondas, Khond, Radschmahal-kolh und Brahuis.

Die Tamulen, das gebildetste und unternehmendste Volk der Dravidas, wohnen im sogenannten Karnatik. Zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung des Nördlichen und Nordwestlichen Ceylon, sowie die Mehrzahl der sogenannten Kalingas in den Seestädten Hinterindiens und des Malayischen Archipels. Ebenso gehören der Sprache nach zu den Tamulen die wilden Nilgiristämme der Irular und Kurumbar, im Norden von Koimbator.

Die Telingas oder Telugu bewohnen die Ostküste Indiens von Palicat bis Gandscham. Zur Zeit des Geographen Ptolemäus reichte das Gebiet der Telingas noch bis an die Mündung des Ganges, wie daraus hervorgeht, daß die meisten der in diesen Gegenden erwähnten alten Städtenamen der Telingasprache angehören.

Die Kanaresen oder Kannadis wohnen in Maisur und Kanara. Zu ihnen gehören sprachlich auch die wilden Stämme der Kotar und Badagar, in den Nilgiriwäldern zwischen Maisur und Koimbator, und die Kodugu oder Coorg, in dem Bergland zwischen dem Fluß Hemavati und dem Tambatscheripaß.

Die Malayalas oder Malabaren bewohnen die Küste Malabar, auf der Westseite der Ghats, zwischen Mangalor und Trivandrum.

Die Tuluvas oder Tulus wohnen auf dem schmalen Küstenstrich in der Umgebung von Mangalor. Sie waren früher weiter verbreitet gewesen, sind aber gegenwärtig im Aussterben begriffen und zählen nur mehr circa 150000 Seelen.

Die Todas oder Tudavar wohnen in den Nilgiris, in der Umgebung von Ottakamand.

Die Gondas oder Gond bilden die Hauptbevölkerung des nach ihnen benannten Gondwana.

Die Khond oder Kus wohnen in der Nachbarschaft der Gondas, im Süden der Mahanadi, in Ranapur und Tschandra-Dandpat, zwischen Gumsir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschilka-Sees, in Nordwestlicher Richtung bis zum 101. Grad Oestlicher Länge und in Südwestlicher Richtung bis Bustar.

Die Radschmahal-Kolh, welche auch Maler (Bergbewohner) oder Paharia genannt werden, wohnen von Bhagalpur am Ganges bis nach Birbhum im Süden und Ramgar im Westen. Die zu ihnen gehörenden Uraon-Kolh wohnen Südwestlich von ihnen bis in die Nähe des Gebietes der Gondas.

Die Brahuis bewohnen die gebirgigen Theile von Kelat in Beludschistan. Es sind dieß offenbar die Ueberreste der früheren Dravidischen Urbevölkerung von Beludschistan, welche sich, Dank ihrer geschützten Lage, gegen die eingewanderten Indogermanen bis auf die Gegenwart in ihren Wohnsitzen behauptet haben.

C. Singhalesen.

Die Singhalesen sind die Urbewohner der Insel Ceylon. Sie haben sich im Laufe der Zeiten vielfach mit Indischen Elementen vermischt und nur die Weddas in den Waldregionen Oestlich von der Mahavali-Ganga werden als noch ziemlich unvermischte Ueberreste der alten Dravidabevölkerung betrachtet.

VIII. Negerrasse.

Die Neger bewohnen dasjenige Gebiet Afrikas, welches im Westen durch den Atlantischen Ocean, im Norden durch die Sahara, im Osten durch den Nil und im Süden durch den Aequator begränzt wird und welches von den Arabern als Belad-es Sudan, d. h. Land der Schwarzen, bezeichnet wird, woraus unser „Sudan" entstanden ist. Die Neger sind unter allen Rassen des Menschengeschlechtes die einzigen wirklichen Autochthonen; denn sie hatten schon von jeher ihre heutigen Wohnsitze inne, welche, wie ich später ausführlicher auseinandersetzen werde, als die Urheimath des Menschengeschlechtes betrachtet werden müssen. In Folge des Umstandes, daß die Neger von jeher unter denselben klimatischen und lokalen Verhältnissen gelebt haben, unter denen das Menschengeschlecht entstanden war, während die aus der Urheimath ausgewanderten Rassen sich den veränderten klimatischen und örtlichen Verhältnissen anzubequemen und deßhalb einen viel schwereren Kampf ums Dasein zu führen hatten als jene, übertreffen die Neger auch alle anderen Rassen in Bezug auf physische Konstitution, stehen aber diesen in Bezug auf geistige Entwicklung und auf die Größe des Gehirns bedeutend nach.

Die Neger haben im Laufe der Zeiten viele fremde Elemente in sich aufgenommen. Von Norden und Osten waren schon frühe Angehörige der Nubarasse und die Westasiatischen Hamiten und später auch Semiten in ihre Wohnsitze eingedrungen, und im Süden haben sie sich vielfach mit den Kaffern vermischt. Die heutigen Neger weisen deßhalb an verschiedenen Orten sehr verschiedene Typen auf. Am reinsten hat sich die Negerrasse im äußersten Westen ihres Verbreitungsgebietes, zwischen den Flüssen Niger und Senegal, erhalten, und die athletischen Wolof können als die besten Repräsentanten des ursprünglichen Negertypus gelten.

Die Neger sprechen eine große Anzahl von verschiedenen Sprachen und zerfallen in eine ungeheure Menge von kleinen Stämmen und Völkerschaften. Friedrich Müller bemerkt auf Seite 146 in Bezug auf die Negersprachen: „Doch läßt sich schon auf Grund des mangelhaften Materials, welches uns zu Gebote steht, der sichere Schluß bauen, daß die Negersprachen von Einer Ursprache nicht ausgegangen sein können, sondern im Gegentheil

mehrere von einander unabhängige Ursprungspunkte voraussetzen. Denn abgesehen davon, daß die Abweichungen im grammatischen Baue der Negersprachen solche sind, die nur zwischen ganz unverwandten Sprachen sich finden, lassen sich auch in lexikalischer Beziehung, abgesehen von einzelnen entlehnten Kulturausdrücken, keine Uebereinstimmungen wahrnehmen, die irgend eine Verwandtschaft verrathen könnten.“

Die Neger zerfallen nach Friedrich Müller ethnologisch und sprachlich in folgende Gruppen und Völkerschaften:

1) Wolof,
2) Sarrar,
3) Felup,
4) Filham,
5) Biafade,
6) Papel,
7) Balantes,
8) Cassangues,
9) Naga,
10) Banyum,
11) Tyapi,
12) Nala,
13) Temne,
14) Bullom,
15) Krustämme,
16) Avekvom,
17) Odschistämme,
18) Ewestämme,
19) Ibo,
20) Nupestämme,
21) Mbafu,
22) Batti,
23) Mitschi,
24) Serechule,
25) Mandingo,
26) Bambara,
27) Susu,
28) Vei,
29) Sonrhay,
30) Hausa,
31) Kanori,
32) Manga,
33) Nguru,
34) Kanem,
35) Tibbu,
36) Kotokoneger,
37) Gamerghuneger,
38) Logoneneger,
39) Marghineger,
40) Musguneger,
41) Mandaraneger,
42) Battaneger,
43) Fali,
44) Baghirmineger,
45) Mabaneger,
46) Darfurneger,
47) Schilluk,
48) Nuer,
49) Dinka,
50) Bari,
51) Beri,
52) Yang-bara,
53) Bongo,
54) Kredj.

Die *Wolof* oder „Schwarzen“, im Gegensatz zu den Fulla oder „Gelben“, bewohnen die Länder Qualo, Cayor, einen Theil von Baol und die Halbinsel Dakar bei Cap Verde.

Die *Sarrar* oder Sererer wohnen südwestlich von den Wolof und innerhalb des Gebietes derselben. Mit den Sarrar sind die *Felup*, am Flusse Gambia; die *Filham*, am Flusse Casamanza; die *Biafade*, auf beiden Ufern des Flusses Geba und auf dem rechten Ufer des Rio Grande; die *Papel*, auf den Bissagos-Inseln und zwischen den Flüssen St. Domingo und Geba; die *Balantes*, zwischen Geba und Casamanza; die *Cassangues*, zwischen St. Domingo und Casamanza, und die *Naga*, auf dem linken Ufer des St. Domingo, verwandt.

Die *Banyum* wohnten früher auf dem linken Ufer des Gambia, wurden aber später nach Süden verdrängt und reichen jetzt bis an das linke Ufer des Casamanza herab.

Die *Tyapi* wohnen auf dem linken Ufer des Rio Grande.

Die *Nala* zwischen Nunez und Pongos.

Die *Temne* und *Bullom* im Niederland von Sierra Leone.

Die *Kruneger* bewohnen die Pfefferküste und die mit ihnen verwandten *Avekvom* die Zahnküste.

Die Odschistämme wohnen zwischen den Flüssen Assinie und Niger. Es sind dieß die Aschanti, die Fanti, die Akim, die Akwapim und die Akwambu, welche die gleichnamigen Reiche bewohnen.

Mit den Vorigen sind die Akraneger, die Bewohner von Akra, nahe verwandt.

Mit den Odschistämmen sind auch die Ewestämme, nämlich die Dahomeier, die Angfueneger, die Angloneger und Machineger, sowie die Yoruba, im Osten von Dahomei, verwandt.

Die Ibo wohnen im Nigerdelta bis zum Fluß Alt-Calabar.

Die Nupe- oder Nuffistämme wohnen von der Mündung des Benue in den Niger bis gegen Rabba.

Die Mbafu, Batti und Mitschi wohnen zwischen dem Fluß Alt-Calabar und Adamaua.

Die Serechule wohnen Nordöstlich vom Gebiet der Wolof. Sie sind wahrscheinlich ein Mischvolk von Negern und Berbern, worauf schon der Name hindeutet, denn Serechule bedeutet so viel wie „weiße Menschen". Gegenwärtig sind die Serechule zum größten Theil mit den Mandingos verschmolzen und kommen nur noch in einzelnen Gegenden als selbstständiger Stamm vor. Die Sprache der Serechule, das Gadschaga, soll isolirt sein.

Die Mandingo waren vor dem Vordringen der Fulla das mächtigste Volk Westafrikas gewesen. Sie haben manche fremde Stämme assimilirt und sich nach Westen weit über das Gebiet der Wolof und Felup verbreitet.

Mit den Mandingos sind die Bambara, im Lande Segu am oberen Niger, und die Susu, zwischen Rio Nunez und Scarcias, verwandt. Deßgleichen auch die Vei, an der Pfefferküste, welche nach ihren eigenen Stammessagen früher im Nordosten von ihren jetzigen Wohnsitzen, im Lande Mani, gewohnt hatten und erst im vorigen Jahrhundert in ihr jetziges Gebiet eingewandert sind.

Die Sonrhay wohnen Nordöstlich von den Mandingos an der Nordgränze des Verbreitungsgebietes der Negerrasse.

Die Hausa wohnen Südlich vom Verbreitungsgebiet der Sonrhay, hauptsächlich in den Hausastaaten Katsena, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober und Daura.

Die Kanori bilden die Hauptbevölkerung von Bornu. Mit ihnen sind sprachlich die Bewohner von Manga, Nguru, Kanem und die Tibbu nahe verwandt, welche in Tu, Borgu, Kanem und Bahr-el-Gasal wohnen.

Die Bewohner von Kotoko und Gamerghu, sowie von Logone, Marghi, Musgu, Mandara und Batta, Südlich von Bornu, sind sprachlich wahrscheinlich alle mit einander verwandt. Dagegen hängen die Fali, Südöstlich von Adamaua, mit denselben nicht zusammen.

Die Baghirmineger bilden die Hauptbevölkerung von Baghirmi.

Die Mabaneger wohnen in Wadai, Nordöstlich von Baghirmi.

Die Darfurneger, Oestlich von Wadai, sind stark mit Nubas und Arabern gemischt.

In dem Gebiet, welches von Baghirmi, Wadai, Darfur, den Nilländern, Kaffa und dem Gebiet der Kaffern begränzt wird, wohnt eine große Anzahl von Stämmen, von denen die Schilluk, Nuer und Dinka die bekanntesten sind. Die Schilluk wohnen am linken Ufer des Bahr-el-Abyad; die Nuer am rechten Ufer desselben Flusses, Südlich von den Schilluk, und die Dinka auf beiden Seiten des Bahr-el-Abyad vom 12. bis zum 6. Grad Nördlicher Breite.

Die Bari wohnen Südlich von den Dinka.

Die mit den Schilluk und Dinka sprachlich verwandten Beri wohnen Oestlich und die Yang-bara Westlich von den Bari.

Die Bongo wohnen Westlich von den Yang-bara, zwischen dem 8. und 4. Grad Nördlicher Breite.

Die Krebj wohnen in dem sogenannten Dar-Fertit, im Süden von Darfur, 2c.

IX. Kaffernrasse.

Die Kaffern werden mitunter auch als Bantu oder Bantuneger bezeichnet. Das Wort Kaffer ist aus dem Arabischen kafir = Ungläubiger korrumpirt, welcher Name von den Arabern allen Nichtmuhamedanern beigelegt zu werden pflegte. Das Wort Bantu, recte Abantu, ist den Kaffernsprachen entnommen und bedeutet so viel wie „Menschen".

Die Kaffern bewohnen gegenwärtig das ganze Südlich vom Aequator gelegene Afrika mit Ausnahme des von den Hottentotten eingenommenen Gebietes im äußersten Südwesten. Sie sind aber in diese Gegenden erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit eingewandert und wohnten früher im Nordosten Afrikas, in den Gegenden, welche jetzt von verschiedenen Hamitischen und Semitischen Mischvölkern eingenommen werden. Nach ihrem Typus zu urtheilen, waren die Kaffern ursprünglich rassenverwandt mit den Negern gewesen, hatten aber von den benachbarten Hamiten schon viele fremde Elemente in sich aufgenommen, ehe sie von denselben ganz aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen verdrängt und zur Auswanderung nach Süden und Südwesten gezwungen wurden. Die Kaffern haben nicht nur in Bezug auf Hautfarbe und Gesichtsbildung manche Aehnlichkeit mit den Westasiaten, sondern auch ihre Sprachen enthalten manche Anklänge an die Hamitischen und Semitischen Sprachen. Mauch erzählt von dem im Aussterben begriffenen Kaffernstamm der Balempa, zwischen Sambesi und Limpopo, daß er sich durch auffallend Jüdischen Typus auszeichne,

„selbst die skrophulös entzündeten Augen fehlen nicht". Die Balempa genießen nur Fleisch, das nach ihren Regeln geschlachtet ist, leben verachtet und abgesondert von der übrigen Bevölkerung und üben die Beschneidung. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß die Kaffernrasse eine Mischrasse von Negern und Hamiten und zum Theil auch von Semiten repräsentirt.

Aus der gegenwärtigen Vertheilung der Kaffern und der größeren oder geringeren Verwandtschaft zwischen den Sprachen der verschiedenen Kaffernstämme geht hervor, daß die Kaffern aus ihren Ursitzen auf der Ostseite von Afrika herabzogen, bis sie durch den Widerstand der Hottentotten aufgehalten wurden. Später verbreiteten sie sich, in Folge des Nachdrängens neuer Auswandererschaaren, von Osten nach Westen, indem sie die Neger nach Norden, die Hottentotten aber nach Süden abdrängten. So zeigt die Sprache der eigentlichen Kaffern und der Sulu die größte Verwandtschaft mit der Sprache der Betschuanen und der Ovaherero, während sie mit dem Kisuaheli und mit der Sprache der Congostämme nur in einem entfernten Verwandtschaftsverhältniß steht. Das an der Ostküste gesprochene Kisuaheli dagegen ist mit den an der Westküste gesprochenen Sprachen der M-pongwe und Ba-kele innig verwandt.

Daß die Kaffern in ihren jetzigen Wohnsitzen nicht autochthon sind, wird auch durch die Traditionen aller Kaffernstämme bezeugt, welche berichten, daß ihre Vorfahren aus Nordosten in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert seien. Nach dem Glauben der Herero wohnt ihr oberster Gott Omu-kuru im hohen Norden. Auch ist zu bemerken, daß die Kaffern ihre Todten mit gegen Norden gewendetem Gesicht begraben.

Die Sprachen aller Kaffernstämme bilden zusammen einen einzigen Sprachstamm und stehen zu einander in einem ähnlichen Verwandtschaftsverhältniß, wie die verschiedenen Indogermanischen Sprachen. Abgesehen von den bereits erwähnten Anklängen an die Hamitischen Sprachen hängen die Kaffernsprachen mit keiner anderen Sprache Afrikas oder Asiens zusammen.

Die Kaffern zerfallen nach Friedrich Müller sprachlich und ethnologisch in folgende Gruppen und Völkerschaften:

A. Eigentliche Kaffern.

1) Ama-ḳosa,	6) Ama-fengu,	11) Suaheli,	16) Muemba,
2) Ama-tembu,	7) Ama-tonga,	12) Wa-nika,	17) Ba-rotse,
3) Ama-mpondo,	8) Ama-swazi,	13) Wa-kamba,	18) Ba-yeye,
4) Ama-zulu,	9) Maschona,	14) Wa-pokomo,	19) Wa-zimba,
5) Matebele.	10) Makua,	15) Mo-nyamwesi,	20) Schaffat.

B. Betschuanen.

a) Oestliche Stämme.		b) Westliche Stämme.	
1) Ba-suto,	7) Ba-hlokwa,	1) Ba-rolong,	7) Ba-wanketsi,
2) Ba-tau,	8) Ba-mapela,	2) Ba-hlapi,	8) Ba-hurutse,
3) Ba-puti,	9) Ba-tloung,	3) Ba-meri,	9) Ba-kaa,
4) Ma-kolokue,	10) Ba-peri,	4) Ba-matlaru,	10) Ba-mangwato,
5) Ba-phiring,	11) Ba-tsetse,	5) Ba-khatla,	11) Ba-lala.
6) Li-Khoya,	12) Ba-fukeng.	6) Ba-kwena,	

C. Dama.

1) Ova-herero,
2) Ova-mbandscheru,
3) Ova-mpo.

D. Congovölker.

1) Benguelakaffern,	4) Loangokaffern,	7) Ba-kele,
2) Angolakaffern,	5) M-pongwe,	8) Ba-tanga.
3) Congokaffern,	6) Benga,	

A. Eigentliche Kaffern.

Die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Völker dieser Gruppe, die Ama-kosa, Ama-tembu, Ama-mpondo und Ama-zulu sind offenbar die ältesten Auswanderer aus der Urheimath der Kaffern. Die Sprachen dieser Völker zeigen, daß sie sich erst vor nicht langer Zeit von einander getrennt haben.

Die Ama-kosa bewohnen den Küstenstrich zwischen dem Großen Kei- und dem Umzim-kulufluß.

Die Ama-tembu wohnen auf den Hochebenen, welche sich längs dem Quathlambagebirge und dem Großen Kei hinziehen.

Die Ama-mpondo wohnen zwischen dem Baschi und Umzim-kulu.

Die Ama-zulu oder Sulu-Kaffern wohnen, etwa ½ Million Seelen stark, zwischen dem Pongolu und Umtu-kela. Um 1820 war ein Theil der Sulu ausgewandert und hatte in dem Raum zwischen Limpopo und Sambesi ein zweites Sulureich, das Reich der Matebele, gegründet.

Die Ama-fengu („dienstsuchende Knechte") oder Fingo sind Ueberreste von Kaffernstämmen, welche um das Jahr 1830 von den Ama-kosa vernichtet und zu Sklaven gemacht, 1835 aber von Benjamin d'Urban befreit und hauptsächlich zwischen dem Fish River und dem Keiskamma im Kapland angesiedelt worden waren.

Die Ama-tonga wohnen an der Delagoabay.

Die Ama-swazi Westlich von den Vorigen.

Die Maschona unter dem 18. Grad Südlicher Breite und dem 31. Grad Oestlicher Länge.

Die Makua, ein weitverbreiteter Stamm, oberhalb des Sambesi.

Die Suaheli (von Arabisch sawahili = Küstenbewohner), welche stark mit Arabischen Elementen vermischt sind, wohnen auf der Meeresküste vom Cap Delgado bis zum Gebiet der Somali. Auch die Urbevölkerung der Comoren gehörte zu den Suaheli.

Die Wa-nika, Wa-kamba und Wa-pokomo wohnen Westlich von den Suahelis, im Innern des Landes.

Die Mo-nyamwesi wohnen Oestlich und die Muemba oder Molua Westlich und Südlich vom See Unyamesi.

Die Ba-rotse am oberen Sambesi.

Die Ba-yeye Nordwestlich vom See Ngami.

Die Wa-zimba, im Westen, und die Schaffat, im Südosten der Insel Madagaskar, werden von den Malayischen Madegassen für die Urbewohner von Madagaskar gehalten.

B. Betschuanen.

Die Betschuanen oder richtiger Tschuanen sind ein starker und weitverbreiteter Volksstamm, der im Innern Südafrikas vom Hai-Garip oder Gelben Strom bis über den Wendekreis hinaus wohnt. Sie scheiden sich in zwei Gruppen: die Ostbetschuanen und die Westbetschuanen, von denen die erstere in zwölf, die letztere in elf kleine Stämme zerfällt, die größtentheils von einander unabhängig sind und deren Namen in obigem Verzeichniß aufgeführt sind.

C. Dama.

Die Dama werden mitunter fälschlich auch Damras oder Damaras genannt. Sie wohnen im sogenannten Damaraland und scheiden sich in die Ova-herero im Westen, die Ova-mbandscheru im Osten und die Ova-mpo im Norden.

D. Congovölker.

Diese Gruppe bewohnt die Westküste Afrikas vom Damaraland bis zum Aequator. Hieher gehören die Bewohner von Benguela, Angola, Congo und Loango, sowie die am Gaboon wohnenden M-pongwe, Benga, Ba-kele und Ba-tanga.

X. Hottentottenrasse.

Die Hottentotten sind gegenwärtig nur mehr eine Rassen- und Völkerruine und sind auf der Südspitze Afrikas zusammengedrängt, während sie früher, vor der Einwanderung der Kaffern, den ganzen Südlich von dem ursprünglichen Gebiet der Neger gelegenen Theil Afrikas eingenommen hatten. Dafür spricht erstens der Umstand, daß sich im Innern Südafrikas verschiedene Spuren der Anwesenheit der Hottentotten erhalten haben, wie z. B. die zahlreichen Tumuli, welche den Kaffern fremd sind. Zweitens tragen manche Flüsse und Berge in dem gegenwärtig von den Kaffern eingenommenen Gebiet noch jetzt Hottentottische Namen. Drittens zeigen die Kaffern unzweideutige Spuren der Vermischung mit Hottentotten, wie denn z. B. die Ba-yeye am Ngami-See und die Ama-kosa und Ama-zulu die den Hottentotten eigenthümlichen Schnalzlaute angenommen haben, welche den Kaffernsprachen ursprünglich fremd waren. Auch manche Sitten und Einrichtungen haben die Kaffern von den Hottentotten übernommen. Viertens betrachten die Kaffern selbst die Buschmänner als die Urbewohner ihres gegenwärtigen Gebietes, und es herrscht deßhalb bei denselben bis auf den heutigen Tag an manchen Orten die Sitte, wenn ein Buschmann an einer Jagd theilnimmt, demselben vom erlegten Wild das beste Stück als Antheil zu überlassen, selbst vor den Häuptlingen der Kaffern, „weil die Buschmänner die ältesten Bewohner des Landes waren".

Die Hottentottenrasse umfaßt drei von einander geschiedene Völkergruppen: die eigentlichen Hottentotten, die Buschmänner und die Zwergvölker.

Die eigentlichen Hottentotten oder „Stotterer" haben diesen Namen von den Holländern erhalten als Spottnamen wegen ihrer Schnalzlaute. Sie selbst nennen sich Khoikhoin oder „Menschen der Menschen", d. h. Urmenschen. Die eigentlichen Hottentotten waren noch zu der Zeit, wo sich die ersten Europäischen Kolonisten am Cap der guten Hoffnung niederließen, ziemlich zahlreich und bestanden aus einer Reihe von Völkern, welche sich in Sitten und Sprache von einander unterschieden. In älteren Reisewerken und in den Chroniken der Holländischen Capkolonie findet sich eine große Anzahl von Hottentottenvölkern verzeichnet, welche jetzt bis auf den letzten Mann ausgestorben sind. So die Völker der Goeringaigua, Ankeysoa, Gorachouqua, Kochoqua, Charigurina, Grigriqua, Chairouna, Auteniqua, Habobiqua, Hessaqua, Attaqua ꝛc. Alle diese Völker sind theils durch die Kriege mit den Kaffern und Europäischen Kolonisten, theils durch Vermischung mit den Einwanderern untergegangen. Gegenwärtig existiren nur mehr drei Hottentottenstämme, die Namaqua, die Koraqua und die Griqua. Die ersteren wohnen im Namaqualand und sind noch ziemlich unvermischt; die Koraqua, am Oranjefluß, sind dagegen

stark mit Kaffern und Europäern gemischt, während die Griqua, im Griqualand, einem Territorium der Capkolonie, sowie die in der Capkolonie lebenden Hottentotten Mischlinge von Hottentotten, Europäern und von den Europäern importirten Sklaven sind, welche die Hottentottische Sprache mit einem vielfach korrumpirten Holländisch vertauscht haben.

Die Buschmänner haben diesen Namen gleichfalls von den Holländern erhalten. Bei den Hottentotten heißen sie Saan oder „Seßhafte", während sie von den Kaffern Aba-tua, von den Basuto Ba-roa und von den Betschuanen Ma-kautu genannt werden. Die Buschmänner leben, in viele kleine Horden vertheilt, in den Gebirgsgegenden und Sandwüsten im Innern Südafrikas bis an den Kunene und Sambesi im Norden. Die Idiome der verschiedenen Buschmannstämme sind verschiedene Sprachen und nicht etwa Dialekte einer und derselben Sprache. Sie zeigen unter einander nur eine geringe Wurzelverwandtschaft und stehen mit den Sprachen der Hottentotten in keinem genealogischen Zusammenhang.

Die wichtigsten Stämme der Buschmänner sind die Khuai, im Nördlichen Theil der Capkolonie; die Nusa, im Südwestlichen Theil der Capkolonie; die sogenannten Nasenstockträger, im Westlichen Theil der Wüste Kalahari, und die Kasarere und die Babo-mantsu in den Westlichen Gebieten des Ngami-Sees.

Die Afrikanischen Zwergvölker sind offenbar ein versprengter Theil der Buschmänner, welcher beim Vordringen der Kaffern nach Norden zu den Negern abgedrängt worden war, während die übrigen Stämme der Buschmänner mit den eigentlichen Hottentotten nach Süden zurückgedrängt wurden. Die Zwergvölker haben mit den Buschmännern die geringe Körpergröße, die kleinen Hände und Füße, die Hautfarbe, die affenartige Lebendigkeit des Mienenspiels und der Gesten, die Furchtsamkeit und die ausnehmende Grausamkeit gegen Thiere gemein. Auch die Physiognomie der Zwerge spricht für die Zugehörigkeit derselben zur Hottentottenrasse. Ueberdieß führen die Zwergvölker genau dasselbe Jägerleben wie die Buschmänner. Die bisher von den Reisenden aufgefundenen Zwergvölker wohnen alle in der Nähe des Aequators, d. h. da, wo die Gebiete der Neger und Kaffern zusammenstoßen. So die Doko, Südlich von Kaffa, am oberen Dschubflusse; die Akka, im Gebiet der Monbuttu und Südlich davon; die Obongo, an der Westküste, im Gebiet des Ogowe; die Watwa, am mittleren Congo, und die Betsaan, deren Name offenbar mit dem Namen der Buschmänner oder Saan zusammenhängt, am Liba-See.

Schon den alten Griechen war die Existenz von Zwergvölkern in Afrika bekannt. So erwähnt Herodot am Saume der Sahara ein Volk von kleinen Menschen „von nicht einmal mittlerer Größe" und ein anderes Zwergvolk an der Westküste des tropischen Afrika, und Aristoteles erzählt,

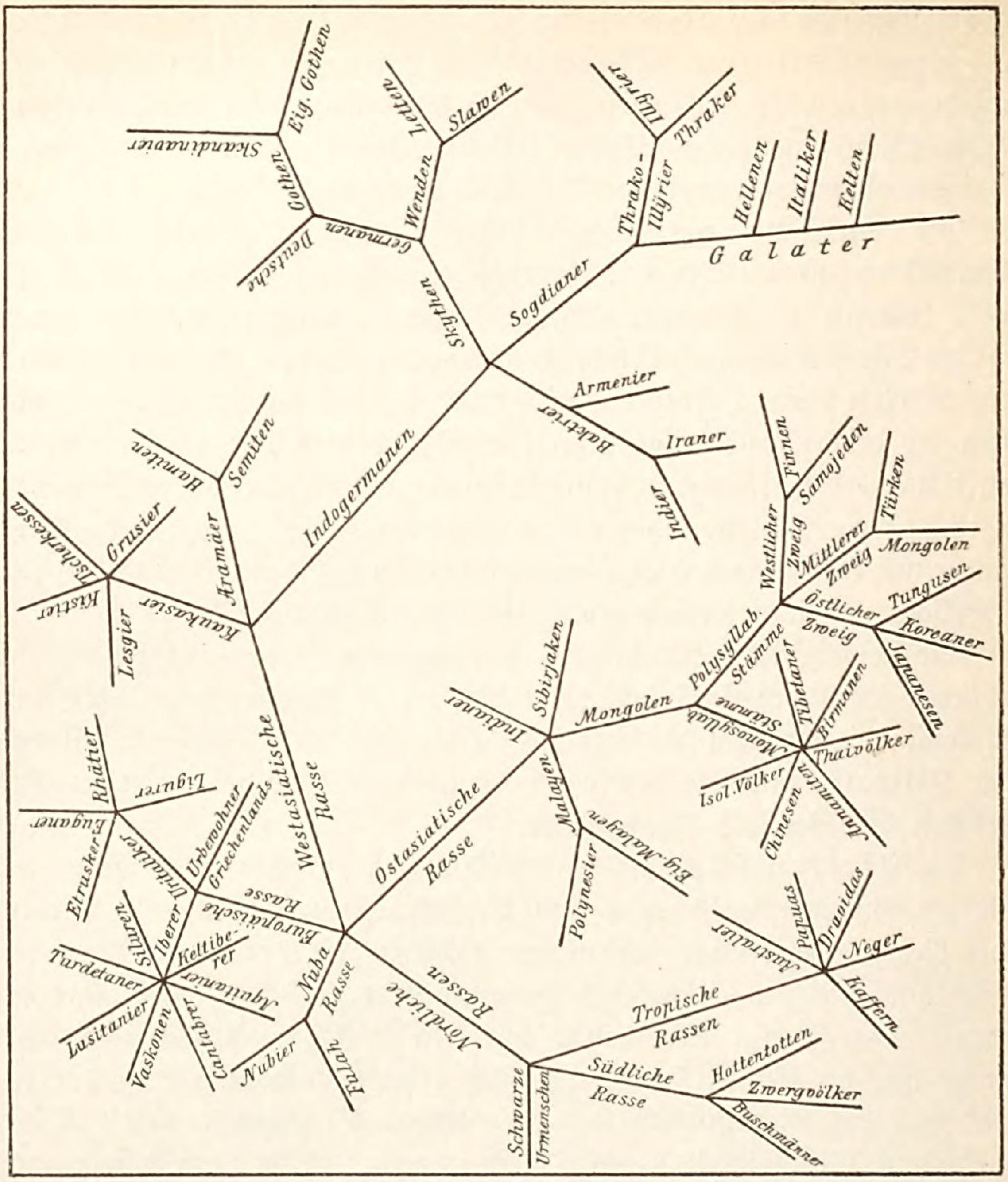


Fig. 2. Stammbaum des Menschengeschlechtes.

daß es zu seiner Zeit in der Umgebung der großen Nilseen Pygmäen gegeben habe.

Die Sprache der eigentlichen Hottentotten ist mit keiner anderen Sprache der Erde verwandt. Die Sprachen der Buschmänner hängen mit dem Hottentottischen nicht zusammen, haben aber mit demselben die Schnalzlaute gemein. Die Sprachen der Zwergvölker sollen dagegen die Schnalzlaute nicht kennen.

Dritter Abschnitt.

Völkertafel.

Der besseren Uebersicht wegen und zur Erleichterung des Nachschlagens habe ich in nachstehender Tabelle die im vorausgehenden Abschnitt aufgeführten Völkerschaften in genealogischer Ordnung zusammengestellt, wobei ich nur die unbedeutendsten und wenig bekannten weggelassen habe. Für jede Völkerschaft habe ich zugleich die gegenwärtigen und, soweit dafür historische Nachweise vorhanden waren, auch die früheren Wohnsitze kurz angegeben. Die Reihenfolge ist dieselbe, welche ich im vorausgehenden Abschnitt eingehalten habe, d. h. die verschiedenen Rassen sind in folgender Ordnung aufgeführt.

A. Nördliche Rassen.

I. Nubarasse.
II. Europäische Rasse.
III. Westasiatische Rasse. 1) Kaukasier.
2) Aramäer.
3) Indogermanen.
IV. Ostasiatische Rasse: 1) Sibirjaken.
2) Indianer.
3) Malayen.
4) Mongolen.

B. Tropische Rassen.

I. Australische Rasse.
II. Papuarasse.
III. Dravidarasse.
IV. Negerrasse.
V. Kaffernrasse.

C. Südliche Rasse.

Hottentottenrasse.

A. Nördliche Rassen.

I. Nubarasse.

Fullas.				Als erobernde Eindringlinge zerstreut vom unteren Senegal im Westen bis Darfur im Osten und von Timbuktu und Hausa im Norden bis Sulimana, Wassulo, den Yorubaländern und Adamaua im Süden.
Nubier.	Barabra.			Im Nilthal, vom ersten Nilkatarakt in Assuan bis zum zweiten am Wadi-Chalfa.
„	Dongolaner.			In Dongola.
„	Nuba-Neger.			In den Nubabergen, im Süden von Kordofan.
„	Kondschara.			In Darfur und Kordofan.
„	Fundsch.			Im Südlichen Theil von Senaar, am Blauen Nil und zwischen diesem und dem Weißen Nil, bis zum 10. Parallel abwärts.
„	Schankala.			Am Takazze und Atbara.
„	Doko.			Im Südlichen Kaffa.
„	Wakuafi.			Zwischen Barawa und Mombas.
„	Masai-stämme.			Im Lande Serengeddi.

II. Europäische Rasse.

Iberer.	Spanische Iberer.	Lusitanier.		Im Nordwesten der Pyrenäischen Halbinsel.
		Cantabrer.		Im Norden der Pyrenäischen Halbinsel.
	„	Vaskonen.		Im heutigen Guipuscoa und Navarra.
	„	Keltiberer.		Im Innern Spaniens.
	„	Turdetaner.		Im unteren Andalusien.
	„	Basken.		In Biscaya und Navarra und auf der Französischen Seite der Westlichen Pyrenäen.
	„	ꝛc.		
„	Gallische Iberer.	Aquitanier.		Im Südwestlichen Frankreich, zwischen den Pyrenäen und der Garonne.
„	Britannische Iberer.	Siluren. ꝛc.		Im Innern Britanniens.
Uritaliker.	Etrusker.			In Mittelitalien.
„	Euganeer.			Vom Gardasee bis tief nach Tyrol hinein.
„	Ligurer.			Zu beiden Seiten der West- und Centralalpen, im Südöstlichen Frankreich, in Süddeutschland, in Norikum und Schlesien.
„	Rhätier.			In Graubünden, im Nördlichen Tyrol nebst Vorarlberg, im Bayrischen Hochgebirge und auf den Alpenabhängen an den Lombardischen Seen.
„	Rumonen. } Ladiner. }			In einigen Thälern Graubündens und Tyrols.
„ **Urbewohner Griechenlands ꝛc.**				In Griechenland.

III. Westasiatische Rasse.

Kaukasier.	Nördliche Abtheilung.	Lesgier.	Awaren.	Zwischen dem Fluß Ak-sai im Westen und dem Koi-su im Osten und zwischen dem Samur und dem Berge Schahdag im Süden und den Südlich vom Ak-sai hinziehenden Bergen im Norden.

Kaukasier.	Nördliche Abtheilung.	Lesgier.	Kasi-Kumüken.		Im Kasi-kumükischen Bezirk des mittleren Dagestan und in einem Theil des Bezirks Dargo.
		"	Akuschen.		Zwischen dem Koi-su, dem oberen Manas und den Quellen des Buam.
		"	Kürinen.		Im Südöstlichen Dagestan.
		"	Uden.		In den zwei Dörfern Wartaschen und Nidsch.
	"	Kistier.	Inguschen.		An den Flüssen Kumbalei, Sundscha und Schalgir.
		"	Karabulaken.		Am Flusse Martan.
		"	Tsche-tschenzen.		Zwischen dem Gebiet der Karabulaken und dem Flusse Jach-sai.
		"	Tuschinen.		Im Quellgebiet des Alazani.
	"	Tscherkessen.	Adige.	Abadsechen.	In den Thälern der Nebenflüsse des Kuban: Schaguasche, Loba, Pschisch, Pssekups, Wuanobat und Ssup.
			"	Schapssugen.	In der Umgebung der Festung Anapa.
			"	Natkuadsh.	
			"	Kabardiner.	In der Großen und Kleinen Kabarda.
			"	Besslenei.	An den Flüssen Fers und Woarp und am Großen und Kleinen Tegen.
			"	Mochosch.	An den Flüßchen Tschechuradsh, Belogiak und Schede.
			"	Kemgui.	Zwischen dem Kuban und dem Unterlaufe der Loba und Bjelaja.
			"	Temirgoi.	
			"	Chatiukai.	Zwischen den Flüssen Bjelaja und Schisch.
			"	Bshedudhen.	An den Flüssen Pschisch und Pssekups.
			"	Shanejewer.	Auf der Insel Karabukan zwischen zwei Armen des Kuban.
		"	Abchasen.	Ssadsen.	Auf der Südseite des Kaukasus, im Westen von den Mingreliern.
			"	Absne.	
			"	Sambal.	
			"	Barakai.	Auf der Nordseite des Kaukasus, im Quellgebiet der Flüsse Kchods, Urup, der Großen und Kleinen Loba und des Großen Selentschuk.
			"	Bag.	
			"	Schegerai-Tam.	
			"	Kysylbeken.	
			"	Baschilbai.	
			"	Basschog.	
			"	Ubychen.	Am Südabhang des Kaukasus, zwischen den Natuchaizen und Ssadsen.
"	Südliche Abtheilung.	Georgier.			Zwischen dem Kaukasus im Norden und der Kura und den Gebirgen von Karabag, Pambaki, Tschildir und den Pontischen Bergen im Süden und zwischen dem Fluß Alazani im Osten und dem Fluß Zchenis-tzquali und Mingrelien im Westen.
	"	Suanen.			Im Lande Suanethi, im Norden von Imeretien und Mingrelien.
	"	Mingrelier.			In Mingrelien, Odischi und Gurien, am Schwarzen Meer.
	"	Lasen.			Im Türkischen Sandschak Lasistan, im Paschalik Trebisond.
Aramäer.	Semiten.	Nördliche Familie.	Eig. Aramäer.	Syrer.	In Syrien und einem Theil Kleinasiens.
			"	Chaldäer.	In den Nördlichen Gebirgsgegenden von Mesopotamien.
			"	Nestorianer.	Zwischen Mossul und Diarbekr.
		"	Mesopotam.	Assyrer.	In Mesopotamien.
			"	Babylonier.	
		"	Hebräer.	Israeliten.	In Palästina.
			"	Phönikier.	In Phönikien und den Phönikischen Kolonien.

Aramäer.	Semiten.	Nördliche Familie.	Hebräer.	Karthager.	In Karthago und den Karthagischen Kolonien.
			"	Juden.	Kosmopoliten.
		Südliche Familie.	Ismaeliten.		Im Nördlichen und Mittleren Arabien.
			Joktaniden.		Im Südlichen Arabien.
		"	Abessynier.		In Abessynien.
		"	Neuaraber.		In Arabien, Nordafrika, Vorderasien, Mesopotamien, Centralasien und als Mischlinge in Spanien, Unteritalien, Malta und Sizilien.
"	Hamiten.	Libysche Familie.	Libyer.		In den Oasen der Libyschen Wüste.
			Numidier.		Im Oestlichen Theil der Berberei.
		"	Mauritanier.		Im Westlichen Theil der Berberei.
		"	Gätulen.		Im Südlichen Theil der Berberei.
		"	Berbern.	Kabylen.	In den Gebirgsgegenden von Algier und Tunis.
			"	Schilluch.	In den Gebirgen des Südlichen Marokko.
			"	Amazirgen.	In Marokko.
			"	Zuaven.	In der Provinz Konstantine.
			"	Guanchen.	Auf den Canarischen Inseln.
			"	ꝛc.	
	"	Aegyptische Familie.	Aegypter.		Im Nilthal.
			Kopten.		In den Städten des Nilthals.
		"	Fellachen.		Landbevölkerung von Aegypten.
	"	Aethiopische Familie.	Bischari.		Am Rothen Meer, im Norden von Abessynien.
			Bogos.		Im Gebirgsland im Nordwesten von Massaua.
		"	Schoho.		Im Gebirgsland Südwestlich von Massaua.
		"	Agau.		In Abessynien.
		"	Falascha.		In der Gegend von Gondar und Tschelga, auf der Nordwestseite des Tsanasees und im Gebirge Semen.
		"	Galla.		Zwischen Abessynien, den Gebieten der Somali und Suaheli und den Centralafrikanischen Seen.
		"	Dankali.		An der Küste des Rothen Meeres zwischen Arkiko und Tadschurra.
		"	Somali.	Adschi.	Auf der Ostspitze Afrikas, Oestlich von den Wohnsitzen der Galla.
			"	Hawijjah.	
			"	Rahnawijjin.	
			"	ꝛc.	
	"	Erloschene Zweige.	Aboriginer Palästinas.		In Palästina und Phönikien.
		"	Akkader.		In Mesopotamien.
		"	Aboriginer Arabiens.		In Arabien.
Indogermanen.	Thrako-Illyrier.	Illyrier.	Taulantier.		An der Ostseite des Adriatischen Meeres.
		"	Liburner.		
		"	Istrier.		
		"	Eneter.		Im Hintergrunde und auf der Westseite des Adriatischen Meeres.
		"	Dardaner.		Im Innern Illyriens.
		"	Pannonier.		Zuerst in Bosnien, später in Ungarn.
		"	Pelasger.		In Griechenland und Italien.
		"	Sikeler.		In Italien und Sicilien.
		"	Japyger.		In Italien.
		"	Albanesen.		In Albanien, Thessalien, Griechenland, Sicilien und Calabrien.
	"	Thraker.	Eig. Thraker.		In Thrakien.
		"	Odrysen.		
		"	Geten.		In der Walachei.
		"	Triballer.		In Serbien.

Indogermanen.	Thrako-Illyrier.	Thraker.	Mösier.	Im Norden von Thrakien.
		"	Daker.	Auf dem linken Donauufer, in Ungarn und Siebenbürgen.
		"	Makedonier.	In Makedonien.
		"	Leleger.	Auf den Griechischen Küsten und Inseln.
		"	Phrygier.	In Phrygien.
		"	Mysier.	In Mysien.
		"	Bithynier.	In Bithynien.
		"	Lyder.	In Lydien.
		"	Karer.	In Karien.
		"	Lyker.	In Lykien.
		"	Agathyrsen.	In Siebenbürgen.
		"	Kimmerier.	Anfangs auf dem Nordufer des Schwarzen Meeres; seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien.
		"	Walachen.	In der Moldau und Walachei und an verschiedenen Punkten Ungarns, Siebenbürgens, der Türkei und Griechenlands.
"	Galater.	Belger.	Bellovaker.	In der Gegend von Beauvais.
		"	Suessionen.	In der Gegend von Soissons.
		"	Remer.	In der Gegend von Reims.
		"	Viromanduer.	In der Gegend von Vermandois.
		"	Ambianer.	In der Gegend von Amiens.
		"	Atrebaten.	In Artois.
		"	Moriner.	An der Belgischen Küste.
		"	Menapier.	
		"	Nervier.	An der Sambre.
		"	Aduatuker.	Zwischen Schelde und Maas.
		"	Eburonen.	Zwischen Maas und Rhein.
	"	Bojer.		In Böhmen, Bayern, Pannonien, Oberitalien und seit 58 v. Chr. auch in Gallien zwischen Loire und Allier.
	"	Cenomanen.		Theils in Gallien zwischen Loire und Seine, theils in Oberitalien, am mittleren Laufe der Etsch, des Mincio und Oglio.
	"	Helvetier.		In der Schweiz und zwischen Bodensee und Main.
	"	Galater im eng. Sinn.		In Thrakien und seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. auch im Innern von Kleinasien.
	"	Insubrer.		Anfangs in Gallien; seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. aber in Oberitalien, in der Gegend von Mailand.
	"	Karnen.		In Kärnten.
	"	Lingonen.		Theils in Gallien, zwischen der oberen Saone und dem Quellgebiet der Seine und Marne; theils in Oberitalien, am Unterlauf des Po.
	"	Noriker.		Im heutigen Oestreich, Südlich von der Donau, sowie in Salzburg, Steiermark und Kärnten.
	"	Senonen.		Theils in Gallien, in der Gegend von Sens; theils in Oberitalien in der Gegend von Sinigaglia.
	"	Skordisker.		An der Donau, Drina und Save.
	"	Taurisker.		In Norikum.
	"	Vindelicier.		Zwischen Lech, Donau, Inn und den Bayrischen und Rhätischen Alpen.
"	Hellenen.	Dorer.		In Griechenland, Kleinasien und auf den Griechischen Inseln.
	"	Aeolier.		
	"	Jonier.		
	"	Neugriechen.		In Griechenland, auf den Griechischen Inseln, in der Türkei, in der Krim, an der Nordküste des Asow'schen Meeres ꝛc.

Indogermanen.	Italiker.	Umbrer.		In Italien.
	"	Sabeller.		
	"	Osken.		
	"	Italiäner.	Lombarden.	Im Nördlichen Italien bis zu den Südgränzen von Modena, Parma und der Romagna.
		"	Genuesen.	Im Gebiet von Genua.
		"	Apenniner.	In den Gebirgsgegenden vom Genuesischen bis nach Süditalien.
		"	Toskaner.	In Toskana.
		"	Römer.	Im Westlichen Mittelitalien, besonders in Rom.
		"	Süditaliäner.	In Süditalien.
		"	Sicilianer.	Auf Sicilien.
		"	Sardinier.	Auf Sardinien.
		"	Korsikaner.	Auf Korsika.
"	Kelten.	Aeduer.		Zwischen Loire und Saone, in der Gegend von Autun.
	"	Allobroger.		Zwischen Rhone, Genfersee und Alpen.
	"	Ambarrer.		Im Osten der Saone, zwischen den Aeduern, Sequanern und Allobrogern.
	"	Ambibarier.		In der Gegend von Lamballe.
	"	Ambivareter.		Auf dem rechten Ufer der Loire, in der Gegend von Ambilly-le-Sec.
	"	Anden.		In der Gegend von Angers.
	"	Aremoriker.		An der Meeresküste zwischen Loire und Seine.
	"	Arverner.		In der Gegend von Clermont-Ferrant.
	"	Aulerker.		Zwischen Seine und Loire.
	"	Biturigen.		In der Gegend von Nevers und Bourges.
	"	Brannovier.		In der Nachbarschaft der Aulerker.
	"	Brittische Kelten.		Im Süden Britanniens.
	"	Cadurker.		In der Gegend von Cahors.
	"	Carnuten.		Zu beiden Seiten der Loire, in der Gegend von Orleans.
	"	Curiosoliten.		In der Gegend von Corseul.
	"	Eleuteter.		Wohnsitze unbekannt.
	"	Esubier.		In der Gegend von Essey.
	"	Gabaler.		Im Departement de la Lozère.
	"	Helvier.		Zwischen Rhone und Cevennen.
	"	Lemoviken.		In der Gegend von Limoges.
	"	Leuker.		In der Gegend von Toul.
	"	Lexobier.		An der Meeresküste, in der Gegend von Lisieux.
	"	Lingonen.		In der Gegend von Langres.
	"	Mandubier.		In der Gegend von Alise Sainte-Reine.
	"	Mediomatriker.		In der Gegend von Metz.
	"	Melden.		In der Gegend von Meaux.
	"	Namneten.		In der Gegend von Nantes.
	"	Nantuaten.		Im Schweizer Kanton Wallis.
	"	Orismer.		Im Departement du Finistère.
	"	Parisier.		Zu beiden Seiten der Seine, in der Gegend von Paris.
	"	Petrocorier.		Auf dem rechten Ufer der Garonne, in der Gegend von Périgueux.
	"	Pictonen.		In den Departements de la Vendée, des deux Sèvres und de la Vienne.
	"	Rauraker.		Auf dem linken Rheinufer, zwischen Vogesen und Aar.
	"	Redonen.		In der Gegend von Rennes.

Indogermanen.	Kelten.	Rutener.			In der Gegend von Rodez.
	"	Santonen.			In der Gegend von Saintes.
	"	Seduner.			In der Gegend von Sitten in der Schweiz.
	"	Segusiaver.			Auf dem linken Rhoneufer, in der Gegend von Lyon.
	"	Senonen.			Im Süden der Seine, in der Gegend von Sens.
	"	Sequaner.			Zwischen Saone, Rhone und Jura, in der Gegend von Besançon.
	"	Turonen.			Zu beiden Seiten der Loire, in der Gegend von Tours.
	"	Vellaver.			Im Cevennengebirge.
	"	Veneller.			Auf der Britannien gegenüberliegenden Landzunge.
	"	Veneter.			In der Bretagne, in der Gegend von Vannes.
	"	Veragrer.			Im Schweizer Kanton Wallis.
	"	Volker.	Tektosagen.		In der Gegend von Toulouse.
		"	Aremoriker.		In der Gegend von Nimes.
	"	Kymren.	Cymry.		In Wales und Cornwallis, in England.
		"	Bretonet.		In der Niederbretagne.
	"	Gälen.	Irländer.		In Irland.
		"	Hochschotten.		In Schottland und auf der Insel Man.
"	Germanen.	Deutsche.	Sachsen.	Ambronen.	Auf der Nordelbischen Halbinsel.
			"	Ampsivarier.	Zu beiden Seiten der untern Ems.
			"	Angeln.	In Schleswig; seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. auch in England.
			"	Angrivarier.	Auf beiden Seiten der Weser, Nördlich von den Cheruskern.
			"	Avionen.	In Schleswig.
			"	Brukterer.	Zwischen der Lippe und oberen Ems.
			"	Chamaver.	Nordöstlich vom Niederrhein.
			"	Chasuarer.	Zuerst im Osten von den Brukterern, später am Niederrhein.
			"	Chauker.	In den Marschländern zu beiden Seiten der Weser.
			"	Cherusker.	Im Norden vom Thüringerwald.
			"	Dulgubiner.	In der Nachbarschaft der Cherusker.
			"	Eudusen.	In Schleswig.
			"	Foser.	In der Nachbarschaft der Cherusker.
			"	Franken.	Oestlich vom Mittel- und Niederrhein; seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. auch im Nordöstlichen Frankreich.
			"	Friesen.	Zuerst im äußersten Nordwesten Deutschlands, zwischen Rhein und Ems; später auch auf den Inseln zwischen den Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde.
			"	Gambrivier.	Am rechten Rheinufer, zwischen Lippe und Lahn.
			"	Haruden.	Zuerst in Jütland; zu Cäsars Zeit zwischen Rhein, Main und Donau.
			"	Kimbern.	Ursprünglich auf der Kimbrischen Halbinsel; später nach einander in Böhmen, Serbien, Bosnien, Norikum, Süddeutschland, Frankreich, Spanien, zuletzt in Oberitalien, wo sie umkamen.
			"	Longobarden.	Anfangs an der Niederelbe, später in Pannonien, zuletzt in Italien.
			"	Marser.	Ursprünglich am Mittelrhein, in der Nachbarschaft der Sigambern; später an der oberen Ruhr und Lippe.

Indogermanen.	Germanen.	Deutsche.	Sachsen.	Nuitonen. Reudigner.	In Schleswig.
			″	Sachsen (Volk).	Zwischen Eider, Elbe und Trave.
			″	Sachsen (Völkerbund).	Im Nordwestlichen Deutschland; später auch in Nordfrankreich und England.
			″	Sigambern.	Anfangs auf dem rechten Rheinufer, zwischen Lippe und Lahn; später theils in Belgien, theils zwischen der obern Ruhr und Lippe.
			″	Svardonen.	In Schleswig.
			″	Teukterer.	Ursprünglich in der Gegend von Wesel, Duisburg und Essen; nach einem verunglückten Einfall in Gallien zwischen Ruhr und Sieg.
			″	Teutonen.	Anfangs an der Elbemündung; später in Frankreich, wo sie bei Aix ihren Untergang fanden.
			″	Tubanten.	Am Unterrhein.
			″	Ubier.	Anfangs auf dem rechten Rheinufer, zwischen Sieg und Main; später auf dem linken Rheinufer, in der Gegend von Bonn und Köln.
			″	Usipier.	Anfangs in Belgien und Westphalen; seit ihrem verunglückten Einfall in Gallien an der untern Lippe.
			″	Warner.	In Schleswig.
		″	Sueven.	Alamannen.	Ursprünglich in Brandenburg; später nach einander am Main, in Italien, im Elsaß und Oestlichen Helvetien und am Mittelrhein, theilweise auch zwischen Iller und Lech.
			″	Bajuwaren.	In Bayern und Oberöstreich.
			″	Bataver.	Zuerst in Hessen, später in Holland.
			″	Hermunduren.	Anfangs zwischen Werra, Harzgebirge, Elbe, Frankenwald und Erzgebirge; später im Maingebiet.
			″	Katten.	In Hessen.
			″	Markomannen.	Anfangs zwischen Rhein, Main und Donau; später in Böhmen, Bayern, auf der Balkanhalbinsel und in Italien.
			″	Mattiaker.	In der Gegend von Wiesbaden.
			″	Narisker.	Zwischen Altmühl und Fichtelgebirge.
			″	Quaden.	In Mähren und im Nordwestlichen Ungarn.
			″	Semnonen.	Anfangs an der Spree; später in Süddeutschland.
			″	Sueven.	Anfangs in Brandenburg; später theils in Spanien, theils zwischen Neckar und Lech.
	″	Gothen.	Skandinavier.	Götar.	In Südschweden und Dänemark.
				Svear.	Im mittleren Schweden.
			″	Normannen.	Zuerst in Norwegen, später auch in Dänemark, England, Irland, Island, Schottland, Grönland, Normandie, Unteritalien, Sicilien und Rußland.
		″	Eig. Gothen.	Westgothen.	Zuerst in Ungarn, Siebenbürgen, Walachei, Moldau und Bessarabien; später nach einander in Mösien, auf der Balkanhalbinsel, in Italien, in Gallien, schließlich in Spanien und Nordafrika.

Indo-germanen.	Germanen.	Gothen.	Eig. Gothen.	Ostgothen.	Anfangs im Norden des Schwarzen Meeres; später successive in Pannonien, Italien, Rhätien und Norikum.
			„	Tetraxitische Gothen.	In den Gebirgsgegenden der Krim.
			„	Bastarner.	Anfangs an der Theiß, den Karpathen und im Donaudelta; seit 279 n. Chr. auch in Thrakien.
			„	Burgunder.	Ursprünglich an der Oder und Weichsel; später in der Gegend von Worms; schließlich in Savoyen und im Rhonegebiet.
			„	Gepiden.	Anfangs an der Weichselmündung; später nach einander an den Karpathen, an der Theiß, Drau und Save, zuletzt auch in Oberitalien.
			„	Heruler.	Ursprünglich an der Ostsee; später theils am Schwarzen Meer, theils in Gallien, theils in Italien, theils an der oberen Theiß, auf der Balkanhalbinsel und in Skandinavien.
			„	Lugier.	An der oberen Weichsel und Oder.
			„	Rugier.	Anfangs an der Odermündung und auf der Insel Rügen; später successive in Südrußland, an der mittleren Donau und in Norikum; zuletzt theilweise in Italien.
			„	Skiren.	Ursprünglich an der Ostsee und Weichsel; später am Schwarzen Meer, an der mittleren Donau und im südöstlichen Mähren.
			„	Thaifaler.	Wie die Westgothen.
			„	Vandalen.	Anfangs am Riesengebirge, den Sudeten und an der oberen Donau; später in Dakien, Pannonien, Gallien, Spanien, Nordafrika, Sicilien, Korsika, Sardinien, theilweise auch in Vorderasien.
„	Wenden.	Völker des Alterthums.	Abier.		In der Wüste Kysylkum, auf dem linken Ufer des Syr-darja.
			Alazonen.		An der Mündung des Bug.
		„	Daher.		Anfangs auf dem rechten Ufer des Syr-darja; später auf der Ostküste des Kaspischen Meeres.
		„	Jazygen.		Ursprünglich am Schwarzen Meer, später zwischen Donau und Theiß und in Illyrien.
		„	Kallipiden.		An der Mündung des Bug.
		„	Roxolanen.		Anfangs im Norden des Asowschen Meeres, später in Mösien und Dakien.
		„	Sarmaten.		Anfangs im Osten des Don, reichten aber später bis an die Mündung der Donau.
		„	Skoloten.		Zwischen Dnjepr und Don.
	„	Letten.	Eig. Letten.		In Livland, Kurland, Esthland und im nördlichen Lithauen.
		„	Kuren.		In Kurland.
		„	Lithauer.		In Lithauen und einem Theil von Ostpreußen.
		„	Jazwinger.		In Lithauen, in der Gegend der Pripetsümpfe. Jetzt ausgestorben.
		„	Borussen.		Zwischen Weichsel und Memel. Jetzt Germanisirt.
	„	Slawen.	Slawjane.	Mähren.	In Mähren.

Indogermanen.	Wenden.	Slawen.	Slawjane.	Slowaken.	Im Nordwestlichen Ungarn, an den Karpathen und vereinzelt auch in den übrigen Theilen Ungarns.
			"	Tschechen.	In Böhmen.
			"	Polen.	Im ehemaligen Königreich Polen, in einem Theil von Schlesien, in Krakau, in Galizien und in einem Theil von Ost- und Westpreußen.
			"	Pommern.	In Pommern und auf der Insel Rügen. Größtentheils Germanisirt.
			"	Rugianer.	In Pommern und auf der Insel Rügen. Germanisirt.
			"	Sorben.	An der mittleren Elbe. Größtentheils Germanisirt
			"	Wilzen.	An der Ostsee, zwischen den Pommern und dem Flusse Warnow. Germanisirt.
			"	Obotriten.	Zwischen den Wilzen und der Trave. Germanisirt.
			"	Wagrer.	Zwischen Trave und Eider. Germanisirt.
		"	Anten.	Kleinrussen.	In den Russischen Gouvernements Grodno, Minsk, Wolhynien, Podolien, Cherson, Taurien, Bessarabien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Jekaterinoslaw, Charkow und Woronesch.
			"	Ruthenen.	In Galizien, einem Theil der Bukowina und den Oestlichen Karpathen.
			"	Weißrussen.	In den Gouvernements Grodno, Wilno, Witebsk, Smolensk, Mogilew und Minsk.
			"	Großrussen.	Im mittlern und Nördlichen Rußland.
			"	Kosaken.	In Südrußland, am Ural, in Sibirien und Semiretschie.
			"	Bulgaren.	Ursprünglich in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien; gegenwärtig in Rumänien, Bessarabien, Oestreich-Ungarn und auf der Balkanhalbinsel.
			"	Slowenen.	Im Litorale, in Kärnten, in Krain, in Steiermark und in Kroatien.
			"	Serben.	In Serbien und Ungarn.
			"	Kroaten.	In Kroatien.
			"	Bosnier.	In Bosnien.
			"	Herzegowiner.	In der Herzegowina.
			"	Montenegriner.	In Montenegro.
			"	Morlaken.	In Dalmatien.
			"	Dalmatiner.	
			"	Ragusaner.	
			"	Slawonier.	In Slawonien.
"	Armenier.				In Armenien und außerdem zerstreut in Rußland, Oestreich-Ungarn, Türkei, Persien, Turkestan, Indien und Afrika.
"	Iraner.	Völker des Alterthums.	Meder.		In Medien, im Süden des Kaspischen Meeres.
			Perser.		Ursprünglich in Persis, im Süden von Medien; später verbreiteten sie sich über das ganze Perserreich.
		"	Baktrier.		Im Afganischen Turkestan.
		"	Sogdianer.		Im heutigen Buchara und in den Gebieten von Samarkand, Dschisak, Ura-tübe und Chodschent.
		"	Chorasmier.		Im heutigen Chiwa.
		"	Parapamisaden.		Im Süden des Hindukusch, im heutigen Afganistan.

Indo-germanen.	Iraner.	Völker des Alterthums.	Kasdim.		In Mesopotamien.
		"	Saken.		Am Murgab.
		"	Massageten.		In der Turkmenenwüste.
		"	Parther.		Ursprünglich im Nordwestlichen Chorassan; später außerdem noch in Kleinasien und Syrien.
		"	Alanen.		Ursprünglich im Norden des Hindukusch; dann im Kaukasus; später auf dem Nordufer des Schwarzen Meeres; zuletzt in Gallien, Spanien und Oberitalien.
	"	Völker der Neuzeit.	Galtschas.		Im Quellgebiet des Amu-darja und Tarym in den Landschaften Kogistan, Sarykol, Darwas, Schugnan, Roschan, Karategin, Wachchan und Badachschan.
		"	Tadschiken.		In Fergana, im Karataugebirge, auf den Nordabhängen des Alaigebirges, im Sarawschangebiet, in Ostbuchara und Karategin, in Badachschan und im Oestlichen Theil des Afganischen Turkestan.
		"	Neuperser.		Hauptsächlich in Iran und an verschiedenen Punkten Turkestans.
		"	Parsi.		Im Nordwestlichen Indien und in Persien.
		"	Tat.		In der Provinz Baku.
		"	Guran.		Im Zagrosgebirge.
		"	Kurden.		In Kurdistan, theils auf Türkischem, theils auf Persischem Gebiet, und außerdem noch in Armenien und Mesopotamien.
		"	Luren.		In Luristan.
		"	Afganen.		Hauptsächlich im eigentlichen Afganistan, außerdem noch im Afganischen Turkestan und im Nördlichen Indien.
		"	Beludschen.		In Beludschistan.
		"	Osseten.		Im mittleren Kaukasus; auf beiden Seiten des Gebirges.
"	Indier.	Hindus.	Oestliche Gruppe.	Bengalen.	Im Norden des Ganges.
				Assamesen.	Im Brahmaputrathal.
			"	Odras.	In Orissa.
			"	Nepalesen.	In Nepal.
		"	Mittlere Gruppe.	Hindustanis.	In Centralindien.
				Radschputen.	In Radschputana.
		"	Südliche Gruppe.	Mahratten.	In den Gebirgen von Gwalior bis Goa.
				Konkanesen.	In Konkan, auf der Westküste Indiens.
			"	ꝛc.	
		"	Nördliche Gruppe.	Kaschmiris. ꝛc.	In Kaschmir.
		"	Westliche Gruppe.	Dschat.	Im Oestlichen Beludschistan, in der Gegend von Agra und in verschiedenen Staaten von Radschputana.
			"	Sindhier.	Im untern Industhal.
	"	Zigeuner.			In Centralasien und fast in allen Ländern Europas.
	"	Siagpuschen.			In Kafiristan, im Oestlichen Theil des Hindukusch.
	"	Darden.			Am oberen Indus.

IV. Ostasiatische Rasse.

Sibirjaken.	Jenissei-Ostjaken.	Am oberen Jenissei und dessen Nebenflüssen.
"	Kotten.	Am Agul, einem Nebenfluß des Kan.

Sibirjaken.	Jukagiren.			An den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und am oberen Anadyr.
"	Tschuktschen.			Auf der Tschuktschenhalbinsel.
"	Korjaken.			Südlich vom Flusse Anadyr.
"	Kamtschadalen.			Im Südlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka und auf der Kurileninsel Schumtschu.
"	Ainos.			Auf den Kurileninseln, der Südspitze von Kamtschatka, im Südlichen Theil von Sachalin und auf der Insel Jesso.
"	Giljaken.			Auf der Ostküste Asiens, gegenüber der Insel Sachalin.
"	Aleuten.			Auf den Aleuteninseln.
"	Eskimos.	Grönländer.		In Grönland.
	"	Eig. Eskimos.		Auf der Nordküste Nordamerikas.
	"	Aljasker.	Ugalakmuten.	Zwischen der Icy-Bai und dem Ausfluß des Kupferflusses.
		"	Tschugatschen.	Auf den Küsten und Inseln des Tschugatschgolfes und der Südwestlichen Küste der Kenai-Halbinsel.
		"	Konjagen.	Auf der Insel Kadjak und der Halbinsel Aljaska.
		"	Aglegmuten.	Auf der Nordküste von Aljaska und längs der Nordküste der Bristolbay.
		"	Nuschagagmuten.	In der Nähe der Mündung des Nuschagag.
		"	Kuskwogmuten.	An der Kuskokwimbay und dem gleichnamigen Fluß.
		"	Agulmuten.	Zwischen dem Cap Awinow und Cap Romanzow.
		"	Magemuten.	Zwischen dem Cap Romanzow und der Yukonmündung.
		"	Ekogmuten.	Im Yukondelta.
		"	Unaligmuten.	Zwischen Paschtolik und Schaktolik.
		"	Mahlemuten.	An der Norton-Bay.
		"	Kaviagmuten.	Auf der Halbinsel Kaviak.
		"	Okeogmuten.	Auf den Inseln der Behringsstraße.
"	Namollos.			Auf der Nordostküste Asiens, am Eismeer und an der Behringsstraße.
Indianer.	Kenaivölker.	Kenai-tana.		Am Cook-Sund.
	"	Kaiyukhotana.		Am untern Yukon, oberen Kuskokwim und zwischen diesen Flüssen.
	"	Unakho-tana.		Am Yukon bis zum Koyukuk.
	"	Koyukukhotana.		Am Flusse Koyukuk.
	"	Ah-tana.		Am oberen Kupferflusse.
	"	Ugalachmuten.		Im Sommer an der Mündung des Kupferflusses, im Winter an der der Insel Kayak gegenüberliegenden Bucht.
"	Athapasken.	Nehaunee.		An den Flüssen Lewis, Pelly und Chilkaht.
	"	Tutschone-Kutschin.		Am Yukonfluß, in der Gegend des Forts Selkirk.
	"	Han-Kutschin.		Am Yukon, unterhalb der Vorigen.
	"	Vunta-Kutschin.		Oestlich vom obern Porcupinefluß und am Mackenzie.
	"	Natsche-Kutschin.		Auf dem Norduker der Porcupinemündung.
	"	Kutscha-Kutschin.		An der Porcupinemündung.

Indianer.	Athapasken.	Tenan-Kutschin.		Am Tananahflusse.
	"	Tennuth-Kutschin.		Zwischen den Mündungen des Porcupineflusses und Tananah. Ausgestorben.
	"	Tatsah-Kutschin.		
	"	Hasen-Indianer.		Westlich vom Großen Bärensee.
	"	Hundsrippen-Indianer.		Südlich von den Vorigen.
	"	Gelbmesser-Indianer.		Im Norden des Großen Sklavensees.
	"	Kupferminen-Indianer.		Am Kupferminenfluß.
	"	Chippewyans.		Oestlich vom Athapaskafluß und Nördlich vom Churchill.
	"	Biber-Indianer.		Am Friedensfluß, Südwestlich vom Athapaskasee.
	"	Berg-Indianer.		Im Westen und Süden vom Kleinen Sklavensee.
	"	Sarsees.		Zwischen den Quellen des Athapaskaflusses und des Saskatschewan.
	"	Tascullies.		Westlich von den Vorigen.
	"	Nagailers.		Am oberen Salmon River und auf dem rechten Ufer des Fraserflusses.
	"	Qualihoqua.		Nördlich von der Mündung des Columbia.
	"	Tlatskanai.		Südlich vom untern Columbia.
	"	Umpqua.		Am Umpquaflusse.
	"	Hoopah.		Oberhalb der Biegung des Sacramentoflusses.
	"	Apachen.		Unterhalb des Colorado.
	"	Navajos.		Vom Yaquesilaflusse bis zum oberen Arkansas.
	"	Lipanes.		An der Mündung des Rio grande del Norte.
"	Algonkin.	Mikmak.		In Neubraunschweig, Neuschottland, Prince-Edwards Island, Cap Breton Island und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Neufundland.
	"	Rothe Indianer.		In Neufundland.
	"	Mountainers.		In Labrador.
	"	Nescaupic-Indianer.		
	"	Etchemin.		
	"	Abenaki.		Im Süden des S. Johnflusses.
	"	Lenni-Lennape.	Pennacock.	Am Merrimac.
			Pawtucket.	Im Norden von Boston.
		"	Nipmuck.	
		"	Wampanoag.	Im Süden von Boston.
		"	Narraganset.	Am untern Connecticut.
		"	Pequot.	
		"	Mohikaner.	Im Osten des Hudsonflusses und in der Gegend von Newyork.
		"	Meilowak.	Auf Long Island.
		"	Susquehannocks.	Im Westen von Baltimore.
		"	Accomacs.	Oberhalb des Caps Charles.
		"	Accohannoes.	
		"	Tockwaghs.	
		"	Nanticokes.	

Indianer.	Algonkin.	Lenni-Lennape.	Powhatans.	Im Niederland und an der Küste von Nordcarolina.
			Mannahoaks.	Westlich von den Vorigen.
		"	Pamplicoes.	Am Pamplicosund.
		" Schawanoes.		Im Norden des Cumberland.
		" Illinois.		Nordwestlich von den Vorigen.
		" Kikapus.		Nördlich von den Illinois.
		" Miamis.		Oestlich von den Illinois.
		" Sauks.		In der Gegend des unteren Wisconsin.
		" Foxes.		
		" Knistino.		An der Jamesbay und Hudsonsbay.
		" Ojibway.		In der Umgebung des Oberen, Huron- und Michigan-Sees.
		" Pottowatomies.		In der Gegend von Chicago.
		" Ottawas.		Zwischen Michigan- und Huron-See.
		" Saulteux.		Am Nordostufer des Oberen Sees.
		" Missinsig.		Am Nordostende des Ontario-Sees.
		" Schwarzfüße.		An den Zuflüssen des Saskatschewan.
"	Irokesen.	Mohawk.		
	"	Seneca.		
	"	Cayuga.		Am Ontario-, Erie- und Champlain-See.
	"	Onondago.		
	"	Oneida.		
	"	Tuscarora.		Am Neuseflusse.
	"	Huronen.		Im Norden des Ontario-Sees und am Ottawa- und St. Lorenzstrom.
	"	Wyandots.		Nordöstlich von den Huronen.
	"	ꝛc.		
"	Sioux.	Dakota.		Zwischen Mississipi, Chippeway, den Schwarzen Bergen und dem Plattefluß.
	"	Winebagoes.		In der Umgebung des Winebagoes-Sees.
	"	Kansas.		Nördlich vom Kansasfluß.
	"	Osagen.		Südlich vom Missouri.
	"	Quappas.		Zwischen dem Arkansas und Mississipi.
	"	Mandans.		An der Biegung des Missouri von Ost nach Süd.
	"	Menitaries.		
	"	Upsarokas.		Westlich von den Schwarzen Bergen.
	"	Assineboins.		Am Südlichen Saskatschewan.
"	Pawnie.	Pawnie.		Am Platte- und Kansasfluß.
	"	Riccaras.		Am Schayennefluß.
	"	Wacoes.		Unterhalb des Rio Roxo.
	"	Witchitas.		
"	Appalachen.	Cherokee.		Am Holston River.
	"	Katabas.		Am Katabasfluß.
	"	Sewees.		
	"	Santees.		Neben den Katabas.
	"	Congarees.		
	"	Chikasaws.		
	"	Choctaws.		Im Süden von den Vorigen.
	"	Creeks.		
	"	Alabamas.		Am Alabamafluß.
	"	Natchez.		Am Mississippi, unterhalb Vicksburg.
	"	Uchees.		Im Osten von den Vorigen.

Indianer.	Nordwest-stämme.	Jakutat.	Zwischen Mount Elias und Mount Fairweather.
		Thlinket.	Südlich von den Jakutat.
	"	Kygani.	Auf dem Südlichen Theil der Prince of Wales-Insel, dem Queen Charlottes-Archipel und auf mehreren umliegenden kleinen Inseln.
	"	Haidah.	
	"	Chimme-syan.	Nördlich vom Nördlichen Salmon River.
	"	Hailtsa.	Südlich von den Vorigen und im Nördlichen Theile der Vancouverinsel.
	"	Quacoll.	Im Norden und Nordosten der Vancouverinsel.
	"	Bella-Coola.	An den Fjorden des Stillen Oceans, zwischen 52° und 53° Nördl. Breite.
	"	Cowitchin.	Im Osten der Vancouverinsel und Nördlich vom Fraserfluß.
	"	Clallam.	Im Süden der Vancouverinsel.
	"	Macaw.	Im Westen der Vancouverinsel.
"	Oregon-stämme.	Flatbows.	Nordöstlich von den Flüssen Flatbow und Flathead.
	"	Tsihaili-Selish.	Westlich von den Flatbows.
	"	Sahaptin.	Oestlich vom Snake River und Nördlich vom Salmon River.
	"	Wailaptu.	Zwischen dem Oregon und Snake River.
	"	Chinook.	Am oberen Oregon.
	"	Calapuya.	Zwischen den Tlatskanai und Umpqua.
	"	Jakon.	An der Meeresküste.
	"	Lutuami.	Südöstlich von den Umpqua.
	"	Palaik.	Im äußersten Südosten des Verbreitungsgebietes der Oregonstämme.
	"	Schastie.	An der Meeresküste, im äußersten Südwesten des Verbreitungsgebietes der Oregonstämme.
"	Kalifornier.		Auf der Halbinsel Kalifornien und in dem Gebiet zwischen der Meeresküste und dem Sacramentofluß.
"	Yumas.	Yumas.	Am unteren Colorado und Gila.
	"	St. Diego-Indianer.	Unterhalb der Biegung des Colorado nach Süden.
	"	Mohawes.	
	"	Wallpays.	Südöstlich vom Tule-See.
	"	Cutchanas.	Zwischen Colorado und Gila.
	"	Nifforos.	Zwischen Gila und Yaquesila.
"	Isolirte Stämme von Sonora und Texas.	Pueblos.	Am oberen Rio grande del Norte und dessen Nebenflüssen.
		Cosninas.	Im Süden des Colorado.
		Tontos.	
		Aruas.	Am Golf von Kalifornien.
	"	Tepocas.	
	"	Gueimas.	
	"	Seris.	
	"	Hurabas.	Zwischen Culiacan, Chihuahua und Rio grande del Norte.
	"	Tobosos.	
	"	Gabilanes.	
	"	Nazones.	
	"	Nazos.	
	"	Pilones.	
	"	Kioway.	Im Quellgebiet des Nördlichen Platteflusses.

Indianer.	Isolirte Stämme von Sonora und Texas.	Paduca.	Am oberen Kansas.
		Caddos.	In Texas.
		Carancahuas.	An der Meereesküste.
	„	Towiaches.	Zwischen Canadian River und Red River.
	„	Taensas.	Am mittleren Washita.
	„	ꝛc.	
„	Mexikanische Völker.	Wihinascht.	Am Snake River.
		Schlangen-Indianer.	Nordöstlich von den Vorigen.
	„	Panascht.	Am oberen Snake River, zwischen den beiden Vorigen.
	„	Utahs.	In der Umgebung des Großen Salzsees.
	„	Pah-Utahs.	Oberhalb der Biegung des Colorado nach Süden.
	„	Moquis.	Auf dem linken Ufer des Colorado, unterhalb des Yaquesila.
	„	Comanches.	Von den Quellgebieten des Colorado, Rio grande del Norte und Arkansas im Norden bis zum Quellgebiet des Nueces im Süden.
	„	Kizh.	Am S. Gabriel.
	„	Cahuillo.	Zwischen den Quellen der Flüsse St. Ana und St. Gabriel.
	„	Netela.	In S. Juan Capistrano.
	„	Kechi.	In S. Louis Rey.
	„	Chimehueves.	Am untern Colorado.
	„	Pimas.	Am Gilafluß und dessen südlichen Nebenflüssen.
	„	Papagos.	Westlich von den Pimas.
	„	Opatas.	In Sonora, südlich von den Pimas.
	„	Eudebes.	Westlich von den Opatas.
	„	Hiaquis.	Südlich von den Eudebes und Opatas.
	„	Mayos.	Südlich von den Hiaquis.
	„	Tubar.	Südöstlich von den Mayos.
	„	Cahitas.	An der Ostküste des Golfs von Kalifornien, im nördlichen Sinaloa.
	„	Coras.	Im südlichen Sinaloa.
	„	Tarahumaras.	Im Norden von Durango.
	„	Tepeguanas.	In Durango und Guadalajara.
	„	Tolteken.	In Mexiko, Guatemala und Yukatan.
	„	Azteken.	In Mexiko und Guadalajara.
„	Aboriginer Mexikos.	Totonaken.	Von Panuco bis Jalapa.
		Otomi.	In den Gebirgsgegenden im Westen, Norden und Osten von Mexiko.
	„	Mazateken.	Nordwestlich von Mexiko.
	„	Tarascas.	In Mechoacan.
	„	Chichimeken.	Nördlich von den Otomi.
	„	Mixteken.	Am Rio Nasca, im Westen von Acatlan.
	„	Chinanteken.	Nordöstlich von Oaxaca.
	„	Zapoteken.	Im Süden einer von Oaxaca nach Tehuantepec gezogenen Linie.
	„ „	Mixes. Zoques.	An der Gränze von Chiapas und Tabasco.
„	Mayas.	Mayas.	Im nördlichen Yukatan.
	„	Tsendals.	In Chiapas.
	„	Quiche.	Unterhalb des Peten-Sees.

Indianer.	Mayas.	Kachiquel.	Unterhalb des Peten-Sees.
	"	Poconchi.	
	"	Chorti.	
	"	Lacandons.	
	"	Mopanes.	Im Südosten Yukatans.
	"	Choles.	
	"	Huasteken.	Im Nordosten von Mexiko.
"	Central-amerikaner.	Chorotegas.	In Nicaragua.
		Chondals.	Im gebirgigen Innern von Nicaragua.
	"	Changuenes.	An der Bay von Chiriqui.
	"	Terrabas.	Südwestlich von den Changuenes.
	"	Borucas.	Im Südosten von den Changuenes.
	"	Cibuneys.	Auf den Antillen.
"	Muiscas.	Muiscas.	In Neugranada, Bogota und Tunja.
	"	Panches.	Im Westen der Vorigen, auf dem rechten Ufer des Magdalenenflusses.
	"	Pantagoros.	Auf dem linken Ufer des Magdalenenflusses.
	"	Chitareros.	Am Zuila.
	"	Guanes.	Südlich von den Vorigen.
	"	Laches.	
	"	Paezes.	Im Südosten von Popayan.
	"	Pijaos.	Nordwestlich und Südöstlich von den Vorigen.
"	Quichuas.	Quichuas.	Ursprünglich in der Gegend von Cuzco; später im ganzen Inkareich.
	"	Aymaras.	In den Gebirgsgegenden im Osten und Südosten des Titicaca-Sees.
	"	Barbacoas.	Im Nordwesten von Pasto.
	"	Iscuandees.	
	"	Quilla-cingas.	Im Südosten von Pasto.
	"	Puruayes.	Südlich vom Chimborazo.
	"	Guancas.	Unter dem Parallel von Lima.
	"	Yauyos.	
	"	Atacamas.	Auf der Meeresküste zwischen Arica und Atacama.
	"	Changos.	Südlich von den Vorigen.
	"	Llipis.	
	"	rc.	
"	Arowakisch-Karibische Stämme.	Arowaken.	Früher im ganzen Küstengebiet zwischen dem Amazonenstrom und dem Golf von Paria und auf den nächsten Inseln; jetzt zwischen den Flüssen Corentyn und Pomerun.
	"	Kariben.	Von Uraba bis Cap Orange und auf den benachbarten Inseln.
	"	Chara-gotto.	Südlich von Caracas.
	"	Cumana-gotto.	Südlich von Piritu und Cumana.
	"	Paria-gotto.	Am Golf von Paria.
	"	Arina-gotto.	An den Flüssen Caura und Caroni, Südlich vom Orinoco.
	"	Piano-gotto.	An den Quellen des Corentyn.
	"	Guaycaris.	Am oberen Orinoco.
	"	Tamanaken.	
	"	Quiriquires.	Am Südufer des Meerbusens von Maracaybo.
	"	Macusi.	Im Quellgebiet des Rio Branco.
	"	Akawai.	Am oberen Cujuni.

Indianer.	Arowakisch-Karibische Stämme.	Zapara.		Zwischen dem oberen Putumayo und Pastaza.
	"	Encabellados.		
	"	Inquiavates.		
	"	Putumayos.		
	"	Anguteres.		
	"	Iquitos.		
	"	Mazanes.		
	"	Tayronas.		Am Meerbusen von Maracaybo und auf der Halbinsel Guajira.
	"	Guajiros.		
	"	Caquetios.		
	"	Otomaken.		Im Quellgebiet des Apure.
	"	Yaruros.		An der Mündung des Apure.
	"	Salivas.		In der Gegend von S. Fe de Bogota.
	"	Maypures.		Im Quellgebiet des Orinoco.
	"	Cabres.		
	"	Wapisiana.		Im Quellgebiet des Essequibo und der Nebenflüsse desselben.
	"	Atorai.		
	"	Taruma.		
	"	Paravilhanos.		Am unteren Rio Branco.
	"	ꝛc.		
"	Tupistämme.	Tupi-Guarani-Gruppe.	Timbu.	Am rechten Ufer des Parana, zwischen S. Fe und Buenos Ayres.
			Caracara.	
			Mbengua.	
		"	Carios.	Am Paraguay, unterhalb Asuncion.
		"	Arachanas.	Zu beiden Seiten des mittleren Uruguay.
		"	Guayanas.	Am oberen Uruguay, unterhalb des Iguazu.
		"	Chovas.	
		"	Munnos.	
		"	Chovaras.	
		"	Bates.	
		"	Gualaches.	Zwischen den Flüssen Paraguay und Parana.
		"	Itatines.	
		"	Apiacas.	Im Quellgebiet des Tapajoz und der Nebenflüsse desselben.
		"	Cabahybas.	
		"	Bororos.	Südlich von den Vorigen.
		"	Guarayos.	Im Süden des Gebietes der Chiquitos, an der Ostgränze des ehemaligen Inkareiches.
		"	Chiriguanas.	
		"	Chaneses.	
		"	Siriones.	
	"	Omaguas-gruppe.	Omaguasyete.	Am oberen Putumayo und Yapura und deren Nebenflüssen.
		"	Achaguas.	Südöstlich von S. Fe de Bogota.
		"	Enaguas.	
		"	Aguas.	Zwischen dem Maranon und Yavari.
		"	Capanaguas.	Am Ucayali.
		"	Maraguas.	Am Yutay.
		"	Yurimaguas.	Am Yurua.
		"	Ucayales.	Am Ucayali und Apurimac.
		"	Omaguacas.	In Tucuman.
"	Isolirte Stämme im Gebiet der Tupistämme.	Miranhas.		Am oberen Yapure.
		Jumanhas.		Südlich von den Vorigen.
		Ticunas.		Am unteren Yutay.
		Catauxis.		Am Coary.
	"	Muras.		Am unteren Purus.
	"	Parupurus.		
	"	Aranas.		Am oberen Yurua und Yutay.

Indianer.	Isolirte Stämme im Gebiet der Tupistämme.	Culinos. Nawas.	Am oberen Yurua und Yutay.
		Jamamaris.	Oestlich von den Vorigen.
		Pamas.	Am oberen Madeira.
	"	Mundrucus.	Am unteren Tapajoz.
	"	Parontitins.	Am oberen Tapajoz.
	"	Paresis.	Im Quellgebiet des Paraguay und der Nebenflüsse desselben.
	"	Parabitatas. Nabicuaras.	Im Quellgebiet des Arinos.
	"	Jundiahis.	Am linken Ufer des unteren Tocantins.
	"	Jacundas.	Am rechten Ufer des unteren Tocantins.
	"	Gavioes. Caracatis. Apinages. Cherentes. Chavantes.	Am Tocantins, oberhalb der Vorigen.
	"	Carayas. Cayapos.	Am oberen Araguay und dessen Nebenflüssen.
	"	Botokuden.	Im Osten des Flusses S. Francisco.
	"	Kiriris.	In der Provinz Bahia.
	"	Puris. Choropos. Goaytacas.	Auf beiden Seiten des unteren Parahyba, Nordöstlich von Rio de Janeiro.
"	Andesstämme.	Cofanes. Huamboyas.	Oestlich vom Chimborazo.
	"	Jivaros.	Westlich vom mittleren Pastaza.
	"	Yamcos.	Am unteren Chambira.
	"	Pacamoros. Yuguarzongos.	An der Biegung des Maranon von Norden nach Osten.
	"	Cochiquinas.	Am unteren Yavari.
	"	Mayorunas.	Am mittleren Ucayali.
	"	Panos.	Am oberen Ucayali und dessen Nebenflüssen.
	"	Moxos.	In der Provinz Moxos.
	"	Chiquitos.	In der Provinz Chiquitos.
	"	ꝛc.	
"	Araukaner.	Picunche.	Im Nordwestlichen Chile.
	"	Puelche.	Im Nordöstlichen Chile.
	"	Pehuenche.	An der Küste von Chile, zwischen St. Jago de Chile und Valdivia.
	"	Huilliche.	Im Südlichen Chile.
	"	Ranqueles. Chilenos.	In den Pampas am Salado und dessen Nebenflüssen.
"	Guaycuru-Abiponer.	Charruas.	Am linken Ufer des Uruguay, von der Mündung bis zum 30. Parallel.
	"	Payaguas.	Am Paraguay, von der Mündung des Taquari abwärts.
	"	Guaycurus.	Zwischen dem Paraguay und Pilcomayo.
	"	Mbocobies.	Westlich von den Guaycurus.
	"	Lules. Mataguayos. Chunupis. Malbalaes. Tobas.	Am Vermejo.
	"	Mbayas.	Zwischen dem unteren Pilcomayo und Vermejo.
	"	Abiponer.	Zwischen dem Parana und Salado und zwischen Salado und Dolce.

Indianer.	Puelchen.			In den Pampas zwischen Rio de la Plata und Colorado.
"	Patagonier.	Culilau-cunny.		Am Golf von St. Jorge.
	"	Sehuau-cunny.		Am Flusse S. Cruz.
	"	Yacana-cunny.		Auf der Ostseite des Feuerlandes.
"	Feuerländer.	Alikoolip.		Im Südwesten des Feuerlandes.
	"	Tekeenica.		Im Südosten des Feuerlandes.
	"	Yapoos.		Auf Hoste Island.
	"	ꝛc.		
Malayen.	Eig. Malayen.	Tagalen.	Bisayas.	Auf den Philippinen.
		"	Irayas.	Auf Luzon, am Catalangan.
		"	Ygorrotes.	Auf der Westseite von Luzon.
		"	Ylongotes.	In den Oestlichen Gebirgen Luzons.
		"	Manobos.	Auf der Ostseite von Mindanao.
		"	Formosaner.	Auf Formosa.
		"	Sulu-Insulaner.	Auf der Suluinsel.
	"	Malayen im eng. Sinn.	Malayen.	Auf der Halbinsel Malakka und auf den Küsten von Indien, Ceylon und den meisten Inseln des Indischen Archipels.
		"	Atchinesen.	Auf Sumatra.
		"	Passumah.	Im Innern von Palembang.
		"	Redschang.	(Im Innern von Palembang.)
		"	Lampong.	Im Südosten von Sumatra.
	"	Sundanesen.		Im Westen der Insel Java.
	"	Javaner.	Eig. Javaner.	Auf der Ostseite der Insel Java.
		"	Balinesen.	Auf der Insel Bali.
		"	Maduresen.	Auf der Insel Madura.
	"	Battak.	Eig. Battak.	Im Innern von Sumatra.
		"	Nias-Insulaner.	Auf der Insel Nias.
		"	Batu-Insulaner.	Auf der Insel Batu.
		"	Hovas.	Auf der Insel Madagaskar.
	"	Dayaken.	Biadschu.	Auf der Südküste von Borneo.
		"	Ot-Danom.	Im Innern von Borneo.
		"	Dayak-Paré.	Auf der Ostseite von Borneo.
	"	Mankassaren.		Im Südwesten von Celebes.
	"	Buginesen.	Eig. Buginesen.	Im Südosten von Celebes und auf den Südlich von Celebes gelegenen Inseln.
		"	Wadscho.	Auf Celebes und einigen benachbarten Inseln.
"	Polynesier.	Samoaner.		Auf den Samoainseln.
	"	Tonga-Insulaner.		Auf den Freundschaftsinseln.
	"	Maori.		Auf Neuseeland und den benachbarten kleinen Inseln.
	"	Gesellschafts-Insulaner.		Auf den Gesellschaftsinseln.

Malayen.	Polynesier.	Rarotonganer.			Auf den Rarotongainseln.
	„	Tupuai-Insulaner.			Auf den Tupuaiinseln.
	„	Mangareva-Insulaner.			Auf den Mangarevainseln.
	„	Paumotu-Insulaner.			Auf den Paumotuinseln.
	„	Markesas-Insulaner.			Auf den Markesasinseln.
	„	Sandwich-Insulaner.			Auf den Sandwichinseln.
	„	Mikronesier.	Karolinen-Insulaner.		Auf den Karolineninseln.
		„	Marshalls-Insulaner.		Auf den Marshallsinseln.
		„	Gilberts-Insulaner.		Auf den Gilbertsinseln.
		„	Ladronen-Insulaner.		Auf den Ladroneninseln. Jetzt ausgestorben.
	„	Zerstreute.			Auf Bowditch Island, Nukunono, Oatafu, Vaitupu, Nukufetau, Funafati, Chatham Island, Tukopia und der Osterinsel.
Mongolen.	Nördliche Abtheilung. Westlicher Zweig.	Finnen.	Eig. Finnen.	Finnen im eng. Sinn.	In Finnland und in einzelnen Theilen der Gouvernements von Petersburg, Nowgorod, Archangel, Twer und Olonetz.
			„	Karelen.	Ursprünglich im Gouvernement Perm; gegenwärtig am West- und Nordufer des Ladoga-Sees und in den Gouvernements Petersburg und Twer.
			„	Tschuden.	In den Gouvernements Nowgorod und Olonetz.
			„	Esthen.	In Esth- und Livland und im Gouvernement Pleskau.
			„	Liven.	Ursprünglich in ganz Livland; jetzt auf der Nordspitze von Kurland.
			„	Lappen.	Ursprünglich in ganz Finnland; gegenwärtig im äußersten Norden Europas, in Schweden, Norwegen, Finnland und dem Gouvernement Archangel.
			„	Baschkiren.	Im Südlichen Uralgebirge, in den Gouvernements Ufa, Orenburg, Perm, Samara und Wjatka. Jetzt Türkisirt.
			„	Meschtscherjaken.	In den Gouvernements Orenburg, Perm, Pensa und Saratow. Türkisirt.
			„	Teptjaren.	In den Gouvernements Orenburg, Ufa und Samara; theils Türkisirt, theils Russificirt.
		„	Ugrer.	Ostjaken.	In den Gouvernements Tobolsk und Tomsk.
			„	Wogulen.	Im Nördlichen Uralgebirge, in den Gouvernements Perm und Tobolsk.
			„	Magyaren.	Ursprünglich am Ural. Gegenwärtig in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien, Rumänien, Wien und in der Bukowina.
		„	Permier.	Eig. Permier.	Im Gouvernement Perm.
			„	Syrjanen.	An der Petschora und den rechten Nebenflüssen der Dwina.
			„	Wotjaken.	An der Wjatka und oberen Kama.

Mongolen.	Nördliche Abtheilung. Westlicher Zweig.	Finnen.	Bulgaren.	Tscheremissen.	Ursprünglich zwischen Wolga und Don. Gegenwärtig auf der linken Seite der Wolga in den Gouvernements Kastroma, Nischnii-Nowgorod, Kasan, Wjatka, Perm und Ufa.
			"	Mordwinen.	Zwischen Oka und Wolga in den Gouvernements Nischnii-Nowgorod, Tambow, Pensa, Simbirsk, Saratow und Samara.
			"	Tschuwaschen.	In den Gouvernements Kasan, Simbirsk, Samara, Orenburg, Saratow und Perm. Türkisirt.
		Samojeden.	Eig. Samojeden.	Juraken.	Am Nördlichen Eismeer, zwischen dem Weißen Meer und Jenissei.
			"	Tawgyer.	Zwischen dem Jenissei und der Chatangabucht. Oestlich von den Vorigen.
			"	Jenissei-Samojeden.	Zwischen den Juraken und Tawgyern, am unteren Jenissei.
			"	Ostjaken.	Am Ob und dessen Nebenflüssen, zwischen dem Tym und Tschulym.
		"	Sojoten.		Zwischen dem Sajanischen Gebirge und dem Altai und Changai und zwischen den Flüssen Tas und Baschkus.
		"	Matoren.		Am Flusse Tuba, Oestlich vom Jenissei, und im Norden vom Sajanischen Gebirge.
		"	Koibalen.		Auf beiden Seiten des oberen Jenissei.
		"	Karagassen.		An der Uda, im Sajanischen Gebirge.
		"	Kamassinzen.		In der Umgebung von Kansk und Abakansk.
"	Nördliche Abtheilung. Mittlerer Zweig.	Türken.	Verschollene Völker.	Hiongnu.	Ursprünglich Nördlich von China; später in Turkestan.
				Tukiu.	Ursprünglich am Ektag-Altai und in der Gegend von Kobdo; später in ganz Centralasien.
			"	Uiguren.	Im Tarymbecken.
			"	Seldschuken.	Anfangs in Turkestan; später in Persien, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien.
			"	Yuetschi.	Ursprünglich im Oestlichen Theil des Tarymbeckens; später theils im Westlichen Theil des Tarymbeckens, theils am Syr-darja, in Buchara, Nordafganistan, Afganistan und im Pendschab.
			"	Hunnen.	Anfangs in Südrußland, später in der Theißebene, zuletzt wieder in Südrußland.
			"	Awaren.	Anfangs im Norden des Kaukasus, später in Ungarn, Oestreich und Dalmatien.
			"	Bulgaren.	Anfangs in Armenien, später am Don, Dnjepr und der unteren Donau.
			"	Petschenegen.	Ursprünglich zwischen Wolga und Ural, später zwischen Don und Donau, zuletzt in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinskythien.
			"	Chasaren.	Anfangs am Kaukasus, später in dem ganzen Gebiet zwischen Ural und Dnjepr und zwischen dem Südende des Kaukasus und der mittleren Wolga und Oka.
			"	Kumanen.	Ursprünglich am Ural, später in Südrußland und der Moldau; zuletzt in Ungarn, Serbien und Bulgarien.

Mongolen.	Nördliche Abtheilung. Mittlerer Zweig.	Türken.	Gegenwärtige Völker.	Jakuten.	Ursprünglich in der Baikalgegend; gegenwärtig an der Lena, Anabara, Jana, Indigirka und Kolyma.
			"	Sibirische Tataren.	In der Gegend von Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk und auf der Barabasteppe, zwischen Ob und Irtysch.
			"	Kasan'sche Tataren.	Hauptsächlich in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara und Stawropol.
			"	Krim'sche Tataren.	In der Krim.
			"	Kara-Kirgisen.	Im Ilithal, am Oberlauf des Tekes, am Issyk-kul, Naryn und Tschu, im Fergana- und Alaithal, auf dem Pamir und in den Nördlichen, Westlichen und Südwestlichen Gränzgebirgen Kaschgariens.
			"	Kirgis-Kaisaken.	In der Kirgisensteppe vom Alataugebirge im Osten bis zur Wolga im Westen und vom Amu-darja im Süden bis nach Westsibirien im Norden.
			"	Usbeken.	In Chiwa, Buchara, im Sarawschanthal und im Nördlichen Afganistan.
			"	Turkmenen.	In der Turkmenenwüste, vom Kaspischen Meer bis Balch.
			"	Karakalpaken.	Im Delta des Amu-darja und in geringer Zahl im Ferganathal und in der Nähe von Samarkand.
			"	Kiptschaken.	Im Sarawschan- und Ferganathal.
			"	Nogaier.	In der Krim und zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, am Kuban und an der Kuma und Wolga.
			"	Kumüken.	Auf den Nordöstlichen Abhängen des Kaukasus.
			"	Basianen.	Im Nördlichen Kaukasus, Südöstlich vom Elburs.
			"	Osmanen.	Ursprünglich im Nordwestlichen Phrygien; später auf der Türkisch-Griechischen Halbinsel, in Ungarn, Siebenbürgen, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Nordafrika, Mesopotamien und Arabien.
			"	Sarten.	In der Syr-darja-Provinz, in Fergana, Semiretschie und in Kaschgarien.
			"	Tarantschis.	Bis 1881 im Kuldschagebiet, seitdem in Semiretschie.
			"	Dunganen.	In den Städten der Dschungarei, im Ilithal und seit 1881 auch in Semiretschie und in der Syr-darja-Provinz.
			"	Kuramas.	Zwischen Taschkent und Chodschent.
	"	Eig. Mongolen.	Ost-Mongolen.	Kalkas.	Im Nördlichen Theil der Wüste Gobi.
				Tsachar.	Im Südlichen Theil der Wüste Gobi.
		"	West-Mongolen.	Dschungaren.	In der Dschungarei. Jetzt ausgerottet.
				Targauten.	Ursprünglich in der Dschungarei, später in Südrußland; gegenwärtig theils an der unteren Wolga, theils im Ilithal und auf den Juldusplateaux.
			"	Choschoden.	Theils im Gouvernement Astrachan, theils am See Kukunoor.
			"	Turbeten.	Theils am Don, theils im Ilithal.

Mongolen.	Nördliche Abtheilung. Mittlerer Zweig.	Eig. Mongolen.	Westmongolen.	Bergkalmüken.	Im Westlichen Altai.
			"	Teleuten.	Im Gouvernement Tomsk. Jetzt Türkisirt.
		"	Burjaten.		In der Umgebung des Baikal-Sees.
		"	Hasareh.		In Afganistan, zwischen Bamian und Herat.
"	Nördliche Abtheilung. Oestlicher Zweig.	Tungusen.	Eig. Tungusen.	Tschapogiren.	An der Podkamennaja Tunguska.
			"	Orotongen.	An der unteren Tunguska.
			"	Orotschonen.	Auf beiden Seiten des Amur, von den Quellen des Amazar bis zu denen des Oldoi.
			"	Maniagren.	Am linken Ufer des Amur, Oestlich von den Vorigen.
			"	Daurier.	Am Amur, von der Mündung des Khumar bis zur Ussurimündung.
			"	Khoadsongen.	Von der Mündung des Ussuri bis zum Dondon birra.
			"	Golden.	Vom Gebiet der Khoadsongen bis zum Kizi-See.
			"	Manguten.	Zwischen den Golden und Giljaken.
		"	Mandschuren.	Eig. Mandschuren.	In der Mandschurei und als herrschende Bevölkerung in China.
			"	Lamuten.	Am Ochotskischen Meer.
			"	Sibos.	Im Kuldschagebiet.
		"	Verschollene Stämme.	Siënpi.	Ursprünglich in der Mandschurei, später in der Mongolei. Jetzt verschollen.
			"	Juan-Juan.	Ursprünglich in der Mandschurei, später in der Mongolei und in Turkestan; seit 531 n. Chr. verschollen.
			"	Kitan.	Anfangs in der Mandschurei, später in der Mongolei und in China. Seit 1125 n. Chr. verschollen.
	"	Koreaner.			Auf der Halbinsel Korea.
	"	Japanesen.			Auf den Japanischen Inseln.
"	Südliche Abtheilung.	Tibetaner.	Bodschi.		In Tibet.
		"	Horsok.		Zwischen Himalaja und Nyentschen-thang-la.
		"	Sifan.		Am Oberlauf der Nebenflüsse des Hoangho und Yang-tse-kiang.
		"	Himalajastämme.	Leptscha.	Im Flußgebiet der Tista.
				Kiranti.	Im Flußgebiet der Kausiki, Oestlich von Nepal.
			"	Limbu.	
			"	Murmi.	In Nepal, in dem Gebirge zwischen der Kausiki und Gandaki.
			"	Newari.	
			"	Gurung.	Im Flußgebiet der Gandaki.
			"	Magar.	
			"	Sunwar.	
			"	2c.	
	"	Birmanen.	Eig. Birmanen.		Im Westlichen Theil der Hinterindischen Halbinsel.
		"	Arakanesen.		In Arakan, am Bengalischen Meerbusen.
		"	Lohitavölker.	Kotsch.	Im ehemaligen Reiche Kotsch.
			"	Dhimal.	Nördlich und Oestlich vom Gebiete der Kotsch.
			"	Bodo.	

Mongolen.	Südliche Abtheilung.	Birmanen.	Lohitavölker.	Garro.	Ursprünglich in dem Gebiet zwischen Brahmaputra, Assam, den Distrikten Silhet und Maimunsingh und den Bergen des Brahmaputra; gegenwärtig nur mehr in den Gebirgen in der Mitte dieses Gebietes.
			„	Mikir.	In Centralassam, im Bezirke Nowgong.
			„	Abor.	Im Oestlichen Theil des Himalaja.
			„	Daphla.	In der Nähe der Abor.
			„	Akha.	In Assam, am Nordufer des Brahmaputra.
			„	Miri.	
			„	Mischmi.	Im oberen Brahmaputrathal.
			„	Tschanglo.	
			„	Singpho.	Am Irawaddy bis an die Chinesische Gränze.
			„	Nagastämme.	Im Süden von Assam.
			„	Lolo.	In der Chinesischen Provinz Yun-nan.
	„	Thaivölker.	Siamesen.		In Siam.
		„	Pe-y.		In der Nachbarschaft der Lao.
		„	Pa-pe.		
		„	Lao.		In den inneren und Nördlichen Theilen der Hinterindischen Halbinsel.
		„	Ahom.		In Assam.
		„	Khamti.		Zwischen Brahmaputra und Dibong und im Quellgebiet des Irawaddy.
		„	Khassia.		Südlich von Assam.
		„	Miao-tse.		In den Gebirgsgegenden verschiedener Chinesischer Provinzen, wie Se-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Hu-peh, Yun-nan, Kwang-si und an der Gränze von Kwan-tung.
	„	Annamiten.	Tongkinesen.		In Tongking.
		„	Cochinchinesen.		In Cochinchina.
	„	Chinesen.			In China und außerdem vereinzelt in Vorder- und Hinterindien, auf Java, Borneo, Celebes, Manilla, in Centralasien, in Australien, Amerika ꝛc.
	„	Isolirte Völker der Hinterindischen Halbinsel.	Peguer.		Im Delta des Irawaddy.
			Khamen.		In den Sumpfgegenden von Kambodscha.
			Khamendong.		In den zwischen dem Battabong und der Meeresküste gelegenen Hügelreihen.
		„	Samreh.		In den Bergen Nördlich von Thalesab.
		„	Tsiampa.		In Kambodscha zerstreut.
		„	Quanto.		Am oberen Mekhong.
		„	Moi.	Banar.	In der am Mekhong hinziehenden Gebirgskette.
			„	Bannam.	
			„	Brau.	
			„	Changrai.	
			„	Quarr.	
			„	Radeh.	
			„	Sedan.	
			„	ꝛc.	

B. Tropische Rassen.

I. Australische Rasse.

Australier.			In Australien und auf den benachbarten kleinen Inseln.
Tasmanier.			Auf Tasmanien. Jetzt ausgestorben.

II. Papuarasse.

Unvermischte Papuas.	Mincopi.		Auf den Andamaneninseln.
	Aetas.		Früher auf allen Philippineninseln. Gegenwärtig in den Gebirgsgegenden der Inseln Negros, Luzon, Panay, Mindoro, Mindanao. Ferner im Innern von Borneo, Celebes und Gilolo.
"	Eig. Papuas.		Auf Neuguinea, den Ke- und Aruinseln und den Papuainseln an der Nordwestspitze Neuguineas.
"	Semang.		Am Berge Jerei, im Innern der Halbinsel Malakka.
"	Pangan.		Im Innern von Tringanu.
"	Aboriginerstämme von Cochinchina.		In den Gebirgen Cochinchinas.
Gemischte Papuas.	Melanesier.	Fidschi-Insulaner.	Auf den Fidschiinseln.
	"	Neucaledonier.	Auf Neucaledonien und den benachbarten Inseln, auf den Loyalitätsinseln, den Neuen Hebriden, der Nitendigruppe und den Inseln Api, Mallikolo, Espiritu-Santo, Ambrym, Aragh, Aoba, Maiwo und Vanikoro.
	"	Salomons-Insulaner.	Auf einzelnen Inseln zwischen Neuguinea und dem Gebiet der Neucaledonier.
"	Alfuren.		Auf der Nördlichen Halbinsel von Gilolo, auf den Inseln Ceram, Buru, Timor, sowie auf den Inseln Westlich von Timor bis Flores und den Sandelholzinseln und Oestlich bis Timorlaut.
"	Mamanuas.		Auf der Ostküste von Mindanao.
"	Balugas.		In der Provinz Pangasinan.
"	Irayas.		Am Ilarön auf Luzon.

III. Dravidarasse.

Mundastamm.	Santal. Ho. Bhumidsch.		Auf dem Hochland von Tschota-Nagpur, Südwestlich von Calcutta.
"	Munda-Kolh.		In Kolhan, Südlich von Rantschi.
"	Kuli.		In Guzerat.
"	Ramusi.		Im Süden von Puna, in den Ebenen der Flüsse Maun, Nira, Bhima und Pera und auf den anstoßenden Hochländern.
"	Warali.		In den Wäldern im Südosten Damans.
"	Katkari.		Auf der Westseite der Ghat, zwischen Puna und Nasik, und auf der Ostseite und im Norden, zwischen Daman-Ganga und Tapti.

Munda-stamm.	Bhilla.	An den Flüssen Tapti, Narbadda und Mahi, in den Bergen Guzerats und den Westlich und Nördlich anstoßenden Gebieten.
"	Mera.	Zwischen Adschmir und Komulmer.
"	Mina.	In dem von Adschmir nach der Dschamna verlaufenden Gebirgszuge.
Dravida-stamm.	Tamulen.	Im Karnatik.
	Telingas.	Auf der Ostküste Indiens, von Palicat bis Gandscham.
"	Kanaresen.	In Kanara und Maisur.
"	Malayalas.	Auf der Malabarküste zwischen Mangalor und Trivandrum.
"	Tuluvas.	In der Umgebung von Mangalor.
"	Todas.	In den Nilgiris, in der Umgebung von Ottakamand.
"	Gondas.	In Gondwana.
"	Khand.	Im Süden der Mahanadi, in Ranapur und Tschandra-Dandpat, zwischen Gumsir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschilka-Sees
"	Radschmahal-Kolh.	Von Bhagalpur am Ganges bis nach Birbhum im Süden und Ramgar im Westen.
"	Brahuis.	In den Gebirgsgegenden von Kelat, in Beludschistan.
Singhalesen.		Auf der Insel Ceylon.

IV. Negerrasse.

Wolof.		In den Ländern Qualo, Cayor, Baol und auf der Halbinsel Dakar.
Sarrar.		Südwestlich von den Wolof und innerhalb des Wolofgebietes.
Felup.		Am Flusse Gambia.
Filham.		Am Flusse Casamanza.
Biafade.		Auf beiden Ufern des Flusses Geba und auf dem rechten Ufer des Rio Grande.
Papel.		Auf den Bissagosinseln und zwischen den Flüssen St. Domingo und Geba.
Balantes.		Zwischen Geba und Casamanza.
Cassangues.		Zwischen S. Domingo und Casamanza.
Naga.		Auf dem linken Ufer des S. Domingo.
Banyum.		Früher auf dem linken Ufer des Gambia; jetzt auf dem linken Ufer des Casamanza.
Tyapi.		Auf dem linken Ufer des Rio Grande.
Nala.		Zwischen Nunez und Pongos.
Temne. Bullom.		Im Niederland von Sierra Leone.
Kru.		Auf der Pfefferküste.
Avekvom.		Auf der Zahnküste.
Odschi-stämme.	Aschanti.	Im Reich Aschanti.
	Fanti.	Im Reich Fanti.
"	Akim.	Im Reich Akim.
"	Akwapim.	Im Reich Akwapim.
"	Akwambu.	Im Reich Akwambu.
"	Akra-Neger.	In Akra.
Ewe-stämme.	Dahomeier.	In Dahomei.
	Angfue-Neger.	In Angfue.

Ewestämme.	Anglo-Neger.	In Anglo.
"	Machi-Neger.	In Machi.
"	Yoruba.	Oestlich von Dahomei.
Ibo.		Im Nigerdelta bis zum Flusse Alt-Calabar.
Nupestämme.		Von der Mündung des Benua in den Niger bis gegen Rabba.
Mbafu. Batti. Mitschi.		Zwischen Adamaua und Alt-Calabar.
Serechule.		Nordöstlich von den Wolof.
Mandingo.		In Senegambien.
Bambara.		Im Lande Segu, am oberen Niger.
Susu.		Zwischen Rio Nunez und Scarcias.
Vei.		Früher im Lande Mani, jetzt an der Pfefferküste.
Sonrhay.		Nordöstlich von den Mandingo.
Haussa.		In den Haussastaaten Katsena, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober und Daura.
Kanori.		In Bornu.
Manganeger.		In Manga.
Nguruneger.		In Nguru.
Kanemneger.		In Kanem.
Tibbu.		In Tu, Borgu, Kanem und Bahr-el-Gasal.
Kotokoneger.		In Kotoko.
Gamerghuneger.		In Gamerghu.
Logoneneger.		In Logone.
Marghineger.		In Marghi.
Musguneger.		In Musgu.
Mandaraneger.		In Mandara.
Battaneger.		In Batta.
Fali.		Südöstlich von Adamaua.
Baghirmi.		In Baghirmi.
Mabaneger.		In Wadai, Nordöstlich von Baghirmi.
Darfurneger.		Oestlich von Wadai.
Schilluk.		Am linken Ufer des Bahr-el-Abyad.
Nuer.		Am rechten Ufer des Bahr-el-Abyad, Südlich von den Schilluk.
Dinka.		Auf beiden Seiten des Bahr-el-Abyad, vom 12. bis 6. Grad Nördlicher Breite.
Bari.		Südlich von den Dinka.
Beri.		Oestlich von den Bari.
Yang-bara.		Westlich von den Bari.
Bongo.		Westlich von den Yang-bara, zwischen dem 8. und 4. Parallel.
Kredj.		Im Dar-Fertit, Südlich von Darfur.
ꝛc.		

V. Kaffernrasse.

Eigentliche Kaffern.	Ama-kosa.		An der Ostküste Afrikas, zwischen dem Großen Kei und Umzimkulu.
"	Ama-tembu.		Auf den Hochebenen längs dem Quathlambagebirge und dem Großen Kei.
"	Ama-mpondo.		Zwischen dem Baschi und Umzimkulu.
"	Ama-zulu.		Zwischen dem Pongolu und Umtu-kela.
"	Matebele.		Zwischen Limpopo und Sambesi.
"	Ama-fengu.		Im Kaplande, zwischen dem Fish River und dem Keiskamma.
"	Ama-tonga.		An der Delagoabay.
"	Ama-swazi.		Westlich von den Vorigen.
"	Maschona.		Unter dem 18. Grad Südlicher Breite und dem 31. Grad Oestlicher Länge.
"	Makua.		Oberhalb des Sambesi.
"	Suaheli.		Auf der Ostküste Afrikas vom Cap Delgado bis zum Gebiet der Somali.
"	Wa-nika.		
"	Wa-kamba.		Westlich von den Suahelis.
"	Wa-pokomo.		
"	Mo-nyamwesi.		Oestlich vom See Unyamesi.
"	Muemba.		Westlich und Südlich vom See Unyamesi.
"	Ba-rotse.		Am oberen Sambesi.
"	Ba-yeye.		Nordwestlich vom See Ngami.
"	Wa-zimba.		Im Westlichen Theil der Insel Madagaskar.
"	Schaffat.		Im Südöstlichen Theil von Madagaskar.
Betschuanen.	Ostbetschuanen.	Ba-suto.	
		Ba-tau.	
	"	Ba-puti.	
	"	Ma-kolokue.	
	"	Ba-phiring.	
	"	Li-Khoya.	Im Oestlichen Theil des Betschuanengebietes.
	"	Ba-hlokwa.	
	"	Ba-mapela.	
	"	Ba-tloung.	
	"	Ba-peri.	
	"	Ba-tsetse.	
	"	Ba-fukeng.	
"	Westbetschuanen.	Ba-rolong.	
		Ba-hlapi.	
	"	Ba-meri.	
	"	Ba-matlaru.	
	"	Ba-khatla.	
	"	Ba-kwena.	Im Westlichen Theil des Betschuanengebietes.
	"	Ba-wanketsi.	
	"	Ba-hurutse.	
	"	Ba-kaa.	
	"	Ba-mangwato.	
	"	Ba-lala.	
Dama.	Ova-herero.		Im Westlichen Theil des Damaralandes.
"	Ova-mbandscheru.		Im Oestlichen Theil des Damaralandes.
"	Ova-mpo.		Im Nördlichen Theil des Damaralandes.

Congo-völker.	Benguelaner.	In Benguela.
	Angolaner.	In Angola.
"	Congo-Kaffern.	In Congo.
"	Loango-Kaffern.	In Loango.
"	M-pongwe.	Am Gaboon.
"	Benga.	
"	Ba-kele.	
"	Ba-tanga.	

C. Südliche Rasse.

Hottentottenrasse.

Eigentliche Hottentotten.	Namaqua.	In Namaqualand.
	Koraqua.	Am Oranjefluß.
	Griqua.	Im Griqualand, einem Territorium der Capkolonie.
Buschmänner.	Khuai.	Im Nördlichen Theil der Capkolonie.
	Nusa.	Im Südwestlichen Theil der Capkolonie.
"	Nasenstockträger.	Im Westlichen Theil der Wüste Kalahari.
"	Kasarere.	Im Westen des Ngami-Sees.
"	Babomantsu.	
"	2c.	
Zwergvölker.	Doko.	Am oberen Dschubflusse, Südlich von Kaffa.
	Akka.	Im Gebiet der Monbuttu und Südlich davon.
"	Obongo.	Auf der Westküste Afrikas, im Gebiet des Ogowe.
"	Watwa.	Am mitteren Congo.
"	Betsaan.	Am Liba-See.

Zweiter Theil.

Ursitze des Menschengeschlechtes

sowie der verschiedenen Menschenrassen und Völkerstämme.

Erster Abschnitt.

Urheimath des Menschengeschlechtes.

Im ersten Abschnitt des ersten Theils habe ich auseinandergesetzt, daß das gesammte Menschengeschlecht nur eine einzige Art bildet und daß die verschiedenen Menschenrassen nur Varietäten einer und derselben Art repräsentiren; ferner daß die Menschen nicht nur alle zu einer und derselben Art gehören, sondern daß sie ursprünglich ein einziges Volk gebildet haben, welches bereits vor seiner Zerstreuung einen gewissen Kulturgrad erreicht hatte. Daraus geht hervor, daß die verschiedenen Rassen, in welche das Menschengeschlecht gegenwärtig zerfällt, sich nicht an verschiedenen Punkten der Erde und unabhängig von einander aus thierähnlichen Geschöpfen zu Menschen entwickelt haben können, sondern daß die Urmenschen ursprünglich nur Einen bestimmten Punkt der Erde bewohnt, sich dann von da aus über die ganze Erdoberfläche verbreitet und erst nachträglich, in Folge der verschiedenen klimatischen und lokalen Verhältnisse und der verschiedenen Nahrung und Lebensweise in die verschiedenen gegenwärtig existirenden Rassen oder Abarten differenzirt haben. Der Natur der Sache nach kann sich an ein und demselben Punkt der Erde nur Eine ganz bestimmte Rasse ausgebildet haben und die Uebergänge von einer Rasse zur andern mußten ursprünglich ganz allmählig vor sich gehen, wie wir dieß noch an den Bewohnern des Nordöstlichen Asien und Amerikas beobachten können, wo die Asiatischen Sibirjaken ganz allmählig in die Eskimos, diese in die Nordamerikaner, die Nordamerikaner in die Südamerikaner und diese letzteren wieder in die Patagonier und Feuerländer übergehen. Nachträglich haben aber vielfache Wanderungen stattgefunden und die verschiedenen Rassen haben sich in Folge dessen so mannigfaltig durcheinander geschoben und so vielfach mit einander vermischt, daß es gegenwärtig nicht mehr ganz leicht ist, den ursprünglichen Typus und die ursprünglichen Wohnsitze der ver-

schiedenen Rassen festzustellen und zu entscheiden, von welchem Punkt der Erde das Menschengeschlecht seinen Ausgang genommen hat. Die Entscheidung dieser Frage wird außerdem noch durch den Umstand erschwert, daß wir nicht wissen, wie lange das Menschengeschlecht als solches bereits die Erde bewohnt und welche Zeiträume zur Ausbildung der verschiedenen Rassen und zur Ausführung der von denselben vollzogenen Wanderungen erforderlich gewesen waren.

Ueber das Alter des Menschengeschlechtes sind die abweichendsten Hypothesen aufgestellt worden und je nachdem man für die Ausbildung der verschiedenen Rassen, Sprachen, politischen Einrichtungen und der primitivsten Erfindungen geringere oder größere Zeiträume in Anspruch nahm, schätzte man das Alter des Menschengeschlechtes auf 6000, 15000, 20000 ja selbst auf 200000 und mehr Jahre [1]). Wären unsere Vorfahren vollständig sich selbst überlassen geblieben, so würden wohl auch 200000 Jahre schwerlich hingereicht haben, um aus affenähnlichen Geschöpfen civilisirte Menschen zu schaffen. Traten dagegen äußere Umstände ein, welche die Forteristenz der Vorfahren des heutigen Menschengeschlechtes bei der bis dahin gewohnten thierähnlichen Lebensweise unmöglich machten und sie zwangen, sich den veränderten Umständen zu akkomodiren, so konnte schon ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum dazu hinreichen.

Wie lange die Urmenschen bereits in ihrer Urheimath gelebt hatten, ehe sie von den Umständen zu den ersten Anfängen der Civilisation und schließlich zur Auswanderung gezwungen wurden, entzieht sich natürlich jeglicher Berechnung, dagegen kann man mit Zuversicht behaupten, daß die Verbreitung des Menschengeschlechtes über die ganze Erdoberfläche und die Ausbildung der verschiedenen Rassen erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit stattgefunden hat. Jedenfalls haben sich die Menschen erst in der gegenwärtigen geologischen Periode über die Erde verbreitet, d. h. zu einer Zeit, wo die Erdoberfläche im Großen und Ganzen bereits ihre gegenwärtige Configuration angenommen hatte. Dafür spricht erstens der Umstand, daß man noch nirgends versteinerte Menschen oder menschliche Ueberreste in älteren geologischen Schichten aufgefunden hat. Alle Skelette und alle sonstigen Spuren der Anwesenheit des Menschen, wie Kohlen, Geräthe u. drgl., welche bisher aufgefunden worden sind, fanden sich immer nur an der Erdoberfläche oder in den allerjüngsten Ablagerungen [2]). Zweitens

[1]) Friedrich Müller (Ueber das Alter des Menschen vom ethnologisch-anthropologischen Gesichtspunkte) berechnet den Zeitraum, innerhalb dessen der Mensch sich aus dem Zustande thierischer Rohheit zu der Höhe menschlicher Gesittung emporgearbeitet hat, auf etwa 12000 Jahre.

[2]) Im Bericht über den Anthropologenkongreß zu Lissabon 1880 heißt es: „Bis jetzt ist in tertiären Schichten Portugals, wie sonst wo, weder irgend ein menschlicher Knochen, ebensowenig irgend ein Geräth von Thon, ja nicht einmal Kohlen, die sonst

lassen sich die gegenwärtige Verbreitung der verschiedenen Menschenrassen und die von denselben nachweisbar vollführten Wanderungen nur aus der gegenwärtigen Vertheilung von Land und Wasser und aus den gegenwärtigen Terrainverhältnissen der Festländer erklären.

Aus dem Umstande, daß in Europa die Existenz des Menschen bereits zur Zeit des Höhlenbären und Mammuths nachgewiesen werden konnte, hat man geschlossen, daß Europa bereits in einer früheren geologischen Periode, in welche man diese jetzt ausgestorbenen Thiere zu versetzen beliebte, von Menschen bewohnt gewesen sei. Daß man aber keine geologischen und klimatischen Umwälzungen zu Hülfe zu nehmen braucht, um das Aussterben einer ganzen Thiergattung zu erklären, kann man aus neueren Beispielen zur Genüge ersehen. Man braucht sich nur an die Ausrottung des Auerochsen, des Bären und Wolfes in Deutschland zu erinnern, welche erst in neuester Zeit erfolgt ist, und an die Amerikanischen Büffel, welche im Verlauf von wenigen Jahren von vielen Millionen auf einige wenige Exemplare reducirt worden sind. Auch der flügellose Alk in Nordeuropa, die Steller'sche Seekuh im Behringsmeer, die Dronte auf Mauritius und die Moaarten auf Neuseeland, sind erst im Laufe der letzten Jahrhunderte verschwunden. Platz hat deßhalb vollständig recht, wenn er in seinem Werk, „Der Mensch", über diesen Gegenstand folgende Grundsätze aufstellt:

„1) Die Eintheilung in eine Höhlenbären-, Rennthier-, Mammuthzeit und andere Zeiteintheilungen widersprechen den Thatschen, können also nicht zugegeben werden.

2) Das Aussterben der Thiere beweist nicht ihr hohes Alter.

3) Mehrere Zeitgenossen des Mammuths lebten in Mitteleuropa noch in historischer Zeit.

4) Die Reste des vor dem Menschen nach Norden zurückweichenden Mammuths berechtigen nicht zu dem Schluß auf ein außerordentlich hohes Alter.

5) Wenn wir diesem noch die Meinung jener Gelehrten beifügen, nach welchen die Ureinwohner Europas unter dem Einflusse eines Kulturvolkes, vielleicht der Griechen oder Phönizier, standen, so erhalten wir die Gewißheit, daß die Periode des Menschen, des Mammuths und Rennthieres in Westeuropa kaum über die Blüthezeit von Aegypten und Assyrien hinausgesetzt werden darf."

Was den zur Ausbildung der verschiedenen Menschenrassen aus der Urrasse erforderlichen Zeitraum betrifft, so dürfte dieser meines Erachtens bedeutend kürzer angesetzt werden, als man gewöhnlich annimmt, wenn man bedenkt, wie veränderlich die Rassenmerkmale sind und wie schnell sich die Einwirkung eines Klimawechsels auf Auswanderer, und besonders auf

---

nicht selten das letzte noch übrige Zeugniß von der Anwesenheit des Menschen bilden, gefunden worden."

deren Nachkommen, geltend macht. In dem trocken-heißen Klima Turkestans nehmen die Europäer schon nach wenigen Jahren eine Mongolische Färbung an und die in Turkestan gebornen Kinder der Europäer unterscheiden sich in Bezug auf die Hautfarbe oft kaum mehr von den Kindern der umwohnenden Ostasiatischen Völkerschaften.

Daß die Ausbreitung des Menschengeschlechtes über die Erdoberfläche erst aus einer verhältnißmäßig späten Zeit datirt, geht schon daraus hervor, daß bis in die neueste Zeit ein großer Theil der Inseln des Weltmeers noch gar nicht besiedelt worden war, wie aus nachstehender Tabelle zu ersehen ist, welche die wichtigeren derjenigen Inseln enthält, welche seinerzeit von den Europäischen Entdeckern unbewohnt angetroffen worden sind, sowie diejenigen, welche zur Zeit der Entdeckung zwar bereits bewohnt waren, aber nachweisbar erst kurze Zeit vorher besiedelt worden waren.

Verzeichniß der Inseln, welche erst in neuerer Zeit besiedelt worden sind.

Namen.	Lage.	Zeit der Entdeckung oder Besiedlung.
Ambrosio.	Westlich von Chile.	
Anno Bon.	Im Meerbusen von Guinea.	Entdeckt 1471 durch Portugiesen.
Ascension.	Unter 7° 58′ S. Br. und 3° 16′ Oe. L.	Entdeckt 1501 durch Portugiesen.
Aucklands-Inseln.	380 Kilom. Südwestlich von Neuseeland.	Entdeckt 1806 von Bristow.
Azoren.	Unter 37—40° N. Br. und 7 bis 14° W. L.	Entdeckt 1431 durch Portugiesen; zuerst besiedelt 1432.
Bären-Insel.	225 Kilom. Südlich von Spitzbergen.	Entdeckt 1596 durch den Holländer Barents.
Bermudas-Inseln.	Unter 32° 20′ N. Br. und 47° W. L.	Entdeckt 1522 durch Spanier; besiedelt 1612 durch Engländer von Virginien aus.
Bourbon.	Unter 21° S. Br. und 73° Oe. L.	Entdeckt 1505 durch den Portugiesen Mascarenhas.
Chatham-Inseln.	660 Kilom. Südöstlich von Neuseeland.	Besiedelt im 18. Jahrhundert von Neuseeländern.
Crazet-Inseln.	Westlich von den Kerguelen.	Entdeckt 1874 durch die Challengerexpedition.
Do Principe.	Im Meerbusen von Guinea.	
Falklands-Inseln.	Unter 51—53° S. Br. und 40 bis 44° W. L.	Entdeckt 1592 durch den Engländer John Davis.
Faröer-Inseln.	445 Kilom. Südöstlich von Island.	Besiedelt 861 durch Norweger.
Fernando-Noronho.	Unter 3° 50′ S. Br. und 14° 48′ W. L.	Entdeckt 1503 durch den Portugiesen Fernando de Noronho.
Fernando Po.	In der Bay von Biafra.	Entdeckt 1471 durch den Portugiesen Fernando Poo.
Galopagos-Inseln.	Unter 0° 40′—1° 30′ S. Br., 1000 Kilom. von Guayaquil in Ecuador.	
Island.	Unter 63° 24′—66° 33′ N. Br. und 6° 59′ W. L. bis 4° 9′ Oe. L.	Entdeckt im 8. Jahrhundert n. Chr., besiedelt 870 von Normannen.
Juan Fernandez.	Unter 33° 38′ S. Br. und 61 bis 63° W. L.	Zuerst bewohnt 1704—1709 durch den Schottländer Alex. Selkirk (Robinson Crusoe).

Namen.	Lage.	Zeit der Entdeckung oder Besiedlung.
Kapverdische Inseln.	550 Kilom. vom Westafrikanischen Cap Verde.	Entdeckt 1441 durch Portugiesen.
Kerguelen.	Unter 49° S. Br. und 87° Oe. L.	Entdeckt 1772 durch den Franzosen Kerguelen Tremarec.
Kokos-Inseln.	Unter 12° S. Br. und 114—98° Oe. L.	
Kommandeurs-Inseln.	Oestlich von Kamtschatka.	Entdeckt durch die Russen 1741.
Madeira.	856 Kilom. von Lissabon und 580 Kilom. von Afrika.	Besiedelt 1419 durch Portugiesen.
Marionin-Inseln.	Westlich von den Crazet-Inseln.	Entdeckt 1873 durch die Challengerexpedition.
Mas-a-Fuera.	In der Nähe von Juan Fernandez.	Entdeckt 1653 durch den Spanier Juan Fernandez.
Mauritius.	Unter 20° S. Br. und 75° Oe. L.	Entdeckt 1505 durch den Portugiesen Mascarenhas.
Neuseeland.	Unter 34° 30′—47° 30′ S. Br. und 163° 35′—175° 50′ W. L.	Besiedelt um 1400 von Maoris.
Pribylow-Inseln.	Unter 57° N. Br. und 152° W. L.	Entdeckt 1781 durch den Russ. Kap. Pribylow.
Revilla Gigedo.	Unter 18—20° N. Br. und 92 bis 97° W. L.	
Rodriguez.	546 Kilom. Oestlich von Mauritius.	Entdeckt 1645 durch Portugiesen.
Sala-y-Gomez.	Unter 26° 28′ S. Br. und 87° 40′ W. L.	Entdeckt 1793 durch Spanier.
S. Felix.	Nördlich von Juan Fernandez.	
St. Helena.	Unter 15° 55′ S. Br. und 11° 57′ Oe. L.	Entdeckt 1502 durch Portugiesen.
S. Thomé.	Im Meerbusen von Guinea.	Entdeckt 1471 durch Portugiesen.
Spitzbergen.	Unter 76° 30′—80° 48′ N. Br. und 28—51° Oe. L.	Entdeckt 1596 durch Holländer.
Tristan d'Acunha.	30° Westlich von der Capstadt.	Entdeckt 1506 durch den Portugiesen Tristan d'Acunha; besiedelt im 19. Jahrhundert.

Die Kontinente und die größeren Inseln waren zwar alle zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer bereits bewohnt, bei manchen datirte aber die Besiedlung offenbar erst aus einer verhältnißmäßig späten Zeit. So weist die dünne Bevölkerung Australiens und die Spracheinheit aller Australischen Stämme ganz deutlich darauf hin, daß dieser Kontinent noch nicht lange von Menschen bewohnt gewesen sein kann. Das Gleiche gilt auch von Amerika, dessen Stämme gleichfalls alle sprachlich mit einander verwandt waren und dessen Bevölkerung, mit Ausnahme der Kulturstaaten Centralamerikas, gleichfalls sehr dünn gesät war. Auch die Rasseneinheit der Indianer, trotz ihrer Verbreitung über die verschiedensten Klimate, beweist, daß dieselben noch nicht lange in Amerika angesiedelt gewesen sein können. Daß Grönland von den Eskimos erst in neuester Zeit besiedelt worden ist, ist bekannt.

Ueber die **Urheimath des Menschengeschlechtes** sind schon die verschiedenartigsten Hypothesen aufgestellt worden. Die einen, wie Professor Häckel, verlegen dieselbe auf einen hypothetischen Kontinent im In-

dischen Ocean, der nachträglich im Meer versunken sein soll, und der nach den auf den angeblichen Ueberresten dieses Kontinents, den Inseln Ceylon und Madagaskar, vorkommenden Halbaffen der Lemurengruppe Lemuria getauft wurde. Diese gewaltthätige Hypothese ist aber hinfällig geworden, seitdem man weiß, daß die Lemuren auch im tropischen Afrika vorkommen. Peschel schwankt zwischen Südasien und dem tropischen Afrika. Darwin verlegt die Urheimath des Menschengeschlechtes nach Afrika; Wagner nach Nordeuropa und Nordasien, unter der willkürlichen Annahme, daß diese Gegenden in der Mitte der Miocänzeit ein warmes Klima gehabt hätten, so daß Palmen, Brodfruchtbäume und Feigenbäume im Ueberfluß vorhanden sein konnten, daß sie aber gegen Ende der Pliocänperiode von der Eiszeit heimgesucht worden seien, welche durch die diluviale und quarternäre Periode angedauert hätte — eine Hypothese, welche noch viel gewaltthätiger ist, als die Lemurische. Quatrefages nimmt als Ursitz der Menschen Asien, Latham das tropische Asien an u. s. f.

Es ist, glaube ich, einleuchtend, daß diejenigen Hypothesen über die Urheimath des Menschengeschlechtes die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, welche die gegenwärtigen Verhältnisse zur Grundlage nehmen und nicht zu unendlichen Zeiträumen und zu allen möglichen klimatischen und geologischen Umwälzungen ihre Zuflucht nehmen, einerseits weil die Annahme solcher Umwälzungen ganz willkürlich ist, andererseits weil aus den vorausgehenden Auseinandersetzungen hervorgeht, daß das Alter des Menschengeschlechtes als solchen nicht nach Hunderttausenden oder gar Millionen von Jahren zu rechnen ist und schwerlich 15000 Jahre übersteigen dürfte.

Um zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, müssen wir vorerst untersuchen, welche klimatische Verhältnisse für den noch auf einer thierähnlichen Stufe stehenden Urmenschen erforderlich waren, um ihm das Leben in wildem Zustande zu ermöglichen.

Vor allem ist als sicher anzunehmen, daß die Menschen von jeher, wie auch heute noch, größtentheils unbehaart waren. Man glaubt zwar gewöhnlich, daß die Menschen erst in Folge höherer Kultur und in Folge des Tragens von Kleidern und des Aufenthaltes in warmen Wohnungen ihre ehemalige Körperbehaarung eingebüßt haben. Daß aber diese Meinung unbegründet ist, geht daraus hervor, daß die wilden Naturvölker, welche ganz oder wenigstens größtentheils nackt gehen, nicht nur nicht stärker behaart sind als die beständig bekleideten Kulturvölker, sondern sogar eine geringere Behaarung aufweisen als diese. Daß auch das Klima auf die größere oder geringere Körperbehaarung keinen entscheidenden Einfluß ausübt, geht daraus hervor, daß die Bewohner des äußersten Nordens Amerikas, Europas und Asiens und die nackten und vor Kälte starrenden Pescheräs im äußersten Süden Amerikas ebenso wenig behaart sind wie die Neger und Kaffern unter der Glühhitze Afrikas.

Ferner geht aus dem Bau des Gebisses und aus der Länge der Gedärme des Menschen, sowie aus dem Mangel aller natürlichen Waffen, wie sie alle fleischfressenden Thiere besitzen, hervor, daß die Menschen ursprünglich Vegetarianer gewesen sein müssen, wie sich ja auch gegenwärtig noch die Mehrzahl der Menschen entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich von Pflanzenkost nährt. Der Umstand, daß die Urmenschen Vegetarianer und, da sie aller natürlichen Waffen beraubt waren, schutzlos den Angriffen der Raubthiere ausgesetzt waren, macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß dieselben ursprünglich auf Bäumen gewohnt haben[1]). Diese Wahrscheinlichkeit wird um so größer, wenn wir den Körperbau des Menschen und besonders den aufrechten Gang desselben in Betracht ziehen, der sich nur beim Aufenthalt auf Bäumen ausgebildet haben kann. Aus dem Allem geht hervor, daß die ersten Menschen nicht nur in einem warmen Klima gelebt haben müssen, sondern auch in einem Klima, welches das ganze Jahr über nahezu gleich blieb und denselben zu allen Jahreszeiten hinreichenden Vorrath an Früchten gewährte. Die Urmenschen können deßhalb nur in den Tropen gelebt haben. Diejenigen Affen, welche den Menschen physiologisch am nächsten stehen und welche auch gegenwärtig noch genau dieselbe Lebensweise führen, wie sie unsere Vorfahren zur Zeit des wilden Zustandes geführt haben müssen, der Orang-Utang, Schimpanse und Gorilla, finden sich auch alle nur innerhalb der Tropen; der Orang-Utang auf den Sunda-Inseln, besonders auf Borneo, der Schimpanse in Guinea, zu beiden Seiten des Aequators, und der Gorilla am Gaboon.

Ich muß hier bemerken, daß der Wärmeäquator mit dem geographischen Aequator nicht zusammenfällt. In Folge des Umstandes, daß die Nördliche Halbkugel zum größeren Theil aus Land, die Südliche dagegen aus Wasserflächen besteht, erwärmt sich die erstere bedeutend stärker als die letztere und der heißeste Erdstrich liegt deßhalb nicht am Aequator selbst sondern im Großen und Ganzen circa 10 Grade weiter Nördlich.

Der Umstand, daß die Urmenschen nach dem Vorausgehenden innerhalb der Tropen gewohnt haben müssen, gibt uns einen Anhaltspunkt, um zu bestimmen, welche von den gegenwärtigen Menschenrassen dem Typus der Urmenschen am nächsten geblieben ist. Da nämlich die Ausbildung der verschiedenen Rassen nur durch die Einwirkung des veränderten Klimas und der veränderten Lebensweise zu erklären ist, so müssen sich diejenigen

---

[1]) Professor Paolo Mantegazza weist in seiner Abhandlung „Gli atavismi psichici“ darauf hin, daß der Mensch in den ersten Jahren seines Lebens Kraut, Früchte, saure und süße Speisen liebt, vorzugsweise Vegetarianer ist und erst im Jünglingsalter Carnivor wird, sowie auf die unwiderstehliche Lust der Kinder auf Bäume zu klettern und sich zu schaukeln, und erklärt diese Erscheinungen als Atavismus, der dem Menschen noch seit der Zeit anhaftet, wo derselbe noch auf Bäumen wohnte und sich ausschließlich von Früchten nährte.

Rassen am meisten verändert haben, welche sich am weitesten von der Urheimath entfernt haben, während die an Ort und Stelle d. h. in der Urheimath zurückgebliebenen Individuen sich nur wenig vom Urtypus entfernt haben werden. Wie wir in den vorausgehenden Abschnitten gesehen haben, waren in der alten Welt die Urbewohner der Tropengegenden überall ohne Ausnahme schwarze Rassen; in Afrika die Neger und Kaffern, in Vorderindien die Vorfahren der Dravidas und in Hinterindien und auf den Sunda-Inseln die Papuas. Das tropische Amerika kann hier nicht in Betracht kommen, weil die Amerikanische Rasse nur ein Zweig der Ostasiatischen Rasse und erst spät aus Nordasien eingewandert ist. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Urmenschen schwarz waren und irgend einer der gegenwärtigen schwarzen Rassen nahe standen.

Dafür, daß die Urrasse schwarz und nicht etwa weiß oder gelb war, sprechen auch noch andere Gründe. Man kennt Fälle, daß sich Neger in kalten Klimaten verfärbten und sich in ihrer Hautfarbe den hellfarbigen Rassen näherten, man kennt aber keinen einzigen Fall, daß sich ein einer hellfarbigen Rasse angehöriges Individuum zum Neger verfärbt hätte. Die innerhalb der Tropen angesiedelten Europäer und Asiaten bräunen sich zwar unter dem Einfluß der größeren Sonnenwärme und des intensiveren Sonnenlichts, nehmen aber nie die spezifisch negerartige, graue oder schwarze Schattirung, an, selbst wenn sie Jahrhunderte, oder wie die Indianer des tropischen Amerika, die Afrikanischen Hamiten und die Malayen, Jahrtausende der Einwirkung der tropischen Sonne ausgesetzt bleiben. Hammer und Buffon erzählen von zwei Negerkindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche in Folge des Aufenthaltes in Europa gegen das 15. Lebensjahr, mit Ausnahme weniger Stellen, weiß zu werden begannen. Dabei veränderten sich auch ihre Haare und nahmen an den weißgewordenen Stellen eine blonde Färbung an, während diejenigen Haare, welche die schwarz gebliebenen Stellen bedeckten, ihre frühere schwarze Farbe beibehielten. Die Verfärbung war nicht etwa die Folge eines Krankheitsprocesses, denn beide Kinder erfreuten sich dabei der besten Gesundheit. Ebenso erzählt Hartmann, daß er bei mehreren in Europa aufgezogenen Schwarzen ein allmähliges Lichterwerden der Haut konstatirt habe. So bei Henry Noël aus Baghirmi, bei dem Imomatta-Galla Djilo-Wave Taifomaka, bei dem Fanti Bamba-Djalo-Dgondan-Ware des Herzogs Max in Bayern, sowie bei den Abessyniern Gebra-Marjam und Meelrakal. Ebenso fand auch bei dem von dem Missionar Hasselt nach Berlin gebrachten Papua-Mädchen Kandaze aus Neuguinea ein ganz auffallendes Bleichen der Hautfarbe statt. Ein von Gerhard Rohlfs aus Baghirmi nach Deutschland gebrachter Negerknabe veränderte gleichfalls schon nach zweijährigem Aufenthalt in Deutschland seine Farbe „vom tiefem Schwarz in ein helles Braun".

Durch welche Umstände die Verfärbung von Negern, welche in jungen

Jahren in ein Nördliches Klima versetzt werden, herbeigeführt wird, wird leicht verständlich, wenn man berücksichtigt, worauf die schwarze Hautfarbe der Neger beruht. In heißen und dabei feuchten Gegenden ist die Luft ärmer an Sauerstoff als in kalten und trocknen Gegenden; der im Blut angesammelte Kohlenstoff kann deßhalb durch die Lungen nicht in genügendem Maße ausgeschieden werden, und dieß um so mehr, als in feuchten und heißen Gegenden die Athmung schon an und für sich eine weniger energische ist als in kalten und trocknen Gegenden. Ferner ist in heißen Gegenden auch die Harnabsonderung eine minimale und die in den Körper aufgenommene Flüssikeit wird zum größten Theil durch Ausdünstung durch die Poren der Haut beseitigt, worauf eben der penetrante Geruch und die auffallende Kälte der Haut bei den Negern beruht. Während also in kalten Gegenden der Kohlenstoff aus dem Blut durch Lungen und Nieren ausgeschieden wird, muß er in heißen Gegenden durch Leber und Haut als Gallenstoff und Pigment entfernt werden [1]). Durch die Einwirkung der Sonnenwärme und des intensiven Sonnenlichts werden diese Ausdünstungsstoffe noch vor dem Austritt aus dem Körper chemisch zersetzt und ein Theil des Kohlenstoffes schlägt sich in den Pigmentzellen nieder und bewirkt dadurch die charakteristische Färbung der schwarzen Rassen [2]). Daß dem wirklich so ist, geht daraus hervor, daß bei allen schwarzen Rassen die Kinder hellfarbig geboren werden und erst im Laufe der Zeit unter der Einwirkung der Sonnenwärme und des Sonnenlichts ihre charakteristische Färbung erhalten, nachdem die Ausscheidungsthätigkeit begonnen hat. Die Negerkinder sind gleich bei der Geburt gewöhnlich hellfarbig, werden nach einigen Stunden oder Tagen röthlich nußbraun, später schiefergrau und erst nach zwei bis drei Jahren völlig schwarz. Das Gleiche ist bei den Kindern der Australier der Fall, welche anfangs gelblichbraun

---

[1]) Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß nur wenige Europäer den Aufenthalt in den Tropen auf die Dauer ertragen können und daß andererseits die nach dem Norden versetzten Tropenbewohner so häufig der Lungenschwindsucht erliegen. Bei den Europäern entwickeln sich in den Tropen in Folge der erhöhten Ansprüche an die Thätigkeit der Leber Leberkrankheiten, während bei den nach Nördlichen Gegenden übergesiedelten Tropenbewohnern die Lungen den ungewohnten Anforderungen nicht gewachsen sind.

[2]) Friedrich Müller schreibt über diesen Gegenstand auf Seite 42: „Das krause dunkle Haar wächst meistens auf einer sammtartigen Haut, deren unterste Oberhautschicht (das sogen. rete Malpighii) mit dunklem Farbstoff erfüllt ist. Es scheint dieß eine Folge der geringen Oxydation des Blutes in den Lungen zu sein, für welche eine erhöhte Thätigkeit der Leber, daher eine etwas stärkere Gallenabsonderung stattfindet. Es pflegen daher das Kraushaar und die schwarze Hautfarbe den Bauchmenschen im Gegensatz zum Lungenmenschen zu charakterisiren. Daraus geht die relativ größere geistige Begabung des letzteren, nämlich des schlichthaarigen Lungenmenschen, gegenüber dem ersteren, dem kraushaarigen Bauchmenschen, hervor. Während bei ersterem die Speisung des Gehirns durch frisches arterielles Blut rasch vor sich geht, findet sie bei letzterem langsam statt. Der energische Lungenmensch erscheint daher ungleich höher entwickelt als der träge Bauchmensch."

sind und später allmählig dunkel kaffeebraun werden. Dabei ist besonders bemerkenswerth, daß auch die Augen der Negerkinder anfangs häufig blau und die Haare nicht schwarz sondern kastanienbraun, dabei seidenweich und nur an den Spitzen gekräuselt sind [1]).

Hält man dieß alles im Auge, so dürfte es nicht schwer sein zu verstehen, auf welche Weise sich aus kraushaarigen Schwarzen mit der Zeit die hellfarbigen und schlichthaarigen Rassen herausbilden konnten. Es war dazu nichts weiter nöthig, als daß die Kinder gleich nach der Geburt der Einwirkung derjenigen Faktoren entzogen wurden, welche sonst die nachträgliche Verfärbung der Haut, Haare und Augen herbeiführten. Nach den oben angeführten wenigen Beispielen, welche beweisen, daß die schwarze Hautfarbe der Neger schon in der ersten der Einwirkung des tropischen Klimas entrückten Generation bedeutend heller wird, ist man berechtigt anzunehmen, daß die aus den Tropen nach kälteren, nebligen Gegenden ausgewanderten schwarzen Urmenschen sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit in hellfarbige Rassen umwandeln mußten, um so mehr als sie der ungewohnten Kälte wegen gezwungen waren, in feuchten Felsenhöhlen und dunklen, unterirdischen Erdlöchern zu wohnen, wo die neugebornen Kinder der Einwirkung der Sonnenwärme und des Sonnenlichtes gänzlich entzogen waren. Man braucht sich nur an die Thatsache zu erinnern, daß Pflanzen in Kellern und unterirdischen Höhlen in Folge des Mangels an Sonnenlicht gleichfalls ihre grüne Farbe einbüßen und mißfarben oder geradezu weiß werden und daß bei den meisten Menschen nicht nur die der Sonne ausgesetzten Körpertheile dunkler sind als die bedeckten, sondern auch die Kopfhaare eine dunklere Schattirung zeigen als die Haare an den bedeckten Körpertheilen. Es ist bekannt, daß den Schwarzen, und selbst den gelbhäutigen Ostasiaten, die Farbe der Europäer als krankhaft erscheint und mir ging es, nachdem ich mich in Turkestan akklimatisirt hatte, genau ebenso. Die frisch aus Europa gekommenen Russischen

---

[1]) Auch bei den Europäern findet bekanntlich gewöhnlich ein Dunklerwerden der Augen, Haare und Hautfarbe in späterem Alter statt. „Die übergroße Mehrzahl der Kinder unserer Rasse wird mit blauen Augen geboren, aber bei sehr vielen, auch innerhalb der weißen Rasse, geht die blaue Farbe bald in eine braune über. Dieser Wechsel beginnt schon in den ersten Wochen des Lebens. Meistens im zweiten Lebensjahre ist die Dauerfarbe hergestellt, wenngleich auch noch später ein leichtes Nachdunkeln stattfinden kann. Sehr viel langsamer vollzieht sich der Farbenwechsel an den Haaren. Freilich werden nicht wenige Kinder schon mit braunem oder gar mit schwarzem Kopfhaar geboren, aber viel zahlreicher sind die Fälle, wo das Kopfhaar der Neugebornen blond, oft weißlichgelb oder gar gelblichweiß ist, und wo es sich trotzdem allmählig braun oder gar schwarzbraun färbt. Aber dieser Umwandlungsproceß dauert Jahre, ja meist viele Jahre; ganz allmählig erst dunkelt das Haar nach. Bei Manchen tritt der Dauerzustand erst nach der Pubertät ein. Für die Haut gilt etwas Aehnliches, nur daß das Nachdunkeln sich bis in noch spätere Lebensjahre fortsetzt. — Jedenfalls kann man annehmen, daß bei der weißen Rasse ältere Leute stets eine mehr gefärbte Haut besitzen als junge." Virchow, Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder Deutschlands.

Rekruten und sonstigen Europäer machten mit ihrer zarten weißen Gesichtsfarbe auf mich jedesmal einen widerlichen Eindruck gerade wie Leute, welche nach einer schweren und langwierigen Krankheit aus einem Lazareth kommen. Auf Europäer dagegen macht die Farbe der schwarzen und gelben Rassen keinen derartigen Eindruck. Dieß allein ist schon ein deutlicher Fingerzeig, daß die Urfarbe nicht die weiße, sondern die schwarze Farbe gewesen sein muß.

Stanley macht in seinem Reisewerk, „Im dunkelsten Afrika", ebenfalls auf den Einfluß des mangelnden Sonnenlichtes aufmerksam indem er schreibt: „Die Bewohner der wirklichen Wälder sind von viel hellerer Färbung, als diejenigen des Graslandes. In normalem Zustande sind sie kupferig, doch sind einige so hell wie Araber und andere dunkelbraun, obwohl sie den reinen Negercharakter zeigen. Vermuthlich ist die helle Farbe eine Folge des während vieler Generationen fortgesetzten Aufenthaltes in dem Schatten des Waldes. Ueberschreitet man die Gränzen des Waldes und betritt das Grasland, so bemerkt man sofort, daß die Stämme eine viel dunklere Farbe haben."

Schon früher haben die Afrikareisenden darauf aufmerksam gemacht, daß man die tiefste pechschwarze Hautfarbe bei den Negern in den Sumpflandschaften des Nigerdeltas findet, daß dieselben aber desto heller werden, je weiter man in das felsige Innere vordringt und daß die tiefschwarze Farbe allmählig in Braun und Braun in Gelb übergeht.

Auf Grund der obigen Auseinandersetzungen glaube ich als sicher annehmen zu dürfen, daß die Urmenschen schwarz waren[1]) und daß eine der gegenwärtigen schwarzen Rassen und zwar diejenige, welche heutzutage noch die Urheimath des Menschengeschlechtes bewohnt, den Typus der Urmenschen ganz oder nahezu unverändert darstellt. Welche von den gegenwärtigen drei schwarzen Rassen als dieser Urtypus zu betrachten ist, ob die Neger, die Dravidas oder Papuas, soll durch nachfolgende Auseinandersetzungen entschieden werden.

---

[1]) Der Ueberzeugung, daß die Urmenschen schwarz waren und daß sich aus denselben die hellfarbigen Rassen erst später durch Ausartung abgezweigt haben, huldigte auch der Negerpastor, der vor Kurzem in Minnesota seinen gläubigen Zuhörern die Entstehung des ersten weißen Menschen auf folgende Weise erklärte: „Meine Brüder! Ihr seht einen weißen Mann; er ist zu schlecht, er ist verflucht! Ihr werdet Euch wundern, wie Gott diesen schlechten Menschen erlauben konnte, auf diese schöne Welt zu kommen. Ich will Euch sagen, wie das geschah! Vor langer, langer Zeit lebten die Nigger Adam und Eva in einem schönen Garten; da gab es mehlige Bananen, süße Kartoffeln und Wein, ah, beinahe zu viel. Die hatten zwei Söhne, der eine hieß Kain, der andere Abel. Kain schlug seinen Bruder Abel todt und versteckte sich. Da kam Gott vom Himmel und rief: ‚Kain, Du denkst wohl, ich sehe Dich nicht, Du Buschnigger! Komm nur heraus, Kain!' Kain kam auch heraus und sprach: ‚Ja, Massa, hier bin ich, was willst Du, Massa?' Gott fragte: ‚Wo ist Dein Bruder Abel?' Als er so fragte, wurde Kain vor Schrecken über und über weiß. Seht Brüder, dieser Kain war der erste weiße Mensch!"

Vorerst wollen wir untersuchen, welcher Erdtheil die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß er als Ursitz des Menschengeschlechtes gedient hat. Wenn wir von den im Vorausgehenden gewonnenen Resultaten vorläufig absehen, kann ebensowohl Afrika wie Asien, Europa, Australien, Amerika oder eine der vielen im Ocean zerstreuten Inseln der Ursitz des Menschengeschlechtes gewesen sein. Daß unsere Vorfahren sich nicht auf einer Insel aus dem thierähnlichen Zustand zu Menschen emporgearbeitet und von da aus über die ganze Erde verbreitet haben können, dürfte von vorhinein klar sein. Denn fürs erste ist die Vorbedingung aller höheren gesellschaftlichen Zustände die räumliche Verdichtung der Bevölkerung und das Zusammenwohnen einer großen Anzahl von Individuen. Wo nur wenige Individuen auf einem beschränkten Raume abgeschlossen sind, ist kein Fortschritt möglich, und dieselben sind nicht einmal im Stande, den bereits früher erreichten Kulturgrad zu behaupten, wie man am besten an den Polynesiern ersehen kann. Zweitens wäre von einer Insel aus eine Weiterverbreitung erst dann möglich gewesen, als die Schifffahrt nicht bloß erfunden war, sondern auch bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Es spricht daher alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Menschen vor ihrer Zerstreuung einen der fünf Kontinente bewohnt haben, wie auch von allen Forschern einmüthig zugegeben wird.

Was zuerst Australien betrifft, so kann dieser Erdtheil nicht in Betracht kommen, weil er offenbar als Wohnsitz der Menschen unter allen der jüngste ist. Die dünne Bevölkerung Australiens, sowie der Umstand, daß alle Australischen Sprachen mit einander verwandt sind, beweist, daß die Australier von auswärts eingewandert sind und ihre jetzige Heimath noch nicht lange bewohnen. Ferner nähren sich die Australier ausschließlich von der Jagd und nicht, wie die Urmenschen unzweifelhaft gethan haben, von Früchten. Endlich besaß Australien zur Zeit der Entdeckung unter allen Kontinenten die ärmlichste Fauna und wies keinen einzigen der anthropoiden Affen auf, welche sich doch unzweifelhaft mit den Urmenschen aus ein und derselben Urart entwickelt haben.

Aehnlich wie in Australien lagen die Dinge in Europa. Auch in Europa war die älteste Bevölkerung neu und sehr dünngesät und nährte sich von Jagdthieren, Fischen und Muscheln, bis später die Westasiatischen Einwanderer aus Asien den Weizen, die Gerste, den Hafer, den Roggen und sonstige Kulturpflanzen, sowie unsere jetzigen Hausthiere einführten. Wäre Europa die Urheimath des Menschengeschlechtes gewesen, so würde man, da Europa unter allen Welttheilen weitaus am besten erforscht ist, sicherlich schon lange den sogenannten fossilen Menschen gefunden haben, so gut wie man zwei der Tertiärzeit angehörige anthropoide Affen, den einen in der Schweiz, den anderen in Griechenland, aufgefunden hat.

Auch Amerika kann nicht in Betracht kommen, weil die Indianer

in ihren Wohnsitzen offenbar noch jünger sind als die Ureuropäer, und erst in verhältnißmäßig später Zeit aus dem Nordöstlichen Asien eingewandert sind.

Es bleiben also schließlich nur zwei Kontinente übrig, welche möglicherweise als die Urheimath des Menschengeschlechtes betrachtet werden können, Asien und Afrika. Von diesen beiden hat schon von vornhinein die meisten Chancen Afrika für sich. Erstens liegt der größte Theil von Afrika innerhalb der Tropen, während von Asien nur die äußersten Südspitzen, Arabien, sowie Vorder- und Hinterindien, noch zum Theil in die Tropen hineinragen. Zweitens finden sich die beiden menschenähnlichsten Affenarten, der Gorilla und Schimpanse, in Afrika und zwar in der Gegend, wo die Negerrasse ihren ursprünglichen Typus bis jetzt am reinsten bewahrt hat, während Asien keine der drei anthropoiden Affenarten aufweist. Drittens ist Afrika als Wohnsitz des Menschen offenbar der ältere Erdtheil; denn er weist fünf Rassen auf: Hottentotten, Kaffern, Neger, Nubas und Westasiaten, während Asien deren nur vier zählt: West- und Ostasiaten, Dravidas und Papuas, obwohl Afrika einen geringeren Flächenraum einnimmt und sich hauptsächlich nur über Eine Zone erstreckt, da es beiderseitig nur wenig in die gemäßigten Zonen übergreift, während Asien sich über drei Zonen, die tropische, gemäßigte und kalte, ausbreitet. Dabei sind die Unterschiede zwischen den Afrikanischen Rassen viel bedeutender als zwischen den Asiatischen, wo sich die Ost- und Westasiatische Rasse im Grunde weniger von einander unterscheiden, als die verschiedenen Zweige der Negerrasse unter einander, ein Beweis, daß sich die Asiatischen Rassen erst in einer späteren Zeit von einander getrennt haben müssen als die Afrikanischen.

Daß das Menschengeschlecht wirklich von Afrika ausgegangen ist, hoffe ich durch nachstehende Auseinandersetzungen klar zu machen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Urväter des Menschengeschlechtes nur dadurch zur Weiterentwicklung und zum Aufgeben der thierähnlichen Lebensweise veranlaßt werden konnten, daß sich ihre Lebensbedingungen und der Kampf ums Dasein aus irgend einem Grunde mit der Zeit schwieriger gestaltete, so daß sie alle ihre physischen und geistigen Kräfte anspannen mußten, um in diesem Kampfe nicht zu erliegen. Wir sehen auch an den heutigen Naturvölkern, welche die von der Natur besonders begünstigten Inseln der Südsee oder die Tropengegenden Afrikas bewohnen, wo ihnen der Tisch ohne ihr Zuthun jederzeit gedeckt ist, daß sie noch immer auf einer Kulturstufe stehen, welche sich von dem Kulturzustand der Gorillas, Schimpanses und Urang-Utangs nur wenig unterscheidet. Friedrich Müller schreibt in dieser Beziehung auf Seite 36: „Es gilt gegenwärtig unter den Forschern, welche der Entwicklungstheorie anhängen, als ausgemacht, daß der Mensch, gleich jedem anderen organischen Geschöpfe, seine

Vervollkommnung dem mit Erfolg bestandenen Kampfe ums Dasein zu verdanken habe. Ein Kampf ums Dasein ist aber nur dort möglich, wo die Lebensbedingungen in Folge einer durch überlegene Kräfte bewirkten Einschränkung an das in ruhigem Lebensgenusse befangene Wesen gewisse Forderungen stellen, denen es nur mit Aufgebot seiner Kräfte zu entsprechen vermag. Es muß dort, wo der Mensch aus jenem Zustand, den er mit dem Thiere gemeinsam hat, sich entwickelte, ein gewaltiger Wechsel der Naturkräfte und seiner Umgebung stattgefunden haben. Nichts ist natürlicher, als an die Eiszeit des Endes der pliocänen und der Diluvialperiode, welche durch eine Reihe schlagender geologischer Thatsachen für das Nördliche Europa, Asien und Amerika bestätigt wird, zu denken. Damals, wo das Paradies des in der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse einzig und allein dahinlebenden Menschen mit eisiger Hand zertrümmert wurde, damals fing der Mensch den eigentlichen Kampf ums Dasein an und stieg durch Anspannung aller seiner Kräfte zum Herrn der Natur empor. Nachdem ihm die Bäume keine Früchte mehr boten, wie ehemals, begann er seine Nahrung auf dem Lande zu suchen, und es wurde aus dem Kletterer ein Läufer. Das rauhe Klima zwang zur Bekleidung und zur Bereitung eines warmen Nestes."

Rauber schreibt über denselben Gegenstand auf Seite 134 seiner „Urgeschichte des Menschen" I: „Wo in heißen Ländern der Erde die Natur dem Menschen ohne sein Zuthun mit allzu offenen Armen die Früchte in den Schoß wirft, da machte sich die natürliche Trägheit geltend; die dortige Menschheit verharrte auf dem Zustand der Kulturlosigkeit, oder versank wieder in Kulturlosigkeit, wie es bei so vielen eingewanderten Europäern der Fall war. In einem Lande, in welchem der Bedarf des Menschen von der Natur nicht mit einiger Mühe abgerungen werden muß, wird ein selbstständiges Streben nach vorwärts umsonst gesucht werden. Der Trieb des Hungers ist der erste und mächtigste Sporn zur Arbeit; diese aber birgt in sich die Erfahrung und Fortbildung."

Ebenso wie der Mensch nur durch die Noth zur Arbeit und zur künstlichen Verbesserung seiner Lebensbedingungen veranlaßt werden konnte, ebenso konnte er zum Verlassen seiner ursprünglichen Wohnsitze und zur Auswanderung in fremde Gegenden, in welchen der Kampf ums Dasein noch ungleich schwieriger war als in der liebgewordenen Heimath, nur durch sehr zwingende Gründe veranlaßt worden sein. Man nimmt zwar gewöhnlich an, daß dem Menschen der Wandertrieb angeboren sei, und stützt sich dabei auf das Beispiel der Nomadenvölker, welche angeblich auch nur aus angeborner Lust zum Wandern und aus Arbeitsscheu ihr unstätes Leben führen. Daß diese Ansicht grundfalsch ist, davon kann sich Jeder leicht überzeugen, der sich die Mühe nimmt, das Leben der Nomaden eingehend zu studiren. Die Centralasiatischen Nomaden z. B., unter denen ich 15 Jahre gelebt habe, und die unter allen als die unverbesserlichsten

Nomaden betrachtet werden, führen ihr Nomadenleben lediglich aus purer Nothwendigkeit und aus dem einzigen Grunde, weil sie sonst verhungern müßten. Die weiten Steppen Turkestans sind in Folge des gänzlichen Mangels von Niederschlägen während der ganzen warmen Jahreszeit und von Fluß- oder Quellwasser zur künstlichen Bewässerung für den Feldbau absolut unbrauchbar und können deßhalb nur als Viehweiden verwendet werden. Dabei ist der Graswuchs so spärlich, daß auch keine Wintervorräthe angesammelt werden können, und die Nomaden sind deßhalb gezwungen, in dem Maße, wie die Steppen während der Sommermonate immer mehr und mehr austrocknen und alle Quellen und Bäche versiegen, sich immer weiter nach Norden oder in die Gebirge zurückzuziehen, um Futter und Wasser für ihre Heerden zu finden. Im Winter dagegen, wo die Gebirge und die Nördlichen Gegenden von tiefem Schnee bedeckt sind, müssen sie wieder in die Tiefländer und in Südlichere Breiten herabsteigen, wo die Kälte geringer und es für ihr Vieh leichter ist, sich das spärliche Gras unter dem Schnee hervorzuscharren. Wo sich innerhalb des von den Nomaden eingenommenen Gebietes auch nur ein Fleckchen kulturfähigen Bodens findet, wird derselbe unfehlbar zum Anbau benützt, und gelingt es einem Nomadenvolk, ein ansässiges Volk zu überwinden und demselben Kulturland abzunehmen, so gehen die eingefleischtesten Nomaden sofort zum Ackerbau über, wie z. B. die Usbeken, die ehemaligen Stammesgenossen der Kirgisen und Turkmenen. Dieselben waren noch vor einigen Jahrhunderten insgesammt Nomaden, haben sich aber nach der Eroberung von Chiwa, Buchara und Nord-Afganistan sofort in Ackerbauer verwandelt und sind heutzutage fast sämmtlich ansässig. Die Kirgis-Kaisaken, welche unter allen Nomaden der Welt die größten Wanderungen ausführen und oft in einem einzigen Jahr sammt ihren Heerden Strecken von 2000 Kilometern und darüber zurücklegen, weßhalb sie auch den Namen Kaisaken oder „Landstreicher“ erhalten haben, machten gleichfalls im vorigen Jahrhundert den Versuch, sich in Ackerbauer zu verwandeln. Als sie sich auf kurze Zeit die Herrschaft über das Gebiet von Taschkent erkämpft hatten, ging ein großer Theil derselben zum Ackerbau über und siedelte sich, mit Verdrängung der früheren Ansiedler, in dem Gebiet zwischen Taschkent und Chodschent an, wo ihre Nachkommen, die Kuramas, heute noch die ansässige Bevölkerung bilden.

Zeigen schon die Nomaden, welche doch durch viele Generationen an das Wanderleben gewöhnt sind, einen unverkennbaren Hang zu einem ruhigen Leben, so ist bei einer ansässigen Bevölkerung die Anhänglichkeit an die Heimath und der Widerwille gegen Auswanderung natürlich noch viel größer, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen. Erstens spielt hiebei das allen lebenden Wesen angeborne Trägheits- oder Beharrungsvermögen eine wichtige Rolle, in Folge dessen der Mensch nichts unternimmt und seine gewohnte Lebensweise nicht aufgibt, wenn er nicht dazu

gezwungen wird. Zweitens ist bekannt, mit welcher Liebe alle Menschen, ganz gleich ob civilisirt oder uncivilisirt, und nicht bloß die Menschen, selbst die Thiere an ihrer Heimath hängen. Diese Anhänglichkeit ist sogar bei Thieren größer als beim Menschen, und bei wilden Völkern größer als bei Kulturvölkern, welche in dieser Beziehung mehr oder weniger Kosmopoliten sind. Man braucht sich nur an die vielen Beispiele zu erinnern, welche von Thieren erzählt werden, die, von ihren Herren verkauft, aus weiter Ferne und unter den größten Beschwerden und Entbehrungen den Weg in ihren gewohnten Stall zu finden wußten, sowie an jenen Eingebornen Otahaitis, der nach Europa gebracht worden war, und als er im Pariser Botanischen Garten eine in Otahaiti einheimische Palme erblickte, den Baum inbrünstig umarmte und unter Freudenthränen ausrief: „Hier ist Otahaiti!"

Dazu kommt drittens die dem Menschen angeborne Scheu vor allem Neuen und Unbekannten, die Furcht vor den Gefahren, welche auf dem Wege und in der neuen Heimath bevorstehen, und die Ungewißheit, ob er in der Fremde auch sein Fortkommen finden wird. Viertens ist noch zu erwähnen, daß die Auswanderer alle ihre liebgewordenen Gewohnheiten und ihre gewohnte Lebensweise aufgeben und sich einem ungewohnten Klima aussetzen müssen, was alles nicht nur höchst peinlich ist, sondern auch meistens ernstliche schlimme Folgen für die Gesundheit nach sich zieht. Wir sehen deßhalb, daß auch jetzt noch, wo doch die Chancen für die Auswanderer unvergleichlich bessere sind als zur Zeit unserer Urväter, nur solche Personen auswandern, welche in ihrer Existenz Schiffbruch gelitten haben oder sonst ernstliche Gründe haben, mit ihren Lebensbedingungen unzufrieden zu sein, und zwar fast immer nur Leute in jüngeren Jahren, wo man die Dinge noch viel leichter nimmt. Soll aber ein ganzes Volk, bei dem doch die älteren, vermöglicheren und konservativeren Elemente den Ausschlag geben, zur Auswanderung veranlaßt werden, so kann dieß nur durch solche Umstände geschehen, welche das weitere Verbleiben in der bisherigen Heimath absolut zur Unmöglichkeit machen. Denn ein ganzes Volk muß bei der Auswanderung seinen gesammten liegenden Besitzstand zurücklassen und die Auswanderung selbst ist viel schwieriger als die Auswanderung einzelner Individuen, schon wegen des schwierigen Transportes der beweglichen Habe, der Weiber, Kinder, Kranken und Altersschwachen, und wegen der noch viel schwierigeren Verpflegung eines ganzen Volkes auf dem Marsche und in der ersten Zeit nach der Ankunft in den neuen Wohnsitzen, von den unvermeidlichen Kämpfen mit fremden Völkern gar nicht zu reden. Die Stubengelehrten, welche die historisch bekannten Völkerwanderungen mit leichter Hand lediglich auf einen den betreffenden Völkern innewohnenden Wandertrieb zurückzuführen pflegen, haben sich offenbar die mit einer solchen Massenwanderung verknüpften Schwierigkeiten nicht gehörig

vergegenwärtigt, sonst würden sie wohl nach stichhaltigeren Ursachen gesucht haben, um die Veranlassung der Völker- und Rassenwanderungen zu erklären.

Ueber die Gründe, welche die Urmenschen veranlaßt haben, zuerst ihre ursprüngliche thierähnliche Lebensweise aufzugeben und schließlich ihre Urheimath zu verlassen und nach fernen Welttheilen auszuwandern, sind von den Gelehrten schon die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden, auf die allein richtige Erklärung ist aber meines Wissens bis jetzt noch Niemand verfallen. Die meisten Gelehrten schreiben die Umwandlung der Urmenschen in eigentliche Menschen der hypothetischen Eiszeit zu. Da aber die Eiszeit für die Tropengegenden, in welchen doch die ersten Menschen gelebt haben müssen, nicht nur nicht nachgewiesen, sondern überhaupt undenkbar ist, so müssen wir wohl die vielfach als Nothbehelf mißbrauchte Eiszeit aus dem Spiele lassen. Zudem bleibt bei dieser Hypothese unerklärt, warum die ersten Menschen ihre Urheimath schließlich doch verlassen haben, obwohl sie dieselbe durch ihre primitiven Einrichtungen und Erfindungen bewohnbar zu machen verstanden hatten.

Alle einschlägigen Umstände und Thatsachen lassen sich auf sehr einfache Weise durch ein und dieselbe Ursache erklären, und zwar durch eine Ursache, deren Thatsächlichkeit mit Evidenz nachgewiesen werden kann. Die früheren Bewohner Centralasiens, die West- und Ostasiatische Rasse, sind nachweisbar dadurch zur Auswanderung aus ihren Ursitzen gezwungen worden, daß das Klima Centralasiens in Folge der kontinentalen Lage mit der Zeit immer trockner und dadurch das ganze Land nach und nach in eine Wüste verwandelt wurde, ein Prozeß, der auch in der Gegenwart noch fortdauert und deßhalb über jeden Zweifel erhaben ist. Es ist nun schon von vornherein wahrscheinlich, daß auch die Urmenschen durch eine ähnliche Ursache aus ihrer früheren Heimath vertrieben worden sind, und diese Wahrscheinlichkeit wird um so größer, wenn wir die Folgen bedenken, welche die allmählige Austrocknung des Landes für die noch auf einer thierähnlichen Stufe stehenden Urmenschen nach sich ziehen mußte. Die nächste Folge der Austrocknung und der immer geringer werdenden Niederschläge war die, daß die Bäume, auf denen sie bisher gewohnt und von deren Früchten sie bisher gelebt hatten, einer nach dem andern austrockneten und daß in Folge dessen die Bewohner immer mehr und mehr zusammengedrängt wurden. Fand sich nun unter ihnen ein genialer Kopf, so konnte derselbe leicht darauf aufmerksam werden, daß das Vertrocknen der Bäume durch den Mangel der Feuchtigkeit hervorgerufen wurde und daß die in der Nähe der Wasserläufe stehenden Bäume der Vertrocknung nicht unterworfen waren; und war er nur einmal so weit, so war nur noch ein weiterer Schritt nöthig, um einzusehen, daß diesem Uebelstand dadurch abgeholfen werden könne, daß man dem austrocknenden Baum aus einem benachbarten Wasserlauf künstlich Wasser zuführte. Daßelbe Princip

konnte dann auch auf die übrigen Nährpflanzen angewendet werden, welche von den Urmenschen etwa außer den Baumfrüchten noch zur Nahrung verwendet wurden. Wuchsen die Bäume oder Feldfrüchte nicht an einer solchen Stelle, wo leicht Wasser zugeleitet werden konnte, so lag es sehr nahe, dieselben, soweit es anging, auszureißen oder auszugraben und an einer andern in der Nähe eines Wasserlaufes gelegenen Stelle in den Boden zu stecken, und damit war der Anfang des Feld- und Gartenbaues und der künstlichen Bewässerung gemacht.

Wer etwa daran zweifeln sollte, daß affenähnliche Geschöpfe zu solchen einfachen Vernunftschlüssen befähigt gewesen seien, der möge sich nur die Beweise von Intelligenz ins Gedächtniß rufen, welche die heutigen Affen mitunter liefern, die doch von Anfang an in geistiger Beziehung auf einer niedereren Stufe standen als der Mensch, weßhalb sie eben bis heute Affen geblieben sind. Wenn ein Affe, um sich die gebratenen Kartoffeln aus dem Feuer zu holen, dazu den Fuß einer Katze verwendet, und ein anderer, um eine Rumflasche zu leeren, die er wegen ihres Gewichtes nicht aufzuheben im Stande ist, dieselbe mit Kieselsteinen anfüllt, um das Niveau der Flüssigkeit bis an den Rand der Flasche emporzutreiben, so ist dazu gewiß nicht weniger Intelligenz und Erfindungsgabe nöthig, als zu den oben angedeuteten einfachen Manipulationen.

Bei fortschreitender Austrocknung und in Folge dessen wachsendem Nahrungsmangel war der Mensch gezwungen, sich außer seiner bisherigen Pflanzenkost auch nach andern Nahrungsmitteln umzusehen. Auch die heutigen Affen, die, wie unsere Urväter, vorzugsweise von Früchten leben, verschmähen gelegentlich auch Fleischspeisen nicht und verzehren Würmer, Kerbthiere und Weichthiere, und jagen auch anderen kleinen Thieren nach, deren sie habhaft werden können. Mit der Zeit, als der Mangel an Feld- und Gartenfrüchten immer größer wurde und die bisher als gelegentliche Nahrung dienenden kleineren Thiere nicht mehr ausreichten, machten sich die Menschen auch an größere Thiere, was allmählig zur Erfindung der einfachsten Waffen, Steine, Holzkeulen, Holzspeere &c. führte, die dann mit der Zeit bei fortschreitender Weiterentwicklung immer mehr und mehr vervollkommnet wurden. Auch von den heutigen höheren Affen gebrauchen manche Schleudersteine und Holzkeulen als Angriffs- und Vertheidigungswaffen und letztere sogar als Spazierstöcke.

Ferner gehörte nicht gerade viel Scharfsinn dazu, um auf die Idee zu kommen, den in der Nachbarschaft wildlebenden Rindern, Ziegen, Schafen u. dergl. die Milch auszusaugen und dieselben, um sie immer in bequemer Nähe zu haben, in natürliche Vertiefungen oder Schluchten und Erdhöhlen einzusperren, wie es die Kirgisen zur Winterszeit mit ihren Rindern noch thun. Auf diese Weise war dann auch der Anfang mit der Viehzucht und Milchwirthschaft gemacht.

So wurden also die Urmenschen in Folge des allmähligen Versiegens ihrer bisherigen Nahrungsquellen auf die einfachste Weise von der Welt zu Jägern, Viehzüchtern und zu Garten- und Ackerbauern. Daß dabei Streitigkeiten über die primitiven Felder, Gärten, Milchkühe und Jagdgründe nicht ausbleiben konnten, ist einleuchtend, da es natürlich auch damals schon Menschen gegeben haben wird, welche es für bequemer fanden, ihren Nebenmenschen das im Schweiße ihres Angesichts Erworbene wegzunehmen, als selbst zu arbeiten, und die Geschädigten sahen sich deßhalb gezwungen, sich mit vereinten Kräften dieser Freibeuter zu erwehren, was dann nothwendig zur Stammes- und weiterhin zur Staatenbildung führen mußte. Da aber das Zusammenleben in größeren Gesellschaften und die Ausführung gemeinschaftlicher Unternehmungen nur dann möglich war, wenn die Menschen irgend ein Verständigungsmittel besaßen, so mußten sich alsbald auch die Anfänge der Sprache herausbilden. Dieß war um so leichter, als die Urmenschen sicherlich schon von jeher gewisse Laute zum Ausdruck ihrer Affekte gebraucht haben, da ja auch nicht nur die Affen, sondern die meisten höheren Thiere die Fähigkeit besitzen, ihre Gemüthsstimmung durch Geschrei zum Ausdruck zu bringen und sich durch bestimmte Laute gegenseitig Mittheilungen zu machen.

Abgesehen von der Versiegung der bisherigen Nahrungsquellen hatte die Austrocknung des Landes für die Urmenschen noch eine andere schlimme Folge, welche ebenfalls deren Scharfsinn und deren Erfindungsgabe herausfordern mußte. So lange das Land noch gut bewässert und mit üppiger Vegetation bedeckt gewesen war, war das Klima, Dank der tropischen Lage, ein gleichmäßiges und die Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht nur unbedeutend gewesen. Dieß änderte sich aber, nachdem ein großer Theil des Landes vegetationslos geworden war und sich in eine Wüste verwandelt hatte. Der trockne Sandboden erhitzte sich tagsüber übermäßig, Nachts aber trat in Folge der starken Ausstrahlung bei einem wolkenlosen Himmel jedesmal eine bedeutende Abkühlung ein, welche für die bisherigen Baumbewohner um so empfindlicher war, als sie sich während der heißen Tageszeit an eine höhere Temperatur gewöhnt hatten. Diese Temperaturschwankungen sind z. B. in der Sahara so bedeutend, daß mitunter an Tagen, an welchen das Thermometer in den Mittagsstunden 45 Grad Celsius im Schatten zeigt, Nachts die Kameele erfrieren und sich auf den unter freiem Himmel aufgestellten Wassergefäßen Eiskrusten bilden. Daß die Menschen bei dem fast gänzlichen Mangel einer Haarbekleidung unter solchen Temperaturverhältnissen unsäglich zu leiden hatten, ist klar, und sie mußten sofort Maßregeln ergreifen, um diesem Uebelstande abzuhelfen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollten. Vor allem mußten sie ihre luftigen Wohnungen auf den Bäumen aufgeben und sich für die Nacht ein anderes Unterkommen suchen. Das Nächstliegende war wohl,

daß sie sich für die Nacht in dem tagsüber erwärmten Sand vergruben, wie es manche Wilde auch heute noch thun. Wo kein Sand vorhanden war, konnten sie sich Löcher in den Lehmboden eingraben oder Schutzdächer aus Baumzweigen machen und dieselben zur Abhaltung des Regens mit Lehm oder Gras bedecken, und damit waren auch die ersten menschlichen Wohnungen erfunden. Diese Erfindung konnte den Menschen nicht schwer fallen, da sie das Beispiel der Thiere vor sich hatten, die sich gleichfalls zum Theil in den Boden eingraben, zum Theil Nester aus Baumzweigen und Lehm bauen. Die Idee, sich zur Nachtzeit zur Abhaltung der Kälte mit trocknem Gras, mit Laub oder auch mit den Häuten der erlegten Jagdthiere zu bedecken, lag ebenfalls nahe, und hatten die Menschen einmal die Entdeckung gemacht, daß Thierhäute den Körper gegen Kälte schützten, so konnten sie auch leicht darauf verfallen, dieselben auch bei allenfallsigen nächtlichen Ausgängen zur Warmhaltung des Körpers umzuhängen, d. h. sie als Kleider zu verwenden.

Beim weiteren Fortschreiten der Austrocknung des Landes wurde der Kampf ums Dasein für den Menschen trotz aller angewendeten Mittel mit der Zeit immer schwieriger und schwieriger, und als zuletzt auch die letzten Quellen und Wasserläufe versiegten, blieb ihm nichts übrig, als seiner bisherigen Heimath den Rücken zu kehren und sich nach anderen Gegenden zu wenden, die ihm die für seine Weiterexistenz nöthigen Lebensbedigungen darboten.

Nur dem Umstand, daß sich die angegebenen Veränderungen im Klima und in der Umgebung nicht plötzlich, sondern nur ganz allmählig und im Laufe von Jahrtausenden vollzogen, ist es zu danken, daß die Urmenschen den Veränderungen zu folgen und sich rechtzeitig den veränderten Umständen anzupassen lernten. Wären diese Veränderungen plötzlich erfolgt, so wäre die unausbleibliche Folge die gewesen, daß die Menschen entweder umgekommen oder aus ihrer bisherigen Heimath sofort nach einer andern Gegend vertrieben worden wären, wo sie das bis dahin gewohnte Leben unverändert fortgesetzt haben würden, und sie wären dann bis auf den heutigen Tag dieselben affenähnlichen Geschöpfe geblieben, welche sie vorher waren.

Auf die angegebene Weise erklärt sich die allmählige Umwandlung der Urmenschen in Kulturmenschen und deren nachträgliche Zerstreuung über die ganze Erde auf ganz einfache Weise, und man braucht dazu keine Eisperioden oder sonstige welterschütternde Ereignisse zu Hülfe zu nehmen, die doch alle nur auf bloßen Hypothesen beruhen, während die oben geschilderten klimatischen Vorgänge in der Urheimath des Menschengeschlechtes streng nachgewiesen werden können und sich später ganz in derselben Weise und mit dem gleichen Erfolge in Centralasien wiederholt haben.

Welchen Kulturgrad die Urmenschen bereits erreicht hatten, ehe sie zur

Auswanderung aus ihrer Urheimath gezwungen wurden, ist aus dem ersten Abschnitt des ersten Theiles zu ersehen, wo ich auseinandergesetzt habe, welche Erfindungen und Einrichtungen allen Völkern der Erde gemein waren, da aus dieser Gemeinsamkeit hervorgeht, daß die Vorfahren der betreffenden Völker die allen gemeinsamen Erfindungen und Einrichtungen bereits aus ihrer gemeinsamen Urheimath fertig mitgenommen haben müssen.

Im Vorausgehenden haben wir gesehen, 1) daß die Urheimath des Menschengeschlechtes innerhalb der Tropen gelegen haben muß, 2) daß sie auf einem Kontinent und zwar wahrscheinlich in Afrika zu suchen ist, und 3) daß sie sich durch allmählige Austrocknung mit der Zeit in eine Wüste verwandelt haben muß. Halten wir diese drei Punkte fest, so genügt ein bloßer Blick auf die Karte, um uns zu überzeugen, daß es auf der ganzen Erde nur eine einzige Gegend gibt, welche allen diesen Bedingungen vollkommen entspricht, und das ist die Sahara, die größte Wüste der Welt, welche nahezu den dritten Theil des ganzen Afrikanischen Kontinents einnimmt.

Das Gebiet der Sahara ist zwar erst an verhältnißmäßig sehr wenigen Punkten erforscht, und zwar fast nur in denjenigen Theilen, welche zu Algier, Tunis und Tripolis gehören, aber dennoch sind bereits viele Thatsachen bekannt geworden, welche unzweifelhaft dafür sprechen, daß früher ein großer Theil der gegenwärtigen Sahara vom Meer bedeckt gewesen war und daß damals die nicht vom Meer bedeckten Theile ein fruchtbares und von einer dichten Bevölkerung bewohntes Gebiet gebildet haben. Das Gebiet der Sahara besteht, soweit es nicht von Gebirgen eingenommen ist, aus weiten, meist horizontalen Flächen, die entweder von Flugsand oder von salzhaltigen Meeresablagerungen bedeckt sind. Es sind dieß offenbar die Ueberreste von ehemaligen Meeresbecken, welche durch die Schlammablagerungen der in dieselben mündenden Flüsse und den aus den benachbarten Sandwüsten zusammengewehten Sand allmählig ausgefüllt worden und zuletzt ausgetrocknet waren. Dieß war aber erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit geschehen, wie daraus hervorgeht, daß die erwähnten Ablagerungen Muscheln von Mollusken enthalten, welche noch jetzt existirenden Arten angehörten. Es ist bekannt, daß ausgedehnte Flächen der Sahara, trotz der Auffüllung durch Flußablagerungen und Sand, unter dem Spiegel des Oceans liegen, ein sicherer Beweis dafür, daß dieselben früher vom Meer bedeckt gewesen sein müssen. Dahin gehört unter andern die 750 Kilometer lange und bis zu 140 Kilometer breite, von Osten nach Westen verlaufende Einsenkung am Südrande der Libyschen Wüste, welche bis zu 90 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Eine andere, vom Nil 120—180 Kilometer entfernte und von Norden nach Süden streichende Einsenkung erreicht bei der Oase Bacharieh eine Tiefe von 100 Metern, bei der Oase Farafrah eine solche von 85 Metern, und bei der Oase Dachel eine Tiefe von 110 Metern unter dem Meeresspiegel. Im mittleren Theil

der Sahara liegt eine Reihe von Salzseen, so der Schott-el-Kebir, der Schott-el-Gharsa, der Schott Melghigh und viele kleinere, deren Wasserspiegel bis zu 27 Meter unter dem Ocean liegt. Man hat berechnet, daß durch die in neuester Zeit projektirte Durchstechung der Höhe im Westen der kleinen Syrte, bei Gabes, und die Einleitung der Wasser des Mittelmeeres in diese Gegenden ein Gebiet von 16500 Quadratkilometern unter Wasser gesetzt werden könnte, und diese ganze Fläche muß daher auch früher vom Meer bedeckt gewesen sein. Der Westliche Theil der Sahara besteht aus sandigem Tiefland, in welches sich vom Südlichen Ahaggarplateau eine mächtige Salzthonfläche hineinzieht. Im äußersten Westen breitet sich die gänzlich vegetationslose Landschaft El-Dschuf aus, eine große, ganz mit Steinsalz bedeckte Einsenkung.

Diese Terrainverhältnisse, sowie die Bodenbeschaffenheit der Sahara lassen darauf schließen, daß dieselbe ursprünglich einen Theil des Mittelländischen Meeres gebildet hat, welches damals noch über dem Spiegel des Atlantischen Oceans gelegen war. Dieß war aber nur so lange möglich, als Afrika mit Spanien durch eine Landenge verbunden war und die Straße von Gibraltar noch nicht bestand. Daß ein solcher Zusammenhang zwischen Afrika und Spanien früher wirklich bestanden hat und daß der Spiegel des Mittelmeeres früher wirklich höher gewesen war als jetzt, wird nicht nur durch verschiedene naturhistorische Gründe wahrscheinlich gemacht, sondern auch durch verschiedene über dem gegenwärtigen Meeresspiegel liegende Seeablagerungen direkt bewiesen. So schreibt z. B. der Englische Geologe Charles Lyell in seinem Werk „Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde" über die knochenführenden Höhlen von Sicilien: „Die Geologen haben lange gewußt, daß an der Nördlichen Küste von Sicilien zwischen Termini und Trapani viele Höhlen mit Knochen ausgestorbener Thiere sich befinden. Wenn man in der Nähe von Palermo landeinwärts geht und eine aus neu-pliocänen Meeresschichten zusammengesetzte Terrasse emporsteigt, erreicht man ungefähr eine Meile vom Ufer und in einer Höhe von ungefähr 180 Fuß über demselben einen Abhang von Kalkfelsen, an dessen Fuß die Eingänge in die Höhlen sich befinden. In der von San Ciro, an der Ostseite der Bucht von Palermo, finden wir am Boden Sand mit Seemuscheln, von denen 40 Arten untersucht wurden, und fast alle mit solchen, welche jetzt das Mittelmeer bewohnen, übereinstimmen." Graf Albert de la Marmora hat in seiner Darstellung der Geologie von Sardinien gezeigt, daß an der Südlichen Küste dieser Insel bei Cagliari und in dessen Nachbarschaft ein alter Meeresboden mit Seemuscheln von lebenden Arten sich befindet, welcher eine Höhe von 230 bis 324 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht. Lyell erklärt diese Thatsachen durch eine Hebung Siciliens und Sardiniens. Ich glaube aber, daß es viel näher liegt, sie durch eine Senkung des Spiegels des Mittel-

meeres zu erklären, die durch den Durchbruch der Landenge bei Gibraltar herbeigeführt wurde, um so mehr, als nur auf diese Weise die über jeden Zweifel erhabene frühere Existenz des Saharameeres und verschiedene andere Thatsachen, wie z. B. die von den Geologen nachgewiesene ehemalige Meeresbedeckung der Thäler des Po, des Tiber, des Arno ꝛc. erklärt werden können. Sehr interessant ist deßhalb die von Strabo mitgetheilte Sage, daß das Schwarze Meer ursprünglich mit dem Mittelmeer nicht im Zusammenhang stand, daß aber später die Wasser des Schwarzen Meeres bei Byzanz durchbrachen und sich ins Mittelländische Meer ergoßen, in Folge dessen dann das Mittelmeer seinerseits die Barrière bei den Säulen des Herkules durchbrach und sich in den Ocean ergoß. Wie wir später sehen werden, liegt dieser Sage ein wirklicher Vorgang zu Grunde, der sich genau in der angegebenen Weise abgespielt hat.

Wenn wir das Areal des Mittelmeeres mit den Wassermengen vergleichen, welche ihm von seinen Zuflüssen Nil, Donau, Don, Dnjepr, Dnjestr, Rhone, Ebro, Po ꝛc. zugeführt werden, so ist leicht einzusehen, daß diese nicht hinreichen können, um die durch die beständige Verdunstung verlorenen Wassermengen zu ersetzen. Das Wasserquantum des Mittelmeeres mußte sich deßhalb, als es vom Atlantischen Ocean noch durch die Landenge von Gibraltar getrennt war, in Folge des Ueberschusses der Verdunstung fortwährend verringern. Als auf diese Weise das Niveau des Mittelmeeres bis zu einer gewissen Tiefe gesunken war, wurde der die Sahara bedeckende Meerestheil abgetrennt und bildete von da ab ein selbstständiges Meeresbecken. Da nun dieses Saharameer keinen einzigen erheblichen Zufluß hatte, so mußte es in verhältnißmäßig kurzer Zeit austrocknen, und dieß um so schneller, als es von jeher viel seichter gewesen war als der noch existirende Theil des Mittelmeeres und deßhalb und wegen der südlichen Lage die Erwärmung und mithin auch die Verdunstung eine viel stärkere war als in diesem.

Die durch das bisher Gesagte bereits außer Zweifel gesetzte Thatsache, daß der größere Theil des Gebietes, welches heutzutage von der Sahara eingenommen wird, früher vom Meer bedeckt gewesen war, wird außerdem noch durch eine Reihe von Thatsachen erhärtet, aus denen nicht nur hervorgeht, daß das Klima Nordafrikas früher ein ganz anderes gewesen war als in der Gegenwart, sondern auch, daß die Trockenlegung des Saharameers durch Verdunstung und die dadurch herbeigeführte Verschlechterung des Klimas erst in einer der Gegenwart naheliegenden Vergangenheit stattgefunden hat, und daß die Austrocknung und Deteriorisation des Klimas selbst in der Gegenwart noch fortdauert. „Die Sahara,“ sagt Reclus, „war in einer nicht sehr fernen geologischen Periode weniger wüst und öde, als sie heute ist.“ Rolland kommt auf Grund seiner Untersuchungen über das Klima Algiers zu dem Schlusse, daß dasselbe sich seit

den Zeiten der Römischen Herrschaft bedeutend verschlechtert haben müsse. Claré macht auf die große Menge von Pfeilspitzen aus polirtem Feuerstein aufmerksam, welche auf der ganzen Strecke von Biskra bis Wargla zerstreut sind und welche er für die ältesten Zeugnisse menschlicher Industrie erklärt. In der Nähe von Oglu-el-kassi fand Claré diese Pfeilspitzen mit einer 16 Zoll dicken Gypsschichte bedeckt, welche nur aus Quellen niedergeschlagen sein konnte, von denen gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist. Nach den Ueberlieferungen der Algierischen Saharastämme war der Ued-Suf noch zur Zeit der Römer ein großer Fluß gewesen. Dr. Zittel berichtet, daß der Basalt-Tuff der Libyschen Wüste zwischen der Oase Chargeh und dem Nilthal Blätter von Eichen (Quercus ilex) und anderen Baum- und Pflanzenarten enthält, welche gegenwärtig weder in der Oase noch in Oberägypten mehr vorkommen, und bemerkt dann weiter, daß das Vorkommen von Stalaktitenhöhlen in einem gänzlich wasserlosen Gebiet, besonders aber die polirten und feingearbeiteten Feuersteine, welche an verschiedenen Punkten der gegenwärtig durchaus wasser- und menschenleeren Wüste aufgehäuft liegen, deutlich darauf hinweisen, daß das Klima früher ein viel günstigeres gewesen war als in der Gegenwart. Rolland endlich macht auf die zahlreichen Travertine-Inkrustationen in der Sahara aufmerksam, welche augenscheinlich durch Quellen hervorgebracht worden sind, die gegenwärtig verschwunden sind.

Daß das Klima Nordafrikas noch zur Zeit der Römer ein ganz anderes gewesen war als jetzt, wird auch dadurch bewiesen, daß es damals daselbst noch Elephanten, Krokodile und Nashörner gegeben hat, welche seitdem vollständig verschwunden sind, weil diese Thiere nur in Gegenden existiren können, wo es ausgiebige Wasserläufe gibt, die das ganze Jahr über nicht austrocknen. Das Vorhandensein von Elephanten, Nashörnern und Krokodilen im Norden von Afrika in historischer Zeit wird durch Herodot und Plinius, sowie durch viele alte Monumente bestätigt, auf denen sich Abbildungen der erwähnten Thiere finden. Auch ist bekannt, daß die Karthager Kriegselephanten verwendeten.

Kiepert hebt in seinem „Lehrbuch der Alten Geographie" hervor, daß in der im ehemals Karthagischen Gebiet errichteten Römischen Prokonsularprovinz es noch im 4. und 5. Jahrhundert 170 Bischofssitze und in Numidien 123 Bischofssitze gegeben habe, und daß nach Eratosthenes an der Mauretanischen Küste von dem Maurischen Stamm der Pharusier 300 Phönikische Ortschaften zerstört worden seien. Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß die Bevölkerung von Nordafrika noch vor anderthalbtausend Jahren eine unvergleichlich dichtere gewesen sein muß, als in der Gegenwart.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die zahlreichen über die Sahara zerstreuten Oasen mancherlei Ueberreste von Griechischen und Römischen Baudenkmälern aufweisen, gleichfalls ein Beweis dafür, daß diese jetzt

größtentheils verlassenen Oasen noch zur Zeit der Römer bewohnt und folglich mit hinreichendem Wasservorrath versehen gewesen sein müssen.

Unter den schlimmen Folgen der Austrocknung des Saharameeres hatte aber nicht bloß die nächste Umgebung desselben, d. h. Nordafrika, zu leiden, dieselben machten sich auch noch, wenn auch in schwächerem Grade, in weit entlegenen Gegenden fühlbar. Fischer und Livingstone haben darauf aufmerksam gemacht, daß über den ganzen Afrikanischen Kontinent zahlreiche tiefe Einschnitte verbreitet sind, die als Wadi bezeichnet werden und nichts anderes sein können, als ausgetrocknete Bette von gegenwärtig nicht mehr existirenden Flüssen. Ferner hat man bemerkt, daß die Wüsten im Südlichen Afrika beständig zunehmen; nach den Berichten der Englischen Missionäre verschwinden die Akazienwälder in der Kalahariwüste immer mehr und mehr, und der Oranjefluß und dessen Nebenflüsse sind in beständigem Rückgang begriffen. Für die mit der Klimatologie nicht Vertrauten mag es unbegreiflich erscheinen, wie sich der Einfluß der Sahara bis auf Südafrika erstrecken soll, welches doch von drei Seiten vom Meer umgeben und folglich scheinbar auf einen Feuchtigkeitszufluß von Norden her nicht angewiesen ist. Der Zusammenhang wird aber klar, wenn man sich die Umstände ins Gedächtniß ruft, durch welche atmosphärische Niederschläge herbeigeführt werden. Niederschläge erfolgen nur dann, wenn feuchte Luftschichten aus warmen Gegenden in kältere Gegenden gelangen. Dieß kann auf zweierlei Weise geschehen; entweder indem die Luftmassen an Gebirgsabhängen hinansteigen oder auch durch aufsteigende Luftströmungen nach oben geführt werden, oder indem sie aus niedrigen Breiten nach höheren Breiten vorrücken. Südafrika kann deßhalb von Süden her keine beträchtlichen Niederschläge erwarten, weil die vom Südpol herkommenden kalten Luftschichten sich bei ihrer Annäherung gegen den Aequator erwärmen und in Folge dessen relativ trockner werden. Die aus dem Atlantischen Ocean im Westen und dem Indischen Ocean im Osten aufsteigenden Wasserdämpfe werden größtentheils schon an den Westlichen und Oestlichen Randgebirgen niedergeschlagen und es kann daher nur eine geringe Feuchtigkeitsmenge bis ins Innere Südafrikas gelangen. Diese centralen Gegenden erhielten früher, als das Saharameer noch existirte, den größten Theil ihrer Niederschläge von Norden her. Als aber das Saharameer austrocknete, versiegte diese Quelle, weil das heutige Mittelmeer für Südafrika nicht in Betracht kommt. Denn erstens liegt das Mittelmeer außerhalb der Tropen auf der Nördlichen Halbkugel und sendet deßhalb fast alle seine Wasserdämpfe nach Norden und Nordosten, weil die unteren Luftströmungen sich hauptsächlich in der Richtung vom Aequator nach den Polen bewegen; zweitens werden selbst im Fall einer Südlichen Luftströmung die aus dem Mittelmeer aufsteigenden Dämpfe schon an den Nordafrikanischen Gebirgen niedergeschlagen.

Wenn die Folgen der Austrocknung des Saharameeres sich selbst bis Südafrika erstrecken, so ist klar, daß auch die Nördlich und Oestlich davon gelegenen Gebiete nicht unbeeinflußt bleiben konnten. Zunächst wurde in dieser Beziehung Vorderasien betroffen, wo z. B. Syrien und Palästina ganz mit Spuren von ehemaligen Flüssen und künstlichen Bewässerungskanälen bedeckt sind, ein Beweis, daß diese gegenwärtig größtentheils aus Wüsten bestehenden Gebiete früher fruchtbar und dicht bevölkert gewesen waren. Daß auch die Nördlich vom Mittelmeer gelegenen Gegenden, d. h. Europa, zu der Zeit, als das Mittelmeer noch mit dem Saharameer verbunden war und folglich einen viel größeren Umfang hatte als gegenwärtig, viel stärkere Niederschläge erhalten mußten als jetzt, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Die aus dem verbundenen Mittel- und Saharameer aufsteigenden Wasserdämpfe waren damals unvergleichlich reichlicher, als sie das jetzige Mittelmeer zu liefern im Stande ist, nicht nur deßhalb, weil damals die Verdampfungsfläche eine viel größere war, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil das Saharameer in die Tropen hineinragte. Dieses erwärmte sich deßhalb unter der Einwirkung der tropischen Sonne viel stärker als das in der gemäßigten Zone gelegene Mittelmeer und dieses um so mehr, als es, nach den jetzigen Terrainverhältnissen zu urtheilen, ganz seicht war und schon aus diesem Grunde einer bedeutend stärkeren Erwärmung fähig war als das viel tiefere Mittelmeer. Europa muß daher zu der Zeit, als die Sahara noch von Meer bedeckt war, ungeheure Niederschläge erhalten haben und auf diese reichlichen Niederschläge ist offenbar die vielumstrittene Eis- und Gletscherperiode Europas zurückzuführen, für die man gewöhnlich „allgemeine astronomische Verhältnisse" verantwortlich macht, wie die Gelehrten immer thun, wenn sie sonst keinen plausibeln Grund mehr für eine gegebene Erscheinung auffinden können.

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß die ersten Menschen am Saharameer und zwar an dem in den Tropen liegenden Südufer desselben gewohnt haben müssen. Daraus folgt von selbst, daß die Urrasse, von welcher sich die übrigen Rassen später durch Auswanderung und die Einwirkung fremder Klimate und veränderter Lebensweise abgezweigt haben, die Negerrasse war, welche auch gegenwärtig noch nahezu dieselben Wohnsitze innehat, welche die Urmenschen vor ihrer Zerstreuung bewohnt hatten. Daß die Neger den Urtypus des Menschengeschlechtes repräsentiren, wird, abgesehen davon, daß sie allen in Obigem für die Urmenschen aufgestellten Bedingungen vollkommen entsprechen, auch dadurch bewiesen, daß sie unter allen Menschenrassen die höchste physische und die niedrigste geistige Entwicklung aufweisen. Dank dem Umstande, daß die Neger bis jetzt in derselben Gegend und unter denselben Verhältnissen fortgelebt haben, unter denen sich das Menschengeschlecht von Anfang an entwickelt hatte, waren die Lebensbedingungen für dieselben günstiger, als für alle anderen Rassen.

Die Neger bilden deßhalb im Allgemeinen nicht nur die größte Rasse, indem sie häufig einen Wuchs von zwei Metern erreichen, sondern sind auch in Bezug auf Muskelkraft und Arbeitsleistung allen andern Rassen überlegen und das Knochengerüst des Schädels ist bei den Negern viel solider, schwerer, dicker und härter als bei allen übrigen Menschen. Derselbe Umstand aber, daß den Negern der Kampf ums Dasein weniger schwer gemacht war als den nach kälteren und weniger fruchtbaren Gegenden Ausgewanderten, hatte auch zur Folge, daß sich die Neger in geistiger Beziehung nicht weiter entwickelten sondern, abgesehen von Denjenigen, welche später mit andern Rassen in Berührung gekommen sind, bis jetzt nahezu auf demselben Kulturstandpunkt stehen geblieben sind, den die Menschen bereits vor ihrer Zerstreuung erreicht hatten. Die Neger haben deßhalb auch unter allen Menschenrassen das relativ kleinste und am wenigsten entwickelte Gehirn und sie weisen auch in ihren Physiognomien in Folge ihrer starken Prognathie die meiste Aehnlichkeit mit den anthropoiden Affen auf [1]).

Die aus der Urheimath Ausgewanderten dagegen degenerirten zwar in physischer Beziehung in Folge der schädlichen Einwirkung des ungewohnten Klimas und der schwierigeren Nahrungsverhältnisse mehr oder weniger und dieß um so mehr, je weiter sie nach den unwirthlichen Gegenden des Nordens vorrückten, sie wurden aber zugleich durch die erschwerten Lebensbedingungen gezwungen, alle ihre geistigen Kräfte anzuspannen, um den Kampf ums Dasein siegreich bestehen zu können, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sich ihre geistigen Kräfte und Fähigkeiten mit der Zeit immer mehr entwickelten.

Daß die Neger die Urrasse gewesen sein müssen, geht ferner daraus hervor, daß sie nicht nur räumlich sondern auch in Bezug auf Rassenmerkmale zwischen den hellfarbigen Rassen im Norden und den Hottentotten

---

[1]) Dr. A. v. Frantzius hat in seinem Aufsatz: Die Urheimath des europäischen Hausrindes, im 10. Bande des Archivs für Anthropologie, nachgewiesen, daß die Urheimath des Hausrindes Afrika und daß die ersten Rindviehzüchter die Neger gewesen waren. Er schreibt unter anderem: „Nirgends in der Welt ist die Rinderzucht so allgemein verbreitet als unter der Bevölkerung Afrikas; nirgends stehen die gesellschaftlichen Verhältnisse und die häuslichen Einrichtungen in so engem Zusammenhange mit diesem Zweige der Viehzucht als dort. Nur um Gewinnung von Milch und Käse ist es dem Neger zu thun, daher werden die Kühe täglich gemolken; als Schlachtvieh werden dieselben von ihm nicht verwendet, daher die große Vermehrung der Heerden. Die Dörfer haben meist eine ganz bestimmte Anlage, wobei es auf die Sicherung des Viehes abgesehen ist. In der Mitte finden wir einen großen runden Raum zur Aufnahme des Viehes, welcher, um das Ausbrechen des Viehes sowie das Einbrechen von Raubthieren zu verhüten, mit Dornhecken, Pfählen und Gräben wohl versehen ist. Rings um diesen großen Raum liegen die Hütten der Neger, den innern Raum kreisförmig umschließend. Im Viehbesitz liegt der Reichthum des Negers, auf Erhaltung und Vermehrung desselben geht sein ganzes Trachten. Niemand wird daher wohl bezweifeln, daß alle diese Sitten und Gebräuche uralt und im Volke selbst entstanden sind."

im Süden eine Mittelstellung einnehmen. Im Norden gehen die Neger in die Westasiaten und diese in die Ostasiaten über, welche straffes und walzenförmiges Haar haben, während die Westasiaten mit ihrem elliptischen Lockenhaar das Verbindungsglied zwischen den Ostasiaten und den Negern bilden, deren Haar wollhaarig ist und einen flachen Querschnitt aufweist. Auch in einer andern Beziehung bilden die Westasiaten den Uebergang von den Negern zu den Ostasiaten. Es ist bekannt, daß die Neger einen unausstehlichen spezifischen Geruch haben. Während meines 15jährigen Aufenthaltes in Turkestan habe ich gefunden, daß in dem trockenheißen Klima Turkestans in Folge der starken Ausdünstung auch die dort angesiedelten Europäer einen sehr unangenehmen Geruch annehmen. Geradezu unerträglich für feine Geruchsorgane ist aber die Ausdünstung der eingebornen Tadschiken und noch mehr die der Juden. Die zur Ostasiatischen Rasse gehörigen Kirgisen dagegen haben selbst bei der größten Hitze gar keinen üblen Geruch und dieselben sind mir in dieser Beziehung niemals lästig gefallen. Aus diesem Grunde ziehen auch die in Taschkent lebenden Russischen Lebemänner Kirgisische Frauen den Sarten- und Tadschikenfrauen vor, obgleich letztere in Bezug auf Schönheit ersteren weit überlegen sind. Auch unter den in Turkestan lebenden Russen kann man nach dem Geruch diejenigen, welche rein Indogermanischer Abstammung sind, von denjenigen, welche aus einer Mischung von Slawen mit Finnen oder Türken hervorgegangen sind, ohne Schwierigkeit unterscheiden, und ich glaube deßhalb, daß in zweifelhaften Fällen der spezifische Geruch das sicherste Mittel für die Rassenbestimmung abgeben könnte.

Im Süden gehen die Neger in die Hottentotten über, welche in ihrem Typus manche Anklänge an die extremste Rasse des Nordens, die Ostasiatische, zeigen. Wollte man annehmen, daß eine der hellfarbigen Rassen die Urrasse gewesen sei, so müßte man auch annehmen, daß sich diese helle Rasse zuerst beim Uebergang in die Tropen in Neger und dann beim weiteren Vorrücken nach Südafrika wieder in gelbbraune Mongolenähnliche Hottentotten verwandelt habe, ein Proceß, der nicht nur der ganzen Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung widersprechen würde, sondern auch ungeheuere Zeiträume erfordert haben müßte.

Endlich ist auch noch der Umstand, daß die Neger wollhaarig sind, ein Beweis dafür, daß sie sich nicht aus einer locken- oder straffhaarigen Rasse entwickelt haben können; denn wir sehen an den Thieren, daß sie beim Uebergang in die Tropen nicht nur nicht wollhaarig werden, sondern im Gegentheil ihr Wollhaar verlieren und schlichthaarig werden, wie z. B. die nach der Provinz Magdalena in Columbien importirten Schafe. Wären daher die Neger ursprünglich schlicht- oder straffhaarig gewesen, so wären sie dieß sicherlich auch nach ihrer Einwanderung nach Afrika geblieben ebenso wie die Indianer des tropischen Amerika und die Malayen auf den

tropischen Inseln des Indischen und Stillen Oceans. Daß die Neger trotz ihres Aufenthaltes in den Tropen wollhaarig sind, läßt sich deßhalb nur dadurch erklären, daß sie schon von jeher wollhaarig waren.

Die Art und Weise, wie sich die Menschen von ihrer am Südrande des Saharameeres gelegenen Urheimath aus verbreiteten, läßt sich auf Grund der gegenwärtigen Configuration der Festländer sehr einfach erklären, ohne daß man irgendwelche geologische Umwälzungen zu Hülfe zu nehmen brauchte. Als die Menschen durch die allmählige Austrocknung des Saharameeres und die dadurch herbeigeführte Verminderung der Niederschläge aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben wurden, wendeten sie sich naturgemäß zunächst nach Süden und verbreiteten sich nach und nach über das ganze Südliche Afrika. Daß die nach Südafrika Gewanderten die ältesten Auswanderer gewesen waren, geht, abgesehen davon, daß dieß an und für sich schon höchst wahrscheinlich ist, unzweifelhaft daraus hervor, daß die Sprachen der Nachkommen dieser ältesten Auswanderer, der Hottentotten und Buschmänner, Laute aufweisen, welche in keiner andern Sprache der Welt vorkommen, nämlich die Schnalzlaute. Die Hottentotten und Buschmänner müssen sich also von der Urrasse schon zu einer Zeit abgetrennt haben, als die menschliche Sprache noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand und der Lautumfang noch ein sehr beschränkter war. Außer der Auswanderung nach Süden erfolgte eine solche später auch in Nordöstlicher Richtung und die Auswanderer zogen zwischen dem Libyschen Meere, welches offenbar erst in einer späten Zeit austrocknete, und dem Rothen Meere hindurch nach Vorderasien und verbreiteten sich von da aus allmählig über Kleinasien und Arabien, weiterhin nach Central- und Ostasien und im Süden über Beludschistan nach Vorder- und Hinterindien. Nachdem das Saharameer zum größten Theil ausgetrocknet war, wurde dann allmählig auch Nordafrika bis ans Mittelländische Meer besetzt. Endlich drangen die Auswanderer auch nach Europa vor, wohin sie theils über die Landenge von Gibraltar [1]), theils über die Landenge von Konstantinopel, theils auch über das Kaukasusgebirge gelangen konnten.

Die innerhalb der Tropen verbliebenen Auswanderer behielten ihren

[1]) In dem Werke „Der Vorgeschichtliche Mensch" von Baer und Hellwald heißt es auf Seite 168: „In den letzten Jahren ist ein ethnologischer Zusammenhang zwischen Afrika und Spanien hergestellt worden. Eine Anzahl uralter Schädel, in den Felsenhöhlen von Gibraltar gefunden, erweisen sich identisch mit Berberischen Schädeln und zeigen zugleich eine große Aehnlichkeit mit Iberischen. Alles deutet also darauf hin, daß eine uralte Völkerwanderung von Afrika nach Spanien und weiter Nördlich stattgefunden. Für den Zusammenhang der Nordafrikanischen Berber mit den Iberern sprechen auch die von Gerhard Rohlfs in der Oase Dachel der Lybischen Wüste gefundenen Skelette, alle in hockender Stellung, nämlich gerade so bestattet, wie in dem ganzen Verbreitungsbezirke der alten Dolichokephalen."

ursprünglichen Rassentypus nahezu unverändert bei und die in Vorderindien angesiedelten Dravidas und die Bewohner Hinterindiens, die Papuas, werden sich ursprünglich, d. h. vor der Vermischung mit West- und Ostasiaten, nur wenig von den in der Urheimath zurückgebliebenen Negern unterschieden haben. Die Urbewohner Arabiens wurden zwar später von den Hamiten und Semiten theils verdrängt, theils assimilirt, im Innern Arabiens gibt es aber noch wilde Völkerschaften, deren Typus beweist, daß die Urbewohner Arabiens zu den schwarzen oder negroiden Rassen gehört hatten. Die nach den gemäßigten Klimaten Ausgewanderten dagegen bildeten sich unter dem Einfluß eines kälteren Klimas und einer veränderten Lebensweise mit der Zeit zu neuen Rassen aus. So entstand in Südafrika die Rasse der Hottentotten, in Nordafrika die Rasse der Nubas, während sich in Europa die Europäische, in dem Gebiet zwischen dem Schwarzen und Mittelländischen Meer einerseits und den Centralasiatischen Hochgebirgen andererseits die Westasiatische und im Oestlichen Asien die Ostasiatische Rasse ausbildete.

Amerika, Australien und die Inseln des Oceans blieben vorläufig noch unbewohnt und die Einwanderung nach diesen Gebieten begann erst dann, als die Ost- und Westasiatische Rasse aus ihrer neuen Heimath vertrieben wurden durch ganz ähnliche Gründe, wie diejenigen gewesen waren, welche seinerzeit auch die Auswanderung des Menschengeschlechtes aus seiner Centralafrikanischen Urheimath veranlaßt hatten. In Folge dieser späteren Wanderungen der verschiedenen Zweige der Ost- und Westasiatischen Rasse wurde die ursprüngliche ideale Rassenvertheilung vielfach gestört und die Rassen so kunterbunt durcheinander geworfen, wie aus der im ersten Theil mitgetheilten Völkertafel zu ersehen ist. Die Westasiatische Rasse drang einerseits in die Gebiete der Dravidas und Arabischen Neger, andererseits in die Gebiete der Europäischen und der Nubarasse und selbst der Negerrasse ein. Die Ostasiatische Rasse dagegen verbreitete sich über ganz Nordasien und Nordeuropa, drang über die Behringsstraße nach Amerika vor[1]) und besetzte diesen ganzen Kontinent, verdrängte die Papuas zuerst aus Hinterindien auf die Sundainseln und Australien und drang dann später selbst dahin vor und verbreitete sich fast auf alle Inseln des Stillen Oceans bis in die Nähe von Amerika. Bereits in historischer Zeit verbreiteten sich die Ostasiaten dann noch über die ursprünglichen Wohnsitze der Westasiaten, über Turkestan und Vorderasien, und selbst noch über einen großen Theil von Europa.

---

[1]) Schaaffhausen erzählt in seinem Aufsatz „Ueber den Zustand der wilden Völker" (Archiv für Anthrop., I. Bd., S. 163), daß die Amerikanischen Indianer behaupten, daß Gott zuerst den schwarzen, dann den weißen und zuletzt erst den rothen Menschen hervorgebracht habe. Wie man sieht, stimmt diese Ansicht vollkommen mit meinen Ausführungen überein.

Als Beweis dafür, daß alle Asiatischen Rassen von Afrika ausgegangen und nach Asien über die Landenge von Suez eingewandert sind, kann unter andern der Umstand dienen, daß sich der älteste Kulturstaat der Welt, der Aegyptische, gerade da gebildet hat, von wo alle diese Rassen ausgegangen sind. Da nämlich zur selbstständigen Entwicklung einer höheren Kultur aus dem Urzustande naturgemäß ungeheuer lange Zeiträume erforderlich sind, so mußte unter sonst gleichen Verhältnissen die höchste Stufe der Kultur zuerst da erreicht werden, wo die Menschen schon am längsten

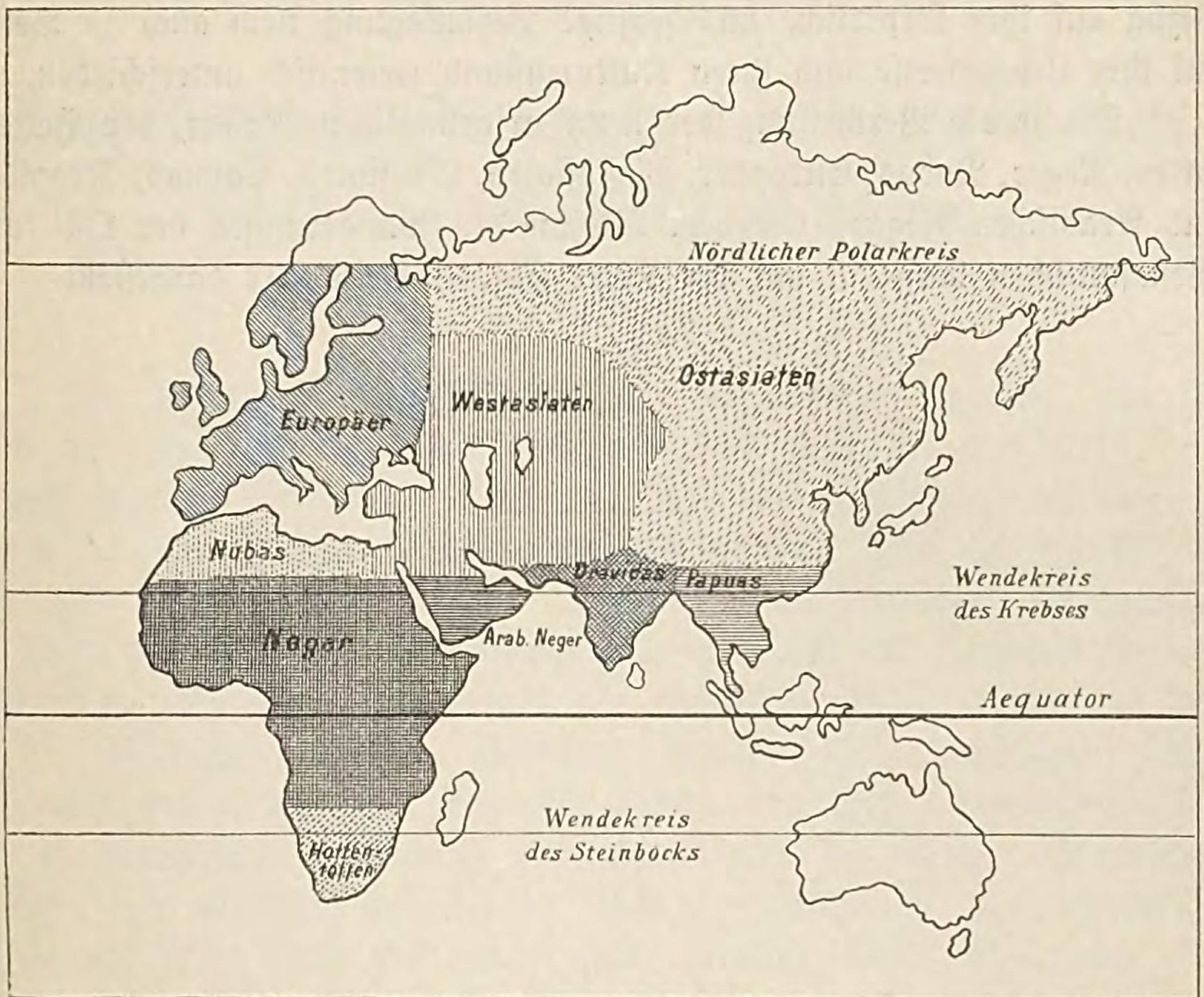


Fig. 3. Vertheilung der Menschenrassen vor dem Beginn der Wanderungen der Ost- und Westasiatischen Rasse.

angesiedelt waren. Von Aegypten aus verbreitete sich die Kultur später nach Vorderasien und Mesopotamien und von da mit der Zeit nach Centralasien zu den Indogermanen und nach dem Tarymbecken zu den Chinesen und wurde dann von diesen Völkern bei ihrer späteren Zerstreuung nach China, Indien und Europa verpflanzt. Daß sich dieß wirklich so verhielt, geht erstens aus der auffallenden Aehnlichkeit des Feldbaus, des Bewässerungswesens, der Baukunst &c. bei Aegyptern, Chinesen, Indiern und Centralasiaten und zweitens daraus hervor, daß der Aegyptische Staat nachweisbar schon Jahrtausende vor dem Auftreten der Chinesen, Indier, Assyrer und Babylonier bestanden hat.

Es ist zwar für unser patriotisches Gefühl äußerst demüthigend, einzugestehen zu müssen, daß die Stammeltern des Menschengeschlechtes Neger und die Schöpfer unserer Kultur Hamiten gewesen waren, dieß kann uns aber nicht verhindern, die Ergebnisse der Wissenschaft mit allen ihren Konsequenzen anzuerkennen. Wir können uns nur mit dem Gedanken trösten, daß es schließlich gleichgültig ist, ob alle Menschen von Negern, Hottentotten, Australiern oder Indogermanen abstammen, weil die Urväter des Menschengeschlechtes in jedem Fall Geschöpfe gewesen waren, welche sich von den heutigen Orang-Utangs, Gorillas und Schimpansen weder in Bezug auf ihre körperliche und geistige Veranlagung noch auch in Bezug auf ihre Lebensweise und ihren Kulturzustand wesentlich unterschieden.

Die ideale Vertheilung der neun ursprünglichen Rassen, der Hottentotten, Neger, Nubas, Europäer, Westasiaten, Ostasiaten, Papuas, Dravidas und Arabischen Neger, vor dem Beginn der Wanderungen der Ost- und Westasiatischen Rasse ist auf der Karte Fig. 3, Seite 291 dargestellt.

Zweiter Abschnitt.

Ursprüngliche Wohnsitze der verschiedenen Rassen und Völkerstämme.

Im vorausgehenden Abschnitt habe ich auseinandergesetzt, daß sich nach der Zerstreuung des Menschengeschlechtes über die drei alten Kontinente Europa, Asien und Afrika in Folge der Einwirkung der verschiedenen Klimate und der verschiedenen Ernährungs- und Lebensweise mit der Zeit verschiedene neue Rassen ausbildeten, in Europa die Europäische, in Asien die West- und Ostasiatische und in Afrika die Hottentotten- und Nubarasse, während die Bewohner des tropischen Afrika, sowie der drei großen Asiatischen Halbinseln Arabien, Vorder- und Hinterindien ihren ursprünglichen Negertypus ganz oder nahezu unverändert bewahrten. Da sich die klimatischen Verhältnisse von einer Gegend zur andern nicht plötzlich, sondern nur allmählig ändern, so mußten ursprünglich auch die Uebergänge von einer Rasse zur andern ganz allmählig sein. Wenn wir aber die im ersten Theil mitgetheilte Völkertafel betrachten, so sehen wir, daß diese allmähligen Uebergänge von einer Rasse zur andern gegenwärtig zum größten Theil verwischt und die verschiedenen Rassen so durch einander geworfen sind, daß es mitunter schwer ist, mit Sicherheit zu bestimmen, woher die verschiedenen heutigen Völker in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert sind, und dieß um so mehr, als zwischen den auf ein und derselben Stelle zusammengewürfelten Rassen vielfach Rassenmischung stattgefunden hat. Verhältnißmäßig leicht ist dieser Nachweis für die Völker der schwarzen Rassen zu führen, weil dieselben ihre ursprünglichen Wohnsitze entweder beibehalten oder sich doch nur wenig von denselben entfernt haben. Das Gleiche gilt auch von der Europäischen, Hottentotten- und Nubarasse. Viel schwieriger ist die Sache dagegen bei den Völkern der West- und Ostasiatischen Rasse, weil diese ihre ursprünglichen Wohnsitze zum größten Theil nachträglich verlassen und sich nicht nur über die bis dahin noch

unbewohnten Erdtheile, sondern auch über die Wohnsitze der übrigen Rassen verbreitet haben.

Die Aufgabe des gegenwärtigen Abschnitts besteht nun darin, für die einzelnen Rassen und die aus denselben hervorgegangenen Völkerstämme und Zweige den Nachweis zu liefern, wo dieselben ursprünglich gewohnt hatten und welche Wanderungen sie später vollführt haben, um in ihre gegenwärtigen Wohnsitze zu gelangen, oder mit andern Worten zu bestimmen, welche von den heutigen Völkern aus den a priori festgesetzten Rassen, nämlich der Europäischen, Westasiatischen, Ostasiatischen, Nord-, Mittel- und Südafrikanischen und der Arabischen, Vorderindischen und Hinterindischen, hervorgegangen sind.

Ich werde zuerst die Westasiatische Rasse, und zwar zunächst den zu dieser Rasse gehörigen Indogermanischen Volksstamm behandeln, erstens weil die Ansichten über die Herkunft der Indogermanen am weitesten aus einander gehen, und zweitens weil sich der Nachweis über die Urheimath dieses Volksstamms mit der größten Schärfe führen läßt und, wenn einmal die Urheimath Eines Volksstammes mit Sicherheit festgestellt ist, auch die Ursitze der übrigen Rassen und Völker mit Leichtigkeit eruirt werden können.

Urheimath der Indogermanen.

Es gibt wohl kaum eine wissenschaftliche Streitfrage, über welche mehr Tinte und Papier vertilgt worden und welche von einem guten Theil der Betheiligten mit mehr Oberflächlichkeit behandelt worden wäre als die Frage über die Herkunft der Indogermanen. Zugleich ist diese Streitfrage deßhalb merkwürdig, weil ihre Geschichte der gewöhnlichen Ordnung der Dinge zuwiderläuft. Während nämlich sonst die Auffindung der Wahrheit in der Regel erst nach langen Irrfahrten und vielen Trugschlüssen gelingt, war über die Herkunft der Indogermanen gleich von Anfang an, nachdem man die sprachliche Zusammengehörigkeit aller Indogermanen einmal erkannt hatte, sofort die richtige Ansicht aufgestellt worden; diese richtige Ansicht wurde aber später aus ganz nichtigen Gründen angefochten und ist gegenwärtig von der Mehrzahl der Gelehrten wieder aufgegeben, so daß Taylor im Jahre 1889 in seinem Werk: The Origin of the Aryans, mit der größten Zuversicht Folgendes schreiben konnte: „European scholars, with hardly an exception, were (vor 30 Jahren) agreed that the cradle of what they were pleased to call the Aryan race must be sought in Central Asia on the upper waters of the Oxus. — It is very instructive to learn how extremely shadowy are the arguments which sufficed to convince all the greatest scholars in Germany and England, Pott, Lassen, Grimm, Schleicher, Mommsen and Max Müller, that the origin of the Aryans must be sought in Asia, whence, in

successive migrating hordes, they wandered to the West. — So rapidly has science progressed that it seems difficult to believe that so recently as 1862 Schleicher could have propounded, in its crudest form, the theory of the successive migrations of the Aryan races from the east."

Die Ansicht, daß die Indogermanen in ihre gegenwärtigen Wohnsitze aus Asien, entweder aus Centralasien oder aus Armenien, eingewandert seien, war um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts die allgemein herrschende und wird auch gegenwärtig noch von manchen Gelehrten verfochten. Unter den Vertretern dieser Ansicht sind folgende Gelehrte zu nennen: Grimm, Kennedy, Pictet, Lassen, Schleicher, Misteli, Mommsen, Rhode, W. v. Schlegel, K. Ritter, Hommel, Hehn, Brunnhofer, Dieffenbach, Lenormant, Max Müller, Kiepert, Pott, Morris, v. Hahn, Hole, Ujfalvy und v. Middendorff.

Erst in allerneuester Zeit ist gegen diese früher allgemein anerkannte Ansicht eine Anzahl von Gelehrten aufgetreten und hat nachzuweisen versucht, daß die Indogermanen von jeher in Europa heimisch gewesen seien. So verlegten Penka, Wilser und Schrader die Urheimath der Indogermanen nach Skandinavien, Löher nach Deutschland, Munch nach dem mittleren Rußland, Tomaschek nach Osteuropa, Cuno nach Mitteleuropa; auch Taylor, Latham, Benfey, Geiger, Spiegel, Pösche, Fr. Müller und Lindenschmit sind für den Europäischen Ursprung der Indogermanen.

Die Gründe, welche diese Gelehrten veranlaßten, die frühere Ansicht zu verwerfen und die Urheimath der Indogermanen nach Europa zu verlegen, waren hauptsächlich folgende. Erstens sei kein Grund einzusehen, warum die Indogermanen aus Centralasien nach Europa gewandert sein sollten; zweitens könne die kräftige, blonde, hellfarbige und blauäugige Indogermanische Rasse sich nur in einem gemäßigten und feuchten Klima, nicht aber unter der trocknen Glühhitze Centralasiens ausgebildet haben; drittens seien die Bäume, welche den Indogermanen vor ihrer Trennung bekannt gewesen seien, wohl in Europa, nicht aber in Centralasien zu finden. Diese Gründe sind zwar anscheinend sehr schwerwiegend, zerfallen aber bei näherer Betrachtung vollständig in Nichts. Wenn die erwähnten Gelehrten keinen Grund einsehen können, warum die Indogermanen aus dem wüsten Centralasien nach dem fruchtbaren Europa gewandert sein sollten, so ist erst recht nicht einzusehen, wie die Asiatischen Indogermanen, die Iraner und Indier, auf die tolle Idee verfallen sein sollten, die grünen und fruchtbaren Gefilde Europas zu verlassen und nach den trostlosen Sandwüsten und Hungersteppen Centralasiens zu wandern. Zudem ist zu bedenken, daß die Türken und Mongolen ganz unzweifelhaft aus Centralasien nach Europa gewandert sind und diese werden dieß doch wohl auch nicht zum bloßen Vergnügen und Zeitvertreib gethan, sondern sehr gewichtige Gründe zur Auswanderung gehabt haben. Dieselben Ursachen, welche die Türken und Mongolen aus Centralasien nach Europa getrieben haben, können

doch wohl auch für die Indogermanen maßgebend gewesen sein. Daß diese Ursachen sehr gewichtige gewesen waren, davon werden sich die Leser im weiteren Verlaufe der gegenwärtigen Ausführungen überzeugen können. Was den zweiten Einwurf betrifft, so ist zu bemerken, daß Centralasien, wie aus historischen, geographischen, archäologischen und meteorologischen Thatsachen mit Evidenz hervorgeht, früher, d. h. vor der Auswanderung der Indogermanen, ein ganz anderes Klima gehabt hat als gegenwärtig, und zwar ein Klima, welches sich von dem gegenwärtigen Klima des mittleren Europa in gar nichts unterschied. Es konnte sich also dort sehr wohl eine kräftige, blondhaarige und hellfarbige Rasse ausbilden. Damit wird zugleich auch der letzte ins Treffen geführte Grund hinfällig. Da Turkestan gegenwärtig ein ganz anderes Klima hat als früher, so ist es selbstverständlich, daß auch die Flora jetzt eine ganz andere sein muß als früher. Die Russischen Forschungsreisenden haben konstatirt, daß die Flora Turkestans eine ganz neue ist, und daß die gegenwärtig daselbst verbreiteten, dem Wüstenklima entsprechenden Arten erst in neuerer Zeit aus den angränzenden Gebieten eingewandert sind. Reclus schreibt in dieser Beziehung im VI. Bande seiner Nouv. Géogr. Un. auf Seite 380: „Dans l'histoire de la Terre, la flore du Turkestan est d'origine récente. Les espèces qui la composent, immigrées de toutes les contrées environnantes, des steppes russes, de l'Altaï, de la Sibérie, de la Perse, ont enrichi le sol à mesure que les eaux se retiraient. Mais toutes ces invasions n'ont pu se faire sans qu'il y eût conflit entre les espèces, et dans la lutte ce sont les formes du sud qui l'emportent.“

Die Argumente, welche die Vertreter des Europäischen Ursprungs der Indogermanen gegen die Vertreter des Asiatischen Ursprungs ins Feld führen, sind also noch viel mehr „shadowy“ als die von letzteren zum Beweis für ihre Theorie angeführten Thatsachen. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß ich beim Durchlesen der Ausführungen eines Taylor, Penka &c. den Eindruck gewann, als hätten diese Gelehrten die ganze Untersuchung nicht als Richter, sondern als Advokaten geführt, d. h. als hätten sie den Europäischen Ursprung der Indogermanen um jeden Preis nachweisen wollen, weil sie es mit ihrem Patriotismus nicht vereinen konnten anzunehmen, daß unsere Indogermanischen Vorfahren aus der Fremde hergelaufen seien und sich in Europa erst in einer späten Zeit und unter Verdrängung der früheren Bewohner niedergelassen haben.

Da ich aus Erfahrung weiß, daß Leute, bei welchen der Wunsch der Vater des Gedankens ist, nur sehr schwer, wenn überhaupt zu überzeugen sind, so will ich im Nachstehenden alle jene Thatsachen, welche für die Herkunft der Indogermanen aus Centralasien sprechen, zusammenstellen, soweit sie mir gerade einfallen. Für unpartheiische Leute, welche die Sache ohne Voreingenommenheit und ohne persönliche Rücksichten betrachten,

würden freilich schon einige wenige der angeführten Thatsachen genügen, um sie von der Wahrheit zu überzeugen. Ich habe mich aber trotzdem entschlossen, die Angelegenheit etwas ausführlicher zu behandeln, um denjenigen von den Gegnern, welche überhaupt nicht zu bekehren sind, wenigstens die Möglichkeit zu benehmen, den Europäischen Ursprung der Indogermanen mit derselben Zuversicht weiter zu verkünden wie bisher.

Um zu häufige Wiederholungen zu vermeiden, will ich einige Grundsätze vorausschicken, welche ich bei meinen nachfolgenden Auseinandersetzungen zur Grundlage nehmen werde, gegen deren Gültigkeit wohl schwerlich Jemand einen Einwurf erheben wird.

Erster Grundsatz. Die Einheit oder Familienähnlichkeit der Sprache beweist, daß alle Völker, welche die betreffende Sprache umfaßt, längere Zeit ein gemeinschaftliches Band vereinigt haben muß. Alle Völker mit verwandten Sprachen müssen also früher einmal eine gemeinschaftliche Heimath bewohnt haben.

Zweiter Grundsatz. In einer bestimmten Gegend konnte sich von Anfang an nur eine einzige Rasse ausbilden. Wenn also irgendwo auf einem und demselben Punkt zwei Rassen neben einander wohnen, so kann nur eine davon autochthon und die andere muß eingewandert sein.

Dritter Grundsatz. Die nach einem fremden Land ausgewanderten Völker verändern in Folge der Vermischung mit fremden Völkern ihre Sprache. Am reinsten bewahren ihre ursprüngliche Sprache diejenigen, welche in der Heimath zurückgeblieben sind.

Vierter Grundsatz. Außer der Sprache verändern die Ausgewanderten in Folge der Vermischung mit fremden Völkern, des fremden Klimas und der andersgestalteten Lebensbedingungen auch ihren Volkstypus, ihre Sitten und ihre Lebensweise. Wenn also von zwei räumlich getrennten, ursprünglich zu Einem Stamm gehörigen Völkerschaften, die eine ihren Typus, ihre Sitten und ihre Lebensweise geändert hat, die andere aber nicht, so ist die erstere die ausgewanderte, die letztere aber die in der Urheimath verbliebene.

Fünfter Grundsatz. Wird ein Land von einem fremden Volke erobert, so werden die eingebornen Bewohner des Flachlandes von den Eroberern mit Leichtigkeit überwältigt und entweder vernichtet, verdrängt oder assimilirt. Die Urbevölkerung kann sich nur in den unzugänglichen Gebirgen behaupten, theils weil sie sich im Gebirge besser gegen die übermächtigen Feinde vertheidigen können, theils weil die unfruchtbaren Gebirgsgegenden für die Eroberer weniger einladend sind. Wo also zwei einander fremde Rassen oder Völkerschaften neben einander wohnen, ist diejenige, welche die unzugänglichen Gebirgsgegenden bewohnt, die autochthone, die andere aber die später eingedrungene. Man vergleiche die Basken, Kaukasier, Ladiner, Rumonen, Papuas, Brahuis 2c.

Sechster Grundsatz. Nimmt bei der Verschmelzung zweier Völker das eine die Sprache des andern an, so wird von der aufgegebenen Muttersprache immer eine Anzahl Elemente in die neue Sprache übertragen und die adoptirte Sprache wird immer mehr oder weniger korrumpirt, theils in Folge der physischen Unmöglichkeit, die Laute der adoptirten Sprache richtig auszusprechen (man vergleiche das Hebräische Schiboleth), theils in Folge der Schwierigkeit für das gemeine Volk, die Feinheiten der neuen Sprache zu erfassen.

Siebenter Grundsatz. Bei der Mischung zweier einander fremder Völker nimmt das unterworfene, oder weniger civilisirte oder auch weniger zahlreiche die Sprache des andern an.

Achter Grundsatz. Völker, welche sich lange Zeit auf der Wanderschaft befinden, verwildern nothwendiger Weise mehr oder weniger in Folge der Unmöglichkeit, das zu Hause gewohnte comfortable Leben fortzusetzen. Wenn ihnen die von zu Hause mitgenommenen Vorräthe an Kleidern, Waffen, Nahrung ꝛc. ausgehen, müssen sie sich nach den jeweiligen Umständen und den örtlichen Verhältnissen kleiden, bewaffnen und nähren. Die Berichte der alten Schriftsteller über das Aeußere, die Lebensweise, die Bewaffnung und die Wohnungen der alten Germanen, Gallier, Skythen ꝛc. sind deßhalb cum grano salis aufzufassen [1]).

Beweise für den Centralasiatischen Ursprung der Indogermanen.

Daß alle Indogermanischen Sprachen mit einander verwandt sind und daß sich dieselben alle aus einer einzigen Ursprache entwickelt haben,

---

[1]) Man vergleiche, was Curtius in dieser Beziehung von den Griechen und Makedoniern Alexanders des Großen sagt, als sie nach der Unterwerfung von ganz Vorder- und Mittelasien bis in das Herz Indiens vorgedrungen waren. In der Rede, welche der Makedonische General Koinus vor Alexander hielt, um ihn vom weiteren Vordringen nach dem Ganges abzuhalten, kam nach Curtius IX, 12, folgende Stelle vor: „Intuere corpora exsanguia, tot perfossa vulneribus, tot cicatricibus putria. Jam tela hebetia sunt, iam arma deficiunt. Vestem Persicam induimus, quia domestica subvehi non potest. In externum degeneravimus cultum. Quoto cuique lorica est? quis equum habet? Iube quaeri, quam multos servi ipsorum persecuti sint, quid cuique supersit ex praeda. Omnium victores omnium inopes sumus. Nec luxuria laboramus, sed bello instrumenta belli consumpsimus.“ („Betrachte unsere entkräfteten Körper, welche von so vielen Wunden durchbohrt, durch so viele Narben morsch geworden sind. Unsere Wurfspeere sind bereits stumpf und bereits fehlen uns die Waffen. Wir kleiden uns in Persische Gewänder, weil wir uns keine heimischen verschaffen können, und sind bereits zu ausländischer Lebensweise degenerirt. Wie viele gibt es, welche noch einen Panzer oder ein Pferd besitzen? Laß untersuchen, wie vielen ihre Sklaven gefolgt sind, und was jeder noch von seiner Beute übrig hat. Wir leiden nicht etwa an den Folgen der Ueppigkeit, sondern durch den Krieg haben wir unsere Kriegswerkzeuge aufgebraucht.“)

welche unter allen bekannten Indogermanischen Sprachen am meisten dem Sanskrit und Zend, d. h. dem Altindischen und Altbaktrischen nahekam, wird von allen Forschern einstimmig anerkannt. Damit ist zugleich auch zugegeben, daß alle Zweige der Indogermanen von Einem Urvolk abstammen, dessen Angehörige seinerzeit alle ein und dieselbe Heimath bewohnt haben. Gegenwärtig wohnt ein Theil der Indogermanen in Europa, ein Theil in Mittel- und Vorderasien und ein dritter Theil in Vorderindien, abgesehen von den erst in neuester Zeit nach allen Welttheilen zerstreuten Europäern. Es fragt sich nun, welche von diesen drei Abtheilungen gegenwärtig noch die ehemalige Urheimath der Indogermanen bewohnt, ob die Indier, die Iraner oder die Europäischen Indogermanen. Daß die Indier in Indien nicht autochthon sind, ist allgemein zugegeben, weil die Einwanderung derselben durch historische Nachrichten beglaubigt ist und außerdem auch die Vertheilung der Dravidas und Hindus deutlich beweist, daß die ersteren autochthon, die Indier aber eingewandert sind. Ganz ähnlich wie in Indien liegen die Verhältnisse in Europa, was aber, offenbar aus Voreingenommenheit, von vielen Gelehrten nicht zugegeben wird.

Daß die Urheimath der Indogermanen nicht Indien und nicht Europa, sondern Centralasien, und zwar das heutige Turkestan war, geht aus folgenden Thatsachen unzweifelhaft hervor.

1) Europa ist gegenwärtig von drei Rassen bewohnt: von den Nachkommen der Iberer und Uritaliker, von verschiedenen Zweigen der Indogermanen und von zur Mongolischen Rasse gehörigen Finnischen, Türkischen und Mongolischen Völkerschaften. Von diesen sind die zur Mongolischen Rasse gehörigen Völkerschaften nachweisbar größtentheils erst in historischer Zeit nach Europa eingewandert und kommen deßhalb hier nicht weiter in Betracht. Es gilt also zu entscheiden, ob in Europa die Iberer und Uritaliker oder die Indogermanen autochthon sind, weil sich offenbar auf einem so kleinen Raum wie Europa nicht gleichzeitig zwei so ganz verschiedene Rassen ausbilden konnten wie die kleinen, schwächlich gebauten, dunkelfarbigen und schwarzhaarigen Iberer und die kräftigen, hochgewachsenen, blondhaarigen und hellfarbigen Indogermanen. Denn es ist klar, daß zwischen den verschiedenen, durch keine unübersteiglichen Terrainschranken von einander getrennten Urbewohnern eines verhältnißmäßig beschränkten Gebietes, wie Europa, ein fortwährender Verkehr, sei es nun freundlicher oder feindlicher, und fortwährende geschlechtliche Mischungen vor sich gehen mußten, durch welche die sich etwa mit der Zeit in verschiedenen Gegenden entwickelnden physischen Unterschiede immer wieder alsbald verwischt und ausgeglichen wurden. Daß aber die heutigen Europäer durch Verschmelzung zweier extremer Rassen entstanden sind, geht deutlich aus den großen Unterschieden hervor, welche die Bewohner der verschiedenen Gegenden

Europas in ihrem körperlichen Typus, noch mehr aber in ihrem Volkscharakter aufweisen. Man kann doch unmöglich die kleinen, dunkelfarbigen und hitzigen Spanier, Basken, Korsikaner, Südfranzosen und Italiäner und die hochgewachsenen, größtentheils blonden und kaltblütigen Angelsachsen, Schweden, Deutschen und Slawen für Zweige ein und derselben Rasse halten. Noch größer als in der Gegenwart, wo diese Unterschiede durch nachträglich erfolgte Rassenmischung bereits zum großen Theil verwischt sind, waren dieselben natürlich im Alterthum, wie auch aus den Berichten der alten Schriftsteller über den Typus der Iberer und Uritaliker einerseits und der Skythen, Germanen und Gallier andererseits deutlich hervorgeht.

Welche von den zwei Rassen, durch deren Verschmelzung die heutigen Indogermanisch sprechenden Europäer entstanden sind, die Urbevölkerung Europas gebildet hat, könnte, selbst wenn wir keine historischen und archäologischen Beweise dafür hätten, schon a priori entschieden werden. Die Urbevölkerung war natürlich die kleine und schwächliche, da doch Niemand annehmen wird, daß die kräftige und kriegerische Indogermanische Rasse die älteste Bevölkerung gebildet habe und später durch die schwächere Iberisch-Uritalische Rasse überwältigt und assimilirt worden sei. Es sprechen aber außerdem für die Priorität der Iberisch-Uritalischen Rasse in Europa auch noch viele direkte Beweisgründe.

Daß Italien früher von den den Iberern rassenverwandten Etruskern, Enganeern, Ligurern und Rhätiern bewohnt war und erst später von den Indogermanischen Illyriern, Umbrern, Sabellern und Osken eingenommen wurde, wird unter anderm dadurch bewiesen, daß die ersteren später verschwunden sind, und daß sich die einzigen Ueberreste derselben, die Ladiner und Rumonen nur noch in den unzugänglichsten Alpenthälern erhalten haben.

Dasselbe gilt für Spanien, wo die Basken in den Pyrenäen die einzigen Ueberreste der Iberischen Urbevölkerung bilden. Daß Spanien zuerst von Iberern bewohnt gewesen war, wird von den alten Schriftstellern ausdrücklich bezeugt. Varro stellt unter den Bewohnern Spaniens die Iberer als die ältesten oben an und nennt zuletzt die Kelten und Punier. Plinius III, 1: „In universam Hispaniam M. Varro pervenisse Iberos et Persas et Phoenicas, Celtasque et Poenos tradit[1].“ In derselben Reihenfolge läßt auch Strabo zuerst Tyrier, dann Kelten, zuletzt Karthager sich unter den Iberern niederlassen III, 4, 5: „εἰ γὰρ δὴ συνασπίζειν ἐβούλοντο ἀλλήλοις (οἱ Ἴβηρες), οὔτε Καρχηδονίοις ὑπῆρξεν ἂν καταστρέψασθαι ἐπελθοῦσι τὴν πλείστην αὐτῶν ἐκ περιουσίας καὶ ἔτι πρότερον Τυρίοις, εἶτα Κελτοῖς, οἳ νῦν Κελτίβηρες καὶ Βήρωνες καλοῦνται[2].“

---

[1]) „M. Varro überliefert, daß nach dem gesammten Spanien Iberer, Perser, Phönikier, Kelten und Punier gekommen seien.“

[2]) „Denn hätten die Iberer sich gegenseitig beistehen wollen, so wäre es weder den Karthagern möglich gewesen, sie zu überfallen und den größten Theil ihres Landes ohne

Daß auch Frankreich ursprünglich ausschließlich von Iberern bewohnt und erst später von Indogermanischen Galliern besetzt wurde, geht, abgesehen von den bereits früher erwähnten Gräberfunden, aus den Römischen Schriftstellern deutlich hervor. Denn sie schildern die Bevölkerung Galliens als hochgewachsen, blond und hellfarbig, während die heutige Bevölkerung Frankreichs deutlich den Iberischen Typus aufweist. Dieß ist nur dadurch zu erklären, daß die Römer bei ihren Schilderungen nur die kriegerische, herrschende Bevölkerung Galliens berücksichtigten, mit der sie allein zu thun hatten, das unterworfene, der Iberischen Rasse angehörige gemeine Volk dagegen ignorirten.

In Bezug auf England bemerkt Taylor, obwohl er zu den Verfechtern des Europäischen Ursprungs der Indogermanen gehört, Folgendes: „As to the relative priority of the Iberian and Celtic races in Britain there can be no question. The Iberians were plainly the primitive inhabitants of the island, and the Celts were later invaders who were not only a more powerful race but possessed a higher civilisation. This is indicted by the form of the barrows in which they buried. The abodes of the dead represent the abodes of the living. The Iberians must at one time have been troglodytes, as the long barrow is plainly a survival of the cave. The Celts must have lived in huts or pit dwellings, on the model of which the round barrows are constructed. In the long barrows metal is absent, and pottery is rare, while the presence of pottery is a distinctive feature of the round barrows, and bronze is not unknown. — Towards the close of the neolithic age, or possibly at the beginning of the bronze age, the southern and eastern portions of Britain were invaded and occupied by a wholly different race — tall, muscular, brachycephalic, and almost certainly with xanthous or rufous hair and florid complexion. They are known as the people who buried in round barrows, and to them in all probability we may ascribe the erection of Avebury and Stonehenge and also the first introduction into Britain of Aryan speech and of implements of bronze."

Die Iberisch-Uritalische Rasse bildete aber die Vorindogermanische Bevölkerung nicht nur in Italien, Spanien, Frankreich und England, sondern auch im Herzen von Deutschland, wie aus dem Typus der heutigen Bevölkerung unzweifelhaft hervorgeht. So kam z. B. Ammon, gleichfalls ein Anhänger der Europäischen Hypothese, bei seinen auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials geführten Untersuchungen über die gegenwärtige Bevölkerung Badens zu folgenden Schlüssen (Die natürliche Auslese beim Menschen, Jena 1893): „Die vorgetragenen Vererbungserschei-

---

Mühe zu unterjochen, noch schon früher den Tyriern, dann den Kelten, die jetzt Keltiberer und Veronen heißen."

nungen erhalten ihre richtige Beleuchtung erst dann, wenn wir annehmen, daß die heutige Bevölkerung Badens aus zwei Hauptrassenbestandtheilen hervorgegangen ist: einer hochgewachsenen langköpfigen Rasse mit blauen Augen, blondem Haar und weißer Haut, welche man gewiß mit Recht als ‚arisch‘ oder ‚indogermanisch‘ bezeichnet hat, und einer kleinen, rundköpfigen Rasse mit braunen Augen, schwarzem Haar und brauner Haut. Aus den genannten beiden Rassen ist die heutige Bevölkerung durch Kreuzung hervorgegangen. — Von den Römern können die Süddeutschen Rundköpfe nicht abgeleitet werden, da jene diesseits der Alpen immer nur eine kleine Minderheit bildeten, welche zudem größtentheils den Schlägen der Germanen erlag. Im Gegentheil, es ist anzunehmen, daß der rundköpfige Bestandtheil des römischen Volkes gleichen Ursprungs mit den übrigen europäischen Rundköpfen und schon sehr frühe eingewandert ist. — Zu den Zeiten des Julius Cäsar und des Tacitus müssen schon Rundköpfe in Gallien und Germanien gelebt haben, da von einer späteren Masseneinwanderung nichts bekannt ist, und die dunklen Rundköpfe doch vorhanden sind. Diese Schriftsteller schenkten nur dem herrschenden Volke, den Galliern und Germanen ihre Beachtung."

Daß die Indogermanen auch in Skandinavien, wohin manche Gelehrte die Urheimath derselben verlegen, nicht die ältesten Bewohner waren, sondern daß sie daselbst bereits ein physisch und kulturell tiefer stehendes Urvolk vorfanden, wird von den kompetentesten Schwedischen Gelehrten einmüthig bezeugt. Nilsson fand bei Durchmusterung der alten Gräber Skandinaviens, daß in den ältesten derselben, welche der vormetallischen Zeit angehören, nur kurze und breite Schädel vorkommen, die den Schädeln der Lappen ähnlich sind. Auf Grund dieser Gräberfunde, sowie historischer Nachrichten über Schweden und des Vorkommens von Ortsnamen, welche es wahrscheinlich machen, daß Schweden früher von Lappen oder von einem mit den Lappen verwandten Volke bewohnt gewesen war, kam Nilsson zu der Ansicht, daß Schweden in der Steinzeit von einem brachykephalen Urvolk bewohnt gewesen war, welches von Jagd und Fischfang lebte und später durch ein eingewandertes dolichokephales Bronzevolk verdrängt wurde. In seinem Werk über die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens schreibt Nilsson: „Die in diesem Capitel beschriebenen Schädel bezeugen, daß im Steinalter zwei verschiedene Völkerstämme hier gewohnt haben müssen: brachykephale und dolichokephale; die erstgenannten den heutigen Lappen ähnlich. Und wir dürfen aus mehreren Gründen annehmen, daß das Volk, von welchem die Lappen ein letzter Rest sind, in grauer Vorzeit über Schweden, Dänemark und noch weiter hinaus verbreitet war. Denn theils hat man weiter gegen Süden in der Erde und in Mooren Schädel gefunden, welche unzweifelhaft diesem Stamme angehören, theils gibt es in der Dänischen und Schwedischen Sprache viele

Wörter, welche mit den lappischen Wörtern gleicher Bedeutung die größte Aehnlichkeit haben, was von gründlichen Sprachforschern wie Rask, Petersen, Christie 2c. dargethan ist."

Auch der Norwegische Geschichtschreiber Munch hielt für erwiesen, daß die Menschen der Steinzeit aus Lappen und Finnen bestanden haben; erst die Menschen der Bronzezeit seien ein Indogermanisches Volk gewesen.

Manche Forscher hielten die Bewohner Europas während der Quarternärzeit auf Grund des physischen Typus und der Lebensweise derselben sogar für Eskimos!

Aus dem Allem geht soviel mit Sicherheit hervor, daß die Urbewohner Skandinaviens keine Indogermanen, sondern ein Volk gewesen waren, welches sich von den ältesten Iberern und Uritalikern weder in Bezug auf ihren Körperbau noch in Bezug auf ihre Lebensweise und Kulturstufe wesentlich unterschied. Wenn die Urbewohner Skandinaviens eine sprachliche Verwandtschaft mit den Lappen aufweisen, so geht daraus hervor, daß die mit den Iberern rassenverwandten Urbewohner Skandinaviens sich bereits vor der Einwanderung der Indogermanen mit Finnischen Elementen vermischt hatten. Auch der geringe Wuchs und die sonstigen physischen Merkmale der Lappen, welche mit dem Typus der Finnen nur wenig gemein haben, machen es wahrscheinlich, daß sie eine Mischrasse repräsentiren, die durch Verschmelzung der Europäischen Urbewohner mit schon frühzeitig eingewanderten Finnischen Stämmen entstanden ist.

2) Geht schon aus dem Vorausgehenden hervor, daß in Europa nicht die Indogermanen, sondern die Iberer, Uritaliker und andere mit ihnen rassenverwandte Völkerschaften die Urbevölkerung gebildet haben, so wird diese Thatsache noch evidenter, wenn wir die gegenwärtig noch bemerkbare Vertheilung dieser beiden Rassen ins Auge fassen. Den Iberischen Typus repräsentiren am reinsten die Bewohner der äußersten Spitzen Europas, Italiens, Korsikas, Spaniens, des Westlichen Frankreich und der Brittischen Inseln. Je weiter man gegen Osten und nach dem Centrum Europas fortschreitet, desto mehr geht der Iberische in den Indogermanischen Typus über. Da nun nicht anzunehmen ist, daß die schwächlichen Iberer in überwältigenden Massen in Italien, Spanien, Frankreich und England gelandet seien und die früheren Bewohner dieser Gegenden, die kräftigen Indogermanen, von da nach dem Centrum und dem Osten Europas zurückgedrängt und dabei die Sprache der Unterworfenen angenommen haben, so bleibt nichts übrig als zuzugestehen, daß die Iberer und mit den Iberern rassenverwandte Völker früher ganz Europa bewohnt haben, später aber durch die von Osten her eingewanderten Indogermanen in die äußersten Winkel Europas zurückgedrängt worden sind. Die Rassenvertheilung ist in Europa genau dieselbe wie auf der Vorderindischen Halb-

insel, wo ebenfalls die Dravidischen Urbewohner in den Süden der Halbinsel und auf die Insel Ceylon zurückgedrängt erscheinen und der Dravidatypus ebenfalls beim Vordringen nach Norden allmählig in den Hindutypus übergeht. Wenn nun in Indien die Rassenvertheilung als Beweis für die Autochthonie der Dravidas und die spätere Einwanderung der Indogermanischen Indier angesehen wird, so ist nicht einzusehen, warum dieß nicht auch für Europa Geltung haben soll.

3) Wenn die Indogermanen nicht die Urbewohner Europas waren, so können sie dahin nur aus Asien eingewandert sein. Den ersten Anhaltspunkt zur Bestimmung des Punktes, von dem die Indogermanen ausgegangen sein müssen, bietet uns der oben angeführte fünfte Grundsatz, welcher besagt, daß überall, wo mehrere Rassen neben einander wohnen, die in die Gebirge zurückgedrängte die autochthone ist. Wenn wir die Bevölkerung der innerhalb des gegenwärtigen Verbreitungsgebietes der Indogermanen liegenden größeren Gebirgssysteme überblicken, so finden wir in den Pyrenäen die Iberischen Basken, in den Alpen die Uritalischen Sabiner und Rumonen, im Kaukasus die mit den Indogermanen gleichfalls nicht verwandten Kaukasier und im Pamirsystem die Indogermanischen Galtschas und Kafiren. Daraus geht mit Nothwendigkeit hervor, daß die Indogermanen weder in der Gegend der Pyrenäen, noch in der Gegend der Alpen oder des Kaukasus, wohl aber in der Gegend des Pamir autochthon sind, daß sie also von hier ausgegangen sein müssen.

4) Daß die Indogermanen wirklich von der Gegend des Pamirsystems ausgegangen sind, wird durch folgende Thatsache unwiderleglich bewiesen.

Im 23. Abschnitt des VII. Buches seiner Commentarien über den Gallischen Krieg schildert Cäsar die Bauart der Mauern, mit welchen die damaligen Bewohner von Gallien ihre Städte gegen feindliche Ueberfälle zu schützen suchten, auf folgende Weise: „Muri autem omnes Gallici hac fere forma sunt. Trabes directae (directe) perpetuae in longitudinem paribus intervallis, distantes inter se binos pedes, in solo conlocantur. Hae revinciuntur introrsus et multo aggere vestiuntur, ea autem, quae diximus, intervalla grandibus in fronte saxis effarciuntur. His conlocatis et coagmentatis alius insuper ordo additur, ut idem illud intervallum servetur neque inter se contingant trabes, sed paribus intermissae spatiis singulae singulis saxis interiectis arte contineantur. Sic deinceps omne opus contexitur, dum iusta muri altitudo expleatur. Hoc cum in speciem varietatemque opus deforme non est, alternis trabibus ac saxis, quae rectis lineis suos ordines servant, tum ad utilitatem et defensionem urbium summam habet opportunitatem, quod

et ab incendio lapis et ab ariete materia defendit, quae perpetuis trabibus pedum (pedes) quadragenum (quadragenos) plerumque introrsus revincta neque perrumpi neque distrahi potest.“

Da diese Stelle, so viel ich weiß, bisher von allen Erklärern und Uebersetzern der Commentarien Cäsars falsch aufgefaßt worden ist, so ist es für die weitere Beweisführung nothwendig, vorerst den richtigen Sinn der angeführten Stelle festzustellen und die richtige Uebersetzung derselben zu geben.

In Baumstarks Uebersetzung ist diese Stelle auf folgende Weise wiedergegeben: „Alle Mauern der Gallischen Städte sind in der Regel folgendermaßen gebildet. Zuerst werden Balken aus einem Stücke in gerader Linie der Länge nach in gleichen Entfernungen, immer zwei Schuh von einander, horizontal auf den Boden gelegt; diese werden nach innen zu durch Querbalken verklammert und mit vielem Erdschutte belegt. Die soeben erwähnten Zwischenräume werden an der vordern Seite der Mauer, welche nach außen zu geht, mit großen Felsstücken ausgefüllt. Wenn diese Sachen so hingelegt und fest mit einander in Eins verbunden sind, so wird darüber eine andere Reihe hingelegt, und zwar in der Art, daß eben jener vorher erwähnte Zwischenraum beibehalten wird, die Balken aber sich nicht berühren, sondern daß sie durch gleiche Zwischenräume getrennt, indem nach jedem Balken ein Felsstück eingeschoben wird, dennoch fest zusammengehalten werden. So wird der Reihe nach Lage auf Lage gefügt, bis die Mauer die gehörige Höhe erreicht hat. Das ganze Bauwerk nimmt sich dann für das Auge und in Betreff der Mannigfaltigkeit gar nicht übel aus (die Mauern erhielten so die Form von Feldern eines Dambrettes), indem Balken und Steine regelmäßig abwechseln und sich in gerader Linie genau in der Lage der jedesmaligen Schichte halten. Auf der andern Seite aber hat diese Bauart in Ansehung der Brauchbarkeit und der Vertheidigung der Städte sehr große Vortheile, weil die Steinmauern vor Brand, die Balken aber vor dem Mauerstürmer schützen, und weder durchbrochen noch aus einander gerissen werden können, da sie gewöhnlich nach innen zu fest verbunden werden und die Querbalken dieser inneren Verbindung 40 Fuß lang sind.“

Oehlers Bilderatlas zu Cäsars Büchern de bello Gallico (Leipzig 1890) gibt auf Taf. XXIV die Zeichnung einer angeblichen Gallischen Mauer, welche auf Grund der Ausgrabungen von Mursceint angefertigt ist. Die daselbst dargestellte Mauer stammt aber offenbar nicht aus Cäsars Zeit, sondern aus der Zeit der Römischen Herrschaft. Denn erstens können sich von den von Cäsar geschilderten Mauern überhaupt keine Ueberreste bis auf die Gegenwart erhalten haben, aus dem einfachen Grunde, weil bei der von ihm aus einander gesetzten Bauart nach dem Verfaulen der

Balken die Mauern in sich selbst zusammensinken mußten. Zweitens ist bei der Mauer von Murscеint der Einfluß der Römischen Baukunst unverkennbar, da sie aus behauenen Steinen aufgeführt ist. Endlich entspricht die Zeichnung in Oehlers Atlas nicht im Mindesten der Beschreibung Cäsars. Bei Cäsar spielt offenbar das Holzwerk die Hauptrolle und die Steine dienen nur zur Ausfüllung, während die Mauer in Oehlers Atlas nur hie und da mit Balken durchzogen ist, und zwar hauptsächlich nur in der Querrichtung. Die der Mauer parallel laufenden Balken dagegen, von denen Cäsar allein nur spricht, finden sich nur vereinzelt im Innern der Mauer und treten außen an der Mauer gar nicht zum Vorschein, während nach Cäsar die Gallischen Mauern ihr buntes Aussehen gerade diesen Balken verdankten. Auf die Mauern von Murscеint paßt ebensowenig Cäsars „distantes inter se binos pedes“ wie folgende Ausdrücke: „trabes perpetuae in longitudinem, multo aggere vestiuntur, singulae singulis saxis interiectis arte contineantur, in speciem varietatemque opus deforme non est.“

Im Atlas zu Napoleons „Histoire de Jules César“ ist auf Blatt XX eine andere Zeichnung der Gallischen Mauern gegeben, die sich zwar der Beschreibung Cäsars besser anschließt, als die Zeichnung in Oehlers Atlas, aber offenbar ebenfalls der Wirklichkeit nicht entspricht. Gegen die Auffassung Napoleons spricht erstens entschieden der Ausdruck trabes perpetuae in longitudinem, was doch keinen andern Sinn haben kann als den, daß die Anordnung der Balken folgende war:

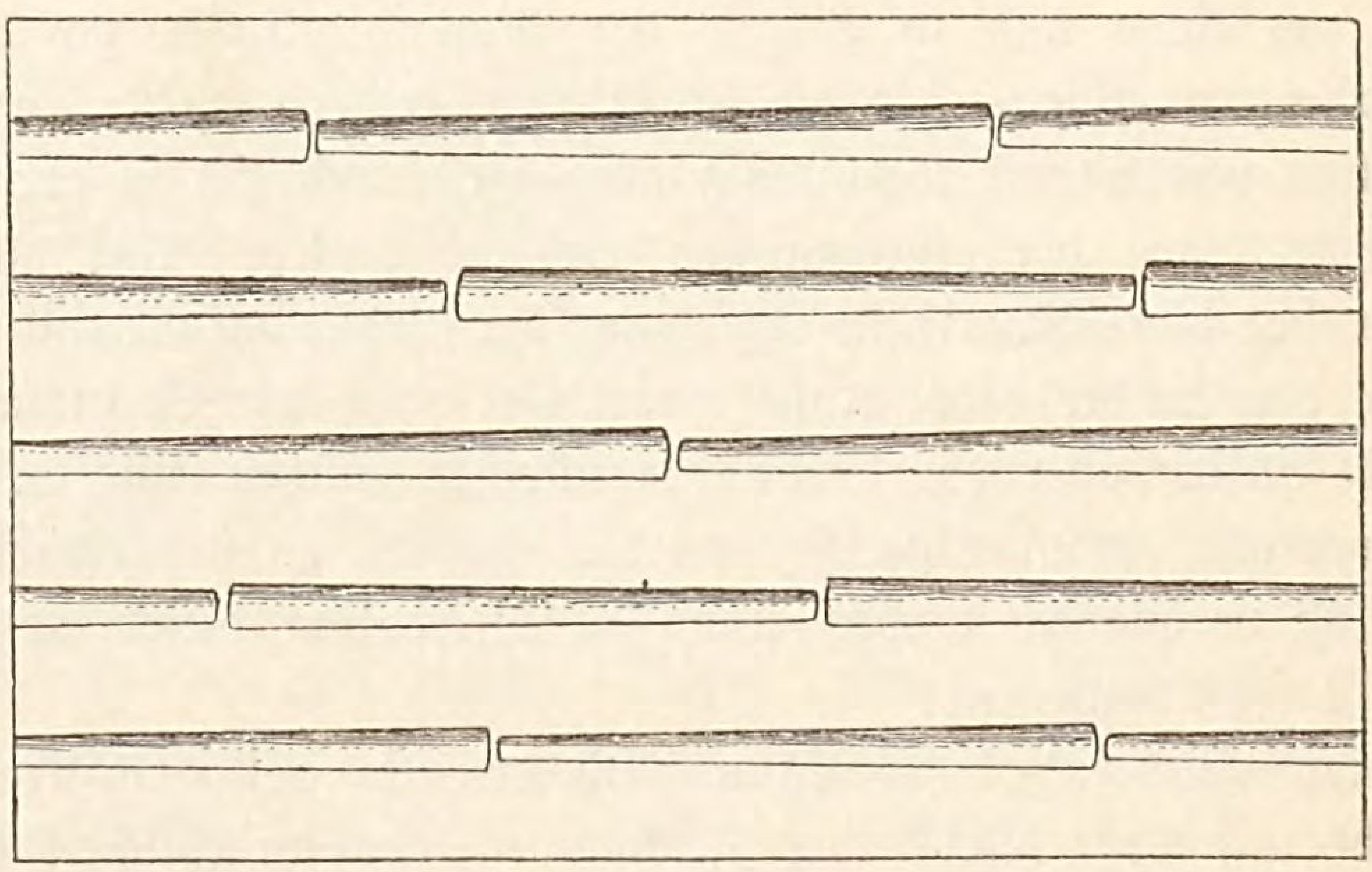


Fig. 1. Balkenordnung in den Gallischen Mauern.

Napoleon dagegen nimmt, im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut, an, daß die Balken senkrecht zur Richtung der Mauer gelegt gewesen seien, und gibt den Sinn der betreffenden Stelle der Commentarien auf folgende Weise wieder: „Die Gallier bauten ihre Mauern folgendermaßen: sie legten

Balken wagerecht auf den Boden im rechten Winkel zum Risse des Walles [1]), mit einem Zwischenraum von je 2 Fuß; nach der Seite der Stadt zu waren sie durch Querhölzer, die gewöhnlich 40 Fuß lang waren, verbunden, stark am Boden befestigt, das Ganze mit vieler Erde bedeckt, ausgenommen an der äußeren Seite, wo die Zwischenräume mit großen Quadersteinen besetzt waren, welche eine Verkleidung bildeten. War diese erste Schicht gut angelegt und dicht, so überdeckte man sie mit einer vollkommen gleichen zweiten, indem man dafür sorgte, daß die Balken nicht genau auf einander lagen, sondern den mit Steinen besetzten Zwischenräumen entsprachen, in welche sie wie eingelassen waren. — Von den Querhölzern gehalten, konnten die Balken weder ausgerissen noch eingestoßen werden."

Willkürlicher ist wohl schwerlich jemals ein Erklärer mit einem Klassiker umgesprungen, als es hier Napoleon mit Cäsar gethan hat, abgesehen davon, daß Napoleons Behauptung, daß directus „immer rechtwinklig zu einer Richtung" bedeute, falsch ist, wie man aus folgenden Vergleichsstellen ersehen kann, in denen directus offenbar den Sinn von gerade im Gegensatz zu krumm hat:

Bell. Gall. VI, 26: „Est bos cervi figura, cuius a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque directum his, quae nobis nota sunt, cornibus."

Bell. Civ. II, 24: „Abest directo itinere ab Utica paulo amplius passus mille."

Bell. Civ. III, 79: „Sed Caesarem Apollonia a directo itinere averterat."

Ebensowenig stichhaltig ist Napoleons Bemerkung, daß die Balken bei paralleler Lage keine Festigkeit gehabt hätten, denn Cäsar hat nicht umsonst bemerkt, daß dieselben nach innen zu befestigt worden seien.

Ganz willkürlich ist Napoleons Auffassung des Ausdrucks neque inter se contingant trabes, was er so versteht, daß die Balken der verschiedenen Schichten nicht senkrecht über einander lagen, während die betreffende Stelle bei Cäsar doch offenbar nur den Sinn hat, daß, obgleich die einzelnen über einander liegenden Balken unter einander in keiner direkten Verbindung standen, doch das ganze Mauerwerk, in Folge der eigenthümlichen Konstruktion, sehr fest zusammenhielt. Endlich ist noch zu bemerken, daß bei der von Napoleon angegebenen Konstruktion der Mauern die 40 Fuß langen Querbalken, welche die zur Mauer senkrechten Balken verbanden,

---

[1]) „Mehrere Schriftsteller haben geglaubt, daß diese Balken, statt perpendikular gegen die Richtung der Mauer, vielmehr parallel mit dieser Richtung gelegt worden seien. Eine solche Erklärung scheint uns nicht zulässig: die Balken hätten in dieser Lage keine Festigkeit gehabt und würden leicht losgerissen worden sein. — Uebrigens kann der lateinische Ausdruck trabes directae keinen Zweifel bestehen lassen, denn das Wort directus bezeichnet immer rechtwinklig gegen eine Richtung."

alle sich im Innern der Mauern befanden, so daß Cäsar auf deren Vorhandensein nur hätte aufmerksam werden können, wenn er beim Bau einer solchen Mauer zugegen gewesen wäre.

Gegen Napoleons Auffassung sprechen außerdem auch noch viele sachliche Gründe. Wäre seine Ansicht die richtige, dann müßte man annehmen, daß die Gallier große Erfahrung im Festungsbau und Belagerungswesen besaßen und darin sogar den Römern überlegen waren, wenn sie so komplizirte Mauerwerke aufzuführen im Stande waren, bei denen alles darauf berechnet war, die Wirkung der Mauerbrecher abzuschwächen. Nun erfahren wir aber aus Cäsars Commentarien selbst, daß die Gallier überhaupt keine Kenntniß des Belagerungswesens besaßen, wie dieß Vercingetorix in seiner Rede nach der Einnahme von Avaricum ausspricht, wo er die Einnahme dieser Stadt durch die Römer deren Kenntniß des Belagerungswesens zuschreibt, von dem die Gallier nichts verstünden. Die Gallier hatten zu der Zeit, wo sie ihre Mauern erbauten, sicherlich keine Kenntniß von der Existenz von Mauerbrechern und erbauten ihre Mauern offenbar nur zum Schutz gegen Ihresgleichen. Wenn sich also ihre Mauern nachträglich im Kampfe mit den Römern als besonders zweckmäßig erwiesen, so konnte dieß nur ein Werk des Zufalls sein und sie waren bei der Errichtung derselben sicherlich nicht von militärwissenschaftlichen Rücksichten geleitet worden.

Nach meiner Ansicht ist das fragliche Capitel der Commentarien Cäsars etwa folgendermaßen wiederzugeben:

Alle Gallischen Mauern werden annähernd auf folgende Weise hergestellt. Es werden der Länge nach gerade fortlaufende Balken[1]) in gleichen Zwischenräumen von je 2 Fuß[2]) von einander auf die Erde gelegt[3]). Diese werden mit einer großen Menge Baumzweige umwickelt[4]) und mittelst derselben nach innen festgebunden[5]), die erwähnten Zwischenräume aber mit Steinen ausgefüllt, wobei an der Mauerfronte große Steine verwendet werden[6]). Nachdem dieß Alles in der angegebenen Weise aufgeschichtet und fest verbunden ist[7]), wird darüber eine zweite Schichte aufgeführt[8]) in der Weise, daß dieselben Zwischenräume eingehalten werden, und daß die einzelnen Balken, obgleich sie unter einander nicht in Berührung stehen, sondern durch einzelne dazwischen liegende Steine von einander getrennt sind und in gleichen Abständen gehalten werden, doch fest zusammenhängen. In dieser Weise wird dann das ganze Werk weitergeführt, bis die Mauer die richtige Höhe erreicht hat. Ein derartiges Werk ist einerseits in Folge der Buntheit seines Aeußeren nicht unschön, da gerade fortlaufende Stein- und Balkenreihen regelmäßig mit einander abwechseln, andererseits

seits, was seinen Nutzen bei der Vertheidigung der Städte betrifft, im höchsten Grade zweckmäßig, weil es durch die Steine gegen Brandlegung, durch das Holzwerk aber gegen Mauerbrecher geschützt ist, da dasselbe in der Regel aus 40 Fuß langen, fortlaufenden, nach innen festgebundenen Balken besteht[9]) und deßhalb weder durchbrochen noch aus einander gerissen werden kann.

Bemerkungen zu vorstehender Uebersetzung.

[1]) Trabes directae perpetuae in longitudinem. Die Balken wurden, parallel zur Richtung der Mauer, so an einander gereiht, daß immer der folgende die gerade Fortsetzung des vorhergehenden bildete, wie in obiger Zeichnung angedeutet ist.

[2]) Paribus intervallis, distantes inter se binos pedes. Neben die erste an der ganzen Länge der Mauer hinlaufende Balkenreihe wurde in einem mittleren Abstand von 2 Fuß eine zweite ebensolche Balkenreihe gelegt, neben die zweite eine dritte u. s. f., bis die nöthige Dicke der Mauer erreicht war. Die angegebenen Dimensionen hingen offenbar von der Dicke der wahrscheinlich unbehauenen und deßhalb nicht überall gleich dicken Baumstämme und der ebenfalls unbehauenen Steine ab.

[3]) In solo conlocantur. Die Mauern hatten also keine Fundamente.

[4]) Multo aggere vestiuntur. Es ist klar, daß dieß nicht heißen kann: sie werden mit viel Dammerde überschüttet; denn erstens heißt vestire überkleiden und nicht überschütten; zweitens würden hiebei die Zwischenräume zwischen den Balken, die doch mit Steinen ausgefüllt werden sollen, bereits mit Erde ausgefüllt; sollte aber der Sinn der sein, daß die Fugen zwischen den Steinen mit Erde ausgefüllt wurden, dann hätte dieß Cäsar ganz anders ausdrücken müssen; drittens heißt agger überhaupt nicht Dammerde sondern Dammmaterial oder Reisig, wie aus folgenden Vergleichstellen hervorgeht:

Bell. Gall. VII, 22: „aggeri ignem inferebant“.

Bell. Gall. VII, 24: „fumare aggerem, quem cuniculo hostes succenderant“.

Bell. Gall. VII, 25: „restincto aggere“.

Bell. Civ. I, 25: „has terra atque aggere integebant“. Hier ist agger ausdrücklich im Gegensatz zu terra gebraucht.

Bell. Civ. I, 40: „ex aggere atque cratibus, quae flumine ferebantur“.

Bell. Civ. II, 14: „uti uno tempore agger, plutei, testudo, turris, tormenta flammam conciperent“.

Da Erde bekanntlich weder brennt noch auf dem Wasser schwimmt, so ist klar, daß unter agger nicht Dammerde zu verstehen ist. Daß unter agger bei Cäsar nie Erde, sondern stets Reisig zu verstehen ist, wird auch durch folgende Stellen bewiesen, aus denen hervorgeht, daß der agger von weitem herbeigeschafft werden mußte, was doch mit Dammerde nicht nöthig gewesen wäre, die überall an Ort und Stelle zur Hand ist.

Bell. Gall. VII, 17: „aggerem apparare“.

Bell. Civ. II, 2: „hac agger inter manus proferebatur“.

Bell. Civ. II, 15: „quod, unde agger omnino comportari posset, nihil erat reliquum, omnibus arboribus longe lateque excisis et convectis“. Aus dieser Stelle geht doch deutlich genug hervor, was mit agger gemeint ist.

Bell. Gall. II, 20: „longius aggeris petendi causa processerant“.

Bell. Civ. III, 62: „aggeremque omnem noctu in scaphas et naves actuarias imponit“ und „naves aggere completas“.

Es ist also vollständig unerfindlich, was Menge veranlassen konnte, in seinem

Lexicon Caesarianum die Bedeutung von agger folgendermaßen zu geben: „agger: 1) Dammerde, Erdschutt; 2) Erdwall, Schutzdamm; 3) Angriffsdamm"; denn nirgends hat bei Cäsar agger die Bedeutung von Dammerde oder Erdwall. Der Grund, warum die Römer im Kriege zur schnellen Auffüllung von Gräben und zur Herstellung von zeitweiligen Dämmen, bei denen Alles auf die Schnelligkeit der Ausführung ankam, hauptsächlich Reisigbündel und Baumäste verwendeten, liegt auf der Hand. Reisigbündel erfüllten vermöge ihrer geringen Schwere bei großem Volumen den Zweck viel besser als Erde und waren außerdem viel leichter zu handhaben, weil sie von den Soldaten einfach in den Händen herbeigetragen und im Nu in großen Massen aufgeschichtet werden konnten.

[5]) Hae revinciuntur introrsus. Die äußere Balkenreihe, die sonst keinen Halt gehabt hätte, wurde mit Baumzweigen an die nächstinnere Balkenreihe festgebunden, diese an die folgende u. s. f. Revincio heißt in erster Bedeutung: ich binde an. Außer dieser Stelle kommt revincio bei Cäsar nur noch dreimal vor und hat jedesmal den Sinn von anbinden.

Bell. Gall. III, 13: „ancorae pro funibus ferreis catenis revinctae".

Bell. Gall. IV, 17: „quibus disclusis atque in contrariam partem revinctis".

Bell. Gall. VII, 73: „huc illi stipites demissi et ab infimo revincti, ne revelli possent, ab ramis eminebant".

Da wo Cäsar ausdrücken will, daß verschiedene Objekte durch Querbalken mit einander verbunden wurden, gebraucht er immer iungo oder coniungo, wie aus folgenden Vergleichstellen zu ersehen ist:

Bell. Gall. I, 12: „id Helvetii ratibus ac lintribus iunctis transibant".

Bell. Gall. IV, 17: „tigna bina . . . inter se iungebat".

Bell. Gall. IV, 17: „his item contraria duo ad eundem modum iuncta . . . statuebat".

Bell. Gall. IV, 17: „sublicae cum omni opere coniunctae".

Bell. Gall. VII, 73: „quini erant ordines coniuncti inter se".

Endlich ist noch zu obiger Stelle zu bemerken, daß introrsus „nach innen zu, hineinwärts" bedeutet und nicht „im Innern", wie die Erklärer stillschweigend angenommen haben.

Daß die Gallier auch beim Bau von ihren Privatwohnungen reichlichen Gebrauch von Baumzweigen machten, geht aus Strabo hervor, der angibt, daß die Gallier in Hütten wohnten, die aus Holz und Flechtwerk hergestellt waren.

[6]) Grandibus in fronte saxis effarciuntur. An der Außenseite der Mauern wurden große Steine verwendet, offenbar deßhalb, um das Herausreißen derselben zwischen den parallel über einander liegenden Balken, deren gegenseitige Abstände kleiner waren als die Durchmesser der Steine, unmöglich zu machen. Im Innern der Mauern konnten ohne besonderen Nachtheil auch kleinere Steine verwendet werden.

[7]) His coagmentatis. Ehe eine zweite Balken- und Steinschichte aufgetragen wurde, wurden der größeren Festigkeit wegen über die Steine und Balken der unteren Schichte, quer zur Richtung der Mauer, Verbindungsbalken gelegt, welche aber mit den Längsbalken in keiner weiteren Verbindung standen, sondern nur einfach aufgelegt wurden.

[8]) Alius insuper ordo additur. Da zum Bau der Gallischen Stadtmauern offenbar unbehauene Steine verwendet wurden, so mußte die Entfernung der oberen Balkenreihe von der unteren ungefähr dieselbe sein, wie die gegenseitigen Abstände der einzelnen horizontal neben einander liegenden Balkenreihen, d. h. ungefähr 2 Fuß.

[9]) Quae perpetuis trabibus pedum (pedes) quadragenum (quadragenos) plerumque introrsus revincta. Diese Stelle ist wahrscheinlich korrumpirt, worauf schon die verschiedenen Lesarten hinweisen; sie ist, soviel mir wenigstens bekannt ist,

dahin aufgefaßt worden, daß damit die Querbalken gemeint seien, welche die Längsbalken mit einander verbinden; man kommt aber dabei einerseits mit dem perpetuis trabibus in Widerspruch, andererseits müßten dann die Mauern eine Dicke von 40 Fuß gehabt haben, was ein Absurdum ist. Wenn die Gallischen Mauern wirklich so dick gewesen wären, dann wäre es von Cäsar sehr überflüssig gewesen, die zweckmäßige Konstruktion derselben besonders hervorzuheben; denn eine 40 Fuß dicke Mauer wäre für die damaligen Römischen Belagerungsmaschinen absolut uneinnehmbar gewesen, ganz gleich, welches die Konstruktion der Mauer und aus welchem Material dieselbe hergestellt sein mochte. Eine solche Mauer würde auch für die heutigen weittragenden Geschoße noch immer ein sehr ernstes Hinderniß darstellen. Ferner ist nicht einzusehen, zu welchem Zweck die Gallier solche Mauerkolosse aufgeführt haben sollten, da ihre Mauern, wie bereits erwähnt, doch nur zum Schutz gegen Barbaren bestimmt waren. Endlich bedenke man, welche ungeheuere Massen von Baumaterial, speziell von Baumstämmen, erforderlich gewesen wären, um alle damaligen Gallischen Städte in ihrem ganzen Umfang mit 40 Fuß dicken Mauern zu umgeben. Für eine Stadt mit einem Flächenraum von nur Einem Quadratkilometer wären bei einer Mauerhöhe von 20 Fuß nicht weniger als 80 000 2 Fuß dicke und 40 Fuß lange Baumstämme erforderlich gewesen. Ich glaube deßhalb, daß pedum quadragenum oder pedes quadragenos sich auf die Länge der der Längsrichtung der Mauern parallelen Balken bezieht, von denen Cäsar im Anfang des 23. Capitels spricht. Die Schwierigkeit der Erklärung dieser Stelle ließe sich beseitigen, wenn man statt revincta revinctis liest. Eine solche Annahme wäre hier vielleicht ganz berechtigt, weil das Vorhandensein verschiedener Lesarten beweist, daß die Abschreiber, in Folge des Mißverstehens des fraglichen Abschnittes, von jeher am Text herumkorrigirt haben. Die Stelle würde dann so lauten: quae perpetuis trabibus pedum quadragenum plerumque introrsus revinctis neque perrumpi neque distrahi potest.

Auf Grund der bisherigen Auseinandersetzungen müssen die Gallischen Mauern das in nachstehender Zeichnung angedeutete Aussehen gehabt haben. Bei näherer Betrachtung dieser Zeichnung, welche mit Cäsars Beschreibung vollkommen übereinstimmt, kommt man leicht zu der Ueberzeugung, daß Cäsars Angabe, er sei nicht im Stande gewesen, mit seinen Mauerbrechern gegen derartige Festungswerke etwas auszurichten, begründet war. In Folge des losen und elastischen Gefüges und des Ineinandergreifens der verschiedenen Balken- und Steinschichten war eine Lockerung oder ein Durchbrechen der Mauern durch Widderstöße absolut unmöglich. Es wäre leichter gewesen, die ganze Mauer, so wie sie war, zur Seite zu schieben, als eine Bresche in derselben herzustellen.

Ganz genau solche Mauern, wie sie Cäsar bei den Galliern beschreibt, habe ich auf meiner letzten Dienstreise in Turkestan im Jahre 1886 in dem im Quellgebiet des Amu-darja gelegenen kleinen Gebirgslande Darwas gefunden und nachstehende Zeichnung ist auf Grund einer an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze angefertigt worden. Eine Generalansicht einer Darwasischen Festung zu geben bin ich leider nicht in der Lage, weil ich auf der Reise keinen photographischen Apparat zur Verfügung hatte, die Anfertigung einer genauen Handzeichnung aber aus Mangel an Uebung im Zeichnen und noch mehr aus Mangel an Zeit nicht möglich war, da gerade bei meiner Reise durch

Darwas in Anbetracht des Zweckes meiner Reise, chronometrischer Längenbestimmungen, die größtmögliche Eile nöthig war. Ich konnte nur in der Eile eine schematische Skizze der Bauart der Festungsmauer von Sarypul in meinem Notizbuch entwerfen, um dieselbe bei meiner Rückkehr nach Taschkent mit Cäsars Beschreibung vergleichen zu können. Auf Grund dieser Skizze habe ich dann nachträglich untenstehende Zeichnung entworfen, welche nicht eine vollendete, sondern, der besseren Uebersichtlichkeit wegen, eine im Bau begriffene Mauer darstellt, und zwar habe ich eine Mauerecke gewählt, weil hier die eigenthümliche Konstruktion am klarsten ersichtlich ist. Im Anschluß an diese Zeichnung will ich über die Bauart der Festungs-

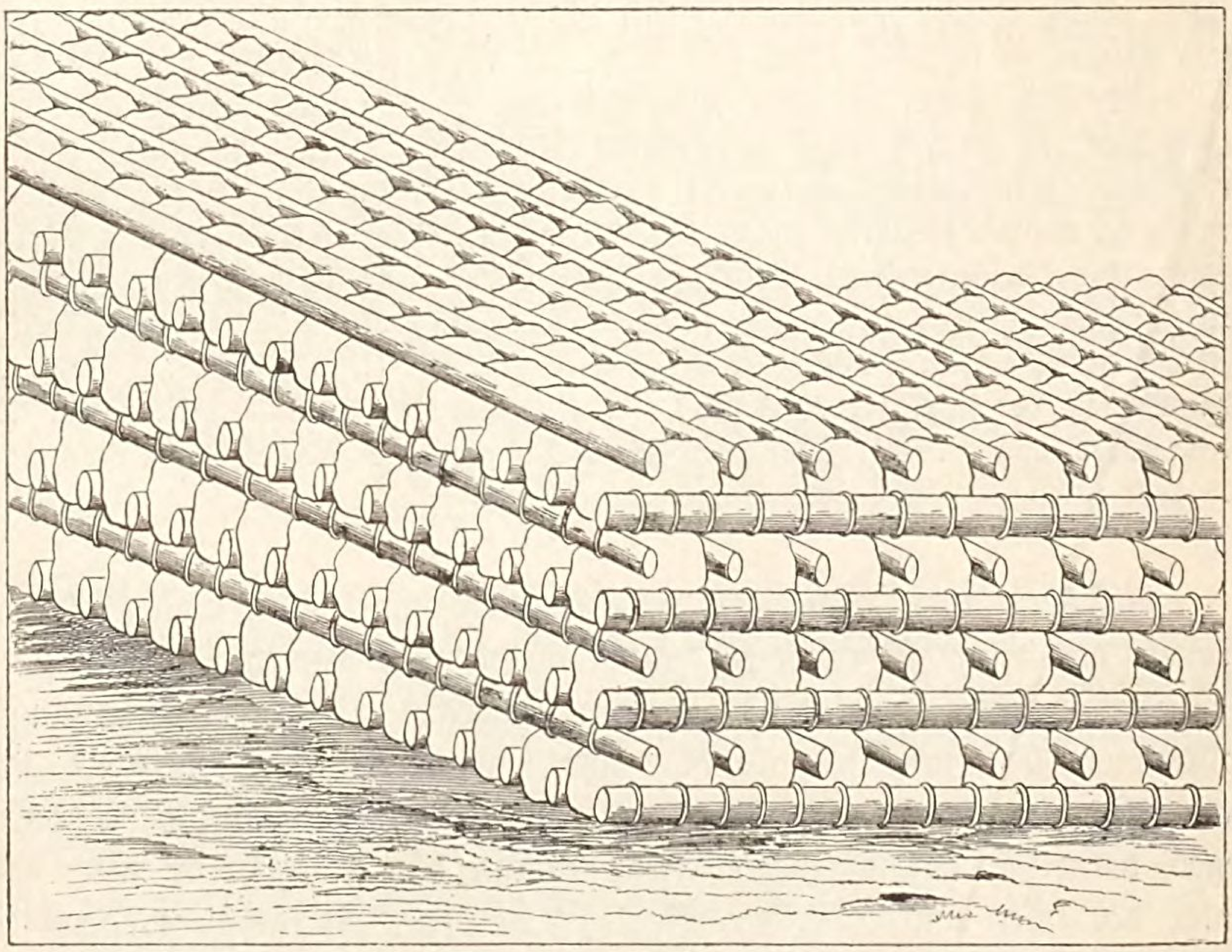


Fig. 5. Konstruktion der Gallischen Mauern.

mauern von Darwas Folgendes bemerken. In Darwas, welches wegen seiner spärlichen Bevölkerung, da es aus lauter Gebirgsschluchten besteht, keine eigentlichen Städte, sondern nur kleine Dörfer besitzt, sind nicht die Ortschaften selbst mit Mauern umgeben, wie dieß sonst in ganz Turkestan der Fall ist, sondern bei den größeren Ortschaften finden sich kleine Festungen, welche offenbar dazu bestimmt sind, den Einwohnern für den Fall eines feindlichen Ueberfalls Unterkunft zu bieten. Auch wohnt der betreffende Ortschef immer in der Festung. Festungen mit solchen Mauern, wie sie Cäsar beschreibt, habe ich auf meinem Wege an drei Punkten gefunden, in Sarypul, in Tobi-dara und Tschildara. Nach den Angaben der Eingeborenen waren diese Festungen erst im gegenwärtigen Jahrhundert erbaut

worden. Zum Bau waren ganz rohe und unbehauene Baumstämme verwendet, von denen nur Aeste und Rinde entfernt worden waren; sie waren deßhalb an ihren Enden von ungleicher Dicke. Die zur Verbindung der parallel neben einander liegenden Baumstämme dienenden Weidenzweige, deren Anzahl viel größer war, als ich in der Zeichnung nur andeutungsweise angezeigt habe, waren gleichfalls entrindet. Die zum Bau verwendeten Steine waren unbehauen; es waren ganz gewöhnliche, meistens rundliche und glatte Rollsteine, welche bei allen drei Festungen aus den in nächster Nähe befindlichen Flußbetten aufgelesen waren, wo solche Steine in ungeheuren Mengen herumlagen und den ganzen Boden der Flußbette bedeckten. Die Zwischenräume zwischen den Steinen und Balken waren nicht mit Erde ausgefüllt, auch die Mauern weder von Innen noch von Außen mit Lehm beworfen. Beim Bau waren keinerlei Metalltheile verwendet und die Balken waren ohne jegliche Verbindung über einander geschichtet Die Abstände zwischen den Balkenreihen waren annähernd dieselben wie bei Cäsar und hingen lediglich von der Größe der zwischen die Balken gelegten Steine ab. Die Mauern hatten kein Fundament und die untersten Balken und Steine waren ohne weiters auf den Boden gelegt worden.

Es fragt sich nun, auf welche Weise diese merkwürdige Uebereinstimmung zwischen zwei räumlich und zeitlich so weit von einander entfernten Völkern, wie die alten Gallier und die heutigen Galtschas von Darwas, zu erklären ist. Daß es nur ein Werk des Zufalls und daß die Gallier und die Bewohner von Darwas ganz unabhängig von einander auf dieselbe originelle Idee verfallen sein sollten, wird wohl Niemand für wahrscheinlich halten, um so mehr, als beide Völker, da sie beide zum Indogermanischen Volksstamm gehören, früher unzweifelhaft eine gemeinsame Heimath bewohnt haben. Es bleibt also nur die eine Möglichkeit übrig, daß entweder die Galtschas ihre Bauart von den Galliern, oder die Gallier von den Galtschas entlehnt haben, oder mit anderen Worten, daß entweder die Galtschas aus Frankreich oder die Gallier aus Darwas eingewandert sind. Um diese Frage zu entscheiden ist es nothwendig zu untersuchen, wo die beiden Völkern gemeinsame Bauart entstanden sein muß.

Gegen den Gallischen Ursprung der erwähnten Bauart spricht erstens der Umstand, daß nach Cäsar dieselbe über ganz Gallien verbreitet war, weil in dem großen Gallien die örtlichen Verhältnisse in den verschiedenen Gebieten sehr verschieden waren und sich deßhalb in verschiedenen Gegenden sicherlich auch verschiedene Bausysteme ausgebildet haben würden, wenn sie an Ort und Stelle entstanden wären. Zweitens spricht dagegen der weitere Umstand, daß die angegebene Bauart heutzutage in Frankreich nicht mehr vorkommt und, wie die von Napoleon angeordneten Ausgrabungen beweisen, schon bald nach Cäsars Zeit aufgegeben also durch die örtlichen Verhältnisse nicht bedingt war. Der zu Cäsars Zeit in Gallien herrschende

Indogermanische Volksstamm hat also offenbar die erwähnte Bauart bei seiner Einwanderung nach Gallien bereits mitgebracht und dieselbe später, als den örtlichen Verhältnissen nicht entsprechend, allmählig aufgegeben. Daß die Gallier die erwähnte Bauart fertig nach Gallien importirt haben, geht auch aus dem Umstande hervor, daß man Spuren von Gallischen Mauern auch außerhalb Frankreich z. B. am Taunus aufgefunden hat, d. h. in Gegenden, welche die Gallier auf ihrer Wanderung berührt haben müssen. Man hat nämlich an verschiedenen Punkten ringförmige Wälle aus rohen Steinen aufgefunden, welche mitunter an der Außenseite durch die Einwirkung von Feuer verglast waren. Diese formlosen Steinringe bilden einfache oder auch doppelte Kreise rings um die Berggipfel des Taunus und da sie in ihrem gegenwärtigen Zustande keinen Schutz gegen feindliche Ueberfälle gewähren können, so hat schon v. Cohausen die offenbar richtige Meinung ausgesprochen, daß dieselben Ueberreste von Mauern sein müßten, welche den von Cäsar beschriebenen Gallischen Mauern ähnlich waren. Durch von außen an die Mauern gelegtes Feuer sei offenbar das Balkenwerk zerstört worden und dann die Mauern in sich selbst zusammengesunken. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht auch der Umstand, daß man in den fraglichen Ringwällen keine Spur von Mörtel aufgefunden hat.

Ganz anders als in Gallien liegen die Dinge in Darwas. In Turkestan werden allgemein alle Bauten, sowohl Stadt- und Festungsmauern wie Wohngebäude und Gartenmauern aus Löß aufgeführt. Die aus Löß hergestellten Bauwerke sind nach den örtlichen Verhältnissen äußerst zweckmäßig, weßhalb auch die Russen bei der Anlage von Festungsbauten und Wohngebäuden in Turkestan die einheimische Bauart adoptirt haben. Erstens ist das Material überall zur Hand und braucht nicht aus der Ferne herbeigeschafft zu werden. Zweitens sind Lößbauten verhältnißmäßig dauerhaft, Dank der außerordentlichen Trockenheit der Luft und den verschwindend kleinen Niederschlägen. Die aus Lehm hergestellten Stadt- und Festungsmauern erreichen in Turkestan auch vollständig ihren Zweck, weil die Kriegskunst der Eingebornen bis auf die neueste Zeit ungefähr auf derselben Stufe stand, wie bei den Galliern Cäsars. Der Bucharische Emir z. B., der vor dem Auftreten der Russen der gefürchtetste Eroberer Turkestans war, konnte jahrelang die Doppelstadt Schaar-Kitab nicht einnehmen, trotz seiner bedeutenden Heeresmacht, nur weil sie von einer erbärmlichen Lehmmauer umgeben war, und er mußte sich darauf beschränken, jedes Frühjahr durch seine große Armee die Felder seiner Feinde niederreiten zu lassen, bis ihm endlich die Russen den Liebesdienst erwiesen, diese Städte mit einigen Bataillonen für ihn einzunehmen.

Wollen wir nun sehen, welche Gründe die Bewohner von Darwas veranlaßt haben, von der erwähnten in ganz Centralasien und auch im benachbarten, von einem den Darwasern nahe verwandten Volksstamm be-

wohnten Karategin gebräuchlichen Bauart abzuweichen. Diese Gründe waren offenbar folgende. Erstens sind in Darwas die Niederschläge viel bedeutender als im übrigen Turkestan und es gibt hier auch ausgiebige Sommerregen, was dadurch bewiesen wird, daß in Darwas der Feldbau ohne künstliche Bewässerung betrieben wird, was im übrigen Turkestan undenkbar wäre, wo in der Regel den ganzen Sommer über kein Regen fällt. Diese größeren Niederschläge verdankt Darwas seiner günstigen Lage in dem nach Südwest geöffneten Winkel zwischen dem Hindukusch im Süden, dem Pamirgebirge im Osten und dem Alai- und Turkestanischen Gebirge im Norden. Ich habe nämlich auf meinen Reisen in Turkestan überall die Beobachtung gemacht, daß alle gegen Südwest geöffneten Thäler ganz unvergleichlich größere Niederschläge aufweisen als die nach anderen Himmelsrichtungen gerichteten Thäler und die Ebenen, wie es bei der geographischen Lage Turkestans auch nicht anders sein kann, da es alle seine Feuchtigkeit aus dem Rothen und Arabischen Meere und dem Mittelmeere erhält. In Darwas würde also in Folge der häufigen und reichlichen Niederschläge eine aus Lehm hergestellte Mauer sehr schnell verwittern und alljährliche Reparaturen erfordern.

Der zweite Grund, der die Herstellung der Mauern aus Lehm in Darwas unmöglich macht, ist das Fehlen der im übrigen Turkestan dazu verwendeten Lößerde. Während nämlich in Turkestan sonst fast alle Ansiedlungen auf Lößablagerungen angelegt sind, besteht der Boden in denjenigen Theilen von Darwas, in denen die drei Festungen Sarypul, Tobidara und Tschildara gelegen sind, aus den Resultaten der Verwitterung von Conglomeratfelsen, welche gleich einer Insel inmitten der übrigen Gebirgsarten und gegen diese in Farbe und Struktur scharf abstechend, von Südwest nach Nordost streichen. In Anbetracht der erwähnten klimatischen Verhältnisse und in Ermangelung jedes anderen Baumaterials blieb also den Bewohnern von Darwas nichts übrig als zum Bau ihrer Festungen die von den Conglomeratfelsen abgebröckelten und in allen Flußbetten in ungeheueren Massen vorhandenen Rollsteine zu verwenden. Eine Bearbeitung dieser Steine behufs besserer Verwendbarkeit war bei dem geringen Durchmesser und der großen Härte derselben und bei der Unkenntniß der Eingebornen in Steinmetzarbeiten selbstverständlich ausgeschlossen. Da aber diese Rollsteine in Folge ihrer runden und abgeschliffenen Form für sich allein zur Aufführung von Mauern nicht zu verwenden waren, selbst wenn die Eingebornen mit dem Gebrauch von Mörtel oder Cement bekannt gewesen wären, so blieb ihnen nichts übrig als dieselben mit Baumstämmen zu kombiniren, an denen, im Gegensatz zum übrigen Turkestan, in Darwas gleichfalls kein Mangel ist.

Auf diese Weise entstand in Darwas ganz natürlich die oben auseinandergesetzte eigenthümliche Bauart, die unter den obwaltenden Um-

ständen nicht nur die einzig mögliche sondern auch die zweckmäßigste war und sich hier deßhalb auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Daß bei der Konstruktion der Festungsmauern von Darwas keinerlei militär-technische Rücksichten maßgebend gewesen waren, wird, abgesehen von der niedrigen Kulturstufe, auf der die Bewohner von Darwas auch heutzutage noch stehen, schon dadurch bewiesen, daß in Darwas, wie ich mich an verschiedenen Stellen überzeugte, auch die Wohngebäude und Gartenmauern auf ganz ähnliche Weise aus Rollsteinen und durch Baumzweige unter einander verbundenen Balken hergestellt werden. Nur werden erstere zur Abhaltung der Unbilden der Witterung von Innen und Außen mit Lehm verstrichen, was bei den Festungsmauern nicht der Fall ist. In Kalai-Chodscha, einem Dorfe zwischen Sarypul und Tobi-dara, wohnte ich in einem solchen Hause, in dem stellenweise die Lehmverkleidung abgebröckelt war, so daß die Konstruktion zu Tage trat. Der Umstand, daß in Darwas auch die Wohnhäuser auf die angegebene Weise hergestellt werden, ist zugleich auch der sicherste Beweis dafür, daß das fragliche Bausystem wirklich in Darwas entstanden und daselbst schon seit den ältesten Zeiten in Gebrauch ist.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Gallier, welche zu Cäsars Zeit das Mittlere und Nördliche Frankreich bewohnten, unzweifelhaft aus Turkestan eingewandert sind und daß sie vor ihrer Auswanderung eben jene Gegenden bewohnt haben müssen, in welchen die bei ihnen gebräuchliche Bauart entstanden war und, weil durch die örtlichen Verhältnisse bedingt, bis auf die Gegenwart in Gebrauch geblieben ist. Dieß wird auch durch die Aehnlichkeit der Namen wahrscheinlich gemacht, denn der Name Galater, welcher den betreffenden Völkerschaften von den Griechen beigelegt wurde und der von den Römern weiter in Gallier korrumpirt wurde, ist, wie ich bereits früher erwähnt habe, offenbar nichts anderes als das Gräcisirte Galtscha, mit welchem Namen sich die Bewohner von Darwas heute noch bezeichnen.

5) Einen weiteren Beweis für die Einwanderung der Indogermanen aus Asien liefert der Umstand, daß in den Pfahlbauten der Schweiz, sowie in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Griechenland vorhistorische Steinwerkzeuge und Amulette aufgefunden worden sind, die aus Nephrit und Jadeit hergestellt waren. Besonders in den Pfahlbauten war die Zahl der Nephritfunde sehr beträchtlich. Der Nephrit ist ein Halbedelstein von gewöhnlich lauchgrüner aber mitunter auch von grünlich weißer oder milchweißer Farbe, von außerordentlicher Härte und Zähigkeit, der von Säuren nicht angegriffen wird und vorwiegend aus Kieselsäure, Magnesia, Kalk und etwas Eisenoxydul besteht. Der Nephrit ist also eine Varietät der Hornblende. Der Jadeit unterscheidet sich von dem verwandten Nephrit hauptsächlich dadurch, daß er Thonerde und Natron enthält. Nephrit und

Jadeit sind bis jetzt in Europa noch nirgends anstehend aufgefunden worden und die erwähnten allenthalben in Europa aufgefundenen Nephrit- und Jadeitobjekte können daher nur importirt worden sein. Daß an eine Einführung auf dem Handelswege nicht zu denken ist, ist klar, denn die Pfahlbauer müßten sonst ausgedehntere Handelsverbindungen mit den Gegenden, in denen der Nephrit und Jadeit gefunden wird, unterhalten haben als die Europäischen Völker der Neuzeit. Außerdem ist der Preis dieser Steine ein so hoher, daß die Pfahlbauer wohl schwerlich in der Lage gewesen sein würden, die Auslagen für Steinbeile und Steinmeißel aus Nephrit zu bestreiten. Wir können uns also den Besitz von Nephritwerkzeugen bei den vorhistorischen Bewohnern Europas nur dadurch erklären, daß dieselben sich ihre Nephritvorräthe an Ort und Stelle, d. h. da verschafft haben, wo der Nephrit in rohem Zustand und in großen Mengen vorkam und deßhalb auch weniger geachtet wurde. Nach den Untersuchungen des Geologen Fischer und anderer Gelehrter sind Fundstätten von unverarbeitetem Nephrit und Jadeit weder in Europa noch in Afrika und Amerika bekannt. Diese Steine kommen nur in Asien und Oceanien, da aber in großen Mengen vor. Tamerlans Grabmal in Samarkand, welches noch existirt, war z. B. aus einem einzigen großen Nephritblock hergestellt worden. Die wichtigsten Fundstätten von Nephrit und Jadeit befinden sich in Centralasien, besonders in Chotan, außerdem kommt Nephrit auch noch in Ostsibirien, in der Nähe der Chinesischen Gränze, sowie auf Neuseeland, Neucaledonien, den Markesas-Inseln und auf Tahiti vor.

Der Umstand, daß die Pfahlbauer und sonstigen Europäischen Indogermanen in vorhistorischer Zeit Nephrit besaßen und zwar in solchen Mengen, daß sie daraus nicht nur Schmuckgegenstände, sondern selbst Waffen und zum alltäglichen Leben nöthige Werkzeuge herstellen konnten, während diese kostbaren Steine in Europa gar nicht, dagegen in Centralasien in großen Mengen vorkommen, ist also ein weiterer unumstößlicher Beweis dafür, daß die Urheimath der Indogermanen Centralasien gewesen sein muß.

6) Die alten Germanen besaßen bereits eiserne Waffen, wie aus den Berichten des Tacitus und den Gräberfunden unzweifelhaft hervorgeht. Auch in den Pfahlbauten sind Eisenwaffen aufgefunden worden. Den ältesten Bewohnern Europas dagegen waren Eisenwaffen und der Gebrauch der Metalle überhaupt unbekannt. Nach Lenormant wurde die Erfindung der Darstellung des Eisens aus Eisenerz an drei Punkten der Erde unabhängig und selbstständig gemacht. Der älteste Erfindungsmittelpunkt lag in Asien, der zweitälteste in Afrika und der jüngste in Amerika. Zu dieser Ansicht wurde Lenormant durch die Verschiedenheit der Bearbeitungsmethoden veranlaßt. Im heutigen Turkestan gibt es eine Reihe von Eisenbergwerken der primitivsten Art, welche offenbar schon seit den ältesten Zeiten bearbeitet worden sind. Im Gebiet von Kuldscha zwischen den

Städten Tschintschachobsi und Kuldscha ist der ganze Höhenzug auf dem rechten Ufer des Ili von uralten Eisen- und Kohlenbergwerken bedeckt, von denen die ersteren zur Zeit meines Besuches im Jahre 1880 offenbar schon lange außer Betrieb waren. Vor den Bergwerken lagen aber ganze Berge von Eisenerz angehäuft, welches von den früheren Bewohnern noch zu Tage gefördert aber nicht mehr verarbeitet worden war. Außer diesen Eisenbergwerken muß es aber im Rayon von Kuldscha noch viele andere Eisenlager geben, wie aus meinen erdmagnetischen Ortsbestimmungen deutlich hervorgeht. Während nämlich im ganzen übrigen Turkestan die Resultate der Beobachtungen mit der idealen Vertheilung des Erdmagnetismus so genau übereinstimmen, wie sonst nirgends auf der Welt, weisen die Beobachtungen im Kuldschagebiet durchgängig lokale Abweichungen auf, welche nur auf die Anwesenheit von Eisenlagern zurückgeführt werden können. Auch in Darwas betreiben die Galtschas schon von jeher eine beschränkte und äußerst primitive Eisenindustrie, für welche sie sich die Eisenerze aus einheimischen Erzgruben verschaffen, obwohl sie noch immer auf einer so niedrigen Kulturstufe stehen, daß ihnen z. B. der Gebrauch des Geldes unbekannt ist.

Aus Allem, was wir über die ältesten Indogermanischen Völker Europas wissen, geht hervor, daß der Gebrauch eiserner Waffen hauptsächlich bei den Germanischen und Wendischen [1]) Stämmen verbreitet war, während bei den Galatern und den von den Galatern abgezweigten Hellenen, Italikern und Kelten hauptsächlich Bronze verwendet wurde. Schrader schreibt in seinem Werk: Sprachvergleichung und Urgeschichte, auf Seite 274 und 275: „Die älteste Benennung des Erzes und Kupfers auf der Balkanhalbinsel ist das schon bei Homer geläufige χαλκός. Von diesem Worte läßt sich zunächst behaupten, daß es im Verhältniß zu σίδηρος ‚Eisen‘ ein offenbar älterer Bestandtheil der griechischen Sprache ist; denn während von dem Stamme χαλκο- schon in der homerischen Zeit eine ansehnliche Menge lebendiger Ableitungen wie χάλκεος, χάλκειος, χαλκεύς, χαλκεύω, χαλκεών, χαλκήιος, χαλκήρης vorhanden ist, steht diesem wuchernden Spradtrieb σίδηρος, σιδήρεος nackt und einsam gegenüber, und erst später beginnt auch dieser Stamm Knospen zu treiben. In seiner Verwendung zur Bildung von Personennamen läßt sich das Verhältniß von χαλκο-: σιδηρο- vergleichen mit dem von χρυσο-: ἀργυρο-; d. h. σιδηρο- ‚Eisen‘ wird zur Namengebung so gut wie nicht verwendet. Merkwürdiger Weise herrscht

[1]) In Bezug auf die Slawen spricht sich der Slawische Alterthumsforscher Dr. Woçel in seiner Abhandlung „Bedeutung der Stein- und Bronzealterthümer für die Geschichte der Slawen" ganz bestimmt dahin aus, daß die Slawen keine Bronzezeit hatten. Auch Graf Tyszkiewicz ist der Ansicht, daß die Slawenvölker die reine Bronzezeit entweder gar nicht hatten oder daß die Dauer derselben bei ihnen so kurz und unbedeutend war, daß die Bronzezeit keine Spur hinterlassen hatte.

im Norden Europas gerade der umgekehrte Zustand. Germanische Eigennamen werden zwar mit îsen ‚Eisen‘ (und mit Gold), nicht aber mit êr ‚Kupfer‘ (und mit Silber) gebildet. Auch in den Slawischen Personennamen kommen von Metallen nur zlato ‚Gold‘, sirebro ‚Silber‘ (das bei anderen Völkern zu diesem Zwecke nicht gebräuchlich) und gvozdije ‚Eisen‘, nicht aber Kupfer vor.“

Auf Seite 277 schreibt Schrader weiter: „Jedenfalls muß die Bekanntschaft mit dem Eisen bei den Preußisch-Lithauisch-Slawischen Völkern, da auf ihrem ganzen Sprachgebiet das gleiche Wort wiederkehrt, verhältnißmäßig frühzeitig sich verbreitet haben. Da demgegenüber das Kupfer (Erz), wie wir gleich sehen werden, bei dem Slawischen und Baltischen Sprachzweig verschiedene Benennungen führt, so spricht auch dieß dafür, daß das erste im Norden bearbeitete Metall das Eisen gewesen sei.“

Ferner auf Seite 287 und 288: „Auch zu den stammverwandten Skythen war schon zu Herodots Zeit die Kenntniß des Eisens gedrungen. Der Geschichtschreiber erzählt IV, Cap. 62, daß im Cult des Ares ein eiserner Säbel (σιδήρεος ἀκινάκης) als Sinnbild dieses Gottes verehrt wurde, und die Verwendung dieses Metalles im Gottesdienst läßt auf eine sehr alte Bekanntschaft mit demselben schließen, während der Gebrauch des Kupfers (Erzes) ausdrücklich von dem Schriftsteller für die Skythen in Abrede gestellt wird (IV. cap. 71). Merkwürdiger Weise wird von den benachbarten und an Kleidung und Lebensweise den Skythen ähnlichen Massageten [1]) gerade das Gegentheil berichtet (I. cap. 215).“

Der Umstand, daß bei den Germanen und Slawen Eisen, bei den Galatern und den aus denselben hervorgegangenen Griechen, Römern und Kelten, sowie bei den zur Baktrischen Gruppe gehörigen Massageten aber Kupfer und Erz das vorherrschende Metall war, wird leicht erklärlich, wenn wir die ursprüngliche Vertheilung der Indogermanen vor ihrer Auswanderung aus Turkestan ins Auge fassen, welche ich bereits im ersten Theil kurz angedeutet habe. Aus verschiedenen Gründen, auf die ich später noch ausführlicher zurückkommen werde, bin ich überzeugt, daß die Germanen und Wenden in Turkestan das Nördlich und Oestlich vom Syr-darja gelegene Gebiet bewohnt haben, während die Galater die Gegend zwischen Syr-darja und Amu-darja, und die Baktrier die Gegend Südlich vom Amu-darja besetzt hielten. In diesen letzteren Gebieten gibt es wohl Kupfer- und Zinnlager aber nur sehr wenige und ganz unbedeutende Eisenerzlager. Westlich von Darwas habe ich nur eine einzige und ganz unbedeutende Eisengrube in der Nähe der Ostbucharischen Stadt Baisun aufgefunden. Die Galater und Baktrier waren deßhalb hauptsächlich auf den Gebrauch

[1]) Herodot erzählt nämlich von den Massageten, daß sie (noch am Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr.) kein Eisen hatten, sondern ihre Waffen aus Bronze verfertigten.

von Kupfer und Bronze angewiesen. Auch die heutigen Bucharen beziehen all ihren Vorrath an Roheisen und an Eisengegenständen ausschließlich von auswärts, nämlich aus Rußland. Die Skythen dagegen, die Vorfahren der Germanen und Wenden, hatten das eisenreiche Kuldschagebiet in Besitz, welches ihnen unerschöpfliche Vorräthe von Eisenerz zu liefern im Stande war. Da also aus den Turkestanischen Verhältnissen nicht nur der frühe Gebrauch des Eisens bei den Europäischen Indogermanen erklärt wird, sondern auch der sonderbare Umstand, daß bei den rohen und unkultivirten Germanen und Wenden das Eisen schon von jeher in allgemeinem Gebrauch war, bei den kulturell viel höher stehenden Galatern, Römern, Griechen und Kelten aber erst viel später, erst nach ihrer Niederlassung in Europa, eingeführt wurde, so kann dieser Umstand ebenfalls als Beweis für den Centralasiatischen Ursprung der Indogermanen dienen.

7) Als Beweis dafür, daß die Indogermanen in Europa nicht autochthon sondern eingewandert sind, können auch die Pfahlbauten dienen, vorhistorische Bauten, deren Ueberreste man in neuester Zeit in den Seen, Sümpfen, Morästen, Torfmooren und Flußbetten der Schweiz, Norditaliens, Nord- und Süddeutschlands, Oestreichs, Frankreichs und Englands, mit einem Wort fast in allen Ländern Europas mit Ausnahme des höchsten Nordens aufgefunden hat. Früher hielt man diese Pfahlbauten für die Wohnungen der Urbewohner Europas, welche sich, um Schutz vor den wilden Thieren zu finden, auf dem Wasser angesiedelt hätten. Bei näherer Untersuchung stellte sich aber heraus, daß die Pfahlbauten aus einer späteren Periode stammen und mit dem ersten Auftreten der Indogermanen in den betreffenden Gegenden zusammenfallen. Die Pfahlbauten von La Tène bei Neufchâtel in der Schweiz enthielten dieselben Waffen und Geräthe, welche bei den Galliern Cäsars noch im Gebrauch waren. Ferner kannten die Pfahlbauer bereits das Haushuhn, welches nach den Untersuchungen von Darwin, Jeitteles und Hehn erst spät, wahrscheinlich nicht vor dem 5. Jahrhundert v. Chr. nach Mitteleuropa eingeführt worden ist. Schließlich geht aus den Knochenfunden in den Pfahlbauten hervor, daß es zur Zeit der Pfahlbauer in der Schweiz zwar noch Auerochsen, Wisente und Elenthiere aber keine Rennthiere, Mammuthe und Höhlenbären mehr gegeben hat.

In Anbetracht der ganzen Anlage und Einrichtung der Pfahlbauten ist klar, daß dieselben von einem Eroberervolk angelegt worden sind, welches die Urbewohner des Landes unterworfen hatte, um sich gegen plötzliche nächtliche Ueberfälle von Seite der zwar physisch schwächeren aber numerisch weit überlegenen Eingebornen sicher zu stellen. Die Pfahlbauten hatten also genau denselben Zweck wie später die von den Römern in den Ländern der unterworfenen Gallier und Germanen angelegten Standlager und die Blockhäuser der Europäischen Ansiedler in den Gebieten der Amerikanischen Indianer. Daß die Pfahlbauten von den Urbewohnern zum Schutz

gegen einen in ihr Land eingedrungenen Feind errichtet worden sein könnten, ist ganz undenkbar; denn für einen überlegenen Feind wäre es ein Leichtes gewesen, die Pfahlbauten zu umringen und in Brand zu stecken.

Daß die Erbauer der Pfahlbauten wirklich Indogermanen gewesen waren, geht aus vielen Thatsachen hervor. Dahin gehört unter andern die bereits erwähnte Identität der Gallischen Waffen und Geräthe mit denen der Pfahlbauer; ferner das Vorkommen von Eisen-, Bronze- und Nephritgegenständen in den Pfahlbauten; weiter der Umstand, daß die Hütten der Pfahlbauer aus Reisig geflochten und von Innen und Außen mit geschlagenem Lehm überkleidet waren, genau so wie die heutigen Indogermanischen Bewohner Turkestans noch immer ihre Hütten bauen. Endlich zeigen die in den Pfahlbauten aufgefundenen menschlichen Ueberreste unzweifelhaft den Indogermanischen Typus und die Bewohner der Schweizerischen Pfahlbauten unterschieden sich in ihrem Körper- und Schädelbau nicht wesentlich von den heutigen Bewohnern der Schweiz. Auch die Aehnlichkeit der Anlage und Einrichtung aller Pfahlbauten und der in den Pfahlbauten aufgefundenen Objekte beweist, daß die Pfahlbauten in den verschiedenen Gegenden Europas nicht selbstständig erfunden, sondern von einem einheitlichen von auswärts eingewanderten Volke erbaut worden sind.

Daß der einzige Zweck der Pfahlbauten wirklich der oben angegebene gewesen war, geht daraus hervor, daß dieselben später, als die Eroberer die Eingebornen vollständig besiegt und mit sich mehr oder weniger verschmolzen hatten, aufgegeben wurden. Ueberhaupt scheinen die Pfahlbauten nur verhältnißmäßig kurze Zeit bewohnt worden zu sein. Denn wenn dieselben längere Zeit, wenn auch nur einige Jahrhunderte lang, ununterbrochen besetzt gewesen wären, dann müßten die in denselben aufgefundenen Knochen- und sonstigen Reste viel umfangreicher sein, als dieß wirklich der Fall ist; man braucht sich hiebei nur an die riesigen Dimensionen der sogenannten Kjökken-Möddings zu erinnern. Die Pfahlbauten in Piemont, der Lombardei und in Venetien, offenbar die jüngsten aller Pfahlbauten, da die Wanderung der Indogermanen jedenfalls aus Deutschland nach Italien erfolgt ist, waren bereits zur Zeit der Römer aufgegeben, da sich bei den Römischen Schriftstellern nirgends Andeutungen über See- oder Sumpfwohnungen in Oberitalien finden.

Rauber bemerkt in seiner „Urgeschichte des Menschen" (I, S. 258) über die Pfahlbauten: „Die Pfahlbauten waren, wenn wir die ganze Reihe der geschilderten Ansiedlungen überblicken, ihrer großen Mehrzahl nach offenbar Wohnungen, und zwar solche mit dem mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Zweck, verstärkten Schutz zu gewähren. Der Schutz galt, wie man wohl annehmen darf, nicht gegen Raubthiere, sondern gegen menschliche Feinde. Die Anlagen schützten gegen die älteste Art der Kriegführung, den Ueberfall, selbst gegen eine längere Einschließung. — Außerdem war

an die Erzwingung der Uebergabe durch Aushungerung schwer zu denken; denn auch in dem Fischreichthum dürfen wir einen Grund für die Anlage der Seedörfer erblicken. Die Annahme bricht sich immer mehr Bahn, daß mit den Seedörfern gleichzeitig das ganze Land bewohnt wurde. Es gab kein Pfahlbautenvolk in dem Sinne, daß neben den Bewohnern der Seeansiedlungen keine Landbewohner vorhanden gewesen wären, keine Pfahlbauzeit, so wenig als es den Pfahlbauten eigenthümliche Stein-, Erz- und Eisengeräthe gibt. — Mit den in den Pfahlbauten übereinstimmende Fundstücke sind nicht allein in der Schweiz selbst, sondern weit in das Europäische Land hinein, insbesondere in Grabstätten, zu Tage getreten."

8) Der schwerwiegendste Einwurf, der bisher von den Vertretern des Europäischen Ursprungs der Indogermanen gegen die Herkunft derselben aus Centralasien erhoben worden ist, ist der, daß auf Grund der vergleichenden Sprachforschung die Indogermanen vor ihrer Zerstreuung in ihrer Urheimath Bäume und Thiere gekannt haben müßten, welche angeblich nur in Europa, nicht aber in Centralasien heimisch seien. Taylor schreibt in dieser Beziehung: Benfey suggested that the investigation of the vocabulary common to the whole of the Aryan languages might yield a clue to the region inhabited by the Aryans before the linguistic separation. He contended that certain animals, such as the bear and the wolf, and certain trees, such as the beech and the birch, with which the primitive Aryans must have been acquainted, are all indigenous to the temperate zone. — The results yielded by linguistic Palaeontology are not, he (Dr. Schrader) thinks, decisive. We can only conclude that the cradle of the undivided Aryans was in the North, because the words for snow and ice are common to all Aryan languages and because only two, or at most three, seasons of the year were originally distinguished. To this it may be added that the primitive type of the Aryan race was probably that of one of the energetic Northern races. — We may now briefly sum up our conclusions, which are essentially those of Hehn and Schrader, and have been obtained by correcting the earlier conclusions of philology by the safer evidence of archaeology. We find the undivided Aryans were a pastoral people, who wandered with their herds. Dogs, catle and sheep had been domesticated, but not the pig, the horse, the goat, or the ass, and domestic poultry were unknown. The fibres of certain plants were plaited into mats, but wool was not woven, and the skins of beasts were scraped with stone knives, and sewed together into garments with sinews by the aid of needles of bone, wood, or stone. The food consisted of flesh and milk, which was not yet made into cheese or butter. Mead, prepared from the honey of wild bees, was the only intoxicating drink, both beer and wine being unknown. Salt was unknown

to the Asiatic branch of the Aryans but its use had spread rapidly among the European branches of the race. In winter they lived in pits dug in the earth, and roofed over with poles covered with turf or plastered over with cow dung. In the summer they lived in rude waggons, or in huts made of the branches of trees. Of metals, native copper may have been beaten into ornaments, but tools and weapons were mainly of stone. Bows were made of wood, spears of ash, and shields of woven osiertwigs. No metal was used in the construction of their waggons; and trees were hollowed out for canoes by stone axes.“

Schrader entwirft auf Grund der Sprachvergleichung folgende Liste von Säugethieren, die von jeher auf Arischem Boden einheimisch gewesen sein müssen.

a) Raubthiere: Hund, Wolf, Fuchs, Luchs, Otter, Bär, Igel.
b) Nager: Eichhörnchen, Maus, Hase, Biber.
c) Einhufer: Pferd.
d) Wiederkäuer: Hirsch, Ziege, Schaf, Rind.
e) Vielhufer: Schwein.

Ferner müssen nach sprachlichem Ausweise in der Urheimath der Indogermanen gelebt haben: Auerhahn, Enten, Gänse, Wildschwäne, Raben, Krähen, Staare, Wachteln ꝛc. Von Waldbäumen sind auf Grund der sprachlichen Zeugnisse als zur Urarischen Flora gehörig zu betrachten: Birke, Buche, Eiche, Fichte, Salweide, Hasel, Ulme, Erle, Espe, Esche, Ahorn, Eibe.

Wollen wir nun sehen, in wieweit die aus sprachlichen Gründen gegen den Centralasiatischen Ursprung der Indogermanen erhobenen Einwürfe berechtigt sind. Was zuerst die Urarische Fauna betrifft, so finden sich alle in obigem Verzeichniß angegebenen Thiergattungen auch heutzutage noch in Turkestan und zwar in solchen Mengen, wie vielleicht sonst nirgends mehr auf der Welt. Denn es gibt dort Unmassen von Bären, Wölfen, Füchsen, Luchsen, Ottern, Igeln, Hasen, Hirschen, Wildschweinen, Bibern, Mäusen, Ziegen, Schafen, Rindern und Hunden sowie von Wildenten, Wildgänsen, wilden Schwänen, Raben, Krähen, Staaren und Wachteln. Letztere sind der beliebteste Zimmervogel der Eingebornen und Kampfwachteln werden mit theuerem Gelde gekauft. Eichhörnchen habe ich zwar, soviel ich mich erinnere, nicht gesehen, da aber die Eingebornen häufig Eichhörnchenpelze tragen, muß es solche wohl auch geben. In Bezug auf das Pferd sind die Gelehrten, wie man sieht, nicht einig. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Indogermanen das Pferd ursprünglich nicht gekannt haben und daß dasselbe erst später aus Ostasien, wo es auch jetzt noch wilde Pferde gibt, eingeführt worden ist; denn bei den Galtschas in den Gebirgen gibt es im Allgemeinen auch jetzt noch keine Pferde, ebensowenig wie Esel oder Ziegen und das Ziegenfleisch ist bei allen Centralasiaten

Indogermanischer Abstammung, Sarten, Tadschiken und Galtschas, im höchsten Grade verachtet. Daß die Urindogermanen das Kameel nicht kannten, welches doch gegenwärtig in ganz Turkestan verbreitet ist, ist leicht erklärlich. Dasselbe ist erst durch die Mongolischen Nomaden in Turkestan eingeführt worden und hat sich dann von da aus später über Vorderasien und Nordafrika verbreitet. Denn die eigentliche Heimath des Kameels ist die Mongolei, wo es auch jetzt noch wilde Kameele gibt. Dieß erklärt auch, warum die Kameele erst so spät in Vorderasien und in Nordafrika auftraten. Die Sarten, Tadschiken und Galtschas halten auch bis auf den heutigen Tag noch keine Kameele und diese sind in Turkestan ausschließlich im Besitz der Ostasiatischen Nomaden. Die Esel sind ebenfalls erst spät über Persien in Turkestan eingeführt worden. Auch der Umstand, daß die Indogermanischen Sprachen keine gemeinsame Bezeichnung für den Tiger haben, der doch in Turkestan von jeher heimisch gewesen sein muß, ist leicht zu erklären. Diejenigen Indogermanen, welche nach Europa ausgewandert waren, wo es keine Tiger gab, verloren eben in Folge Nichtgebrauches die betreffende Bezeichnung aus ihrer Sprache und haben dieselbe später wieder aus einer fremden Literatur aufgenommen.

Was die Flora betrifft, so ist noch gar nicht nachgewiesen, daß die oben als allen Indogermanen gemeinschaftlich bezeichneten Baumarten in Turkestan nicht vorhanden sind. Die Birke z. B., deren Fehlen bisher bestimmt behauptet wurde, habe ich in Gebirgsschluchten häufig angetroffen. Ich habe zwar, da ich nicht Botaniker bin, auf diesen Punkt während meiner Reisen nicht besonders Acht gegeben, da ich mit ganz andern Dingen beschäftigt war, ich muß aber bemerken, daß ich in den Schluchten der Turkestanischen Gebirge so ziemlich alle Baumarten vorgefunden habe, welche mir von meiner Heimath im Bayrischen Wald her alte Bekannte waren. Wenn wirklich die eine oder andere Baumart, wie z. B. die Eiche, die ich wirklich außer einem von den Russen bei Taschkent angelegten Eichenhain nirgends gesehen habe, gegenwärtig in Turkestan nicht mehr vorkommen sollte, so erklärt sich dieß ganz einfach durch den vollständigen Wechsel des Klimas, welches sich in Folge der allmähligen Austrocknung des Landes aus einem gemäßigten in ein ausgesprochenes Wüstenklima verwandelt hat. Zu Alexanders Zeit gab es z. B. nach Arrian in der Schlucht des Wachsch noch zahlreiche Tannen, während ich und andere Forschungsreisende Südlich vom Tjanschan auch nicht Eine Tanne angetroffen haben. Es ist ja bekannt, daß sich selbst in Europa, welches doch keinen so radikalen Klimawechsel erfahren hat, in manchen Gegenden nachgewiesener Maßen der ganze Waldbestand geändert hat. So ist z. B. bekannt, daß Dänemark in der ältesten Zeit von Fichtenwäldern bedeckt gewesen war. Die Fichte wurde aber später von der Eiche und diese wieder von der Buche verdrängt. Nach Lyall fallen diese drei Perioden ziemlich

nahe mit den drei Zeitaltern des Steins, der Bronze und des Eisens in Dänemark zusammen.

Daß es in Turkestan auch Eis und Schnee in Hülle und Fülle gibt, davon kann sich jeder überzeugen, wer will, und auf den Turkestanischen Meteorologischen Stationen sind mitunter Kältegrade verzeichnet worden, die in Petersburg noch nie beobachtet worden sind; Kälten von 35 Grad unter Null sind selbst in der Ebene der Syr-darja gar keine große Seltenheit, gar nicht zu reden von den Hochgebirgen. Der Umstand, daß die Urindogermanen nur zwei Jahreszeiten kannten, spricht sogar direkt für Turkestan, denn hier gibt es wirklich nur zwei Jahreszeiten, während in Europa bekanntlich überall ganz deutlich vier Jahreszeiten zu unterscheiden sind. In Turkestan beginnt sofort nach dem Aufhören des Winters der Sommer ohne irgend welchen Uebergang und im Jahre 1889 habe ich bereits Ende April in Taschkent 43 Grad Celsius im Schatten notirt. Ebenso gibt es auch keinen allmähligen Uebergang vom Sommer zum Winter. Die Bäume stehen im schönsten Grün und die Temperatur steigt am Tag bis zu 40 Grad im Schatten bis plötzlich der erste Schnee fällt und mit einem Schlag alles Grün vernichtet. Der erste Schnee fällt aber mitunter schon Anfangs Oktober, während den ganzen September noch immer eine tropische Hitze herrscht.

Bemerkenswerth ist die Angabe, daß die Indogermanen die Wolle noch nicht zu Zeugen verarbeiten. Denn die Sarten und Tadschiken verfertigen auch heute noch Kleiderstoffe aus Wolle nur ausnahmsweise und wenn sie solche zu Winterkleidern verwenden, kaufen sie dieselben in der Regel von den Kirgisen. Dagegen tragen sie im Winter Pelze und Pelzmützen aus den Fellen von Schafen, Füchsen, Bibern, Ottern, Eichhörnchen ꝛc. die sie, wie die Urarier, mit dünnen Lederriemen zusammennähen. Sie tragen gewöhnlich einen Büschel solcher fertiger Lederstreifen am Gürtel, um jederzeit sofort die nöthigen Reparaturen an ihren Kleidern und ihrem Reitzeug vornehmen zu können.

Wie die Urarier gebrauchen die Galtschas, so viel ich gesehen habe, nur Nadeln und Stricknadeln aus Holz oder auch aus Knochen. Ferner kennen die Sarten, Tadschiken und Galtschas bis auf den heutigen Tag nicht den Gebrauch von Käse und Butter, ebenso wie die Urarier.

Das Merkwürdigste ist, daß von den Urariern die Europäischen Stämme den Gebrauch des Salzes kannten, die Indier und Iraner aber nicht. Wie ich bereits erwähnt habe, saßen die Indier und Iraner vor ihrer Auswanderung im Süden des Amu-darja, weßhalb sie auch nach Süden auswanderten, weil sie den mehrere Kilometer breiten Amu-darja nicht überschreiten konnten. Die übrigen Indogermanen aber wohnten Nördlich vom Amu-darja. Nun muß man wissen, daß es im Süden des Amu-darja keine Salzlager gibt, weßhalb auch heute noch die Bewohner

des Nördlichen Afganistan ihren Salzbedarf aus Buchara beziehen. Dagegen gibt es Nördlich vom Amu-darja, wo die nach Europa ausgewanderten Indogermanen ursprünglich gewohnt hatten, an vielen Orten ganze Berge von Steinsalz und ganze Flüsse bestehen aus einer koncentrirten Salzlösung. Das Salz kostet deßhalb in Buchara und im Russischen Turkestan fast gar nichts und der Preis des Salzes wird lediglich nach den Transportkosten berechnet. Dieser Umstand erklärt sehr einfach, warum die Europäischen Indogermanen das Salz schon von jeher kannten, die Indier und Iraner aber nicht.

Wenn die Urarier ihre Wohnungen mit Balken und einer Lehmschichte bedeckten, so thun dieß die heutigen Centralasiaten noch genau ebenso und wenn das älteste der bei den Urariern gebräuchlichen Metalle Kupfer war, so verfertigen die Sarten, Tadschiken und Galtschas auch jetzt noch fast alle ihre Hausgeräthe, Schüsseln, Schalen, Teller, Leuchter, Theekannen, Wasserpfeifen ꝛc. aus reinem Kupfer oder aus Messing. Ferner wurde beim Bau der Urarischen Wagen kein Metall verwendet, genau so wie bei den Arben der heutigen Centralasiaten. Der Umstand, daß die Urarier ihre Schilde aus Weidenzweigen flochten, beweist, daß es in ihrer Urheimath sehr viele Weiden gegeben haben muß. In den Turkestanischen Oasen ist die Weide unter allen die verbreitetste Baumart und ich habe Dörfer gesehen, in denen außer Weiden kein einziger anderer Baum zu sehen war. Auch die Angabe, daß die Urarier das Nomadenleben bereits kannten, ist bedeutungsvoll. Asien war schon seit den ältesten Zeiten die Heimath der Nomaden, während Europa nur im äußersten Südosten und im höchsten Norden von Nomaden bewohnt wird, welche alle nachweisbar aus Asien eingewandert sind, da sie zur Mongolischen Rasse gehören. Dieß hat seinen Grund darin, daß das Europäische Klima ein Nomadenleben weder erfordert noch begünstigt, während Centralasien gegenwärtig zu 98 Prozent nur für Nomaden bewohnbar ist. Ferner ist durch die Sprachvergleichung festgestellt, daß die Urarier bereits Ruderboote aber noch keine Segelschiffe kannten. Daraus geht hervor, daß sie ein Binnenland bewohnt haben müssen, wo zwar Flußschifffahrt aber keine Segelschifffahrt möglich war. Die Urheimath der Indogermanen kann also nicht Skandinavien oder die Ufer der Ostsee oder auch des Kaspischen Meeres gewesen sein.

Nach Taylor bestand der primitive Pflug der Urarier aus einem Krummholz. Der Pflug der Sarten, Tadschiken und Galtschas besteht ebenfalls nur aus einem knieförmigen Krummholz, in welches die Deichsel verkeilt wird, und hat keine Räder. (Vergleiche die Zeichnung in meinem Werke: Fünfzehn Jahre in Turkestan.)

Taylor spricht ferner die Vermuthung aus, daß die Urarier noch keine Fische aßen, indem er schreibt: „But in the case of fish an inference may be safely drawn, as the divergence of the names is curiously

corroborated by other evidence, so that we may conclude that it was only after the linguistic separation that fish became a usual article of food among the Aryans. Not only is the name for fish different in Greek and Latin, but all the terms connected with the art of fishing — the net, the line, the hook, and the bait — were independently evolved. — There is no mention in the Vedas of fish being eaten, and only exceptionaly in Homer, while „fisheater“ is used as a term of reproach by Herodotus. In the pile dwellings of the valley of the Po, which were so favourably situated for the practice of the fisherman's art, neither hooks nor any other implements for catching fish have yet been found. — In the very early lake settlement at Schussenried in Würtemberg, where the flintimplements are of a type as primitive as those in the kitchen middens, hardly any fishbones have been found. The taste for fish and the art of fishing seem to have been developed at a comparatively late period.“

Auch die alten Germanen und Wenden scheinen sich noch nicht mit Fischfang befaßt zu haben; wenigstens wird, wie Kaspar Zeuß hervorhebt, von keinem einzigen alten Schriftsteller denselben die Beschäftigung mit Fischfang zugeschrieben. Von den Britannen sagt Dio Cassius ausdrücklich, daß sie sich aller Fische enthielten.

Hiezu will ich bemerken, daß auch die Galtschas, Tadschiken und Sarten auch heute noch keine Fische essen, selbst wenn sie in so ärmlichen Verhältnissen leben, daß sie sich lediglich mit Brod und Früchten nähren müssen, obwohl die Turkestanischen Flüsse ganz unglaubliche Mengen der besten Fischsorten enthalten.

Wir sehen also, daß die sprachlichen Indicien, welche bisher als der stärkste und eigentlich einzige Beweis gegen den Asiatischen Ursprung der Indogermanen benützt worden sind, gerade das Gegentheil beweisen, daß die Urheimath der Indogermanen nur Turkestan gewesen sein kann. Diejenigen, welche sich genauer zu informieren wünschen, verweise ich auf mein Werk: Fünfzehn Jahre in Turkestan, wo ich die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Sarten, Tadschiken und Galtschas ausführlich geschildert habe.

9) Bei den alten Germanen herrschten in Bezug auf den Landbesitz ganz ähnliche Einrichtungen wie bei den heutigen ansässigen Bewohnern Turkestans. In meinem soeben erwähnten Werk findet sich über diesen Punkt folgender Passus: „Da in Turkestan Ueberfluß an Land, dagegen Mangel an Wasser ist, so liegt der Werth des Grundbesitzes nicht im Boden sondern in dem verfügbaren Wasserzufluß. Unbewässertes Land ist herrenloses Gut und dessen Nutznießung steht Jedermann offen. Jeder, wer will, kann auf solchem Boden sein Vieh weiden, Brennholz einsammeln, Ziegeleien errichten u. drgl. Als oberstes Gesetz in Bezug auf die Erwerbung von Grundeigenthum gilt in Turkestan der Grundsatz, daß der-

jenige, der Oedland bewässert, mit einer Lehmmauer umgibt und ununterbrochen bebaut, Eigenthümer des so gewonnenen Kulturlandes ist. Da aber die Bewässerung in der Regel umfangreiche Kanalbauten erfordert, die nicht von einem Einzelnen, sondern nur von einer ganzen Gemeinde oder auch vom Staat selbst ausgeführt werden können, besonders wenn durch die Anlage neuer Kanäle die Wasserrechte anderer Gemeinden alterirt werden, so ist der eigentliche Besitzer des Kulturbodens in Turkestan die Gemeinde oder der Staat. Bei der Vertheilung des durch Neubewässerung gewonnenen Landes unter die einzelnen Gemeinde- oder Staatsangehörigen wird auf die von den Einzelnen bei der Ausführung der Kanalbauten geleistete Arbeit Rücksicht genommen. Dabei gilt als Einheit der Karakosch, das heißt ein aus zwei Ochsen und einem Arbeiter bestehendes Gespann. Jeder, der ein solches Gespann zur Arbeit gestellt hat, erhält bei der Landvertheilung Ein Ackerloos oder Kosch, wer mehr gestellt hat, erhält entsprechend mehr Land. Die Aermeren, welche nicht im Stande sind, einen ganzen Kosch aufzustellen, stellen einen solchen auf gemeinsame Kosten und erhalten dann auch gemeinsam Ein Ackerloos, das sie weiter unter sich vertheilen. Bei den zur Unterhaltung und jährlichen Reinigung der Kanäle nöthigen Arbeiten haben die Besitzer gleichfalls einen ihrem Landantheil entsprechenden Theil der Arbeit zu leisten d. h. eine entsprechende Anzahl Arbeiter zu stellen. Da die bei der Anlage von neuen Kanälen erforderliche Arbeit je nach den Terrainverhältnissen sehr verschieden ist, so fallen natürlich die Ackerloose an verschiedenen Orten gleichfalls sehr verschieden aus, da das gewonnene Kulturland entsprechend der Zahl der Arbeittheilnehmer zu vertheilen ist. Man vergleiche mit dem Gesagten dasjenige, was uns über die entsprechenden Einrichtungen bei den alten Germanen überliefert ist. Was heutzutage in Turkestan Kosch genannt wird, hieß bei den Germanen Hufe (Althochdeutsch huoba). Wie der Kosch in Turkestan, bezeichnete bei den Deutschen die Hufe den Inbegriff von Hof, Ackerloos und Nutzung an dem uneingetheilt gelassenen, allen einzelnen Markgenossen gemeinschaftlich verbliebenen Theil der Mark, wie Wald, Weiden, Wiesen, Wasser und Umland und bildete somit die Grundlage sowohl für die wirthschaftlichen wie die rechtlichen Verhältnisse der Grundbesitzer. Ein Ackerloos umfaßte bei den alten Deutschen eine solche Fläche Landes, welche mit Einem Pfluge und Ochsengespann bearbeitet werden konnte. Da eine derartige Einrichtung wohl in Turkestan, nicht aber in Deutschland durch die örtlichen Verhältnisse bedingt ist, so ist klar, daß die alten Germanen ihre dießbezüglichen Einrichtungen aus ihrer Centralasiatischen Urheimath importirt haben."

Nach den Berichten der Römischen Schriftsteller war bei den damaligen Bewohnern Britanniens und bei den Deutschen Ubiern das Mergeln der Felder statt des Düngens in Gebrauch. Dieser Brauch stammte offenbar ebenfalls aus Turkestan. In Turkestan ist nämlich bei den Eingebornen

das Düngen der Felder wenig in Gebrauch. Statt dessen führen sie, wenn die Felder erschöpft sind, aus den benachbarten Steppen neue Lößerde zu und da der Löß von beinahe unversiegbarer Fruchtbarkeit ist, so ersetzt dieß Verfahren vollkommen das Düngen und hat nicht die schlimmen Folgen wie das Mergeln der Felder in Europa.

10) Die Urbewohner Europas kannten bekanntlich weder Ackerbau noch Hausthiere. Die alten Galater, Germanen und Pfahlbauer dagegen trieben Ackerbau und züchteten bereits eine Anzahl Hausthiere, wie aus den Berichten der alten Schriftsteller und den in den Pfahlbauten aufgefundenen Ueberresten hervorgeht. Die von den Pfahlbauern und Germanen kultivirten Getreide- und Obstsorten und ihre Hausthiere müssen also importirt worden sein.

An Obst- und Getreidesorten besaßen die Pfahlbauer folgende:

Roggen,	Hirse,	Aepfel,
Weizen,	Bohnen,	Birnen,
Gerste,	Erbsen,	Kirschen,
Spelt,	Linsen,	Pflaumen.
Hafer,	Mohn,	

Alle diese Obst- und Getreidesorten sind in Turkestan heimisch und sind also offenbar von dort importirt worden.

Heer hat durch Vergleichung der von den Pfahlbauern kultivirten Nährpflanzen sowie der sie begleitenden Unkräuter nachzuweisen versucht, daß der Ackerbau der Pfahlbauer mit dem Altägyptischen identisch gewesen sei, daß also die Kultur derselben aus Nordafrika und nicht aus Asien stammen könne, dessen hauptsächlichste Nutzpflanzen, Wein und Hanf in den Pfahlbauten fehlten. Dagegen ist zu bemerken, erstens daß der Centralasiatische Ackerbau und das ganze Bewässerungswesen nachgewiesener Maßen vollständig mit dem Altägyptischen übereinstimmt und daß der heutige Turkestanische Pflug bereits auf den alten Aegyptischen Denkmälern dargestellt ist; zweitens daß die erwähnten Getreidearten aus Aegypten doch nur auf dem Handelswege nach Europa gelangt sein könnten, da an eine Einwanderung der Pfahlbauer aus Aegypten doch unmöglich zu denken ist; eine Einfuhr von Getreide auf dem Handelswege ist aber nur denkbar, wenn die Eingebornen mit dem Feldbau bereits vorher bekannt waren, weil sie sonst nichts damit anzufangen gewußt hätten; drittens sind Roggen und Hafer bekanntlich Centralasiatische und keine Aegyptischen Getreidearten und beide wachsen in den Centralasiatischen Gebirgen auch gegenwärtig noch wild. Daß der Roggen, der nur in den Nördlichen Gegenden Turkestans gedeiht, unzweifelhaft aus Centralasien und nicht aus Aegypten eingeführt worden ist, geht schon daraus hervor, daß die Germanen und Wenden den Roggen kannten, die den Aegyptern benachbarten Römer und Griechen aber nicht. Auch die Obstsorten der Pfahl-

bauer: Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen sind unzweifelhaft aus Centralasien und nicht aus Aegypten eingeführt, da diese in Aegypten nicht gedeihen, in Turkestan aber in unglaublichen Mengen wachsen.

Daß die Pfahlbauer keinen Weinbau betrieben, läßt sich leicht aus den damaligen klimatischen Verhältnissen erklären, sowie daraus, daß es bei der Auswanderung sehr leicht war, Getreide und Obstsamen mitzunehmen, dagegen sehr schwer Weinstöcke auf so weiten und langwierigen Wanderungen mitzuschleppen, zumal die Auswanderer auf ihrem Wege das mittlere Rußland zu passiren hatten, wo der Weinstock nicht mehr fortkommt. Uebrigens ist der Weinbau in Aegypten ebensogut bekannt wie in Centralasien und wurde von den alten Aegyptern bereits in großem Maßstabe betrieben. Was endlich den Hanf betrifft, so ist die Angabe, daß derselbe eine hauptsächliche Nutzpflanze der Centralasiaten sei, falsch; denn in Turkestan wird der Hanf nur sehr wenig gebaut und weder zu Gespinnsten noch zu sonstigen Dingen, sondern lediglich zur Bereitung des Haschisch verwendet; der Hanf ist also offenbar erst später aus Indien eingeführt worden, gleichzeitig mit dem Gebrauch des Haschisch.

In Bezug auf die Hausthiere der Pfahlbauer ist zu bemerken, daß dieselben sämmtlich in Turkestan heimisch sind. Nach den Nachrichten zu urtheilen, die ich bei verschiedenen Schriftstellern über die Rinderrasse der Germanen und Pfahlbauer gefunden habe, muß dieselbe mit der von den heutigen Turkestanern gezüchteten Rasse vollkommen identisch gewesen sein.

Man vergleiche in meinem Werke: Fünfzehn Jahre in Turkestan, die Abschnitte über den Feld- und Gartenbau und die Viehzucht der ansässigen Bevölkerung Turkestans.

11) Wie bereits früher erwähnt, besaßen die Urarier vor ihrer Zerstreuung bereits einen Ochsenwagen. Dieß geht unter anderm daraus hervor, daß die Bezeichnung des Rades (Lat. rota), des Joches (Lat. jugum), der Deichsel (Sanskrit vahana) und der Axe (Sanskrit aksha) allen Indogermanischen Sprachstämmen gemein ist. Der Wagen hieß bei den Skythen nach Hesychius karama, im Lateinischen carrus und im Altirischen carr. Die älteste Darstellung des Altarischen Ochsenwagens findet sich auf einer Thrakischen Münze aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr., welche den Pfahlbauern des Prasiassees zugeschrieben wird und von der Taylor auf Seite 179 seines Werkes eine Abbildung gibt. Der auf der Münze dargestellte Wagen war zweirädrig, wurde von zwei an eine Deichsel gespannten Ochsen gezogen und der Körper des Wagens bestand aus Flechtwerk. Der Altarische Wagen glich also im Allgemeinen den Arben der Sarten und Tadschiken, bei welchen ebenfalls die Plattform und die Seitenwände gewöhnlich aus Flechtwerk bestehen und welche ebenfalls zweirädrig sind. Die Deichsel dagegen und die Art des Anspannens der Ochsen ist auf der Münze genau dieselbe, wie bei

den Ochsenschlitten der heutigen Galtschas, welche Winter und Sommer Schlitten, aber keine Wagen verwenden, weil in dem gebirgigen Terrain Wagen nicht zu brauchen sind. Wagen wie Schlitten der Sarten, Tadschiken und Galtschas werden, wie die Urarischen Wagen, ohne irgendwelche Eisentheile hergestellt. (Vergl. Beschreibung und Zeichnung der Turkestanischen Gebirgsschlitten und Arben in meinem bereits erwähnten Werke.)

Auf der Säule des Marcus Aurelius ist unter anderm eine Schlacht zwischen Römern und Germanen dargestellt; inmitten der Kämpfenden ist ein beladener Wagen abgebildet, dessen Deichsel und Joch vollständig mit den von den Galtschas gebrauchten übereinstimmen.

Nach den Berichten der Griechischen Schriftsteller waren die Wagen der Skythen mit Filz gedeckt. Der Filz ist aber unzweifelhaft Centralasiatischen Ursprungs, denn für den Centralasiaten, besonders aber für die Nomaden ist der Filz alles. Mit Filz bedeckt er seine Hütte respektive sein Zelt, Filz gebraucht er als Matratze, als Teppich, als Bettdecke und Kopfbedeckung, als Unterlage für den Sattel und als Pferdedecke, als Emballage für sein weniges bewegliches Eigenthum u. s. f. und bei den Centralasiatischen Türken besteht bei der Neuwahl eines Chans die Thronbesteigungsceremonie darin, daß der Erwählte auf einen weißen Filz erhoben wird. Die Arben der Sarten und Tadschiken sind ebenfalls unzweifelhaft in Turkestan erfunden worden. Die bis zu 8 Fuß im Durchmesser haltenden Räder ermöglichen allein den Uebergang über die brückenlosen Flüsse und das Fahren in dem lockeren Sand der Wüsten und auf dem im Winter aufgeweichten Lößboden der Steppen und Oasen, wo unsere Wagen bis auf die Achsen versinken und deßhalb gänzlich unbrauchbar sind.

Nach Hippokrates war es bei den Skythen Brauch, daß nur die Frauen und Kinder im Wagen fuhren, die Männer dagegen zu Pferde saßen. Genau dasselbe ist auch noch bei den heutigen Centralasiaten der Fall. Ein Mann würde es in Turkestan, wenn er auch noch so alt und gebrechlich ist, für einen Schimpf halten, im Wagen zu fahren und der frühere Emir von Buchara hielt es für eine absichtliche Beleidigung gegen seine Person, als einmal ein Russischer Gesandter in einem Europäischen Staatswagen angefahren kam. In den letzten Jahren haben sich freilich die Ansichten der Turkestaner in dieser Beziehung, in Folge des Einflusses der Russen, bedeutend geändert.

Aus Cäsar und anderen alten Schriftstellern wissen wir, daß die Germanen, Galater und Skythen im Kriege zu besserem Schutz Wagenburgen zu errichten pflegten. Cäsar schreibt in seinen Commentaren I, 51: „Germani omnen aciem suam redis et carris circumdederunt,“ [1]) und

[1]) „Die Germanen hatten ihre ganze Schlachtreihe mit Reisewagen und Karren umgeben.“

IV, 14: „Germani intra carros impedimentaque proelium commiserunt.“ [1]) Dieser Gebrauch findet sich auch noch bei den heutigen Centralasiaten und ist bei ihnen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß auch in Friedenszeiten die Karawanen und Reisegesellschaften Nachts immer ihre Wagen rings um ihr Lager herum aufstellen.

Aus dem Allem geht hervor, daß die Wagen der Urindogermanen eine Centralasiatische Erfindung und mit den Fuhrwerken der heutigen Sarten, Tadschiken und Galtschas identisch waren.

12) Herodot erzählt (IV, 10), daß die Skythen ihre Trinkschalen an den Gürtel zu schnallen pflegten. Diese Sitte ist bei den Sarten, Tadschiken und Galtschas in allgemeinem Gebrauch und Niemand begibt sich auf Reisen oder auch nur auf einen Ausflug ohne seine Trinkschale mitzunehmen. Sie gebrauchen dazu eigene abgepaßte Futterale aus Leder, welche schon mit der Schale verkauft werden und entweder an den Gürtel oder den Sattel gehängt werden. Auch zu Hause tragen sie gewöhnlich ihre Trinkschalen in das Gürteltuch gewickelt bei sich.

13) Im Münchner Nationalmuseum habe ich unter den aus den Reihengräbern von Nordendorf stammenden Fundstücken eine Anzahl von Rosetten bemerkt, welche vollkommen in dem gegenwärtig in Turkestan gebräuchlichen Styl gehalten sind, so daß ich sie auf den ersten Blick für ethnographische Gegenstände aus Turkestan hielt, bis ich durch die Aufschriften eines anderen belehrt wurde. Diese Rosetten tragen die Katalognummern IV Nro. 1715—1724. Auf der Vorderseite der Rosetten ist ein Metallgerippe aufgelöthet, in welches rothe Steine, Glas, oder Email eingelassen ist. Metallgerippe und Einlagen waren nachträglich eben abgeschliffen worden, so daß das Ganze ein mosaikartiges Aussehen erhielt. In Turkestan bestehen fast alle Schmuckgegenstände aus genau solchen Inkrustationen, besonders Gürtelrosetten und Pferdegeschirre. In meinem Werke: Fünfzehn Jahre in Turkestan, findet sich darüber folgende Stelle: „Sehr beliebt sind in Turkestan Inkrustationen aus Türkisen, mit denen hauptsächlich Gürtelschnallen und Rosetten, Säbelgriffe und Kopfgestelle der Reitpferde bedeckt werden. Auf der Vorderseite des zu verzierenden Gegenstandes wird aus senkrecht aufgelötheten schmalen Silberstreifen ein Netz hergestellt, in dessen bienenzellenartige Vertiefungen mit Wachs oder Harz kleine Türkisstückchen eingekittet werden. Das Ganze wird sodann abgeschliffen, so daß die Türkisen und die die Zwischenräume zwischen denselben ausfüllenden Silberstreifen eine glatte mosaikartige Fläche bilden.“

Es kann also meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß die in den Reihengräbern von Nordendorf aufgefundenen Rosetten Turkestanischen Ursprungs sind.

---

[1]) „Die Germanen kämpften innerhalb ihrer Wagen und ihres Gepäckes.“

14) In den Gallischen tumuli der Côte d'or, sowie in denen am rechten Ufer der oberen Donau hat man mannigfache Schmuckgegenstände gefunden, welche mit geschlagenen Goldplättchen verziert waren. Ebensolche Goldplättchen hat man in den Skythengräbern Südrußlands gefunden. So entdeckte vor Kurzem der Russische Archäolog Wesselowsky in einem Kurgan in der Nähe von Simferopol das Grab eines Skythischen Heerführers. Kleidung und Mütze der Leiche waren mit Goldplättchen geschmückt und ein sehr gut gearbeitetes großes Goldplättchen, welches einen Adler darstellte, verzierte auch den Köcher. Wie ich in meinem bereits mehrfach citirten Werke ausgeführt habe, besteht auch heute noch die ganze Goldarbeiterkunst der Sarten und Tadschiken lediglich in der Herstellung solcher getriebener Goldplättchen, welche sie hauptsächlich zur Ueberkleidung von silbernen Schmucksachen verwenden. Gegenstände aus massivem Golde wie Fingerringe, Armspangen, Ohrgehänge u. drgl. habe ich bei den Eingebornen Turkestans nie zu Gesicht bekommen. Die in den Gallischen und Skythischen Gräbern aufgefundenen Goldplättchen stammen daher offenbar ebenfalls aus Turkestan.

15) In den Pfahlbauten sind auch Reste von Brod aufgefunden worden. Beim Zerbrechen des Brodes zeigten sich deutliche Reste von Kleie und hie und da noch ganze Weizenkörner. Die Körner waren also nur unvollständig zermalmt worden. Nach Heer wurde die gequetschte Masse wahrscheinlich zu einem Teig angemacht und dann zwischen heißen Steinen gebacken. Nach der Rinde zu schließen war das Brod wahrscheinlich niedrig und tellerförmig. Es hat ganz kleine, dicht beisammen stehende Poren, woraus hervorgeht, daß man das Brod noch nicht zu treiben verstanden hat. Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Brod der Pfahlbauer vollkommen mit dem Brod der heutigen Sarten, Tadschiken und Galtschas identisch war. Das Brod der Centralasiaten besteht aus in der Mitte dünnen, an den Rändern aber gewulsteten Fladen von verschiedenem Durchmesser, von der Größe einer gewöhnlichen Semmel bis zur Größe eines riesigen Brodlaibes. Die größte Sorte dieser Fladen, welche in der Mitte so dünn sind wie Karton, wird beim Essen statt der nicht gebräuchlichen Teller verwendet und nach beendigtem Mahl gleichfalls verzehrt. Diese Brodfladen haben genau die Form unserer Osterfladen und diese letzteren sind offenbar noch eine Reminiscenz an die Centralasiatische Urheimath unserer Vorfahren, ebenso wie die ungesäuerten Brode bei den Juden. Das Brod der Centralasiaten wird aus ungesäuertem Teig, aus Weizen- oder Gerstenmehl hergestellt und nicht, wie Heer glaubt, zwischen heißen Steinen, sondern in eigenen Backöfen gebacken. Diese Backöfen bestehen aus gebranntem Thon, haben die Form einer umgestürzten großen Wassertonne ohne Boden und mit einer Seitenöffnung, bestehen aus Einem Stück und werden fertig auf dem Töpfermarkt verkauft. Sie werden ent-

weder in den Boden vergraben oder an die Hofmauer angemauert und mit einer dicken Lehmschichte umgeben in der Weise, daß die beiden Oeffnungen oben und in der Seite frei bleiben. Soll in einem solchen Ofen Brod gebacken werden, so wird in demselben ein starkes Feuer angemacht, nachdem das Feuer ausgebrannt ist, Kohlen und Asche entfernt und dann von oben her die dünnen Brodfladen an die erhitzten Innenwände des Ofens geklebt. Bei den Galtschas werden diese Brodbacköfen mitten in den Wohnzimmern in den Fußboden vergraben und dienen dann gleichzeitig auch zur Erwärmung der Wohnräume.

Ebenso wie die Osterfladen sind offenbar auch noch die gefärbten Ostereier eine Reminiscenz an die Urheimath unserer Vorfahren. Denn bei den Centralasiaten sind gefärbte Eier in allgemeinem Gebrauch und unter den zur Bewillkommnung eines Gastes aufgetischten Gerichten bildet eine Schüssel mit roth- oder blaugefärbten hartgesottenen Eiern einen nie fehlenden Bestandtheil.

Daß unsere Ostereier wirklich aus Turkestan stammen, wird dadurch bekräftigt, daß sich die Sitte der Ostereier merkwürdiger Weise auch bei den Chinesen findet, welche, wie ich später zeigen werde, gleichfalls aus Turkestan ausgewandert sind. In einer Nummer des in Shanghai erscheinenden Ostasiatischen Lloyd vom Jahre 1893 findet sich darüber folgende interessante Mittheilung: „Die Chinesen haben ein Fest, welches sie das ‚Kalte Fleischfest' nennen; es ist auch unter dem Namen ‚Tsing-ming'-Fest bekannt und fällt stets auf den Tag, an welchem die Sonne den 15. Grad des Widders betritt (d. h. 105 Tage nach dem Wintersolstiz), oder zu Anfang April, wenn das Gras grün (Tsing) und die Luft klar (ming) ist; es fällt demnach in ungefähr dieselbe Zeit wie unsere Ostern. Dieses ‚Kalte Fleischfest' dient zur Heiligung der Wiederbelebung der Natur durch die Frühlings- wie Sonnenwärme. Es war auch verboten, während dieser Zeit Feuer anzuzünden, und diese Sitte herrschte bereits zu Anfang der Tschau-Dynastie (1122 bis 255 v. Chr.). Herolde, die mit einer hölzernen Glocke umhergingen, befahlen, alle Feuer im Kaiserreiche auszulöschen. Das Fest währte drei Tage, und da man während dessen selbstverständlich auch nichts kochen konnte, so wäre das Volk genöthigt gewesen, entweder rohes Fleisch oder kalten Reis zu essen, Speisen, die innerhalb dreier Tage verderben würden. Es blieb aber ein wohlbekannter Ausweg übrig, nämlich harte Eier zur Nahrung zu wählen. Wie uns alte Chinesische Bücher mittheilen, wurden diese auch thatsächlich während der drei Tage an Freunde geschickt und gegessen. Das Jahr, von welchem an das Chinesische Volk harte Eier an diesem Tage genoß, ist nicht genau bekannt; man findet die Sitte zuerst in den Annalen eines alten Staates, Namens Kingtsu (im 7. Jahrhundert v. Chr.), erwähnt. Die betreffende Stelle lautet: ‚Die Sitte, Hühnereier für das Kalte Fleisch-

fest vorzubereiten, rührt von einem mächtigen Fürsten her, der im Alterthume regierte; er aß solche Eier und nannte sie gemalte Eier. Heutigen Tags färbt das Volk Eier ebenfalls blau, roth, sowie verschiedenfarbig, und beschenkt sich gegenseitig damit.' Hieraus geht hervor, daß man die Sitte zum wenigsten 700 Jahre v. Chr. bis 900 Jahre n. Chr. kannte. Der Grund, warum besonders Hühnereier zu diesem Zwecke verwendet wurden, ist darin zu suchen, daß der Hahn ein der Sonne geheiligtes Thier ist. Man sieht das Feuer für die subtile Essenz der Sonne an, und daher kräht auch der Hahn, wie das Volk sagt, beim Sonnenaufgang. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß die alten Sachsen, als sie ihre Sitze verließen und in Deutschland sich niederließen, diese Chinesische Sitte mit sich brachten."

Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden, daß die Europäischen Indogermanen die Sitte der Ostereier und des Osterfestes, welche enge mit dem Sonnenkultus der Urarier zusammenhing, nicht von den Chinesen entlehnt haben können, sondern daß umgekehrt die Chinesen dieselbe von den Indogermanen, deren nächste Nachbarn sie in ihrer Urheimath im Tarymbecken gewesen waren, entlehnt haben müssen. Es ist bemerkenswerth, daß von den Russen noch viele das Osterfest ganz in derselben Weise feiern, wie die Chinesen, indem sie ebenfalls die ersten drei Osterfeiertage sich nur von kalten Speisen inklusive Ostereiern nähren.

Einen besseren Beweis für die Herkunft der Indogermanen aus Turkestan kann es wohl kaum geben, da doch Niemand so weit gehen wird, anzunehmen, daß auch die Chinesen aus Europa eingewandert sind.

Endlich will ich noch bemerken, daß die Gothen und Lithauer bereits den Kumys, das aus gegorener Stutenmilch bereitete Nationalgetränk der Mongolen, kannten, mit dem sie auch nur in Turkestan bekannt worden sein können.

16) Heydeck weist in seiner Abhandlung „Die Pfahlbauten im Szonstag- und Tulewo-See" besonders auf den Umstand hin, daß bei den Thongefäßen, welche man in diesen Pfahlbauten vorfand, die Ränder mit Löchern versehen sind, ebenso wie man dieß bei den in den Schweizer Pfahlbauten gefundenen beobachtet hat. In Bezug auf diese Thongefäße findet sich im XXI. Bande des von Lindenschmit und Ranke herausgegebenen Archivs für Anthropologie auf Seite 5 des Verzeichnisses der anthropologischen Literatur folgende Bemerkung: „Der Zweck dieser Randlöcher ist bisher nicht genügend erklärt, man kann sie vorläufig nur als eine merkwürdige Erscheinung, ausschließlich an Pfahlgefäßen, hinstellen, und ein Zählen der in den verschiedensten Sammlungen vorhandenen Gefäße der prähistorischen Landbevölkerung einerseits mit, andererseits ohne Randlöcher, erscheint zunächst zur Erledigung der Frage sehr wünschenswerth."

Diese „merkwürdige Erscheinung" erklärt sich sehr einfach aus den Gebräuchen der heutigen Centralasiaten. Die Sarten und Tadschiken haben nämlich die Gewohnheit, beim Austragen der Milch die Gefässe nicht einfach in den Händen zu tragen, sondern sie ampelartig an Schnüren aufzuhängen, die sie entweder mit ausgestrecktem Arm halten oder, bei grösserer Anzahl der Gefässe, an einem über die Schulter gelegten Stock befestigen. Zum Befestigen dieser Schnüre dienen die erwähnten Löcher in den Rändern der Gefässe. Diese Methode ist sehr praktisch, denn man ist auf diese Weise im Stande, bis an den Rand gefüllte Milchgefässe auf weite Entfernungen und selbst zu Pferde zu transportiren, ohne den Inhalt zu verschütten oder, was bei bereits gestandener Milch sehr unappetitlich wäre, auch nur durch einander zu mischen. Besonders wird Sahne stets in der angegebenen Weise transportirt, weil sich sonst bei der großen Hitze durch das Schütteln sofort die Butter ausscheiden würde. Außerdem hat das Aufhängen der Milchgefässe an Schnüren auch noch den Zweck, die Milch besser gegen die Angriffe der verschiedenartigsten Insekten, besonders der schwarzen Ameisen, zu schützen, deren Zahl in Turkestan Legion ist.

17) Taylor bemerkt, daß bei den alten Indogermanen wahrscheinlich Männer und Frauen die gleiche Kleidung trugen: „No distinction seems to have been made in early times between the dress of the women and the men. In Greece the chiton and the himation were worn both by men and women; at Rome the toga was originally the dress of both sexes; and Tacitus says of the Germans, nec alius feminis quam viris habitus." (Die Frauen haben keine andere Kleidung als die Männer.) Auch bei den heutigen Sarten, Tadschiken und Galtschas ist die Kleidung, abgesehen von der Kopfbedeckung, bei Männern und Frauen dieselbe. Beide Geschlechter tragen Lederstrümpfe und Galloschen oder Reitstiefel von ganz gleichem Schnitt. Die Beinkleider und Hemden der Männer unterscheiden sich von denen der Frauen nur dadurch, daß sie bei Männern immer aus Baumwolle gefertigt werden, während die Frauen der Reicheren ihre Leibwäsche aus Seide herstellen. Bei den Aermeren gibt es dagegen gar keinen Unterschied. Auch die Oberkleider der Männer unterscheiden sich in Nichts von denen der Frauen. Ein Unterschied besteht nur in Bezug auf die Kopfbedeckung, indem die Frauen gewöhnlich Kopftücher, ähnlich denen der Niederbayrischen Bauersfrauen, die Männer aber Turbane tragen. Die letzteren sind aber erst mit dem Muhamedanismus eingeführt worden. Die Hauskäppchen dagegen, welche sowohl Männer wie Frauen tragen, und die Winterpelzmützen sind wieder bei beiden Geschlechtern vollständig identisch.

18) Das, was uns über die Wohnungen der ältesten Indogermanischen Bewohner Europas berichtet wird, weist darauf hin, daß die Urheimath der Indogermanen eine Lößgegend und zwar Turkestan gewesen sein muß.

Die Ueberreste der Pfahlbauten beweisen, daß die Hütten der Pfahlbauer aus Flechtwerk bestanden, welches von Außen und Innen mit einer mit Häckerlingen vermengten Lehmschichte überkleidet wurde. Man hat nämlich in Pfahlbauten, welche seinerzeit durch Brand zu Grunde gegangen waren, Stücke dieser Lehmverkleidung aufgefunden, welche noch die Abdrücke des hölzernen Flechtwerks der Hütte zeigten. Auch die Centralasiaten stellen ihre Sommerwohnungen und im Gebirge auch ihre Winterwohnungen und alle ihre Marktbuden aus Flechtwerk, oder, wo Schilf zu haben ist, aus Schilfwänden her, die sie beiderseitig mit Lößerde überkleiden, die mit Häckerlingen angemacht ist. Auch alle ihre übrigen Bauwerke, wie Stadt- und Gartenmauern, Wohnhäuser u. dergl. führen die Centralasiaten aus Löß auf, der reichlich mit Häckerlingen vermengt wird. Und diese Bauart ist so zweckmäßig, daß, wie ich bereits früher erwähnt habe, auch die Russen in Turkestan die einheimische Bauart adoptirt haben.

Nach dem Zeugniß Strabos, welches durch die Darstellungen auf der Säule des Marcus Aurelius in Rom bestätigt wird, wohnten die Germanischen und Galatischen Stämme an der Donau noch im 2. Jahrhundert n. Chr. in Hütten, welche mit Schilf bedeckt waren. Auch die Umbrier bewohnten im 11. Jahrhundert v. Chr. noch Hütten aus lehmüberkleidetem Flechtwerk mit Schilfdächern. Die heutigen Centralasiaten kennen bis dato keine andere Art der Herstellung von Dächern als die Umbrer, Germanen und Galater. Sie legen auf die Wände ihrer Wohnungen horizontale Querbalken, auf diese eine Schichte von Schilf oder, wo kein Schilf zu haben ist, von Reisig, und bedecken das Ganze schließlich mit einer etwa fußdicken, mit Häckerlingen vermengten Lehmschichte.

Bei vielen alten Autoren finden sich außerdem Nachrichten, daß die alten Indogermanen zum Theil auch in unterirdischen Gruben wohnten; so erzählt Aelian von den οἶκοι ὕπαντροι (unterirdische Höhlenwohnungen) der Saken, Xenophon von den οἶκοι κατάγειοι (unterirdische Wohnungen) der Armenier, Mela von den demersae in humum sedes (in den Boden eingegrabene Wohnsitze) und specus aut subfossa (Höhlen oder Erdminen) der Satarchen, andere Autoren von den defossi specus (eingegrabene Höhlen) der Skythen und den subterranei specus (unterirdische Höhlen) der Germanen ꝛc. Das Wohnen in unterirdischen Gruben weist deutlich auf die Herkunft der Indogermanen aus einer Lößgegend hin, denn nur im Lößboden ist, Dank der Trockenheit, Härte und Undurchdringlichkeit für Feuchtigkeit des Lösses, das Wohnen unter der Erde ohne besondere Nachtheile für die Gesundheit möglich, und es gibt deßhalb auch jetzt noch in Centralasien, besonders in Hügellandschaften, ganze Ortschaften, welche ganz oder doch zum Theil in den Lößboden eingegraben sind. Es ist überhaupt als sicher anzunehmen, daß die Urbewohner Turkestans ursprünglich unterirdisch gewohnt haben. Samarkand, wahrscheinlich die älteste Stadt

Turkestans, war früher eine vollständig unterirdische Stadt gewesen, wie die noch vorhandenen ausgedehnten Erdhöhlen und unterirdischen Gänge beweisen, welche eine vollständige unterirdische Stadt mit Straßen, Plätzen und Lichtschächten darstellen. Eine ähnliche unterirdische Stadt ist von den Russen neuerdings auch bei Karki, am Ufer des Amu-darja, aufgefunden worden.

Das Wohnen in unterirdischen Gruben, welche mit Balken und einer Erdschichte überdacht werden, ist auch bei den heutigen Russen, die als die letzten Einwanderer in Europa den Urarischen Lebensgewohnheiten unter allen Europäischen Indogermanen noch am nächsten geblieben sind, noch allgemein verbreitet. Alle Russischen Erdarbeiter, Auswanderer, die Familien der Soldaten 2c. wohnen in solchen künstlichen Erdhöhlen, bis sie sich ein besseres Unterkommen verschaffen können. Zur Zeit meiner Reise nach Turkestan, im Jahre 1874, bestand noch ein Theil der Russischen Poststationen aus Erdlöchern, und als ich 1889 aus Turkestan zurückkehrte, fand ich auf der Transkaspischen Eisenbahn mehrere „Bahnhöfe“, welche ebenfalls nur aus je drei hundshüttenartigen Erdlöchern bestanden; das größere mittlere Loch repräsentirte das Stationsgebäude und die beiden anderen das Telegraphenamt und die Dienstwohnung für die Angestellten. Ein etwas abseits unter einer Sanddüne liegendes Erdloch trug die stolze Aufschrift: „Hotel Samarkand“.

Aus Allem, was wir über die ältesten Europäischen Indogermanen wissen, geht hervor, daß ihnen der Gebrauch von gehauenen Steinen, von gebrannten Ziegeln und von Mörtel und Cement unbekannt war. Die Kunst, Gebäude aus Hausteinen oder aus gebrannten Ziegeln zu errichten und dieselben durch Cement zu verbinden, hat sich über Europa erst später von Vorderasien aus verbreitet in Folge des Verkehrs mit den Phönikiern. Die Centralasiaten kennen auch heute noch beim Bau ihrer Wohnungen keine Hausteine, ebenso wenig wie den Gebrauch von Mörtel. Die öffentlichen Gebäude, wie Moscheen, Medresses und öffentliche Bäder sind zwar aus gebrannten Ziegeln erbaut; diese Bauten sind aber alle erst neueren Datums und stammen erst aus der Zeit Tamerlans, der seine Bauten durch Persische und selbst Abendländische Baumeister errichten ließ. Vor der Arabischen Herrschaft gab es in Turkestan überhaupt keine Bauwerke aus gebrannten Ziegeln, wie der Umstand beweist, daß die ältesten derartigen Ruinen alle aus der Zeit der Araber stammen. Warum die Centralasiaten beim Bau ihrer Häuser keine Hausteine und gebrannte Ziegel und keinen Mörtel verwenden, ist leicht einzusehen. Denn der einheimische Löß ist ein Baumaterial, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Er ist überall an Ort und Stelle vorhanden, ist mit Wasser angefeuchtet ungeheuer leicht zu behandeln und hat in trocknem Zustande eine außerordentliche Härte. Welche Prachtbauten aus einfachem ungebranntem Löß hergestellt werden können, haben die Russen in Taschkent gezeigt.

Wenn die Bewohner der Gebirgsgegenden, wie die Galtschas, gezwungen waren, ihre Wohnungen aus Bruchsteinen zu erbauen, so erreichte der zur Verbindung der Steine mit einander verwendete, mit Häckerlingen angemachte Lehm seinen Zweck ebenso gut wie Mörtel, und man hatte also keine Veranlassung, sich nach einem andern Material umzusehen.

Es ist bekannt, daß bei den alten Deutschen das System der Miethswohnungen unbekannt war und daß jeder Hof nur von einer einzigen Familie bewohnt wurde. Diese Altgermanische Sitte hat sich auch jetzt noch in vielen Gegenden Deutschlands, besonders bei der Landbevölkerung, am reinsten aber bei den Engländern erhalten, deren Princip: „Mein Haus ist meine Burg" bekannt ist. Diese Sitte ist bei den heutigen Centralasiaten, sowohl auf dem Lande wie in den Städten, noch allgemein verbreitet und ein Zusammenwohnen von zwei Familien in Einem Hause oder auch nur auf demselben Hofe ist bei den Sarten, Tadschiken und Galtschas schon wegen ihrer eigenthümlichen Familienverhältnisse und der ganzen Einrichtung ihrer Wohnungen geradezu undenkbar. Dieß geht so weit, daß der Centralasiate einem Gast, der bei ihm absteigt, sein ganzes Haus überläßt und für die Dauer der Anwesenheit des Gastes seine Familie anderswo, wenn nöthig selbst unter freiem Himmel, unterbringt.

Strabo und Tacitus berichten, daß die Britten und Germanen ihr Getreide in unterirdischen Getreidespeichern aufzubewahren pflegten. Daß diese Sitte auch bei den übrigen Europäischen Indogermanen verbreitet gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß solche unterirdische Getreidegruben stellenweise auch heute noch in Italien, Spanien, Ungarn, Polen und Rußland in Gebrauch sind. Es werden birnförmige Löcher in dichtem, undurchlässigem Thonboden ausgegraben, von Innen ausgebrannt, mit trocknem Getreide gefüllt und von oben mit Thonerde verschlossen. Nach den Berichten der Geschichtschreiber Alexanders des Großen gab es solche Getreidespeicher auch bei den Sogdianern und Baktriern. Die heutigen Centralasiaten kennen bis auf den heutigen Tag noch keine andere Art, ihre Getreidevorräthe aufzubewahren. Sie graben zu diesem Zweck flaschenähnliche Löcher in den trocknen und undurchdringlichen Lößboden und gebrauchen dieselben ohne weiters zur Aufbewahrung ihres Getreides, welches sich in denselben viele Jahre lang frisch erhält. Auf das Ausbrennen der Erdgruben sind die Europäischen Indogermanen offenbar erst später verfallen, in Folge des Umstandes, daß in Europa das Erdreich weniger trocken und undurchlässig war als der Turkestanische Lößboden. Alles dieses, sowie der Umstand, daß in Turkestan auch die Gefängnisse ganz auf dieselbe Weise hergestellt werden, deutet darauf hin, daß die unterirdischen Getreidespeicher keine Europäische, sondern eine Turkestanische Erfindung sind.

Man vergleiche mit dem Vorstehenden den Abschnitt über die

Wohnungsverhältnisse der ansässigen Bevölkerung Turkestans in meinem schon öfter citirten Werk.

19) Die Gallier und selbst noch die Deutschen Ritter des Mittelalters waren bekanntlich große Liebhaber der Falkenjagd. Auch bei den heutigen Sarten und Tadschiken ist die Falkenjagd sehr beliebt und sie kennen keine andere Jagd als mit Falken oder auch mit Adlern, deren Zahl in Turkestan so groß ist, wie bei uns kaum die Zahl der Spatzen. Reisende, welche mit dem Jagdsport vertraut waren, haben der Kunst der Centralasiaten in der Abrichtung der Jagdfalken und Adler das höchste Lob gespendet.

In den Centralasiatischen Chanaten ist bis auf den heutigen Tag die Würde des Kuschbegi oder „Falkenmeisters" das oberste Hofamt und der Kuschbegi ist nicht nur der oberste Minister, sondern auch der Stellvertreter seines Chans im Falle der Abwesenheit oder Minderjährigkeit desselben. Bekanntlich gehörten auch bei den Europäischen Fürsten des Mittelalters die Falkenmeister zu den ständigen Hofbeamten.

20) Für die Herkunft der Indogermanen aus Centralasien sprechen auch ganz unzweideutig die ältesten Sagen derselben. Erstens kennen sowohl die Asiatischen wie die Europäischen Zweige der Indogermanen die Sintfluthsage, welche sich, wie ich später zeigen werde, nur bei solchen Völkern findet, welche nachweisbar aus Centralasien ausgewandert sind. Zweitens wird in den alten Gesängen der Gothen ein Land genannt, aus welchem die Gothen zu Schiff über ein großes Wasser ausgewandert seien. Dieses große Wasser kann nur die Wolga gewesen sein. Denn daß die Gothen und überhaupt alle Indogermanen etwa aus dem früher ganz vergletscherten Schweden nach Südrußland gekommen sein sollten, kann doch wohl nur ein Stubengelehrter und Philologe für möglich halten, die gewohnt sind, sich die Welt von ihrer Studirstube aus a priori zu konstruiren. Drittens weisen auch die Sagen der Griechen nach Osten, nach dem Kaukasus, der offenbar erst nachträglich statt der bereits in Vergessenheit gerathenen Centralasiatischen Gebirge substituirt wurde, die übrigens von den Griechen gleichfalls als Kaukasus bezeichnet wurden. Im Kaukasus war Prometheus angeschmiedet zur Strafe dafür, daß er die Menschen geschaffen und ihnen das Feuer aus dem Himmel gestohlen hatte. Deukalion, der Stammvater der Griechen, war ein Sohn desselben auf dem Kaukasus angeschmiedeten Prometheus; und nach dem Kaukasus, nach dem Goldlande Kolchis, fand später auch die Fahrt der Argonauten statt. Am unzweideutigsten wird aber die Urheimath der Indogermanen durch die Sagen der Perser gekennzeichnet. In der Avesta, den heiligen Religionsbüchern der Anhänger des Zoroaster, die jedenfalls vor dem 6. Jahrhundert v. Chr., zum Theil wahrscheinlich schon im 2. Jahrtausend v. Chr. entstanden waren, werden bereits die drei Turkestanischen Flüsse Syr-darja, Amu-darja und Sarawschan erwähnt;

der Syr-darja unter dem Namen Rangha, der Amu-darja unter dem Namen Ardrisura und der Sarawschan unter dem Namen Ssughda. Die Ardrisura fließt herab von der Haraberſati, dem „hohen Gebirge“ (i. e. Pamir), wohin die Avesta auch die Airjana Vaidscha, d. h. die Urheimath der Menschheit verlegt. Die Avesta bezeichnet also ganz unzweideutig das Gebirgssystem des Pamir und das Quellgebiet des Amu-darja als die Urheimath der Menschen, folglich auch und zunächst der Indogermanen, wo sich auch gegenwärtig noch die einzigen unvermischten Nachkommen der Urarier finden. In der Avesta ist zugleich auch schon der richtige Grund der Auswanderung der Indogermanen aus ihrer Urheimath angegeben. Sie berichtet nämlich, daß das Klima sich in der Urheimath immer mehr verschlechtert habe und die Kälte immer größer und unerträglicher geworden sei: „In einem hochgelegenen Lande, Airjana Vaidscha genannt, saßen die ältesten Geschlechter der Menschen mit ihren Hausthieren. Ein gotterleuchteter Mann, Jima, vereinigte sie zu einer Gemeinschaft, ward das erste Haupt der Menschen und der Heerden und lehrte seine Unterthanen verschiedene Künste des Lebens. Aber mit der Zeit geschah es, daß die Natur jenes Landes sich änderte, daß die Winter zehn volle Monate, der Sommer nur zwei dauerte. Da führte Jima die Seinigen in ein tieferes Gebiet herab, wo sie grasreiche Triften fanden. Lange dauerte die Wanderung, bis sie endlich in eine liebliche Gegend gelangten, die allen ein zweites Airjana dünkte. Dort siedelte sich Jima mit seinem Volke an, bepflanzte Felder, leitete die Gewässer, errichtete Straßen und erbaute Städte.“

Auch in den Vedas, den heiligen Büchern der Indier, die ebenfalls bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. vorhanden waren, wird die Urheimath der Menschen auf ein Gebirge im Norden von Indien verlegt. Auf dem Nordabhange dieses Gebirges wohnt auch Manu, der Indische Noe, vor der Sintfluth und rettet sich während der Fluth auf dieses selbe Gebirge, welches allein von den Fluthen verschont blieb. Nach der Sintfluth aber stieg er vom Südabhange dieses Gebirges herab und wendete sich nach Süden. Damit ist ebenfalls ganz unzweideutig das Pamirsystem bezeichnet und, wie ich später zeigen werde, auch der Verlauf der Sintfluth und der nach der Fluth erfolgten Wanderung der Indier nach Süden ganz richtig angegeben. Man vergleiche, was Lenormant (Les origines de l'histoire d'après la Bible, II, Seite 48) über diesen Punkt sagt: „Pour les Indiens brahmaniques, le jardin de délices du Mêrou et le sommet où aborde le vaisseau sauveur dans le cataclysme sont placés dans le même groupe de montagnes, soit dans l'Himalaya (W. v. Schlegel, Ind. Biblioth. I; Ritter, Erdkunde Asiens II; Lassen, Ind. Alterthumsk. I), soit dans le Kouen-Lun (Klaproth, Magasin asiatique II, Lassen a. a. O.), soit dans le Thian-Chan (Wilford, Asiatic researches VIII; Humboldt, Asie centrale), mais toujours au nord de l'Inde. C'est sur le versant

nord de ce groupe de montagnes, ombilic du monde, dans la terre paradisiaque de l'Outtara-Kourou, que Manou Vâivasvata réside avant le déluge, et c'est là qu'il reçoit l'avertissement du poisson divin. Puis, quand son vaisseau est porté sur les eaux soulevées, les montagnes sacrées, qui seules émergent encore au milieu de l'inondation universelle, lui offrent un port de refuge. C'est là qu'il débarque et qu'après la fin du cataclysme il opère sur l'autre versant, dans la direction du sud, c'est-à-dire de l'Inde, sa ‚descente de la montagne du nord'."

21) Eine sichere Handhabe zur Entscheidung der Frage, ob die Urheimath der Indogermanen in Europa oder in Asien zu finden sei, bietet uns auch der oben Seite 297 aufgestellte dritte Grundsatz. Nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Sprachforscher sind die ältesten Denkmäler des Indogermanischen Sprachstamms die Rig Veda und die Zendavesta. Von der Sprache der Vedas, dem Sanskrit, und der Sprache der Avesta hat sich anerkanntermaßen die Sprache der Kelten am weitesten entfernt. Nach der Sprache der Kelten kommen successive die Sprachen der Germanen, Letten, Slawen und Iraner, welche sich der Indogermanischen Ursprache desto mehr nähern, je näher das von den betreffenden Völkern bewohnte Gebiet Centralasien liegt. Schleicher sagt in dieser Beziehung: „Je östlicher ein Indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie." Die Galtschas aber, besonders die Galtschas von Badachschan, sprechen noch heute eine Sprache, welche sich nach dem Urtheil von Fachmännern von der Sprache der Avesta nur sehr wenig unterscheidet. Da also die Galtschas die Indogermanische Ursprache am reinsten bewahrt haben, alle übrigen Zweige der Indogermanen aber ihre Sprache mehr oder weniger verändert haben, und zwar um so mehr, je weiter ihre gegenwärtigen Wohnsitze von den Wohnsitzen der Galtschas entfernt sind, so muß es jedem Unbefangenen einleuchten, daß die Galtschas der Urheimath der Indogermanen unter allen am nächsten geblieben sein müssen. Der Englische Sprachforscher Sayce hält den Umstand, daß Sanskrit und Zend die alterthümlichsten aller Indogermanischen Sprachen sind, für den ersten und sichersten Beweis dafür, daß die anerkannte Urheimath der Indier und Iraner, d. h. Turkestan, auch die Urheimath aller Indogermanen gewesen sein muß.

Die Verfechter des Europäischen Ursprungs der Indogermanen pochen, um das ihnen unbequeme, aus der Alterthümlichkeit des Zend und Sanskrit sich ergebende Argument abzuschwächen, darauf, daß ja auch die Lithauer noch eine alterthümliche Sprache besäßen, ohne zu bedenken, daß dieß unter den Europäischen Indogermanen nur eine vereinzelte und lokale Erscheinung ist, deren Erklärung sich aus den näheren Umständen mit Leichtigkeit ergibt. Die Europäische Urbevölkerung derjenigen Gebiete, welche die Lithauer auf

ihrem Wege zu passiren hatten und in welchen sie sich schließlich niederließen, war durch die früher eingewanderten Thrako-Illyrier, Galater, Deutschen und Gothen bereits ausgerottet oder assimilirt worden, und dieß um so gründlicher, als alle betreffenden Gebiete aus ausgedehnten Ebenen bestanden, welche den Urbewohnern keine Schlupfwinkel bieten konnten, in denen sie sich etwa gegen die Eindringlinge hätten behaupten können. Die Lithauer trafen also auf ihrem ganzen Wege nur mit Indogermanen oder mit bereits Indogermanisirten Völkerschaften zusammen. Ihre Sprache konnte deßhalb durch die Vermischung mit diesen Völkerschaften keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. Auch von denjenigen fremden Einflüssen, welche die größere oder geringere Umgestaltung der Sprache der später eingewanderten Slawen herbeiführten, haben sich die Lithauer, Dank ihrer geschützten Lage, frei erhalten. Die Slawen vermischten sich im Norden mit den bereits vor ihnen eingewanderten Finnen und im Osten und Süden mit den später eingewanderten Türken und Mongolen, und in Folge dessen haben ihre Sprachen mehr Veränderungen und fremde Beimischungen erfahren als die Sprache der Lithauer, welche außerhalb des Wirkungskreises sowohl der Finnen, wie der Türken und Mongolen und auch der Germanen lagen.

22) Bei der Annahme des Europäischen Ursprungs der Indogermanen erhebt sich eine sehr gewichtige Frage, welche meines Wissens bisher keiner der Verfechter der Europäischen Hypothese zu beantworten für gut befunden hat, nämlich die Frage, wer Turkestan vor den Indogermanen bewohnt hat; denn es wird doch Niemand annehmen wollen, daß Centralasien bis zur Einwanderung der Asiatischen Indogermanen ganz unbewohnt gewesen sei. Diese Annahme müßte man aber unbedingt machen, wenn man an dem Europäischen Ursprung der Indogermanen um jeden Preis festhalten wollte, denn aus der Vertheilung der gegenwärtigen Bewohner Turkestans geht unzweifelhaft hervor, daß die ältesten Bewohner Turkestans die Indogermanen gewesen waren. In den unzugänglichsten Schluchten des Pamir und Hindukusch wohnen die Indogermanischen Galtschas und Kafiren oder Siagpuschen. An diese schließen sich nach außen hin die Tadschiken an, ein Mischvolk aus Indogermanen, Ostasiaten und anderen Völkerschaften, welches aber noch Indogermanisches Volksthum und Indogermanische Sprache bewahrt hat. An die Tadschiken endlich schließen sich von Osten, Norden und Westen die Sarten und ansässigen Usbeken an, gleichfalls ein Mischvolk aus Indogermanen und Ostasiaten, welches aber seine Indogermanische Sprache gegen die Sprache der Türkischen Eroberer vertauscht hat.

Daß die Indogermanen nach Turkestan nicht erst später eingewandert sind, sondern schon seit den ältesten Zeiten daselbst angesessen waren, wird auch durch die Berichte der ältesten Chinesischen Chronik- und Geschichtschreiber bestätigt. Aus allen diesen Berichten geht hervor, daß nicht nur

das Westliche Turkestan, sondern selbst der Westliche Theil des Tarymbeckens schon in den ältesten Zeiten von einem Volk bewohnt war, welches sich durch blondes Haar, blaue Augen und lange „Pferdegesichter" vor seinen Oestlichen Nachbarn auszeichnete und also alle Rassenmerkmale der Indogermanen deutlich an sich trug. Besonders beweiskräftig ist die Anwesenheit der Indogermanen im Tarymbecken. Denn wenn die Indogermanen wirklich aus Europa nach Turkestan eingewandert wären, hätten sie nach dem Tarymbecken nur auf dem weiten Umwege über die Dschungarei und Mongolei gelangen können, auf welchem Wege auch später die Indogermanischen Usun aus dem Tarymbecken nach Westturkestan abzogen. Die Dschungarei und Mongolei waren aber, wie wir später sehen werden, zu der Zeit, als Turkestan bereits von Indogermanen bewohnt war, noch von Meer bedeckt.

23) Die Gegner des Asiatischen Ursprungs der Indogermanen haben den Einwurf erhoben, daß kein Grund einzusehen sei, weßhalb die Indogermanen aus Asien nach Europa gewandert sein sollten, haben aber ihrerseits nicht für nöthig erachtet, einen plausiblen Grund für die Wanderung der Iraner und Indier aus Europa nach Asien anzugeben. Der einzige Grund, der sich allenfalls für Europa denken ließe, wäre Uebervölkerung. Nun ist aber bekannt, daß Uebervölkerung nur bei hoch kultivirten Völkern eintreten kann, nie aber bei Völkern, welche noch auf einer so primitiven Kulturstufe stehen, wie es bei den ungetheilten Urariern sicherlich der Fall war. Zudem wissen wir, daß Europa selbst noch in historischer Zeit ziemlich schwach bevölkert war und also von einer eigentlichen Uebervölkerung selbst noch zur Zeit der eigentlichen Völkerwanderung gar keine Rede sein konnte. Ferner erfolgen die durch Uebervölkerung verursachten Auswanderungen der Natur der Sache nach immer allmählig und es wandern immer nur die Aermsten und hauptsächlich männliche Individuen, und zwar Individuen in jüngeren Jahren aus. Die Indogermanischen Auswanderer traten dagegen überall, soweit uns dieß historisch bekannt ist, in ungeheueren Massen und in ganzen Völkerschaften auf und führten Weiber, Kinder und Greise und ihre Heerden und alle ihre Habe mit sich. Es mußte also jedesmal das ganze Volk in corpore ausgewandert sein, was nur durch das plötzliche Eintreten einer gewaltigen Ursache erklärt werden kann. Für eine solche allgemeine Auswanderung eines ganzen Volkes läßt sich nur Eine Ursache denken, nämlich die, daß das bisher bewohnte Gebiet aus irgend einem Grunde unbewohnbar wurde. Dieß konnte aber nur dadurch geschehen, daß das Klima trockener wurde und in Folge einer Reihe von trocknen Jahren das ganze Volk bei weiterem Verbleiben im Lande dem Hungertode preisgegeben war. Daß in Europa in der Urzeit, wo die Bevölkerung noch sehr dünn und das ganze Land noch von unermeßlichen Wäldern bedeckt war, eine solche allgemeine und lang anhaltende

Dürre eingetreten sein und die Bevölkerung ganzer Länder zur Auswanderung gezwungen haben sollte, ist auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse ganz undenkbar. Denn Europa ist trotz des Verschwindens des größten Theiles seiner Waldungen, Dank seiner reichen Gliederung und der allseitigen Nähe des Meeres, in Bezug auf Niederschläge noch immer so günstig gestellt, wie wenig andere Gegenden der Erde. Es treten zwar hie und da trockne Jahre ein, welche stellenweise Theuerung verursachen, dieß hat aber seinen Grund erstens in dem rücksichtslosen Abholzen der Wälder und zweitens in der großen gegenwärtigen Uebervölkerung ganz Europas, bei welcher kein Fleck kulturfähigen Bodens entbehrt werden kann.

Aber selbst wenn wir zugeben wollten, daß irgendwo in Europa die Urheimath der Indogermanen gewesen sei und daß diese durch irgend einen unerfindlichen Grund zur Auswanderung gezwungen worden seien, so bleibt doch vollständig unerklärlich, wie die Iraner und Indier auf die verrückte Idee gekommen sein sollten, sich nach den unermeßlichen Sandwüsten Centralasiens zu wenden, da sie wohl schwerlich ausgedehntere geographische Kenntnisse besessen haben werden, als die Europäer des Mittelalters, und also schwerlich wissen konnten, daß hinter den Turkestanischen Sandwüsten das fruchtbare Indien lag. Es wäre für sie doch viel vernünftiger und naheliegender gewesen, sich nach dem fruchtbaren Süden und Westen Europas zu wenden, wie es die Hellenen, Italiker, Galater, Germanen und Slawen später auch thaten. Daß sie zur Auswanderung nach Osten, nach dem unwirthlichen Centralasien, durch ihre in Europa zurückgebliebenen Landsleute gezwungen worden sein sollten, ist doch nicht anzunehmen, da die Iraner und Indier offenbar die civilisirtesten aller alten Indogermanen waren und bereits 2000 Jahre v. Chr. eine ziemlich hohe Kulturstufe erreicht hatten, während die Europäischen Indogermanen, mit Ausnahme der Bewohner Griechenlands und Italiens, die ihre Kultur Vorderasiatischen Einflüssen verdankten, noch um den Anfang unserer Zeitrechnung auf einer sehr primitiven Kulturstufe standen.

Es läßt sich also kein vernünftiger Grund für eine Auswanderung der Indogermanen aus Europa nach Asien auffinden, und der Umstand, daß Europa im Alterthum schwach, gegenwärtig aber so stark bevölkert ist, daß es eine weitere Vermehrung der Bevölkerung kaum noch ertragen kann, und daß alle historisch bekannten Wanderungen faktisch aus Asien nach Europa erfolgt sind, spricht direkt gegen eine solche Wanderung.

In Centralasien dagegen liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt. Erstens war Turkestan, welches gegenwärtig zu den dünnbevölkertsten Gegenden der Erde gehört, früher nachweisbar sehr dicht bevölkert gewesen. Ganz Turkestan ist ein Ruinenfeld. Ueberall findet man Ueberreste von Städten und weitverzweigten künstlichen Kanalsystemen, und zwar selbst in Gegenden, welche jetzt schon seit Jahrtausenden von Flugsand bedeckt sind. Nach der

unglaublich dichten Bevölkerung der Oasen zu schließen, muß die Bevölkerung Turkestans früher Hunderte von Millionen gezählt haben, während sich jetzt die ganze Bevölkerung nur auf einige Millionen beziffert. Alle diese Millionen müssen doch irgendwo hingekommen sein und man kann doch nicht annehmen, daß dieselben ruhig die Hände in den Schoß gelegt und gewartet haben, bis sie vom Flugsand verschüttet wurden. Der Umstand zweitens, daß sich in Turkestan früher da Städte und Kanäle befunden haben, wo gegenwärtig alles von Sand bedeckt ist, gibt auch den Grund an, warum die früheren Bewohner Turkestans ausgewandert sind; denn es folgt daraus, daß Turkestan früher ein ganz anderes Klima gehabt haben muß als jetzt. Daß dieß wirklich der Fall war, wird auch durch die neuesten Beobachtungen vollkommen bestätigt. Daß die Luft von Jahr zu Jahr trockner und die Niederschläge von Jahr zu Jahr geringer werden, ist durch meteorologische Beobachtungen und durch die von Zeit zu Zeit wiederholten topographischen Aufnahmen unzweifelhaft nachgewiesen worden, wie ich später noch ausführlicher darlegen werde. Die meteorologischen Beobachtungen haben nämlich gezeigt, daß in Turkestan die jährliche Verdunstung ungleich größer ist als die Summe der alljährlich erfolgenden Niederschläge und dieses Mißverhältniß zwischen Niederschlägen und Verdunstung hat naturgemäß einen beständigen Rückgang aller Turkestanischen Seen, Flüsse und Gletscher zur Folge, was auch durch wiederholte Topographische Aufnahme bereits unzweifelhaft konstatirt worden ist. Drittens ist historisch nachgewiesen, daß wirklich Einwanderungen von Asien nach Europa stattgefunden haben, und von den Hunnen bis herab auf die Mongolen sind fortwährend Asiatische Völkerschaften von Centralasien nach Europa geströmt, und wenn die Mongolen und Türken nach Europa einwandern konnten, so ist nicht einzusehen, warum dieß nicht vor ihnen gerade so gut auch die Indogermanen thun konnten. Für eine Völkerwanderung von Europa nach Centralasien ist dagegen kein historisch beglaubigtes Beispiel bekannt, mit alleiniger Ausnahme eines Theiles der Kalmüken, welche aus politischen Gründen aus Südrußland wieder nach ihrer Centralasiatischen Heimath zurückkehrten. Es ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß zuerst die Indogermanen von Westen nach Osten und dann später die Mongolen von Osten nach Westen gewandert sein sollten; es ist viel wahrscheinlicher, daß die Indogermanen und Mongolen beide durch die gleiche Ursache aus ihrer Urheimath vertrieben worden sind.

24) Dafür, daß die Indogermanen aus Centralasien nach Europa gewandert sind und nicht umgekehrt, spricht ferner der Umstand, daß alle historisch bekannten Wanderungen der Indogermanen im Allgemeinen in der Richtung von Osten nach Westen erfolgt sind, wie aus der im ersten Theil mitgetheilten Völkertafel deutlich hervorgeht. Ich will der besseren Uebersicht wegen die betreffenden Angaben hier zusammenstellen.

Name des Volkes.	Ausgangspunkt der Wanderung.	Endpunkt der Wanderung.
Kimmerier.	Nordufer des Schwarzen Meeres.	Kleinasien.
Bojer.	Böhmen und Pannonien.	Bayern, Oberitalien und Frankreich.
Angeln.	Schleswig.	England.
Bataver.	Hessen.	Holland.
Chasuarer.	Im Osten der Ems.	Niederrhein.
Franken.	Auf dem rechten Rheinufer.	Frankreich.
Friesen.	Zwischen Rhein und Ems.	Rheindelta.
Haruden.	Jütland.	Auf dem rechten Rheinufer.
Kimbern.	Kimbrische Halbinsel.	Frankreich, Spanien und Oberitalien.
Sachsen.	Nordwestliches Deutschland.	Nordfrankreich und England.
Sigambern.	Rechtes Rheinufer.	Belgien.
Teutonen.	Elbemündung.	Frankreich.
Ubier.	Rechtes Rheinufer.	Linkes Rheinufer.
Alamannen.	Brandenburg.	Elsaß und Schweiz.
Semnonen.	Zwischen Elbe und Oder.	Süddeutschland.
Sueven.	Brandenburg.	Spanien, Württemberg und Bayern.
Normannen.	Norwegen.	Dänemark, England, Schottland, Normandie, Island, Grönland.
Westgothen.	Bessarabien, Moldau und Walachei.	Spanien und Nordafrika.
Ostgothen.	Nordufer des Schwarzen Meeres.	Italien, Rhätien und Norikum.
Burgunder.	Oder- und Weichselgegend.	Savoyen und Rhonegebiet.
Gepiden.	Weichselmündung.	Oberitalien.
Heruler.	Ostseeufer.	Gallien und Italien.
Rugier.	Odermündung.	Italien.
Vandalen.	Riesengebirge.	Spanien und Nordafrika.
Daher.	Rechtes Syr-darja-Ufer.	Ostküste des Kaspischen Meeres.
Jazygen.	Nordufer des Schwarzen Meeres.	Ungarn und Illyrien.
Roxolanen.	Nordufer des Asow'schen Meeres.	Dakien und Mösien.
Sarmaten.	Im Osten des Don.	Donaumündung.
Parther.	Chorassan.	Kleinasien und Syrien.
Alanen.	Nordabhang des Hindukusch.	Gallien, Spanien, Oberitalien.
Perser.	Baktrien.	Persien.
Meder.	Baktrien.	Medien.

25) Wären die Indogermanen von Westen nach Osten gewandert, dann müßten die Europäischen Indogermanen, als die in der Heimath verbliebenen, die alten Arischen Sitten und Gebräuche und die Altarische Lebensweise am reinsten bewahrt haben, die Asiatischen aber sich wegen der veränderten lokalen und klimatischen Verhältnisse am weitesten von denselben entfernt haben. Aus dem Obigen geht aber hervor, daß das gerade Gegentheil stattfindet. Während die Europäer von dem, was den Urariern eigenthümlich war, gar nichts oder nur sehr wenig bewahrt haben, stimmen

die Turkestanischen Indogermanen, die Galtschas und Tadschiken und selbst die Sarten mit den Urariern bis ins Einzelnste überein, obwohl die Tadschiken und noch mehr die Sarten sich nachweisbar mit vielen im Laufe der Zeiten nach Turkestan eingewanderten fremden Völkerschaften vermischt haben. Wie die Urarier essen die Sarten, Tadschiken und Galtschas noch immer keine Fische, keine Butter und Käse; verfertigen keine wollenen Kleiderstoffe; bauen ihre Wagen ohne Zuhülfenahme von Metall und gebrauchen noch heute den Urarischen Hackenpflug und Nadeln aus Holz oder Knochen. Auch ist bei ihnen noch immer das Kupfer das Hauptmetall, wie bei den Urariern. Die Wohnungen der Sarten, Tadschiken und Galtschas sind noch genau dieselben wie bei den Pfahlbauern und den alten Germanen, Italikern und Hellenen; die agrarischen Einrichtungen sind die gleichen wie bei den alten Germanen; ihr Brod ist mit dem Brod der Pfahlbauer identisch, ebenso wie ihre Obst- und Getreidesorten und ihre Hausthiere. Ihre Wagen und Joche sind dieselben, wie sie bei den ältesten Europäischen Indogermanen in Gebrauch waren; wie diese gebrauchen die Sarten, Tadschiken und Galtschas gleiche Kleider für beide Geschlechter und wie bei den Skythen fahren nur Weiber und Kinder auf Wagen, während die Männer dieß für unanständig halten und deßhalb reiten. Wie die alten Germanen errichten sie im Krieg und im Frieden Wagenburgen; betreiben die Falkenjagd; tragen, wie die Skythen, noch immer ihre Trinkschalen am Gürtel und kennen noch immer keine anderen Verzierungen von Gold als die in den Europäischen Gräbern aufgefundenen Goldplättchen. Endlich bauen die Galtschas von Darwas ihre Mauern noch immer genau so aus Steinen und Baumstämmen, wie dieß die alten Gallier zu Cäsars Zeit gethan haben. Die Turkestanischen Indogermanen sind also unzweifelhaft als der in der Urheimath zurückgebliebene Theil der Indogermanen zu betrachten.

26) Die Häuser der Russischen Bauern sind in allen Theilen des ganzen Russischen Reiches genau dieselben; sie sind nicht nur überall aus dem gleichen Material, aus runden Tannenstämmen, sondern auch alle nach ein und demselben Modell erbaut. Dieß beweist, daß diese Bauart importirt und nicht an Ort und Stelle entstanden ist, weil sich sonst in verschiedenen Gegenden verschiedene Baustyle ausgebildet haben würden, wie wir dieß in Deutschland, Frankreich, Italien und England sehen, wo die Baustyle in den verschiedenen Gegenden bedeutend von einander abweichen, weil sie in Europa selbst, und zwar erst lange nach der Niederlassung der Indogermanen in den betreffenden Ländern entstanden sind.

Das Gleiche gilt auch von den Thongefäßen der alten Germanen, Kelten, Skandinavier und Slawen. Dieselben sind einander alle so ähnlich, daß sie nur schwer, oft auch gar nicht von einander zu unterscheiden sind. Dieß ist ebenfalls nur dadurch zu erklären, daß die Kunst der Her-

stellung von Thongeschirren von den Deutschen, Kelten, Skandinaviern und Slawen importirt und nicht erst in ihren Europäischen Wohnsitzen unabhängig von einander erfunden worden ist. Dabei muß ich bemerken, daß alle vorhistorischen Europäischen Thongefäße, welche ich in Sammlungen gesehen oder von denen ich Zeichnungen zu Gesicht bekommen habe, mit den bei den heutigen Centralasiaten jetzt noch gebräuchlichen vollkommen übereinstimmen.

27) Zwischen den Indogermanen und Semiten besteht anerkanntermaßen eine gewisse Aehnlichkeit in Bezug auf Sprache und Stammsagen. Dieser Umstand läßt sich nur dadurch erklären, daß die Indogermanen und Semiten in ihrer Urheimath Nachbarn gewesen waren, worauf übrigens auch schon die Rasseneinheit beider Stämme hinweist. Nun sind aber die Semiten nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Forscher aus dem Innern Asiens und sicherlich nicht aus Europa gekommen. Max Müller (Biographies of Words etc., S. 111) sagt: „No one has yet doubted that the Semitic nations were of Asiatic origin, and if we could prove that the Aryas had borrowed from the Semites words which are found both in the North-Western and South-Eastern branches of the Aryan family, no one could question again the Eastern origin of the Aryas.“ Friedrich Müller schreibt über diesen Punkt auf Seite 68: „Die beiden übrig gebliebenen Stämme, nämlich die Hamito-Semiten und Indogermanen, blieben geraume Zeit Nachbarn, was durch eine innige Verwandtschaft ihrer religiösen und Stammessagen bestätigt wird.“ An einer anderen Stelle (Seite 69) schreibt derselbe Gelehrte: „Wenn wir nun auch, conform dieser Ansicht, welche eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, annehmen, der Ursitz der Indogermanen sei im Südosten Europas zu suchen, so sind die Indogermanen auf diesem Punkte nichts weniger denn als Autochthonen zu betrachten, sondern sind dort vom armenischen Hochlande in unvordenklicher Zeit eingewandert. Zu dieser Annahme werden wir nothwendig durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit den Hamito-Semiten und den Kaukasiern gezwungen, welche beiden Volksstämme unmöglich von Westen her in das über Mesopotamien gelegene Hochland eingewandert sein können.“ Auch Hommel hält die Uebereinstimmung gewisser Arischer Kulturwörter mit Semitischen für hinreichend, um darauf die Ansicht von einem „proethnischen“ Völkerverkehr zwischen Ariern und Semiten zu begründen. Diese Uebereinstimmungen könne man sich nicht anders erklären als dadurch, daß in einer innerasiatischen Heimath gemeinsame Berührungen zwischen den noch vereinigten Semiten und den noch vereinigten Ariern stattgefunden haben, und da die Semiten unzweifelhaft aus dem Innern Asiens gekommen seien, so müßten auch die Arier dorther gekommen sein.

Außer mit den Semiten haben die Indogermanen auch mit den Ural-Altaiern sprachlich manches gemein, worauf ich später noch ausführlicher

zurückkommen werde. Diese sprachlichen Anklänge sind um so bedeutungsvoller, als die Ural-Altaier den Indogermanen auch in Bezug auf den körperlichen Typus nahe stehen, so daß nicht daran zu zweifeln ist, daß die Indogermanen in ihrer Urheimath Nachbarn der Ural-Altaier gewesen sind. Da nun anerkanntermaßen die Semiten ursprünglich in Centralasien, die Ural-Altaier aber in der Gegend zwischen Ural und Altai gewohnt haben, so müssen die Indogermanen ursprünglich in Turkestan gewohnt haben, wo sie die Semiten im Südwesten und die Ural-Altaier im Norden und Nordosten zu Nachbarn hatten.

Auch die Chinesen haben mit den Indogermanen Verschiedenes gemein. So habe ich bereits früher erwähnt, daß die Chinesen von den Indogermanen die Feier des Frühlingsfestes und den Gebrauch der Ostereier übernommen haben. Ferner haben die Chinesen, wie ich später ausführlicher darthun werde, mit den Indogermanen und Semiten die sogenannten Mondstationen gemein. Endlich ist der Feldbau und das Kanalisirungswesen der Chinesen eine getreue Kopie des Feldbaus und des Bewässerungswesens der heutigen Tadschiken und Sarten und die ältesten Feldfrüchte waren bei den Chinesen dieselben wie bei den Urariern und den heutigen Centralasiaten. Dazu kommt, daß Friedrich Müller, der sich sonst gegenüber der Verwandtschaft zwischen verschiedenen Sprachstämmen äußerst skeptisch verhält, das Chinesische für einen „embryonalen Verwandten der Indogermanischen Sprachen" erklärt. Da nun die Urheimath der Chinesen, wie wir später sehen werden, das Tarymbecken gewesen war, so müssen die Indogermanen bereits vor der Einwanderung der Chinesen nach China, d. h. bereits im 3. Jahrtausend v. Chr., ebenda gewohnt haben, weil sich nur so die erwähnten Analogien zwischen Chinesen und Indogermanen erklären lassen.

28) Einen weiteren Beweis dafür, daß die Indogermanen nicht aus Europa nach Asien eingewandert sein können, liefert der Umstand, daß die Iranischen Meder und Perser unzweifelhaft aus Baktrien nach Vorderasien gekommen sind. Dieß geht schon aus den heiligen Sagen der Perser und aus dem ersten Auftreten der Iraner in Vorderasien hervor und ist deßhalb auch bis jetzt noch von Niemand bezweifelt worden. Denn die Meder und Perser müßten doch nicht recht bei Trost gewesen sein, wenn sie aus Rußland den weiten Umweg über die schauerlichen Sandwüsten und Hungersteppen Turkestans nach Baktrien und von dort wieder über die unermeßlichen Turkmenenwüsten gemacht hätten, um nach Persien und Medien zu gelangen, welche Gebiete sie doch auf einem ganz bequemen und kurzen Wege am Ufer des Kaspischen Meeres entlang erreichen konnten. Zudem hätten sie auf diesem Wege die drei großen Flüsse Wolga, Syr-darja und Amu-darja zu passiren gehabt, welche Mühe sie sich leicht ersparen konnten, wenn sie aus Südrußland am Westufer des Kaspischen Meeres herabzogen.

29) Die Indier und Iraner waren zur Zeit ihres Aufenthaltes in Baktrien anerkanntermaßen bereits ein ziemlich hochentwickeltes Kulturvolk, wie aus ihren heiligen Schriften klar und deutlich hervorgeht. Die Europäischen Indogermanen dagegen standen, mit Ausnahme der Hellenen und Italiker, die ihre Kultur zum größten Theil Semitischen und Hamitischen Einflüssen verdankten, noch um den Anfang unserer Zeitrechnung auf einer ziemlich primitiven Kulturstufe. Bei der Annahme eines Europäischen Ursprungs der Indogermanen bleibt demnach nichts anderes übrig als anzunehmen, daß die Indier und Iraner Europa als Barbaren verlassen, sich aber während ihrer Wanderung zu einem Kulturvolk ausgebildet haben. Nun kann sich aber jeder, der einmal Gelegenheit hat, auf der Wanderschaft begriffene Auswanderer oder Nomaden zu beobachten, leicht überzeugen, daß gerade das Gegentheil stattfinden muß, und daß wandernde Völker immer mit der Zeit mehr oder weniger verwildern und, wenn sie vorher auch noch so hoch civilisirt waren, wieder einen Theil ihrer Kultur einbüßen. Diese Schwierigkeit verschwindet, wenn wir annehmen, daß die Indogermanen aus Centralasien nach Europa gewandert sind. Die nach Europa eingewanderten Indogermanen haben eben auf ihren langen Wanderungen ihre frühere Kultur zum Theil eingebüßt, theils in Folge ihrer fortwährenden Kämpfe mit den Völkern, in deren Gebiet sie eindrangen, theils in Folge der Unmöglichkeit, ihre bisher gewohnte Lebensweise fortzusetzen und sich das zu einem Kulturleben Nöthige in einem von Wilden bewohnten Gebiete zu verschaffen. Als ihnen ihre von zu Hause mitgebrachten Kleider ausgingen, mußten sie sich in Thierfelle kleiden, statt ihrer verbrauchten oder verlorenen Metallwaffen und Werkzeuge Steinwaffen und Steinwerkzeuge gebrauchen u. drgl. Daß von einem geregelten Jugendunterricht, der conditio sine qua non einer jeglichen Kultur, auf der Wanderung und unter den fortwährenden Kämpfen keine Rede sein konnte, ist ebenfalls einleuchtend. Wenn irgend eines der gegenwärtigen Kulturvölker Europas auch nur 10 oder 20 Jahre in den Kirgisensteppen herumziehen würde, so würde sich nach Ablauf dieser Zeit der junge Nachwuchs wohl nur wenig mehr von den Kirgisen unterscheiden.

30) Einen sicheren Beweis dafür, daß die Indogermanen in Europa nicht autochthon waren, und daß sie sich nicht in Europa allmählig aus Wilden in Kulturmenschen umgewandelt haben, liefert der Umstand, daß in Europa nirgends ein allmähliger Uebergang aus dem wilden Urzustand in einen Kulturzustand aufzufinden ist. Alle archäologischen Funde beweisen, daß Europa früher von Menschen bewohnt gewesen war, welche sich in ihrer Lebensweise nicht im Mindesten von den heutigen Australiern unterschieden; daß aber dann plötzlich und ohne alle Vermittlung ein neues Volk auftrat, welches nicht nur körperlich von den wilden Urbewohnern vollständig verschieden war, sondern sich auch in Bezug auf die Lebensweise

vollständig von jenen unterschied. Dr. Much, einer der besten Kenner der prähistorischen Zustände Oestreichs, bemerkt, daß nirgends Zwischenglieder oder andere Merkmale vorhanden sind, die einen Uebergang aus der paläolithischen Periode in die neolithische vermitteln. Die Mammuth- und Rennthierleute seien reine Jäger gewesen, welche weder Getreide noch Hausthiere, keine Thongefäße, kein gewebtes Gewand, kein selbstgebautes, dauerndes Haus gehabt, deren Geräthe aus wenigen bearbeiteten Knochensplittern und zugehauenen Feuersteinen bestanden. Dagegen sehe man in der neolithischen Periode statt der Lagerplätze flüchtiger Jäger oder unstäter Nomaden in Höhlen oder unter Felsenwänden feste Ansiedlungen, deren dauernder Bestand durch die Menge von abgenützten oder verlorenen Geräthen, von Topfscherben, von den Knochen der verzehrten Thiere, von Asche und Kohlen bezeugt sei. „Ein neues, anders geartetes Volk ist es," schreibt Dr. Much, „das mit dem früheren kaum mehr etwas Gemeinsames erkennen läßt. Ihre Wohnsitze errichten sie auf Anhöhen über damals wohl noch versumpften Thalniederungen, zumeist an Stellen, die sich gegen Angriffe leichter vertheidigen lassen; in Seen und Mooren treiben sie unfern vom Ufer Pfähle in den Grund, um auf diesen über dem Wasser ihr eigenthümliches, aber gesichertes und dauerndes Heim zu gründen. Mit ihnen waren Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde gezogen, die zum Theil unter demselben Dache wohnen, für deren Ueberwinterung sie Vorräthe von Futter schaffen müssen, da sie in der strengen Jahreszeit mildere Gegenden aufzusuchen nicht in der Lage sind. Aus ihrer Heimath brachten sie auch Getreide mit und Lein und viele Funde bezeugen einen umfassenden Anbau dieser Pflanze. Sie bereiten ihre Speisen am Herdfeuer, wozu sie sich auch Töpfe aus Thon erzeugen, denen sie mitunter gefällige Formen und eine reiche Ornamentirung zu geben vermögen. Ihre Geräthe sind sehr mannigfaltig und oft mit staunenswerther Genauigkeit gearbeitet; wir finden darunter viele mit besonderen Gebrauchszwecken, wie Beile und Meißel in verschiedenen Arten, Hämmer, Keulenknäufe, Messer, Sägen, Bohrer, Schaber, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolche, Spateln, Flachshecheln, Nadeln, Pfriemen, Kämme, Spinnwirtel, Webstuhlgewichte, Glätt-, Wetz-, Schleif- und Arbeitssteine, Getreidemühlen und Schmuck mannigfacher Art. Ihre Hülfsmittel beschränken sich jedoch nicht auf die aufgezählten einfachen Werkzeuge und Geräthe, sie verfügen auch schon über zusammengesetzte unseren Maschinen zu vergleichende Vorrichtungen, wie zum Bohren und Sägen der Steine, zum Spinnen, Haspeln und Weben und sicherlich manch anderes Geräth, in dessen Kenntniß wir nicht gelangt sind."

31) Gegen die Einwanderung der Indogermanen aus Centralasien ist, wie ich bereits früher erwähnt habe, auch der Einwurf erhoben worden, daß sich ein energischer, hochgewachsener, blondhaariger, blauäugiger und hellfarbiger Menschenschlag, wie es die alten Galater, Germanen und Slawen

unzweifelhaft waren, nur in einem feuchten und gemäßigten Klima habe ausbilden können, nicht aber unter der trocknen Glühhitze Centralasiens. Dieser Einwurf wäre allerdings vollkommen berechtigt, wenn die klimatischen Verhältnisse Turkestans schon von jeher dieselben gewesen wären, wie heutzutage. Das Klima Turkestans war aber, wie ich bereits erwähnt habe und wie ich später noch eingehender nachweisen werde, früher, als noch die Mongolei und ein großer Theil Turkestans von Binnenmeeren bedeckt waren, ein ganz anderes gewesen und dasselbe kann sich vom Klima des mittleren Europa nicht wesentlich unterschieden haben [1]). Zudem bewohnten die Urarier, wie dieß durch die heiligen Sagen der Indier und Iraner bezeugt und überdieß auch durch die Terrainverhältnisse Turkestans wahrscheinlich gemacht wird, nicht nur die Turkestanischen Ebenen, sondern auch die Hochgebirge, d. h. das Pamirsystem nebst Hindukusch und das Tjan-schan-System.

Daß die Turkestanischen Gebirge auch gegenwärtig noch, trotz des gänzlich veränderten Klimas, die Existenz eines kräftigen und blondhaarigen Menschenschlages begünstigen, beweisen die Galtschas und Siagpuschen, welche, selbst wenn wir die Einwanderung derselben aus Europa zugeben wollten, doch wenigstens bereits seit 4000 Jahren in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen ansässig sein müßten, da sie in diesem Fall nichts anderes sein könnten als die Ueberreste derjenigen Indogermanen, welche nach ihrer Ankunft in Centralasien nach Indien und Vorderasien weiter wanderten. Die Galtschas sind von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, haben schwarzbraune, rothe oder blonde Haare, braunen, rothen oder blonden Bart, braune oder blaue Augen und weiße Hautfarbe. Was die Siagpuschen betrifft, so beschreibt der Englische Topograph Mc. Nair, der erste Europäer, welchem es (im Jahre 1883) gelang in das Land derselben einzubringen, deren Typus folgendermaßen: „Their country is picturesque, densely wooded an wild in the extreme; the men are of fine appearance, with sharp Aryan features and keen penetrating eyes; blue eyes are not common but do occur, but brown eyes and light hair even to a golden hue in combination are not at all uncommon. The general complexion varies to two extremes, that of extreme fairness — pink rather than blonde,

[1]) Man vergleiche, was Baron v. Richthofen (China I, S. 205) schreibt: „Versetzt man sich in die Zeiten zurück, als ein brakisches Diluvialmeer mit seinem nach Norden gerichteten Ausfluß sich vom Pontus nach Osten ausdehnte, und, indem es die Aralo-Kaspische Niederung bedeckte, die Stelle eines großen Theils der heutigen Sand- und Lehmwüsten einnahm, so erkennt man leicht, wie glücklich hier, unter heiterem Himmel und am Fuß wasserspendender Gebirge, die Bedingungen für die frühe Existenz des Menschen gewesen sein müßten, wenn er damals in diesen Gegenden existirt hätte, indem Thalebenen von großer Breite theils einzeln neben einander sich nach dem Meer abdachten, theils sich gruppenweise um große Buchten desselben anordneten. Die Nachbarschaft des Meeres mußte die jetzigen Extreme des Klimas mildern. Der Lehmboden, welcher jetzt öde und trocken ist, wo ihn nicht künstliche Berieselung bewässert, konnte einen reichen Grasteppich tragen."

and the other of bronze, quite as dark as the ordinary Panjabi. The cast of features seems common to both these complexions, but the fairer men if asked will indicate the dark men as having come from the south and they themselves have come from the nord and east."

Im Jahre 1878 wurden mir und meinen Begleitern in Faisabad in Badachschan von den Afganen eine Anzahl von Siagpuschen vorgestellt, welche kurz vorher in Folge eines Bürgerkrieges sich über den Nuksanpaß nach Badachschan geflüchtet hatten. Dieselben waren alle von gewöhnlicher Größe, theils braun- oder schwarz-, theils rothhaarig und trugen ihre Haare lang herabfallend, wie die alten Germanen, hatten aber die vordere Hälfte des Kopfes rasirt, vielleicht in Folge des Umstandes, daß sie von den Afganen volens nolens zu Muhamedanern gemacht worden waren. Was mir und meinen Begleitern an ihnen am meisten auffiel, war ihr scharfer, durchdringender Blick.

32) Zum Schluß dieser überlangen Auseinandersetzungen ist noch hervorzuheben, daß sich die zwischen den verschiedenen Zweigen der Indogermanen herrschenden sprachlichen und ethnographischen Unterschiede und die Reihenfolge der Auswanderung derselben ganz einfach auf Grund der Terrainverhältnisse Turkestans erklären lassen. Ich habe bereits früher angegeben, daß die Germanen und Wenden ursprünglich auf dem rechten Ufer des Syr-darja, die Thrako-Illyrier und Galater zwischen Amu-darja und Syr-darja und die Indier, Iraner und Armenier auf dem linken Ufer des Amu-darja gewohnt haben müssen. Zu dieser Annahme wurde ich durch folgende Gründe veranlaßt.

Die Germanen und Wenden waren, wie ich bereits im ersten Theil ausgeführt habe, ursprünglich in ihrer Majorität Nomaden, die übrigen Indogermanen aber, mit Ausnahme der Massageten und Parther, Ansässige [1]). Die Germanen und Wenden müssen also in Turkestan dieselben Gebiete eingenommen haben, welche gegenwärtig von den nomadischen Kirgis-Kaisaken und Kara-Kirgisen bewohnt sind, d. h. das Tjan-schangebirge und die Kirgisensteppen. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Germanen und Wenden schon von jeher Eisenwaffen und eiserne Werkzeuge besaßen, die sie sich aus den reichen Eisengruben des Kuldschagebietes verschafften, während bei den übrigen Indogermanen ursprünglich Bronzewaffen und Bronzewerkzeuge in Gebrauch waren. Dafür spricht drittens der Umstand, daß die Slawen Centralasien als die letzten aller Europäischen Indogermanen verlassen haben, und zwar erst dann, als sie von den Ostasiaten gewaltsam vertrieben wurden. Denn die Gebiete des Tjan-

[1]) Daß die zur Baktrischen und Sogdianischen Gruppe gehörigen Völkerschaften bereits vor ihrer Auswanderung aus Turkestan Städtebewohner gewesen waren, geht schon daraus hervor, daß Sanskritisch puri = Stadt offenbar mit dem Griechischen πόλις verwandt ist.

schan und die Oestlichen Theile der Kirgisensteppen sind auch heutzutage noch die besten Weideplätze Turkestans und die Wenden hätten, wenn auch in verminderter Zahl, sich bis auf den heutigen Tag daselbst halten können, wenn sie eben nicht von den Ostasiaten verdrängt worden wären. Viertens gibt es in Preußen, welches früher von Germanen, später aber von Wenden bewohnt wurde, einen Fluß, der jetzt noch denselben Namen trägt, wie ein rechter Nebenfluß des Syr-darja. Es ist dieß der Arys, der Abfluß des Arys-Sees nach dem Spirding-See, an dem die gleichnamige Stadt Arys liegt. Dieser Name kann dem Fluß nur von den aus der Gegend von Taschkent eingewanderten Wenden beigelegt worden sein zur Erinnerung an ihre Turkestanische Heimath. Fünftens war das Hauptgetreide der Germanen und Wenden Roggen und Hafer, das Hauptgetreide der Galater, Griechen und Römer aber Weizen und Gerste und sie kannten Roggen und Hafer überhaupt nicht. Auch in den Pfahlbauten fehlen diese den Germanen und Wenden eigenthümlichen Getreidearten. Nun gedeihen aber Roggen und Hafer in Turkestan nur Nördlich vom Tjanschan und Syr-darja, während Südlich davon Weizen und Gerste, dagegen Roggen und Hafer gar nicht gebaut werden. Sechstens lassen sich die sprachlichen Unterschiede zwischen den Germanen und Wenden einerseits und den Thrako-Illyriern und Galatern und deren Dependenzen (Kelten, Römern und Griechen) andererseits sehr einfach dadurch erklären, daß sie schon in ihrer Urheimath durch den damals noch viel breiteren Syr-darja von einander getrennt gewesen waren. Siebentens beweisen die hölzernen Häuser der Russen, daß ihre Vorfahren in Semiretschie gewohnt haben müssen, denn hier gibt es ausgedehnte Tannenwälder, während Tannen gegenwärtig im ganzen übrigen Turkestan gar nicht mehr vorkommen und also auch früher hier wahrscheinlich nicht besonders stark verbreitet gewesen sein werden. In Semiretschie ist dagegen der ganze Nordabhang des Alataugebirges von ununterbrochenen Nadelholzwäldern bedeckt in einer Ausdehnung wie vielleicht nur noch an wenigen Punkten der Erde.

Daß die Galater und Thrako-Illyrier vor ihrer Auswanderung zwischen Amu-darja und Syr-darja gewohnt haben müssen, geht aus folgenden Umständen hervor. Erstens bauten die Gallier ebensolche Mauern, wie die heutigen Bewohner von Darwas. Verschlackte Steinwälle, die Ueberreste ehemaliger Gallischer Mauern, deren Balkenwerk durch Brand zerstört worden war, kommen in Norddeutschland, der Domäne der Germanen und Slawen, nicht vor; ihre Linie zieht von Böhmen Westwärts nach der Bretagne und von dort nach Schottland hinauf, also ausschließlich durch die alten Wohnsitze der Galater und Kelten. (Vergl.: Der Vorgeschichtliche Mensch von Bär und Hellwald, Seite 622.) Zweitens waren die Gallier oder Galater, wie schon ihr Name besagt, identisch mit den Galtschas, welche noch immer in dem Zwischenraum zwischen Syr-darja und Amu-darja

wohnen und offenbar von jeher da gewohnt haben. Drittens wird von Cäsar eine Belgische Stadt Samarobriva (das heutige Amiens) erwähnt, deren Name offenbar ähnlich gebildet ist wie der Name der Turkestanischen Stadt Samarkand. Der Name Samarobriva bedeutet „Samarabrücke"; die Stadt hatte ihren Namen deßhalb erhalten, weil sie am Fluß Samara, der jetzigen Somme, lag. Samarkand bedeutet „Samarastadt" und die Analogie von Samarobriva macht es wahrscheinlich, daß der Arm des Sarawschan, an dem Samarkand liegt, der jetzt den Türkischen Namen Kara-darja oder „Schwarzfluß" trägt, früher ebenfalls Samara hieß. Viertens traten die Thrako-Illyrier und Galater in Europa und Kleinasien überall schon von Anfang an als Ansässige und als Städtebewohner auf und das Gebiet zwischen Amu-darja und Syr-darja ist auch heutzutage noch hauptsächlich von Ansässigen bewohnt. Nomaden gibt es hier nur verhältnißmäßig sehr wenige und zur Zeit der Auswanderung der Thrako-Illyrier und Galater hat es in diesen Gegenden vielleicht überhaupt noch keine solchen gegeben. Im Oestlichen Buchara sind die Nomaden nachweisbar erst in der allerneuesten Zeit aufgetreten in Folge der fortschreitenden Austrocknung des Landes.

Daß die Indier, Iraner und Armenier vor ihrer Auswanderung Südlich vom Amu-darja gewohnt haben, geht erstens daraus hervor, daß sie nach Süden, Südwesten und Westen, nicht aber, wie die übrigen Indogermanen nach Nordwesten ausgewandert sind, weil sie eben den ungeheueren Fluß mit Weibern, Kindern, Heerden und mit all ihrer Habe nicht zu überschreiten vermochten. Zweitens spricht dafür der Umstand, daß die Armenier, Iraner und Indier ihre Urheimath schon gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr., d. h. früher als alle übrigen Indogermanen verlassen haben. Denn das Südliche Ufer des Amu-darja mußte wegen seiner Südlichen und niedrigen Lage und bei seinem Mangel an Gebirgen unter allen Gegenden Turkestans zuerst von den Folgen der Austrocknung des Klimas betroffen und zuerst in eine Sandwüste verwandelt werden, und das Südufer des Amu-darja, die Turkmenenwüste, ist auch thatsächlich der ödeste Theil von ganz Turkestan. Drittens kannten die Europäischen Indogermanen, wie bereits erwähnt, schon in den ältesten Zeiten den Gebrauch des Salzes, die Indier, Iraner und Armenier aber nicht aus dem einfachen Grunde, weil es Südlich vom Amu-darja keine Salzlager gibt, desto mehr aber Nördlich von demselben. Den schlagendsten Beweis dafür, daß die Indier, Iraner und Armenier schon von jeher von den übrigen Indogermanen durch den auch jetzt noch immer mehrere Kilometer breiten und dabei reißenden und sehr veränderlichen Amu-darja getrennt gewesen waren, der jeden näheren Verkehr zwischen den Anwohnern der beiderseitigen Ufer unmöglich machte, liefert die tiefe Kluft, welche zwischen den Sprachen der Asiatischen und Europäischen Indogermanen schon von jeher bestand.

Daß alle Indogermanischen Sprachen in drei Gruppen zerfallen, von denen die erste die Indische, Iranische und Armenische, die zweite die Keltische, Lateinische und Griechische und die dritte die Germanischen und Wendischen Sprachen umfaßt, und daß zwischen den Sprachen dieser drei Gruppen schon von jeher ein bedeutender Unterschied geherrscht haben muß, wird von allen kompetenten Sprachforschern anerkannt.

Max Müller (Biographies of words etc. S. 85) nimmt eine uralte Spaltung der Indogermanischen Völker in eine Nordwestliche und Südöstliche Abtheilung an, von denen die erstere die heutigen Europäischen, die letztere die Iranischen und Indischen Völkerschaften Indogermanischen Ursprungs umfasse: „I still hold as strongly as ever, that the first division of the Aryan race was into two branches, the North-Western or European, and the South-Eastern or Asiatic. After they became once separated, these two branches never met again."

Grimm schreibt in seiner „Geschichte der Deutschen Sprache": „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebniß, leiblich zunächst an das slavische und litauische, in etwas fernerem Abstand an das griechische und lateinische an, doch so, daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt."

Bopp spricht in seiner Grammatik die Ansicht aus, daß in Asien das Indische und Medopersische, in Europa einerseits das Griechische und Lateinische, andererseits das Lithauische, Slawische und Germanische durch eine engere Verwandtschaft verknüpft seien.

Zeuß spricht sich in seinem Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme" gleichfalls für die näheren Beziehungen des Deutschen und Slawischen aus und sucht dieselben durch eine Reihe sprachlicher Gründe zu erhärten.

Schleicher ist der Ansicht, daß sich vom Grundstock der Indogermanischen Ursprache zuerst das Slawisch-Lithauisch-Deutsche loslöste und erst später der zurückgebliebene Theil der Ursprache sich in zwei Hälften: Iranisch-Indisch und Griechisch-Italisch-Keltisch, spaltete.

Fick, der eifrigste Verfechter der Ansicht von einer ursprünglichen Zweitheilung der Indogermanen in eine Europäische und Asiatische Hälfte, faßt in seinem „Vergleichenden Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen" die Indogermanischen Völkertrennungen in folgendem Schema zusammen:

- Urvolk
  - Europäer
    - Nordeuropäer
      - Germanen
        - Skandinavier
        - Deutsche
      - Lettoslawen
        - Lithauer
        - Slawen
    - Südeuropäer
      - Kelten
      - Gräkoitaliker
        - Italiker
        - Griechen.
  - Arier
    - Iraner
    - Indier

Zur Illustrirung der zwischen den verschiedenen Gruppen und Stämmen der Indogermanen herrschenden sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse theile ich nach Jakob Grimms Geschichte der Deutschen Sprache nachstehende Tabelle mit, welche für 15 Sprachen die Bezeichnungen der 10 Grundzahlen angibt.

Bezeichnung der zehn Urzahlen in fünfzehn verschiedenen Indogermanischen Sprachen.

I. Skythische Gruppe							
Germanen				Wenden			
Neuhoch-deutsch	Althoch-deutsch	Gothisch	Alt-nordisch	Lithauisch	Russisch[1])	Lettisch	Polnisch
eins	ein	ains	einn	wienas	odin	weens	jeden
zwei	zwene	tvai	tveir	du	dwa	diwi	dwa
drei	dri	threis	thrir	trys	tri	trihs	trzy
vier	fior	fidvor	fiorir	keturi	tschetyre	tschetri	cztery
fünf	finf	fimf	fimm	penki	pjät	peezi	piec
sechs	sehs	saihs	sex	szeszi	schest	seschi	szesc
sieben	sipun	sibun	sjö	septyni	sjem	septini	siedm
acht	ahto	ahtau	atta	asztuni	wossem	astoni	osm
neun	niun	niun	niu	dewyni	dewjät	dewini	dziewiec
zehn	zehan	taihun	tiu	deszimt	desjät	desmit	dziesiec

II. Sogdianische Gruppe				III. Baktrische Gruppe		
Griechisch	Lateinisch	Kymrisch	Keltisch	Sanskrit	Zend	Persisch
εἷς	unus	un	unan	eka	aeva	jeki
δύο	duo	dau	daou	dva	dva	du
τρεῖς	tres	tri	tri	tri	thri	sih
τέσσαρες	quatuor	pedwar	pevar	tschatvar	tschathvar	thschehar
πέντε	quinque	pump	pemp	pantschan	pantschan	pendsch
ἕξ	sex	chwecc	chouech	schasch	csvas	schesch
ἑπτά	septem	saith	seiz	saptan	haptan	heft
ὀκτώ	octo	wyth	eiz	aschtan	astan	hescht
ἐννέα	novem	naw	nao	navan	navan	nuh
δέκα	decem	deg	dek	dasan	dasan	deh

[1]) Die Russischen Zahlwörter habe ich selbst hinzugefügt statt der von Grimm aufgeführten Slawischen.

Nachstehende Tabelle enthält für zehn Indogermanische Sprachen die zur Bezeichnung der verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse dienenden Ausdrücke, soweit dieselben aus der Indogermanischen Ursprache abgeleitet und nicht erst später, nach der Trennung der Indogermanen, entstanden sind. Diese Tabelle ist, mit einigen kleinen Aenderungen, Schrader's „Sprachvergleichung und Urgeschichte" entnommen.

	I. Skythische Gruppe			II. Sogdianische Gruppe			III. Baktrische Gruppe		
Neuhochdeutsch	Germanisch	Lithauisch	Großrussisch	Keltisch	Lateinisch	Griechisch	Indisch	Iranisch	Armenisch
Gatte	faths (Goth.)	pàts	—	—	potis	πόσις	páti	paiti	pet
Gattin	—	patì	—	—	—	πότνια	pátnî	—	—
Vater	fadar (Goth.)	—	—	athir (Altir.)	pater	πατήρ	pitár	pitar	hayr
"	atta (Goth.)	têtis	otez	aite (Altir.)	atta, tata	ἄττα, τάτα	tâtá	—	—
Mutter	muotar (Althd.)	moté	mat	máthir (Altir.)	mater	μήτηρ	mâtár	mâtar	mayr
"	aithei (Goth.)	—	—	—	—	—	attâ	—	—
Sohn	sunus (Goth.)	sunùs	syn	—	—	υἱός	sûnus	hunu	—
"	—	—	—	—	—	—	putrá	puthra	—
Tochter	daúhtar (Goth.)	dukté	dotsch	—	—	θυγάτηρ	duhitár	dughdhar	doüstr
Enkel	nefo (Althd.)	anukas	wnuk	necht (Altir.)	nepos	ἀνεψιός	nápât	napat	—
Bruder	brôthar (Goth.)	broterélis	brat	bráthir (Altir.)	frater	φρήτηρ	bhrâtar	brâtar	elbayr
Schwester	svistar (Goth.)	sesu	sestra	siur (Altir.)	soror	—	svásar	qanhar	choyr
Oheim	fatara (Althd.)	—	—	—	patruus	πάτρως	pitrvya	—	—
"	—	—	—	—	—	—	bhrâtrvya	brâtûirya	—
"	ôheim (Althd.)	aw-ýnas	—	—	avunculus	—	—	—	—
Tante	—	tetà	tjota	—	—	—	—	—	—
Schwiegervater	svaíhra (Goth.)	szészuras	swekor	hvigeren (Cornw.)	socer	ἑκυρός	çváçura	qasura	kesoür
Schwiegermutter	svaíhrô (Goth.)	—	swekrow	hveger (Cornw.)	socrus	ἑκυρή	çvaçrû	—	skesoür
Schwiegersohn	—	zéntas	sjat	—	gener	γαμβρός	jâmâtar	zâmâtar	—
Schwiegertochter	snur (Althd.)	—	snocha	—	nurus	νυός	snushâ	—	noü
Schwager	tâcor (Angls.)	déweris	dewer	—	levir	δαήρ	dêvár	—	tagr
Schwägerin	—	—	—	—	glos	γαλόως	—	—	—

Nachdem die ursprünglichen Wohnsitze der drei großen Indogermanischen Völkergruppen, welche ich als Skythische, Sogdianische und Baktrische bezeichnet habe, im Großen festgestellt sind, ist es nicht schwer, auch die ursprüngliche Vertheilung der verschiedenen aus diesen Gruppen hervorgegangenen Völkerschaften näher zu bestimmen. Aus den Terrainverhältnissen und der gegenwärtigen Bodenbeschaffenheit Turkestans geht hervor, daß die Westlichen Tiefländer in der Nähe des Kaspischen Meeres und Aralsees zuerst austrocknen mußten und daß die Austrocknung und Versandung von da allmählig nach Osten, nach den höher gelegenen Gebieten fortschritt, in welcher Richtung auch jetzt noch ein beständiges Vorrücken der Versandung zu bemerken ist. Von den zur Skythischen Gruppe gehörigen Völkerschaften traten in Europa zuerst die Deutschen, dann die Gothen, nach diesen die Letten und zuletzt die Slawen auf. Die Deutschen müssen also die Westlichsten, die Slawen aber die Oestlichsten Gegenden des Verbreitungsgebietes der Skythischen Gruppe, d. h. das Tjanschan-Gebirge und die Nördlich davon gelegenen Gegenden bewohnt haben[1]).

Aus denselben Gründen müssen in der Sogdianischen Gruppe die Thrako-Illyrier im Nordwesten, in der Nachbarschaft des damals noch viel weiter nach Osten reichenden Aralsees, die Galater aber Südöstlich von jenen gewohnt haben, während die Vorfahren der heutigen Galtschas den äußersten Osten des Verbreitungsgebietes der Sogdianischen Gruppe einnahmen. Da dieß der gebirgigste und deßhalb der Austrocknung am wenigsten unterworfene Theil war, so sind sie auch bis auf den heutigen Tag in ihren Ursitzen verblieben.

Von den zur Baktrischen Gruppe gehörigen Völkerschaften müssen die Armenier, als die ältesten Auswanderer, den Westlichsten, die Indier aber den Oestlichsten Theil bewohnt haben.

Auf Grund des Gesagten muß die Vertheilung der verschiedenen Indogermanischen Stämme unmittelbar vor dem Beginn der Auswanderung annähernd die in nachstehender Karte, Fig. 6, dargestellte gewesen sein. Auf dieser Karte sind die Seen und Flüsse so gezeichnet, wie sie sich gegen-

---

[1]) Der Umstand, daß die Slawen ursprünglich den Tjanschan und die Nördlich davon gelegenen Gebiete bewohnt hatten, erklärt auch, warum die alten Skythen immer als ein Reitervolk geschildert werden, während alle übrigen Indogermanen und selbst die den Slawen am nächsten verwandten Germanen überall als Fußgänger auftraten und nur über eine unbedeutende Reiterei verfügten. Die Griechen hatten bekanntlich noch bis in eine sehr späte Periode gar keine Reiterei und selbst bei den ewig Krieg führenden Römern hat die Reiterei nie eine hervorragende Rolle gespielt. Die Slawen waren eben in ihrer Urheimath die nächsten Nachbarn der Ostasiaten gewesen und hatten offenbar von denselben den Gebrauch der Reitpferde erlernt und auch ihre ersten Pferde erhalten. Denn die Urheimath unseres jetzigen Pferdes war unzweifelhaft die Mongolei, wo es auch jetzt noch wilde, in Heerden lebende Pferde gibt, und die Mongolischen Völker waren sicherlich die ersten Pferdezüchter gewesen.

wärtig darstellen; dieselben haben aber alle früher einen viel bedeutenderen Umfang gehabt als in der Gegenwart, und der Aralsee hatte noch einen Abfluß nach dem Kaspischen Meer.

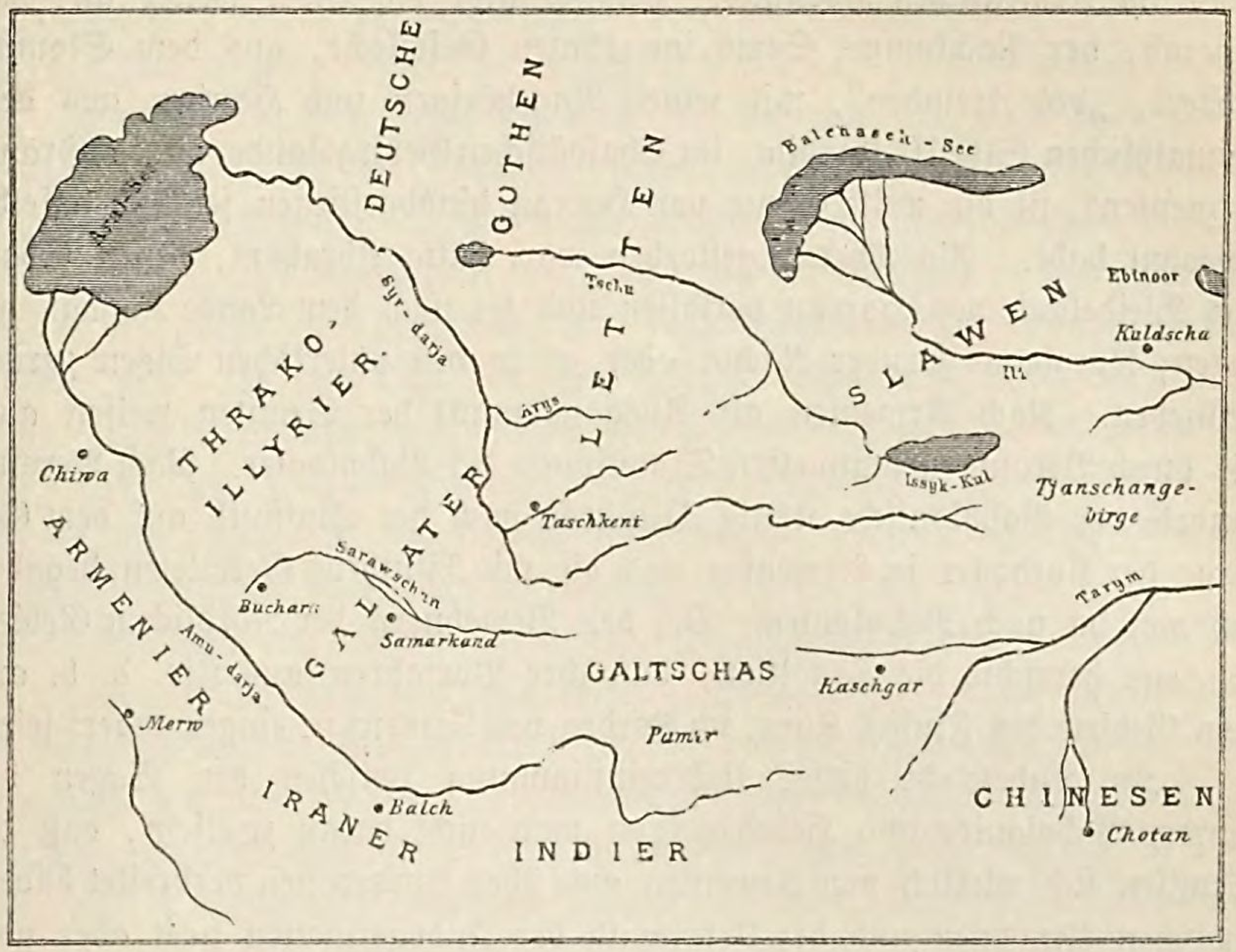


Fig. 6. Verbreitung der Indogermanen vor ihrer Auswanderung.

Der Umstand, daß die zwischen den verschiedenen Zweigen des Indogermanischen Stammes herrschenden sprachlichen und ethnographischen Unterschiede, sowie die nachweisbare Aufeinanderfolge der Auswanderung der verschiedenen Völkerschaften sich ganz ungezwungen aus den Terrain- und Bodenverhältnissen Turkestans ergeben, ist gleichfalls ein nicht zu verachtender Beweis für die Centralasiatische Herkunft der Indogermanen.

Urheimath der Aramäer und Kaukasier.

So uneinig die Gelehrten bisher über die Urheimath der Indogermanen waren, so einig sind sie in Betreff der Herkunft der Aramäer und ziemlich allgemein wird das Armenische Hochland als Ausgangspunkt des Nördlichen Zweiges derselben, der Semiten, betrachtet. Manche Gelehrte, wie z. B. Friedrich Müller, verlegen zwar die Urheimath der Semiten etwas weiter nach Osten, alle aber sind darüber einig, daß dieselbe sich im Norden von Mesopotamien oder Iran befunden haben muß. Dafür sprechen nämlich nicht nur die Wanderungen der Semiten, soweit sie festgestellt werden können, sondern auch die übereinstimmenden Sagen derselben.

Nach den heiligen Schriften der Hebräer, der Bibel, lag die Urheimath des Menschengeschlechtes oder das Paradies im Quellgebiet des Euphrat und Tigris. Ferner landet Noe nach der Sintfluth auf dem Ararat, also gleichfalls im Armenischen Hochland. Endlich gibt die Bibel weiter an, daß Therah, der Nachkomme Sems im zehnten Geschlecht, aus dem Stamme Hebers, „des Fremden", mit seinen Angehörigen und Heerden aus dem heimathlichen Sitze Ur Kasdim, im Chaldäischen Gebirgslande, an der Gränze Armeniens, in die weite Ebene von Harran hinabgestiegen sei und daselbst gewohnt habe. Als Therah gestorben war, hätte Abraham, dessen Sohn, das Weideland von Harran verlassen und sei nach dem Lande Kanaan gezogen; Abrahams Bruder Nachor aber sei in den väterlichen Sitzen zurückgeblieben. Nach Armenien als Ausgangspunkt der Semiten weisen auch die durch Berosus gesammelten Traditionen der Babylonier. Nach Berosus landete der Babylonische König Xisuthros nach der Sintfluth auf dem Gebirge der Kordyäer in Armenien und die mit Xisuthros Geretteten begaben sich von da nach Babylonien. Bei den Bewohnern der Nördlichen Gebiete Syriens herrschte die Tradition, daß ihre Vorfahren aus Kir, d. h. aus dem Gebiete des Flusses Kura, im Norden von Armenien, eingewandert seien.

In Anbetracht dieser Uebereinstimmung zwischen den Sagen der Syrer, Babylonier und Hebräer kann man nicht daran zweifeln, daß die Semiten sich wirklich von Armenien aus über Vorderasien verbreitet haben. Zwischen Armenien und der Urheimath der Indogermanen liegt aber noch eine weite Strecke, welche offenbar ebenfalls bewohnt gewesen sein muß. Daß die Bewohner dieses Gebietes ein besonderes, von den Semiten und Indogermanen verschiedenes Volk gewesen sein sollten, ist nicht anzunehmen, weil sich sonst die Analogien, welche in Bezug auf Sprache, Stammessagen und Lebensweise zwischen den Semiten und Indogermanen unzweifelhaft vorhanden sind, nicht erklären ließen.

Die Semitischen und Indogermanischen Sprachen haben vor Allem das gemein, daß sie unter allen menschlichen Sprachen eine eigene Klasse, die Klasse der flektirenden Sprachen, bilden, welche nur die beiden Sprachstämme der Semiten und Indogermanen umfaßt. Der wesentlichste Unterschied zwischen den Semitischen und Indogermanischen Sprachen besteht darin, daß in den Indogermanischen Sprachen die Wurzeln stets einsylbig, in den Semitischen aber auch mehrsylbig sind, und daß, wo Beziehungslaute mit der Wurzel zusammengefügt werden, dieß in den Indogermanischen Sprachen stets durch Suffigirung geschieht, während in den Semitischen Sprachen außerdem auch Präfigirung stattfindet. Abgesehen von der erwähnten principiellen Uebereinstimmung zwischen den Semitischen und Indogermanischen Sprachen gibt es noch mannigfache andere Analogien und beide Sprachstämme haben selbst eine Anzahl von Wurzeln gemein. Delitzsch behauptet, hundert Wurzeln aufgefunden zu haben, welche den Semitischen

und Indogermanischen Sprachen gemein sind. So heißt z. B. sechs im Sanskrit schasch, im Hebräischen schesch, im Griechischen hex und im Lateinischen sex; sieben im Sanskrit saptan, im Gothischen sibun, im Hebräischen scheba, im Arabischen seba, im Griechischen hepta und im Lateinischen septem; Horn im Griechischen keras, im Lateinischen cornu, im Hebräischen keren, im Syrischen karno und im Arabischen karn; Amme oder Mutter im Sanskrit ama, im Hebräischen em oder imm und im Arabischen om. Hommel hat gewisse Uebereinstimmungen, namentlich in Bezug auf die Namen der Säugethiere, festgestellt und er faßt dieselben als uralte, den Ursemiten und Urindogermanen gemeinsame Kulturwörter auf. So entspricht dem Griechischen ταῦρος und Indogermanischen staura das Ursemitische taura; dem Griechischen λέων und Indogermanischen liw, laiwa das Ursemitische labi'atu; dem Griechiichen χρυσός und Indogermanischen gharata das Ursemitische harûdu; dem Griechischen οἶνος und Indogermanischen waina das Ursemitische wainu. Auch Lepsius hat zwischen dem Hebräischen und dem Sanskrit viele überraschende Aehnlichkeiten festgestellt.

Aber nicht bloß in Bezug auf die Sprache finden sich mannigfache Anknüpfungspunkte zwischen Semiten und Indogermanen, sondern die alten Semiten stimmten mit den Indogermanen auch in Bezug auf Lebensweise, Sitten und Gebräuche in einer ganz merkwürdigen Weise überein. Ich will nur ein paar Beispiele anführen. Friedrich Müller schreibt über die Semiten auf Seite 504 ff.: „Unter den Nahrungsmitteln des Semiten steht das Brod obenan. Die alten Hebräer bereiteten das Brod aus ungesäuertem Teige in flachen fladenförmigen Formen, indem man den Teig auf die Seitenwände eines durch Feuer erhitzten Ofens klebte. Vor der Mahlzeit wusch man sich die Hände und langte sitzend mit den drei ersten Fingern der rechten Hand die bereits verkleinerten Speisen aus der gemeinschaftlichen Schüssel heraus. Ein vor jedem der Essenden liegender Brodfladen diente wie noch heut zu Tage als Schüssel und Tischtuch und wurde zum Schluß der Mahlzeit selbst verzehrt. Der Tisch selbst scheint in einer ledernen Decke, die man auf dem Boden ausbreitete, bestanden zu haben.“ Dieß alles stimmt Wort für Wort mit den Gebräuchen der heutigen Sarten, Tadschiken und Galtschas überein. Ferner war die Uebung der Gastfreundschaft, das Verschenken von Feierkleidern an Gäste, die Art und Weise der Anwerbung von Feldarbeitern, das Dreschen und Würfeln des Getreides und tausend andere Gebräuche des alltäglichen Lebens bei den alten Hebräern so genau mit den Gebräuchen der heutigen Indogermanischen Bewohner Turkestans übereinstimmend, daß ich die Bibel erst richtig zu verstehen gelernt habe, nachdem ich längere Zeit unter Sarten und Tadschiken gelebt hatte. Vergleicht man das, was ich in meinem Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan“ über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der ansässigen Bevölkerung Turkestans gesagt habe, mit den Sittenschilderungen, wie sie sich aus der

Bibel ergeben, so kann man sich leicht überzeugen, daß die alten Hebräer in Bezug auf Lebensweise, Sitten und Gebräuche so genau mit den heutigen Indogermanischen Bewohnern Turkestans übereinstimmen, wie man es selbst innerhalb ein und desselben Volkes nur selten antrifft. Ich stimme deßhalb vollkommen mit Friedrich Müller, einem der besten Kenner Semitischer und Indogermanischer Kultur, überein, wenn er sagt: „Wir ahnen, daß einst Arier, respektive Indogermanen, und Semiten nebeneinander wohnten, ja vielleicht eins waren." Cuno schreibt auf S. 58 seiner „Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde": „Indogermanen und Semiten waren, wie man mit sicherheit schließen darf, in vorgeschichtlichen zeiten nicht bloß einander benachbart, sondern durchdrangen einander mit vielen ihrer äste und zweige."

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Semiten ursprünglich nicht bloß Armenien, sondern auch das Südufer des Kaspischen Meeres und den Südwestlichen Theil von Turkestan bewohnt haben müssen, weil sich nur so ihre sprachliche und ethnographische Verwandtschaft mit den Indogermanen erklären läßt.

Was die Hamiten betrifft, so müssen dieselben, wie aus der Sprachverwandtschaft mit den Semiten hervorgeht, in nächster Nachbarschaft der Semiten gewohnt haben. Aus dem Umstand, daß in ganz Vorderasien, von Medien im Norden bis Arabien im Süden, überall die Hamiten als die früheren Bewohner, die Semiten aber als spätere Eindringlinge erscheinen, erhellt, daß die Hamiten ursprünglich das ganze zwischen den Semiten und den schwarzen Rassen gelegene Gebiet Vorderasiens bewohnt haben müssen. Außerdem haben die Hamiten schon von jeher auch das Nilthal in Besitz gehabt. Als die Indogermanen, zunächst die Armenier und später die Meder und Perser, sich in Bewegung setzten, wurden die Semiten nach Westen und Südwesten verdrängt und gezwungen, in die bisher von den Hamiten innegehabten Gebiete einzudringen und diese ihrerseits nach Afrika zu verdrängen.

Was die Kaukasier betrifft, so sind dieselben, mit Ausnahme der später eingewanderten Indogermanischen und Ostasiatischen Völkerschaften, als Autochthonen zu betrachten. Dafür spricht erstens der Umstand, daß sie schon in den ältesten Zeiten im Kaukasus ansässig erscheinen (die Lesghier werden schon von Strabo und Plutarch erwähnt) und daß sich bei ihnen keine Traditionen über eine etwaige Einwanderung finden. Zweitens spricht dafür die Mannigfaltigkeit der Kaukasischen Sprachen, welche im Grunde alle mehr oder weniger mit einander verwandt sind. Denn nur bei einem Volk, welches sich durch lange Zeiträume an Ort und Stelle befand, konnten sich in den verschiedenen durch schwer übersteigliche Bergrücken getrennten Gebirgsthälern die Sprachen mit der Zeit so sehr differenziren, wie es bei den Kaukasiern der Fall ist. Drittens spricht für die Autochthonie der Kaukasier der Umstand, daß ihr Gebiet von der Sintfluth und deren Folgen weder direkt noch indirekt wesentlich berührt wurde, daß

sie also einerseits keine Veranlassung zur Auswanderung hatten, andererseits, Dank ihrer geschützten Lage, auch den Anstürmen der Indogermanischen und Ostasiatischen Auswanderer nur verhältnißmäßig wenig ausgesetzt waren. Denn die Ströme der Auswanderer bewegten sich rechts und links am Kaukasus vorüber, im Norden des Kaspischen Meeres nach Europa, im Süden desselben aber nach Kleinasien und Vorderasien; und wenn sich selbst vereinzelnte Auswandererschwärme von Süden oder Norden her bis an den Kaukasus verirrten, so waren die Kaukasier in ihren schwer zugänglichen Gebirgsthälern leicht im Stande, sich gegen die Eindringlinge zu behaupten. Wie schwierig es war, in den Kaukasus einzudringen, haben in der neuesten Zeit noch die Russen erfahren, denen es, trotz ihrer ungeheuren Uebermacht, erst nach einem 50jährigen Vernichtungskampfe gelang, sich des Kaukasusgebietes zu bemächtigen. Die Kaukasusstämme bewohnten früher, ehe sie durch die eingewanderten Indogermanen und Ostasiaten auf ihre gegenwärtigen Wohnsitze zusammengedrängt wurden, sicherlich ein viel größeres Gebiet als gegenwärtig und reichten im Nordosten wahrscheinlich bis an den Ural, bis an das Gebiet der Finnischen Völkerschaften, wie schon aus den Analogien hervorgeht, die sich in den Finnischen und Kaukasischen Sprachen finden.

Urheimath der Mongolischen Stämme.

Als Urheimath der Mongolischen Rasse wurde von den Gelehrten von jeher mit seltener Einmüthigkeit der mittlere Theil des Asiatischen Kontinents betrachtet, d. h. die Mongolei und Wüste Gobi nebst den diese Wüsten allseitig einschließenden Gebirgen. Die zum Mongolischen Zweig der Ostasiatischen Rasse gehörigen Völker scheiden sich sprachlich in zwei von einander streng geschiedene Gruppen, in Völker mit einsylbigen und in Völker mit mehrsylbigen Sprachen. Dieser principielle Unterschied zwischen Völkern, die nicht nur zu ein und derselben Rasse, sondern sogar zu ein und demselben Zweig dieser Rasse gehören, kann nur dadurch erklärt werden, daß wir annehmen, diese beiden Gruppen seien schon von jeher durch irgend ein Hinderniß von einander getrennt gewesen, welches jeden direkten Verkehr zwischen denselben unmöglich machte. Diese Scheidung kann weder durch Gebirge noch auch durch breite Flüsse oder durch Sandwüsten verursacht worden sein, weil Gebirge, Flüsse und Sandwüsten den Verkehr zwar erschweren, aber nicht ganz unmöglich machen können. Eine solche Scheidewand konnte nur das Meer bilden, welches früher das ganze Bassin ausfüllte, welches jetzt von der Mongolei und der Wüste Gobi eingenommen wird. Die Völker mit einsylbigen Sprachen müssen ursprünglich am Südrand, die Völker mit mehrsylbigen Sprachen dagegen am Nordrand des ehemaligen Mongolischen Meeres gewohnt haben. Daß dieß wirklich der Fall gewesen

war, geht aus Allem hervor, was wir über die Herkunft der verschiedenen Mongolischen Völkerstämme wissen.

Am sichersten läßt sich der Nachweis über die Urheimath der Chinesen führen. Die ältesten Traditionen der Chinesen berichten, daß ihre Vorfahren von Nordwest her nach China eingewandert seien. Aus dem Buch Yü-Kung, welches von den Chinesen dem Confucius zugeschrieben wird, geht mit Sicherheit hervor, daß die Chinesen im grauen Alterthum von Nordwesten herkommend sich zunächst am Wei-ho, in der jetzigen Provinz Schensi, als Ackerbauer niederließen, später am Gelben Fluß hinab in die große Niederung des Nordöstlichen China zogen und sich von da aus über die Ebenen am Unterlauf des Jang-tse-Kiang ausbreiteten. Im Yü-Kung wird erzählt, daß die Chinesen lange vor Yao's Zeit in das Reich eingewandert waren, welches sie unter diesem Herrscher inne hatten. Woher sie gekommen waren, ist im Yü-Kung nicht direkt angegeben; aber der Bericht deutet darauf hin, daß sie früher in Centralasien und zwar im Tarymbecken gewohnt haben müssen. Diese Sitze am Jo-shui und Hei-shui, welche gegenwärtig von den Bezirken Ngan-hsi-tshou, Su-tshou, Kan-tshou-fu und Liang-tshou-fu eingenommen werden, waren noch unter Yao mit China vereinigt, wurden aber später aufgegeben, offenbar in Folge der Verschlechterung des Klimas und der allgemeinen Versandung. Gegenwärtig ist die Umgebung des Hei-shui eine vollständige Wüste. Die Einwanderung der Chinesen aus dem Tarymbecken muß offenbar entlang jener Linie erfolgt sein, welche im Yü-Kung allein durch die Nennung einer Anzahl geographischer Namen ausgezeichnet und dadurch als bekanntes Gebiet gekennzeichnet wird. Diese Linie führt am Nordfuße des Küen-lün-gebirges entlang und weiterhin am Wei-Flusse hinab. Daß die Chinesen aus dem Tarymbecken eingewandert sind, wird auch dadurch bestätigt, daß der Küen-lün der Schauplatz der Chinesischen Sagen und ihrer Mythologie ist. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. unternahmen die Chinesen eine kriegerische Expedition nach dem Tarymbecken. Dabei fanden sie in Chotan zu ihrer Verwunderung eine Bevölkerung vor, welche sie als mit ihnen stammverwandt erkannten. Diese Bevölkerung bestand offenbar aus den Ueberresten der Chinesischen Urbewohner des Tarymbeckens.

Die Traditionen der Chinesen über ihre Herkunft aus dem Tarymbecken werden durch verschiedene anderweitige Thatsachen bestätigt, welche beweisen, daß die Chinesen wirklich ursprünglich in Centralasien und zwar in der Nachbarschaft der Indogermanen gewohnt haben müssen. So gab es nach v. Middendorff in China schon in den ältesten Zeiten Weizen, Hafer, zwei Arten von Hirse, sowie Gurken, Bohnen ꝛc., lauter Arten, welche in Centralasien von jeher heimisch waren und auch schon von den Urariern kultivirt wurden. Daß die Chinesen ihr Frühlingsfest und den Gebrauch der Ostereier von den Indogermanen übernommen haben, habe ich bereits oben

erwähnt. Ferner kannten die Chinesen zur Zeit ihrer Einwanderung nach China offenbar bereits den Ackerbau und die Kunst der künstlichen Bewässerung der Felder und der Ackerbau der Chinesen ist bis auf den heutigen Tag mit dem Feldbau der Centralasiaten identisch. Sie müssen also den Ackerbau und das Kanalisationswesen von den Indogermanen erlernt haben, die ihrerseits Schüler der alten Hamitischen Aegypter waren. Baron v. Richthofen (China I, S. 48) spricht seine Ansicht über die Urheimath der Chinesen folgendermaßen aus: „Da nun die Chinesen im 23. Jahrhundert v. Chr. am Bulungir-gol noch in solcher Weise angesiedelt waren, daß die dortigen Gegenden eine wichtige Stelle in der Verwaltung hatten; da ferner alle Ueberlieferungen derselben auf eine Einwanderung von Nordwesten her, d. i. von der Seite der Yü-mönn-Passage schließen lassen, und die Ankömmlinge die Kunst der Berieselung bereits mit sich gebracht zu haben scheinen, so ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die einst umfangreichen Oasen am Südrande des Tarymbeckens, zwischen dem Lop-nor und Khotan, die Urheimath gewesen sind, wo die Chinesen die Kunst des Ackerbaus lernten und von wo aus sie nach China einwanderten."

Die Chinesen sind anerkanntermaßen eines der ältesten und ersten Kulturvölker der Welt, was um so merkwürdiger ist, als alle andern Zweige und Völker der Ostasiatischen Rasse bis auf den heutigen Tag auf einer mehr oder weniger primitiven Kulturstufe stehen geblieben sind. Dieß wird um so auffallender, wenn wir berücksichtigen, daß auch die Chinesen, nachdem sie schon in den ältesten Zeiten einen hohen Kulturgrad erreicht hatten, auf demselben Jahrtausende lang stehen geblieben sind und keine weiteren Fortschritte mehr gemacht haben. Dieß macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Chinesen nicht durch eigene Initiative und aus sich selbst zu einem Kulturvolk geworden sind, sondern daß sie dieß einem von außen erhaltenen Impuls verdankten nnd daß ihre Kultur eine entlehnte war [1]). Daß sie ihre Kultur etwa dem Verkehr mit den Indogermanischen Indiern zu verdanken haben könnten, ist undenkbar erstens wegen der großen Entfernung und des schwierigen Verkehrs zwischen Indien und China [2]); zweitens schon deßhalb, weil die Indier in Indien jünger sind als die

[1]) Hommel schreibt in seinem Abriß der Geschichte des alten Orients, Nördlingen 1887, auf Seite 97 in Betreff des wahrscheinlichen Ursprungs der Chinesischen Kultur: „Gerade dieser Umstand (das relativ junge Alter dieser Kultur) scheint mir eine Verpflanzung von wo anders (dann selbstverständlich vom Westen) her, ganz abgesehen von anderen Gründen, außerordentlich nahe zu legen."

[2]) „La barrière que les montagnes, les plateaux et les populations barbares élevaient entre la Chine et l'Hindoustan était si difficile à franchir, que les communications de l'un à l'autre se faisaient par un détour dans le bassin de l'Oxus. La religion bouddhique ne se propagea pas par la voie directe: c'est par les frontières de l'ouest, et non par celles du sud, qu'elle pénétra dans l'empire." (Reclus Nouvelle Géographie Universelle, VII, p. 8).

Chinesen in China. Auch müßten dann doch auch die zwischen Indien und China gelegenen Länder etwas von diesem Kulturaustausch profitirt haben, was bekanntlich nicht der Fall war. Die Chinesen müssen also ihre Kultur von den Indogermanen bereits in ihrer Urheimath entlehnt haben, was nur möglich war, wenn sie nicht nur in nächster Nähe derselben, sondern auch unter ganz gleichen klimatischen und lokalen Verhältnissen lebten wie jene. Dieß war aber der Fall, wenn sie, wie ihre Traditionen wahrscheinlich machen, ursprünglich im Tarymbecken wohnten, dessen Westlicher und Nördlicher Theil von den Indogermanen besetzt war, wie daraus hervorgeht, daß ein Theil der Galtschas, die Sarykoler, auch gegenwärtig noch da wohnt und daß die gegenwärtigen Bewohner der Städte des Tarymbeckens ein Mischvolk aus Indogermanen und Ostasiaten sind, ebenso wie die Sarten des Russischen Turkestan, welche von der ansässigen Bevölkerung des Tarymbeckens weder in Bezug auf physischen Typus noch in Bezug auf Kleidung, Lebensweise, Sitten und Gebräuche zu unterscheiden sind.

Den sichersten Beweis dafür, daß die Chinesen bereits vor ihrer Einwanderung nach China zu den Indogermanen in nahen Beziehungen gestanden hatten, liefert der Umstand, daß sie mit diesen die sogenannten Mondstationen gemein haben. Baron v. Richthofen (China I, S. 404 ff.) schreibt darüber Folgendes. „Vor Allem ist die Aufmerksamkeit durch die Gleichartigkeit der astronomischen Kenntnisse gefesselt worden, und unter diesen wiederum nimmt in erster Linie der Mond-Sternkreis oder das System der Mondstationen am Sternenhimmel, unser Interesse in Anspruch. Denn dasselbe findet sich in gleicher Weise bei den Chinesen, den Indern und den Arabern, und zwar bei den beiden ersteren in Dokumenten von hohem Alterthum. Außerdem gibt es Spuren unbestimmten Datums von der Kenntniß der Mondstationen bei den Persern (nach dem Bundehesh), den Kopten Aegyptens und, wie Weber's gelehrte Forschungen wahrscheinlich machen, auch bei den Hebräern (um 550 v. Chr.) und den Harranitern. Die Mondstationen beruhen in der Eintheilung der Zone der Planetenbahnen in 27 oder 28 Theile und stehen in Zusammenhang mit der Periode des Mondumlaufs und seinem Weg am Sternenhimmel. Bei den Eigenthümlichkeiten der Mondbahn und der Mondbewegung und den komplicirten Verhältnissen von Sonne, Mond und Erde untereinander ist der Willkür ein großer Spielraum in der Auswahl der Sterne oder Sternbilder gegeben, welche sich für die Eintheilung der Mondbahn in jede beliebige Anzahl von Theilen verwenden lassen. Denn einerseits durchläuft der Mond in Perioden von je 24 Stunden nicht gleiche Intervalle am Sternenhimmel; sondern er erleidet in gewissen Phasen seiner Bahn eine Verzögerung, in anderen eine Beschleunigung, und das Vorrücken der Apsiden bringt schon in kurzen Perioden bedeutende Veränderungen in den Stellen der Bahn hervor, wo diese Abweichungen von einer gleichmäßigen Bewegung nach

der einen oder der anderen Seite hin stattfinden. Da er ferner nach einer Periode von ungefähr 27 1/3 Tagen an denselben Ort am Himmel zurückkehrt, so bringt es der Ueberschuß von beinahe 1/3 Tag über die ganze Zahl mit sich, daß, wenn ein Beobachter stets zu einer bestimmten Stunde, z. B. um Mitternacht, beobachtet, die Culminationen an den entsprechenden Tagen zweier auf einander folgender Monate nicht in den gleichen Sternbildern zusammenfallen werden. Es ist daher klar, daß, wenn die Astronomen zweier verschiedener Völker, die keine Berührung mit einander haben, zufällig auf die gleiche Idee verfielen, eine Anzahl von Sternen oder Sterngruppen in der Ekliptik oder im Aequator auszuwählen, um sie als feste Punkte für die einzelnen Tage des Mondumlaufes hinzustellen, ihre Resultate aller Wahrscheinlichkeit nach weit unter einander abweichen würden. Könnten sie auch in Betreff der Zahl von 27 oder 28 vielleicht die gleiche Wahl treffen, so würden doch voraussichtlich die beiden Reihen höchstens in einigen besonders augenfälligen Gestirnen übereinstimmen. Noch größer würden die gegenseitigen Unterschiede sein, wenn die Feststellungen nicht gleichzeitig geschähen, sondern bei beiden Völkern durch einen Zeitraum von z. B. einem Jahrtausend getrennt wären, da inzwischen die Ekliptik eine andere geworden sein, und, wenn auch nicht alle, so doch eine Anzahl von Gestirnen der früheren Reihe sich bei der späteren als nicht geeignet für die Auswahl erweisen würden. Es ist daher in hohem Grade bemerkenswerth, daß die Stationenkreise der drei genannten Völker im Wesentlichen mit einander übereinstimmen, so zwar, daß Whitney nach sorgfältiger Prüfung eine Theorie der Verschiedenheit ihres Ursprungs von vornherein als ausgeschlossen betrachtet. Nur in Einem Fall weichen alle drei ziemlich weit, und in zwei anderen wenig unter einander ab, während in elf Fällen zwei Systeme und in vierzehn Fällen alle drei mit einander identisch sind. Wo Letzteres stattfindet, kann man bestimmt annehmen, daß die Urform gewahrt ist; wo Ein System abweicht, darf man ebenso sicher voraussetzen, daß die zwei andern noch die anfängliche Gestalt haben. Auf Grund dieser einfachen Voraussetzungen hat Whitney das Normalsystem in seiner wahrscheinlichen Urform rekonstruirt, und es ergibt sich, daß von dieser der chinesische Stationenkreis in sieben, der indische in sieben und der arabische in fünf Fällen abweicht, so daß der letztere die Urform am reinsten bewahrt hat. Außerdem stimmen der arabische und der chinesische mehr mit einander überein, als jeder von ihnen mit dem indischen, da die Abweichungen zwischen jenen unbedeutend, diejenigen des indischen von den beiden anderen aber zum Theil sehr beträchtlich sind. — Da die Araber eine alte Litteratur nicht haben, so läßt es sich bei ihnen nicht bestimmen, wie lange sie die Kenntniß des Stationenkreises besitzen. Er findet sich aber im Koran als etwas Jedermann Bekanntes erwähnt, so daß man annehmen muß, er habe zur Zeit, als dieser geschrieben wurde, schon einen

uralten Bestand gehabt. Bei den Indern scheint seine Erwähnung, nach Lassen, nicht über das Jahr 1150 v. Chr. zurückzureichen. Er kommt zuerst in der Periode der Vedischen Hymnen vor, welche sich chronologisch nicht festsetzen läßt, aber nicht in das höchste Alter der Indischen Literatur zurückreicht. Später sind die Namen der Mondstationen häufig zu finden, da die Monate nach ihnen benannt waren und sie in das System der religiösen Ceremonien erheblich eingriffen. Bei den Chinesen spielen sie eine Rolle in der ganzen vorchristlichen Litteratur. Dabei werden sie auch hier als etwas allgemein Bekanntes vorausgesetzt, das einer Erörterung nicht bedarf. — Die merkwürdige Thatsache, daß drei Nationen, die weit entfernt von einander lebten und in den Wohnsitzen, in denen wir sie kennen, gewiß einen sehr frühen Verkehr mit einander nicht haben konnten, ein astronomisches System besaßen, das nur an Einem Ort zu einer bestimmten Zeit entstanden sein kann, hat zu eingehenden, tief gelehrten Abhandlungen Anlaß gegeben."

Aus dem vorstehenden Citat, das ich der Wichtigkeit der Sache wegen trotz seiner Ausführlichkeit aufgenommen habe, sieht man wohl zur Genüge, daß die Mondstationen nicht von den Chinesen, Indern und Arabern unabhängig von einander erfunden worden sein können, und daß dieselben auch nicht aus China nach Indien und von da nach Arabien oder umgekehrt verpflanzt worden sein können, weil sonst, abgesehen von den sonstigen Unwahrscheinlichkeiten, die größere Uebereinstimmung der Mondstationen bei den beiden extremen Völkern, den Chinesen und Arabern, ganz räthselhaft erscheinen müßte.

Die Chinesen, Indier und Semiten müssen also die Mondstationen schon gekannt haben, ehe sie in ihre späteren Wohnsitze einwanderten, und müssen in ihrer Urheimath unmittelbare Nachbarn gewesen sein.

Wenn es noch eines weiteren Beweises für die ursprünglichen nahen Beziehungen der Chinesen und Indogermanen bedürfte, so könnte man auch noch auf folgenden merkwürdigen Umstand hinweisen. Es ist bekannt, welche wichtige Rolle Drachen in der Mythologie, Malerei, Bildnerei und Ornamentik der Chinesen spielen, so daß der Drache geradezu als ein Wahrzeichen der Chinesen zu betrachten ist. Etwas ganz Aehnliches fand sich auch bei den alten Indogermanen, und in der Mythologie derselben spielten Drachen gleichfalls eine hervorragende Rolle. So bewacht im Griechischen Mythus ein Drache die Aepfel der Hesperiden und in Kolchis das goldene Vlies. In der Nordischen Sage findet sich der Drache als Midgardsschlange, die den ganzen Erdkreis umspannt, und Sigurds Helm ist mit einem Drachen geschmückt 2c. Ferner wurden bei den Indogermanen, wie bei den Chinesen, die Drachen häufig bildlich dargestellt. Die alten Griechen gebrauchten Drachen als Helmschmuck und als Abzeichen auf ihren Schilden; Drachen bildeten das Heerzeichen der Daker und der Römischen

Kaiser, und auch die alten Sachsen gebrauchten Drachen als Feldzeichen. In der Altdeutschen Kunst wurde der Drache mit eben solcher Vorliebe behandelt wie bei den heutigen Chinesen. Wäre der Drache ein wirklich vorkommendes Thier, so könnte man allenfalls noch an eine selbstständige und unabhängige Adoptirung durch Indogermanen und Chinesen denken. Da aber Drachen nie existiert haben, sondern eine reine Phantasieschöpfung sind und trotzdem bei Chinesen und Indogermanen die gleichen charakteristischen Merkmale aufweisen, so ist klar, daß Indogermanen wie Chinesen aus ein und derselben Quelle geschöpft haben müssen.

Man möchte hier vielleicht die Frage aufwerfen, wie es möglich war, daß die Chinesische und die Indogermanischen Sprachen sich so himmelweit von einander unterscheiden, wenn beide Stämme in ihrer Urheimath so nahe Nachbarn waren, daß sie in kultureller Beziehung einander näher standen als z. B. die Indier und die Wenden, während zwischen den Indogermanischen und Ural-Altaischen Sprachen unzweifelhaft eine gewisse Verwandtschaft vorhanden ist. Dieser Umstand erklärt sich aber auf sehr einfache Weise. Die Chinesen wohnten ursprünglich in dem Gebirge, welches das ehemalige Mongolische Meer im Süden begränzte, d. h. im Küen-lün-gebirge und in Tibet, und konnten also damals mit den auf den Westlichen und Nördlichen Gebirgen, dem Pamir und Tjan-schan wohnenden Indogermanen keinen näheren Verkehr unterhalten. Als aber das Meer ausgetrocknet war und in Folge dessen sich die Niederschläge auf den benachbarten Gebirgsabhängen verringerten, waren die Chinesen ebenso wie die Indogermanen gezwungen, aus den Gebirgen in die ehemals vom Meer bedeckten Ebenen hinabzusteigen und sich in den dortigen Oasen anzusiedeln. Die Chinesen traten also mit den Indogermanen erst in einer späten Zeit in nähere Berührung, als ihre beiderseitigen Sprachen schon vollständig ausgebildet waren. Daß der Hergang wirklich der angegebene gewesen war, wird durch die Chinesische Tradition bestätigt, welche also lautet: „Unter der langen und glücklichen Regierung Fohis wuchs die Menge der Menschen so sehr an, daß die Wohnsitze am Fuße des Gebirges nicht mehr ausreichten und die Tiefebenen an den Strömen bevölkert zu werden begannen. Fohis Nachfolger Dschinnung führte den Ackerbau ein und erhob ihn zur ersten Beschäftigung der Menschen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, woher er auch seinen Namen erhielt, denn Dschinnung heißt der göttliche Ackerbauer. Auf ihn wird die jährliche Ceremonie des Pflügens zurückgeführt, welche die Chinesischen Kaiser noch heute verrichten."

Uebrigens bemerkt Friedrich Müller in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft in Bezug auf die Chinesische Sprache: „Nach unserer Ansicht sind die isolirenden und formlosen Sprachen Barmanisch, Siamesisch u. s. w. die embryonalen Verwandten der ural-altaischen und überhaupt aller agglutinirenden formlosen Sprachen, während das isolirende, aber formunter-

scheidende Chinesisch als der embryonale Verwandte der flectirenden (d. h. der indogermanischen und semitischen) Formsprachen betrachtet werden kann."

Dr. Gustav Schlegel, Dolmetscher für die Chinesischen Sprachen bei der Regierung von Niederländisch-Indien, hat in seiner Abhandlung „Sinico-Aryaca ou Recherches sur les Racines primitives dans les langues Chinoises et Aryennes" (Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, Deel XXXV, Batavia 1870) nachgewiesen, daß die Urchinesische und die Urarische Sprache mit einander wurzelverwandt waren und folglich beide von ein und derselben Ursprache abstammten, und daß die Gesetze der Lautverwandlung im Chinesischen dieselben waren wie im Gothischen und Deutschen.

Was die übrigen Völker mit einsylbigen Sprachen betrifft, so wohnten dieselben offenbar ursprünglich in Tibet und im Nördlichen China, Nördlich von den Gebieten der Dravidas und Papuas. In Tibet wohnen die Tibetaner noch bis auf den heutigen Tag, und in China beweisen die Sifan, Lolo und Miao-tse, welche von den Chinesen auch als die Urbewohner des Landes betrachtet werden, daß China vor der Einwanderung der rassenverwandten Chinesen von Tibetanern, Birmanen und Thaivölkern bewohnt gewesen sein muß. Durch die Einwanderung der Chinesen wurden diese Völker zum Theil aus ihren Ursitzen verdrängt und zur Auswanderung nach der Hinterindischen Halbinsel, d. h. in die Ursitze der Papuas, gezwungen, während die Zurückgebliebenen mit der Zeit bis auf wenige Reste von den Chinesen assimilirt wurden.

Nach Bastian zeigen die Sprachen der Tibetaner und Birmanen eine Annäherung an die Dravidasprachen, ein Beweis, daß die Tibetaner und Birmanen von jeher Nachbarn der Dravidas gewesen sein müssen.

Wie im Süden die Chinesen, ebenso waren von den zur Nördlichen Abtheilung gehörenden Mongolischen Völkern die Finnen ursprünglich die nächsten Nachbarn der Indogermanen gewesen. Aber während die Ursitze der Chinesen an das Gebiet der kulturell bereits hochentwickelten Indier stießen, gränzten die Ursitze der Finnen an die Gebiete der Wenden und Germanen, welche noch bis zu ihrer Auswanderung aus Centralasien größtentheils Nomaden waren. Daß der Finnische Volksstammm sich in der Nähe der Indogermanen und zwar der Germanen und Wenden entwickelt haben muß, geht schon aus dem physischen Typus der zu diesem Stamme gehörigen Völkerschaften hervor. Die meisten Finnischen Völkerschaften sind blondhaarig und blauäugig, und zwar in einem viel stärkeren Grade als die Germanen und Slawen. Die eigentlichen Finnen, die ich aus eigener Anschauung kenne, weil ich vier Jahre unter solchen gelebt habe, haben unter allen Völkern der Erde die hellfarbigsten Haare, und viele haben strohgelbes oder auch geradezu weißes Haar, wie es weder bei Slawen noch Germanen vorkommt. In Petersburg hat sich deßhalb die

Redensart gebildet: „Blond wie ein Finne". Ferner sind die Tscheremissen blondhaarig, die Mordwinen, Wogulen und Ostjaken gewöhnlich rothhaarig, und die Wotjaken sind das rothhaarigste Volk der Erde. Die ursprüngliche Nachbarschaft der Finnen und Indogermanen wird aber außerdem auch noch durch ihre zwar entfernte, aber unverkennbare sprachliche Verwandtschaft bewiesen. Taylor, einer der entschiedensten Verfechter des Europäischen Ursprungs der Indogermanen, schreibt über das gegenseitige Verhältniß der Ural-Altaischen und Indogermanischen Sprachen auf Seite 290 ff.: „Thus while the differences which distinguish the Aryan and the Semitic languages go down to the very foundations of speech, those which divide the Aryan from the Ural-Altaic languages are not radical. They are all neologisms — new formations which in the course of many milleniums might be expected to arise. On the other hand, there are points of structural agreement which can only be explained as due to a primitive unity. These have been set forth by Diefenbach, Cuno, Anderson, and above all by Weske. The agreements in the vocabulary are numerous, but as a rule are not primitive. They are largely, as has been shown by Thomsen, Ahlqvist and Schrader, culture words borrowed from Swedish, Slavonic, and Iranian languages. But when we penetrate deeper, and come to the verbal roots out of which the vocabulary has been framed, we find, as Anderson and Cuno have shown, that the roots are to a large extent identical, and that these verbal roots have been built up into wordstems by the same processes, and by aid of identical formatives. Both in Arryan and Finnic, identical formative suffixes are attached to the verbal roots to form stems. When the stems have thus been built up by means of roots and formatives which are largely identical, and used in precisely the same way, conjugation and declension are effected by the same processes, declension by suffixed prepositions, and conjugation by tense signs attached to the stem, and followed by pronominal suffixes. Thus the verb is conjugated in the same way in the Aryan and Ural-Altaic languages, the formation in both being, stem + tense + personal suffix. These deep-seated structural agreements between the Aryan and Finnic languages are, as Penka admits, too profound to be explained by geographical contiguity, commercial intercourse, inroads, wars, or political supremacy. — An explanation at once more simple and more satisfactory would seem to be that the Finnic languages exhibit a survival of the primitive form of speech out of which the Aryan languages were developed."

Friedrich Müller schreibt in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft: „Die vollkommensten der Ural-altaischen Sprachen sind die finnischen. — Uebrigens scheint ein Einfluß der indoeuropäischen Sprachen auf die

Grammatik der finnischen obgewaltet zu haben. Denn obwohl die Deklination echt altaisch ist, so bietet die Conjugation der Verba so viel Aehnlichkeiten mit den sanskritischen Formen dar, daß Schwartze deßwegen das Ungarische für eine zum Sanskrit-Stamme gehörende Sprache erklären zu dürfen meinte, was freilich sehr falsch war. Hier könnte also das seltsame Problem einer Dualität in der Grammatik vorliegen, einer Dualität, deren Möglichkeit bisher aus guten Gründen bezweifelt worden ist."

Cuno kam bei seinen Untersuchungen über die Verwandtschaft der Indogermanischen und Finnischen Sprachen zu folgendem Schlusse: „Der indogermanische und der finnische sprachstamm waren von allem anfang an benachbart, was heute beiden auf den genannten gebieten gemein ist das ist im allgemeinen nicht entlehnt von dem einen oder von dem anderen gewordenen volke, sondern das wurde meist gemeingut in der periode der entstehung beider sprachen." (Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde, Berlin 1871, Seite 50.)

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Finnen mit den Indogermanen schon von Alters her manche Volksgebräuche gemein hatten, was ebenfalls für eine nahe Nachbarschaft dieser beiden Volksstämme in ihrer Urheimath spricht. So kommt Dr. v. Schröder in seiner Abhandlung: „Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften, in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker" zu folgenden Schlüssen: „Die estnischen Hochzeitsgebräuche stimmen mit denen der indogermanischen Völker augenfällig überein. — Ich habe mich nach Möglichkeit bemüht, mir einen Ueberblick über die Hochzeitsgebräuche aller Völker der Erde zu verschaffen, und bin dabei zu den Ergebnissen gelangt, daß wir allerdings den einen oder den anderen Brauch vereinzelnt bei diesem oder jenem Volke wiederfinden, nirgends aber begegnet uns die ganze Serie der eben beschriebenen Bräuche oder auch nur ein größerer Theil derselben — mit Ausnahme eben der indogermanischen und der finno-ugrischen Völker. — Es erscheint wahrscheinlich, daß der finnisch-ugrische Stamm, als er ungetrennt ein finnisch-ugrisches Urvolk bildete, also ganz in prähistorischer Zeit, bereits mit Indogermanen — sei es nun mit einem oder mehreren Stämmen, sei es auch mit dem indogermanischen Urvolke selbst — in nahe Berührung und Beziehung getreten ist. — Betrachtet man ihre (der Esten) Hochzeitsgebräuche speziell, so erscheinen die Esten geradezu wie ein Brudervolk der indogermanischen Völker, was sich von den anderen finnisch-ugrischen Stämmen, verschieden abgestuft, nur in geringem Grade behaupten läßt."

Außer den Indogermanischen Sprachen erinnern auch die Sprachen der Kaukasusvölker in mancher Hinsicht morphologisch an die Finnischen Sprachen, unterscheiden sich aber von diesen wesentlich durch das innerhalb derselben zur Anwendung kommende Princip der Präfixbildung. Daraus

geht hervor, daß die Finnen ursprünglich das ganze zwischen Altai und Ural und im Norden des Verbreitungsgebietes der Indogermanen gelegene Gebiet bewohnt haben müssen, weil sich nur auf diese Weise die angedeutete sprachliche Verwandtschaft mit den Indogermanen im Osten und den Kaukasusvölkern im Westen erklären läßt.

Daß die Sprachen der Kaukasusvölker keine Verwandtschaft mit den Sprachen der ihnen rassenverwandten Indogermanen aufweisen, kommt daher, daß die Völkerschaften, welche den sprachlichen Uebergang von den Kaukasiern im äußersten Westen zu den Indogermanen im äußersten Osten des Verbreitungsgebietes der Westasiatischen Rasse gebildet hatten, bei der Sintfluth sämmtlich umgekommen sind, wie wir später sehen werden.

Daß die Finnen ursprünglich auch im Altai gewohnt haben müssen, geht daraus hervor, daß die gegenwärtigen Namen verschiedener Altaischer Flüsse, wie Oja, Jaga, Kolba, sich aus dem Finnischen und Lappischen erklären lassen, in welchen Sprachen diese Namen die Bedeutung von Bach, Wasser und Fischwasser haben. Auch der Name des Oberlaufes des Jenissei, des Kem, findet seine Erklärung nur in der Finnischen Sprache, da im Finnischen Kemi oder Kymi Strom bedeutet.

Wendet man den oben, auf Seite 297, aufgestellten fünften Grundsatz auf den Samojedischen Volksstamm an, so kommt man zu dem Schluß, daß als die Urheimath desselben das Sajanische Gebirge zu betrachten ist; denn die isolirten Ueberreste der Samojeden, die Sojoten, Matoren, Koibalen, Karagassen und Kamassinzen wohnen auch heute noch, mitten unter lauter fremden Völkerschaften, im und am Sajanischen Gebirge: die Sojoten zwischen dem Altai und dem Sajanischen Gebirge, die Matoren im Norden des letzteren, die Koibalen am oberen Jenissei, die Karagassen im Sajanischen Gebirge und die Kamassinzen in der Gegend von Kansk.

Die Ursitze der übrigen zur Nördlichen Abtheilung der Mongolischen Rasse, d. i. zur Abtheilung der Völker mit mehrsylbigen Sprachen, gehörenden Völkerstämme, der Türken, der eigentlichen Mongolen und der Tungusen, müssen sich Oestlich von den Ursitzen der Vorigen befunden haben; und zwar müssen die Türken Oestlich von den Samojeden, die Mongolen Oestlich von den Türken und die Tungusen im äußersten Osten gewohnt haben. Dieß geht schon aus der nachweisbaren Reihenfolge der Auswanderung dieser Völker aus ihrer Urheimath hervor. Da die Mongolischen Völkerstämme selbstverständlich ihre Heimath ebenso wenig freiwillig verlassen haben, wie die Indogermanen, sondern nur deßhalb, weil sie durch die Austrocknung und Versandung ihres Landes dazu gezwungen wurden, so mußten natürlich diejenigen zuerst auswandern, welche von diesem Schicksal zuerst betroffen wurden. Als die ersten haben ihre Urheimath nachweisbar die Finnen verlassen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig mit den Indogermanen. Dieß hatte seinen Grund darin,

daß die Gegend des Altai, als die vom Meere am weitesten entfernte, der Austrocknung am ersten verfallen mußte. Den Finnen folgten später die Samojeden und diesen bereits in historischer Zeit die Türken. Die letzten Auswanderer waren die eigentlichen Mongolen, welche ihre Urheimath erst im gegenwärtigen Jahrtausend verlassen haben. Die Tungusen endlich, welche in der Nähe des Meeres wohnten und deßhalb von der Austrocknung nur wenig betroffen wurden, wohnen auch heutzutage noch zum größten Theil in den von jeher innegehabten Wohnsitzen.

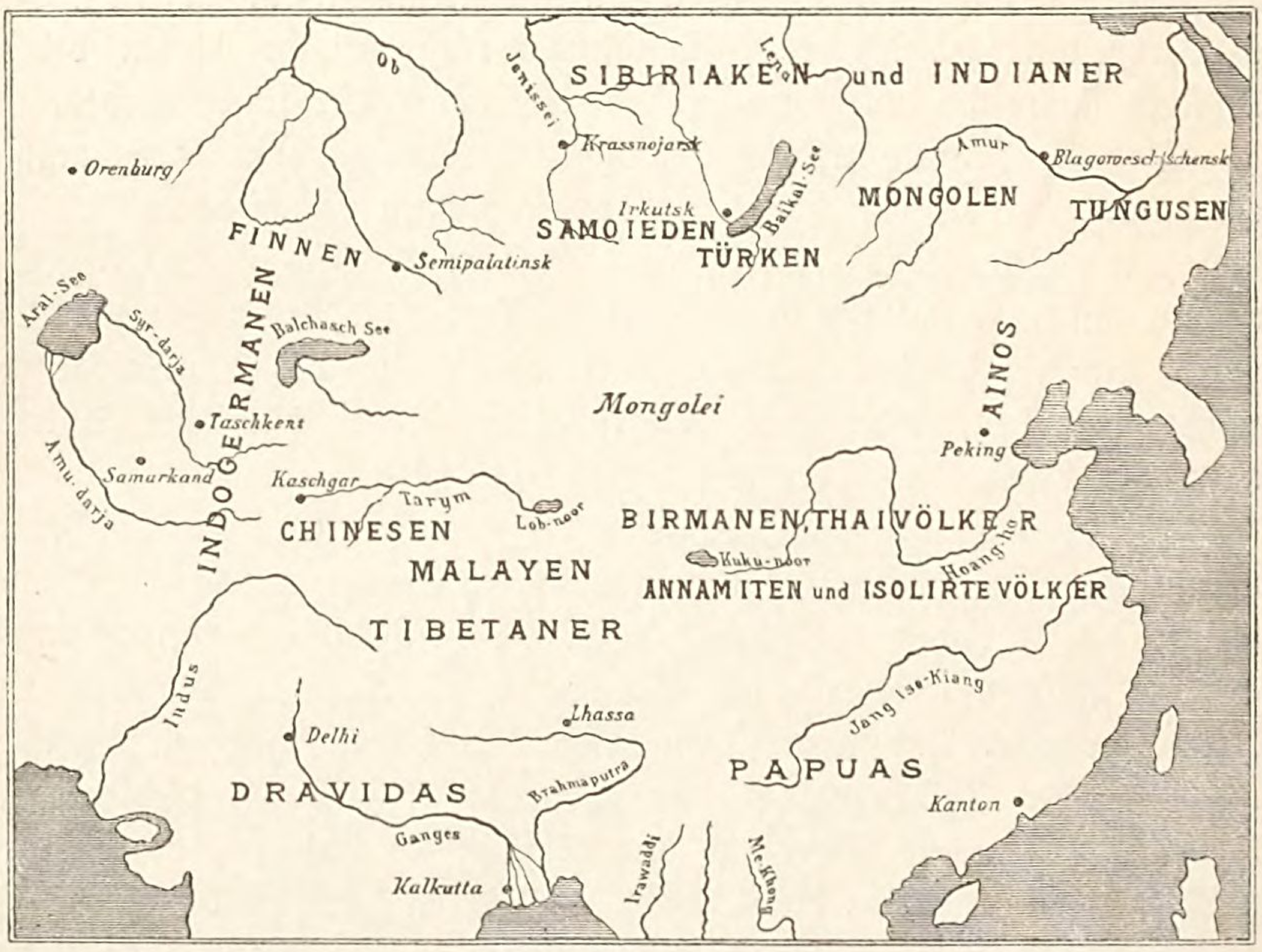


Fig. 7. Ursprüngliche Verbreitung der Völker der Ostasiatischen Rasse.

Daß die Türken ursprünglich im Osten von den Samojeden und zwar in der Gegend des Baikal-Sees gewohnt haben müssen, geht direkt daraus hervor, daß die zum Türkischen Stamme gehörigen Jakuten noch bis zum 14. Jahrhundert n. Chr. da gewohnt haben. Die Jakuten sind aber mit Sicherheit als die bis zuletzt in der Urheimath zurückgebliebenen Ueberreste der Türken zu betrachten, weil ihre Sprache unter allen Türkischen Sprachen die alterthümlichste ist und unter denselben dieselbe Rolle spielt wie das Sanskrit unter den Indogermanischen Sprachen.

Die eigentlichen Mongolen wohnten zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte unter Dschingis-Chan in der Mitte des zwischen dem Baikal-See und dem Stillen Ocean gelegenen Gebirgslandes, und dieß muß auch ihre Urheimath gewesen sein, weil schon aus der Zeit ihres Auftretens hervorgeht, daß ihre Urheimath zwischen den Ursitzen der Türken und Tungusen gelegen haben muß.

Die Tungusen wohnten offenbar von jeher in der Mandschurei und im Gebiet des unteren Amur, wo auch heutzutage noch die Mehrzahl der zum Tungusenstamm gehörigen Völkerschaften angetroffen wird. Die eigentlichen Tungusen wohnten ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen dem Ussuri und dem Japanischen Meer. Die Mandschuren dagegen wohnten von jeher, so weit die Geschichte reicht, in der Mandschurei, wo sie, mit Ausnahme der im 17. Jahrhundert nach China eingewanderten, auch heute noch wohnen.

Was die Koreaner und Japanesen betrifft, so sind dieselben, wie bereits früher erwähnt, Mischvölker, zu deren Konstituirung, wie aus ihren Sprachen hervorgeht, hauptsächlich Tungusen und Mongolen beigetragen haben.

Die ursprüngliche Verbreitung der Mongolischen Völkerstämme vor dem Beginn der Auswanderung ist in der auf Seite 376 abgedruckten Karte, Fig. 7, dargestellt.

Urheimath der Sibirjaken.

Als die Urheimath der Sibirjaken ist Sibirien, d. h. der Nördlich vom ursprünglichen Verbreitungsgebiet des Mongolischen Zweiges der Ostasiatischen Rasse gelegene Theil Asiens, zu betrachten. Wie aus der Rasseneinheit und manchen sprachlichen Anklängen hervorgeht, haben sich die Sibirjaken schon in sehr früher Zeit von der Nördlichen Abtheilung der Mongolischen Stämme abgezweigt und sich allmählig immer weiter nach Norden ausgebreitet. Später wurden sie von den nach Norden gewanderten Samojeden, Türken und Tungusen zum größten Theil aus ihren Sitzen vertrieben und allmählig nach der Nordöstlichen Spitze Asiens und zuletzt nach Nordamerika verdrängt. Daß die Sibirjaken vor dem Vordringen der genannten Mongolischen Völkerschaften ganz Sibirien bis an die Ursitze der Finnen, Samojeden, Türken, Mongolen und Tungusen eingenommen hatten, beweisen die Jenissei-Ostjaken und Kotten, von welchen die ersteren gegenwärtig noch am oberen Jenissei, die letzteren aber am Agul, einem Nebenfluß des Kan, wohnen.

Unter den Ural-Altaischen Völkerschaften wohnen außerdem noch verschiedene andere kleine Stämme, welche sprachlich von ihnen verschieden und wahrscheinlich mit den Jukagiren, Korjaken und Tschuktschen verwandt sind. Diese Stämme sind also gleichfalls Ueberreste der früheren Sibirjakischen Urbevölkerung dieser Gegenden.

Daß auch die Eskimos früher in Sibirien gewohnt hatten und erst in verhältnißmäßig neuer Zeit nach Amerika übergesiedelt sind, geht daraus hervor, daß sie den Namollos auf der äußersten Nordostspitze Asiens nicht nur in Bezug auf ihr Aeußeres und ihre Lebensweise vollkommen gleichen, sondern auch sprachlich mit ihnen so nahe verwandt sind, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß sie mit denselben vor ihrer Auswanderung nach Amerika Ein Volk gebildet haben.

Was die Ainos betrifft, mit denen die Völkerkundigen bisher nichts

Rechtes anzufangen mußten, so schreibt Friedrich Müller über deren Sprache: „Die Ainu-Sprache ist, nach dem ziemlich unvollständigen und nicht ganz zuverlässigen Material zu urtheilen, eine reine Partikelsprache, die bis auf geringe Ansätze jeder Beugung ermangelt und die grammatischen Verhältnisse durch äußerliche Hilfselemente zum Ausdrucke bringen muß. Sie mahnt ihrem Typus nach viel an die Sprache Japans und die unentwickelten Idiome mongolisch-tungusischen Stammes. Obwohl polysyllabisch, steht sie den formlosen monosyllabischen Sprachen Süd-Ost-Asiens näher, als den zur Agglutination neigenden Sprachen des Nordens dieses Erdtheils.“ Daraus geht hervor, daß die Ainos, wie ich bereits im ersten Theil angenommen habe, ursprünglich den Ostrand Asiens, d. h. das Gebiet zwischen dem Ostufer des Mongolischen Meeres und dem Stillen Ocean, bewohnt haben müssen. Denn in diesem Fall hatten sie im Norden die Tungusen und im Süden die Völker mit einsylbigen Sprachen zu Nachbarn, und sie bildeten auf diese Weise das Verbindungsglied zwischen der Nördlichen und Südlichen Abtheilung des Mongolischen Zweiges der Ostasiatischen Rasse, wie auf der Karte Fig. 7, auf Seite 376, zu ersehen ist.

Urheimath der Amerikanischen Indianer.

Noch bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts betrachtete man die Amerikanischen Indianer als eine Menschenrasse, welche unabhängig von den Völkern der alten Welt in Amerika selbst entstanden sein sollte. Seitdem man aber angefangen hat, auf die Grundsätze der Theorie der Wahrscheinlichkeit mehr Rücksicht zu nehmen, ist die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes allmählig zum Sieg gelangt, und die Streitfrage über die Urheimath der Indianer dreht sich jetzt nur noch darum, ob dieselben über die Behringsstraße oder über die Inseln des Stillen Oceans, oder auch über den Atlantischen Ocean nach Amerika eingewandert sind. Denn daß allenfalls Amerika die Urheimath des Menschengeschlechtes gewesen sein und daß sich die Menschen von da aus nach der alten Welt verbreitet haben sollten, ist wohl noch von Niemand ernstlich behauptet worden, weil alle Umstände zu deutlich dagegen sprechen. Amerika fehlen alle jene Thierarten, welche dem Menschen am nächsten stehen, die Bevölkerung war zur Zeit der Entdeckung dünn gesät und besaß weder wirkliche Hausthiere noch eigentliche Kulturgewächse. Ferner war Amerika trotz seiner bedeutenden meridionalen Ausdehnung nur von einer einzigen Rasse bewohnt, während Afrika, dessen meridionale Ausdehnung bedeutend geringer ist, deren fünf zählt. Wäre aber Amerika die Urheimath des Menschengeschlechtes und mithin der älteste Erdtheil gewesen, dann müßten sich in Nord-, Süd- und Centralamerika unfehlbar eigene Rassen ausgebildet haben. Endlich beweisen die Sprachen der Indianer, daß Amerika erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit bewohnt

ist, weil alle Indianischen Sprachen, sowohl die des Südens, wie des äußersten Nordens, noch immer unverkennbare Spuren näherer oder entfernterer Verwandtschaft an sich tragen. Die Verwandtschaft zwischen den Süd- und Nordamerikanischen Sprachen ist nach Dr. Latham so groß, daß die Indianischen Idiome ganz Amerikas zu einander in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie die Indogermanischen Sprachen unter einander. Daraus geht hervor, daß die Einwanderung der Indianer nach Amerika nahezu gleichzeitig mit der Zerstreuung der Indogermanen erfolgt sein muß, wofür, wie wir später sehen werden, auch noch andere Umstände sprechen.

Nachdem also feststeht, daß die Indianer in Amerika nicht autochthon sind, bleibt nur noch die Frage zu entscheiden, von woher sie eingewandert sind. Wenn man sonst gar keine Anhaltspunkte zur Bestimmung des Weges hätte, auf welchem die Einwanderung der Indianer stattgefunden hat, so müßte man sich schon a priori für die Einwanderung aus dem Nordöstlichen Asien über die Behringsstraße entscheiden. Denn die Entfernungen zwischen Amerika und Europa und Afrika im Osten und Australien und Südasien im Westen sind so groß, daß an eine Einwanderung in größeren Massen aus diesen Welttheilen gar nicht zu denken ist, besonders wenn man bedenkt, wie primitiv das Schifffahrtswesen selbst noch bei den Europäern bis ins Mittelalter, bis zur Erfindung des Kompasses, gewesen war. Die Einwanderung über die Behringsstraße dagegen bot gar keine Schwierigkeiten. Die Straße ist an der engsten Stelle nur 92 Kilometer breit, und in der Mitte liegen noch dazu die drei Diomedes-Inseln und Südlich von diesen die große St. Lorenz-Insel, so daß also von Asien aus die Inseln und von den Inseln aus das Amerikanische Festland zu sehen ist. Da die Anwohner der Behringsstraße von jeher auf den Fischfang angewiesen waren, so war nichts natürlicher, als daß sie ihre Fischerfahrten mit der Zeit bis auf die benachbarten Inseln und von da bis nach Amerika ausdehnten. Ferner ist zu bedenken, daß die Behringsstraße im Winter zufriert; die Anwohner konnten also im Winter in beliebiger Anzahl und trockenen Fußes nach Amerika wandern. Es war leicht möglich, daß die ersten Ansiedler in Amerika unfreiwillige Auswanderer waren. Es konnte nämlich sehr leicht passiren, daß einmal Bewohner der Nordostspitze Asiens ihre Jagdzüge im Winter auf dem Eise bis Amerika ausdehnten und durch unvorhergesehenes Aufgehen des Eises abgeschnitten und so zur Ansiedlung in Amerika gezwungen wurden. Nachdem sie sich dann von der Bewohnbarkeit Amerikas überzeugt hatten, konnten sie im folgenden Winter auch ihre Angehörigen und Stammverwandten herüberholen. Nachdem auf diese Weise einmal der Anfang gemacht war, war es nur natürlich, wenn die von den von Süden her vordringenden Mongolischen Völkerschaften hart bedrängten Sibirjaken schließlich vorzogen, ihr ohnedieß unwirthliches Land zu verlassen und nach dem neuentdeckten Amerika hinüberzusiedeln.

Daß die Indianer wirklich aus dem Nördlichen Asien über die Behringsstraße eingewandert sind und sich also von den Sibirjaken abgezweigt haben, wird durch viele unzweifelhafte Thatsachen direkt bewiesen. Den ersten und sichersten Beweis liefert die bereits im ersten Theil nachgewiesene Rasseneinheit der Sibirjaken und Indianer. Zweitens ist ein ganz allmähliger Uebergang von den Sibirjaken zu den Nordamerikanern, von diesen zu den Centralamerikanern und von letzteren zu den Südamerikanern wahrzunehmen, ein deutlicher Beweis dafür, daß sich die Amerikaner erst beim Vordringen von Norden nach Süden in Folge des veränderten Klimas und der veränderten Lebensweise allmählig aus Sibirjaken in Indianer verwandelt haben. Die Namollos im äußersten Nordosten Asiens sind, wie bereits erwähnt, mit den Amerikanischen Eskimos vollkommen identisch. Die Eskimos ihrerseits gleichen den Chinooks und anderen benachbarten Indianerstämmen des Nördlichen Amerika so sehr, daß sie nach Murray von denselben nicht zu unterscheiden sind. Diese Nördlichen Indianerstämme gehen aber so allmählig in die Rothhäute des mittleren Nordamerika über, daß eine Gränze zwischen denselben nicht anzugeben ist. Die letzteren gehen ebenso allmählig in die Kalifornier über, die ihrerseits bereits alle charakteristischen Merkmale der Südamerikaner aufweisen. Die Bewohner der Südspitze Amerikas endlich, die Feuerländer, gleichen den Indianern Brasiliens so sehr, daß, wie Darwin erzählt, Feuerländer, welche sich an Bord seines Schiffes befanden, von den Brasilianern für Botokuden gehalten wurden.

Dieser allmählige Uebergang des Sibirischen in den Amerikanischen Typus ist von vielen Gelehrten hervorgehoben worden. So schreibt Platz: „Die Tschuktschen, Korjaken, Namollos und Kamtschadalen bilden nach ihren physischen wie geistigen Merkmalen den Uebergang zu den Eingebornen Amerikas.“ Nach Peschel gleichen die Behringsvölker sowohl den Amerikanern wie den Mongolenähnlichen Völkern von Sibirien und bilden zwischen beiden den Uebergang. Dr. Ratzel (Die geogr. Verbreitung des Menschen, S. 778) schreibt von den Eskimos: „Eine Gruppe von Völkern, die Hyperboreer, welche körperlich am meisten mit den Nordostasiaten übereinstimmt, während sie sprachlich nähere Verwandtschaften mit Indianern Amerikas aufweist, ethnographisch aber mit den nächstwohnenden Nordwestamerikanern die meiste Uebereinstimmung zeigt, wohnt an der Nordküste von Nordamerika.“

Daß die Indianer von Norden her eingewandert sind, wird auch durch die in vorhistorischen Gräbern aufgefundenen Schädel bestätigt. Die in den künstlichen Erdhügeln Nordamerikas aufgefundenen Schädel gleichen viel mehr denen der Mexikanischen Indianer als denen der Nordamerikaner, ein Beweis, daß die Mexikaner früher Nordamerika bewohnt haben müssen. Die in den Pampas und in den Paraderos von Patagonien aufgefundenen vorhistorischen Schädel, sowie die Schädel von alten Botokuden zeigen nach

Nadaillac eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schädeln der Eskimos, woraus hervorgeht, daß die Urbewohner Südamerikas ein den Eskimos verwandtes Volk gewesen sein müssen, dessen Typus sich erst im Laufe der Zeiten unter einem fremden Klima allmählig veränderte.

Die Verwandtschaft der Indianer mit den Sibirjaken wird auch durch mannigfache ethnographische Beziehungen außer Zweifel gesetzt. So reicht das Lederzelt von Lappland über ganz Sibirien bis in die Prairien der Vereinigten Staaten und findet sich auch bei den Patagoniern Südamerikas. Bei allen diesen Völkern wird das Gerippe des Zeltes auf ganz gleiche Weise aus einer Anzahl von Holzstangen hergestellt, die am oberen Ende mit einander verbunden und mit aneinandergenähten Häuten bedeckt werden. Ferner sind die Medizinmänner der Indianer genau dasselbe, was die Schamanen bei den Sibirjaken sind, und die Waffentänze und verschiedenen Bräuche der Ostjakischen Schamanen gleichen bis ins Einzelnste denen der Medizinmänner der Koloschen. Weiter gibt es bei den Indianern eine Menge von Märchen und abergläubischen Gebräuchen, welche sich auch im Nördlichen Asien finden. Eine weitere Uebereinstimmung zwischen den Sibirjaken und Indianern besteht darin, daß die Thlinkiten Panzer aus Holzstäben gebrauchen, welche auch bei den Aleuten, Tschuktschen und Japanesen im Gebrauch sind. Ferner ist noch zu bemerken, daß bei den Eskimos, Aleuten, Konjagen, Koloschen, Irokesen und einigen Orinocostämmen Polyandrie herrscht, welche außerdem auf der ganzen Welt jetzt nur noch bei den Tibetanern, Dravidas und Neuseeländern vorkommt.

Aeußerst merkwürdig ist der Zusammenhang zwischen den Schriftbildern, welche die Azteken zur Bezeichnung der Tage gebrauchten, und den Namen, mit welchen die Mongolischen Völker der Chinesen, Japanesen, Tibetaner, Türken, Mongolen, Kalmüken und Mandschuren die einzelnen Jahre ihres zwölfjährigen Cyklus bezeichnen. Die von den erwähnten Mongolischen Völkern gebrauchten Bezeichnungen sind folgende.

Jahr des Cyklus	Bezeichnung	Jahr des Cyklus	Bezeichnung
1	Ratte	7	Pferd
2	Ochse	8	Schaf
3	Tiger	9	Affe
4	Hase	10	Huhn
5	Drache	11	Hund
6	Schlange	12	Schwein

Von diesen stimmen vier, nämlich Hase, Schlange, Affe und Hund, mit den Aztekischen vollkommen überein; drei andere sind, soweit es die

verschiedenen Thiergattungen der beiden Kontinente erlaubten, fast dieselben; für den Tiger ist der Panther, für den Drachen die Eidechse und für das Huhn der Adler substituirt. Die fünf übrigen Thiere der Mongolischen Reihe, welche den Azteken unbekannt waren, wurden durch andere Zeichen ersetzt, nämlich: Rohr, Rasirmesser, Sonnenbahn, Hundeschwanz und Haus.

Die alten Peruaner gebrauchten bekanntlich eine eigenthümliche Knotenschrift; eine solche besaßen ursprünglich auch die Chinesen. Bei den Chinesen hat sich nämlich die Tradition erhalten, daß ihre Vorfahren bis zur Regierung des mythischen Kaisers Fohi Schnüre mit Knoten gebraucht hätten, um Abwesenden oder kommenden Geschlechtern Nachrichten mitzutheilen. Eine bestimmte Anzahl von Knoten, eine bestimmte Form derselben habe eine ausgemachte Bedeutung gehabt.

Man könnte allenfalls den Einwurf erheben, daß die Indianer alle erwähnten Einrichtungen und Gebräuche möglicherweise durch den Verkehr mit den Sibirjaken kennen gelernt und von diesen übernommen haben. Dagegen ist aber zu bemerken, daß Volksgebräuche nur sehr schwer von einem Volk auf ein anderes übergehen, besonders wenn die betreffenden Völker noch auf einer tiefen Kulturstufe stehen, und daß solche Entlehnungen nur dann stattfinden, wenn zwei Völker nicht bloß mit einander verkehren, sondern lange Zeit eine gemeinschaftliche Heimath bewohnen. Die Centralasiaten verkehren z. B. schon lange mit den Russen, und seit einem Menschenalter lebt eine große Anzahl von Russen unter der eingebornen Bevölkerung Turkestans, aber trotzdem haben die Eingebornen bis dato noch keine einzige der Russischen Einrichtungen adoptirt, obwohl sie deren Vorzüge anerkennen. Sie leben z. B. noch immer in fensterlosen und ungeheizten Wohnungen, und zwar nicht etwa bloß die Armen, sondern auch die Reichsten und selbst die Chane, obwohl sie sich mit einer geringen Auslage die Annehmlichkeit einer warmen Wohnung verschaffen könnten und obwohl jeden Winter eine größere oder geringere Anzahl von Menschen der Kälte zum Opfer fällt. Zudem bliebe es vollständig räthselhaft, wie die Indianer, wenn sie mit den Bewohnern Asiens einen so lebhaften Verkehr unterhielten, daß sie von denselben ihre Tagesbezeichnungen, ihre Sagen und abergläubischen Gebräuche, ihre Schamanen und Stäbchenpanzer und die Polyandrie übernehmen konnten, nicht zugleich von denselben viel näherliegende und wichtigere Erfindungen übernommen haben, wie z. B. die Kunst der Herstellung von Kochgeschirren. Denn zur Zeit der ersten Europäischen Besuche kannten die Aleuten, Koloschen und ein Theil der Assineboins noch keine andere Methode des Abkochens als die, daß sie das Wasser durch eingelegte heiße Steine zum Kochen brachten.

Den sichersten Beweis für die Abstammung der Indianer von den Ostasiaten liefern, abgesehen von den Rassenmerkmalen, ihre Sprachen, welche unverkennbare Spuren der Verwandtschaft mit den Ostasiatischen

Sprachen aufweisen. Die Indianischen Sprachen gehören zu den sogenannten einverleibenden oder polysynthetischen Sprachen. Die Einverleibung besteht darin, daß das Objekt zwischen Subjekt und Thatwort eingeschoben und alle drei zu einem Ganzen verschmolzen werden. Nach Steinthal ist das Princip der Einverleibung am Meisten in Mexiko, im Nahuatl, ausgebildet. Dasselbe Verfahren kommt auch in den Sprachen der Magyaren, Ostjaken, Wogulen, Mordwinen, Türken, Finnen und Ugrer zur Anwendung. Besonders sind im Mokschadialekt der Mordwinischen Sprache die Verbalflexionen und objektiven Personalpronomina genau nach Mexikanischem Muster aufs Innigste verwebt. Humboldt hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Mexikanische Sylbe atl auch bei den Tscheremissen, Tschuwaschen und Mongolischen Tataren vorkommt. Ebenso findet sich die Chinesische Endung tsin in vielen Indianischen Eigennamen. Paravey hat nachgewiesen, daß eine Reihe von Wörtern in der Muiscasprache und im Japanischen vollständig identisch sind. Barton, Vater und Lang haben in den Südamerikanischen Sprachen Worte gefunden, welche auch in den Malayischen Sprachen vorkommen. Ellis hält die Araukaner für rassenverwandt mit den Neuseeländern, weil zahlreiche Worte in ihren Sprachen ähnlich seien. Dr. Latham behauptet, daß die Sprachen der Korjaken, Kamtschadalen und Ainos zum guten Theil Amerikanisch seien. Smith-Barton und Vater haben in 83 Indianischen Sprachen 170 Worte aufgefunden, deren Wurzeln den Ostasiatischen Sprachen angehören. Davon gehören drei Fünftel den Sprachen der Mandschuren, Tungusen, Mongolen und Samojeden an, mit denen die Indianer auch in Bezug auf ihren physischen Typus die meiste Aehnlichkeit haben.

Daß die erwähnten Aehnlichkeiten zwischen den Indianischen und Ostasiatischen Sprachen nicht etwa auf Entlehnung beruhen, geht daraus hervor, daß ein ganz allmähliger Uebergang von den Ostasiatischen Sprachen zu den Eskimosprachen, von diesen zu den Sprachen der Nordamerikaner und weiterhin zu den Südamerikanischen Sprachen zu bemerken ist. Latham (Man and his migrations, S. 124) schreibt in dieser Beziehung: „Just as the Eskimo graduate in the American Indian, so do they pass into the populations of North-eastern Asia — language being the instrument which the present writer has more especially employed in their affiliation. From the Peninsula of Aliaska to the Aleutian chain of islands, and from the Aleutian chain to Kamskatka is the probable course of the migration from Asia to Amerika — traced backwards.“ Hoffmeister sagt: „Die suffigirende Sprache der Namollo auf der nordöstlichen Ecke Asiens ist mit derjenigen der Eskimos, welche letztere zwischen dem uralaltaischen und amerikanischen Typus die Brücke schlägt, verschwistert.“ Dr. Ratzel schreibt auf Seite 777: „In Nordamerika läßt sich innerhalb einer großen Anzahl von Uebereinstimmungen, welche theilweise auch in Sprachverwandtschaften sich kundgeben,

ein Vorwalten hyperboreisch-asiatischer Einflüsse im Norden feststellen, welches nach Süden hin immer mehr abnimmt, bis in Mittelamerika südamerikanische Merkmale erscheinen. — Diese nordischen und nordasiatischen Beziehungen sind besonders von Wert, wenn so oberflächliche Einwürfe zurückgewiesen werden sollen, wie sie oft schon aus der Abwesenheit der entlegensten asiatischen Kulturmerkmale in Amerika geschöpft worden sind. Der Nordwesten von Nordamerika zwischen C. Spencer und dem Oregonflusse kann als ein Gebiet der Verdichtung dieser Einflüsse abgesondert werden." Peschel endlich bemerkt: „Zwar kennt die Eskimosprache nicht die strenge Einverleibung, gleichwohl wird sich bald zeigen, daß sie einen Uebergang zwischen den Uralaltaischen und dem amerikanischen Typus darstellt."

Daß die Amerikaner über die Behringsstraße eingewandert sind, wird auch dadurch bewiesen, daß alle nachweisbaren Wanderungen derselben in der Richtung von Norden nach Süden und von Westen nach Osten erfolgt sind. Die Wanderungen der Eskimos waren in der geschichtlichen Zeit immer von Westen nach Osten gerichtet, und sie erreichten bekanntlich Grönland erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts n. Chr. Ebenso waren die alten Illinois nach ihren eigenen Ueberlieferungen in ihre Wohnsitze von Westen her eingewandert. Die Nahuatlaken wohnten ursprünglich mit den Schoschonies im Norden und wanderten von dort später nach Mexiko; so unter andern die Tlascalteken und die Azteken, welche letztere erst im Anfang des 13. Jahrhunderts n. Chr. nach Mexiko gelangten. Daß die Mexikaner früher in Nordamerika gewohnt hatten, wird, abgesehen von den historischen Nachrichten, auch durch die bereits erwähnten vorhistorischen Schädelfunde erwiesen. Bei mehr als 20 Stämmen der in den Vereinigten Staaten und in Canada lebenden Indianer hat sich noch das Andenken daran erhalten, daß ihre Vorfahren von Norden her, über das Felsengebirge, eingewandert waren. Ebenso hat sich auch bei den Mexikanern die Tradition erhalten, daß die Tolteken, die Vorgänger der Azteken, im 7. Jahrhundert n. Chr. von Norden her nach dem Tiefland von Anahuac einwanderten, sich zuerst in Tollantzinco niederließen und im Jahre 667 nach Tula übersiedelten. Daß auch die Südamerikaner aus dem Norden gekommen waren, beweisen die oben erwähnten Eskimoähnlichen vorhistorischen Schädel.

Friedrich Müller schreibt über die Wanderungen der Indianer auf Seite 64: „Unter den Indianervölkern haben mehrere weit ausgedehnte Wanderungen unternommen. Man kann diese Wanderungen am besten auf jenen Punkten verfolgen, welche als die Ziele derselben gelten können. Ein solcher Punkt ist in Nordamerika das fruchtbare Hochland von Mexiko, gegen welches jene Stämme, die es im Norden unter ihren Verwandten zu einer höheren Kultur und größerer Macht gebracht hatten, ihre Eroberungszüge richteten. Wir finden da mehrere nach einander auftretende Völker genannt, von welchen es nicht ausgemacht ist, ob sie von einander grundverschieden waren

oder in irgend einem Verwandtschaftsverhältnisse zu einander standen. Die letzten dieser Einwanderer, die Azteken, kamen von Norden und haben dort, wie die Sprache beweist, noch heute ihre Verwandten. Nach den neuesten Untersuchungen dürften auch die riesigen Erdwälle, welche sich im Norden Amerikas finden, von einem den Azteken Mexikos nahe verwandten Volke herrühren und die rohen Vorbilder der kolossalen Bauten Mittel-Amerikas repräsentiren. — Jedenfalls aber haben wir auf der nördlichen Abtheilung des amerikanischen Kontinents eine Völkerwanderung, deren Strom hauptsächlich von Norden nach Süden sich ergoß, anzuerkennen."

Oberst Smith schreibt in seinem Werk: Human Species, p. 238: „That immigration was continuous for ages from the east of Asia, is sufficiently indicated by the pressure of nations, so far as it is known in America, being always from the north-west coasts, eastward and southward, to the beginning of the thirteenth century."

Daß Südamerika von Nordamerika aus bevölkert worden ist, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß Nordamerika zur Zeit des Auftretens der Europäer viel stärker bevölkert war als Südamerika, und zwar von Völkern, welche den Südamerikanern in jeder Beziehung überlegen waren. Die Südamerikaner waren eben versprengte Horden, welche von den überlegenen, später aus Asien eingewanderten Völkern aus Nordamerika verdrängt worden waren.

Aus dem Eingangs mitgetheilten Verzeichniß der Fluthsagen ist zu ersehen, daß sich bei vielen Indianischen Stämmen, sowohl in Süd- wie Nordamerika, selbstständige Fluthsagen erhalten haben. Da solche Sagen, wie wir später sehen werden, nur bei solchen Völkern vorkommen, welche früher in Asien heimisch gewesen waren, so kann auch dieser Umstand als Beweis für die Herkunft der Indianer aus Asien dienen.

Unter den oben für die Herkunft der Indogermanen aus Centralasien angeführten Beweispunkten befand sich auch der, daß in den Pfahlbauten vorhistorische Nephritwaffen und Nephritwerkzeuge aufgefunden worden sind, während in ganz Europa keine einzige Fundstelle von rohem Nephrit bekannt ist. Das, was ich damals von den Indogermanen gesagt habe, gilt unverändert auch von den Amerikanern. Schon die Entdecker Amerikas, die Spanier, hatten in Mexiko, in Mittel- und Südamerika bei den Eingebornen Schmuckgegenstände und Amulette aus Nephrit gefunden, welche letztere nach den Angaben der Spanier von den Eingebornen als Schutzmittel gegen Nieren- und Steinkrankheiten betrachtet wurden, genau so wie von den heutigen Centralasiaten. Die Spanier nannten diese Nephritamulette piedra de ijade, woraus der jetzt gebräuchliche Name Jade entstanden ist, welcher zur Bezeichnung einer bestimmten Varietät des Nephrit gebraucht wird. Nun gibt es aber in Amerika ebensowenig Fundstätten von rohem Nephrit wie in Europa. Fischer schreibt in seiner Monographie

„Nephrit und Jadeit" auf S. 340: „Wenn ich hier zu melden habe, daß es mir nie gelang, ein rohes Stück amerikanischen Nephrits zu erlangen, daß ich sogar nicht weiß, wo überhaupt ein solcher existiren sollte, so wird das Niemanden wundern, der sich erinnert, daß selbst Alex. v. Humboldt während seiner Reisen in Südamerika niemals in den Besitz eines solchen gelangen konnte, ja nicht einmal trotz eifriger Bestrebungen zu ergründen vermochte, wo jener anstehend zu finden sein soll. Er machte diese Nachforschung gleichsam späteren Reisenden zur Aufgabe, ja gewissermaßen zum wissenschaftlichen Vermächtniß, allein v. Martius und die beiden Schomburgk waren darin nicht glücklicher als er." Fischer, der eine Anzahl von Amerikanischen Nephritgegenständen untersucht hat, fand, daß einige darunter dem molkenfarbigen Turkestanischen Nephrit ähnlich waren. Die Hauptfundstelle des molkenfarbigen Nephrit dürfte Turkestan sein; denn alle Nephritgegenstände, welche ich in Turkestan in großer Anzahl gesehen habe, waren, mit alleiniger Ausnahme des dunkelgrünen Nephritmonolithen auf Tamerlans Grab, molkenfarbig. Ich habe selbst zwei solche Objekte im Besitz, ein flachelliptisches Amulett, auf welchem in erhabener Arbeit eine Chinesische Inschrift und ein betender buddistischer Mönch dargestellt ist, und eine Chinesische Tabakspfeifenspitze, welche ich beide in Kuldscha auf dem Basare gekauft habe.

Der Umstand, daß die Indianer Mittel- und Südamerikas Nephritgegenstände besaßen, und zwar aus Nephrit, der dem Centralasiatischen ähnlich war, und daß sie dieselben ganz genau in derselben Weise und zu demselben Zwecke gebrauchten, wie die heutigen Centralasiaten, ist also ein sicherer Beweis dafür, daß sie den Nephrit bereits bei ihrer Einwanderung nach Amerika mitgebracht und daß sie vor ihrer Auswanderung aus Asien in der Nachbarschaft der Centralasiaten gewohnt haben.

Von den Gegnern der Asiatischen Herkunft der Indianer ist der Einwurf erhoben worden, daß die Indianer, wenn sie wirklich aus Asien eingewandert wären, doch nothwendiger Weise die Asiatischen Cerealien und sonstigen Kulturpflanzen und die Asiatischen Hausthiere in ihre neue Heimath mitgebracht haben müßten. Dieser Einwurf ist ein schlagender Beweis dafür, welche Virtuosität manche Gelehrte in der Kunst besitzen, das nicht zu sehen, was nicht in ihren Kram paßt. Wenn die Indianer wirklich aus Asien eingewandert sind, können sie nur über die Behringsstraße eingewandert sein. Sind sie aber über die Behringsstraße gekommen, so müssen sie vor ihrer Einwanderung in denjenigen Gegenden gewohnt haben, wo heutzutage die Tschuktschen, Kamtschadalen, Korjaken, Jukagiren und Namollos wohnen. Jedem, der mit den Anfangsgründen der Geographie vertraut ist, ist bekannt, daß diese Völker weder Kulturpflanzen noch Cerealien besitzen, aus dem einfachen Grunde, weil unter dem Nördlichen Klima solche nicht mehr gedeihen. Auch haben die Anwohner der Behrings-

straße bis dato noch keine anderen Hausthiere als den Hund, aus ebenso leicht begreiflichen Gründen, weil Pferde, Esel, Kameele, Schaafe und Rinder bekanntlich nicht von Fischen und Wildpret, sondern von Gras leben, welches es am Eismeer während des größten Theils des Jahres nicht gibt. Die Indianer konnten also nach Amerika keine Kulturpflanzen und Hausthiere mitnehmen aus dem einfachen Grunde, weil sie solche nicht besaßen. Sich dieselben allenfalls zum Zwecke der Auswanderung nach Amerika durch ihre auswärtigen Agenten oder Konsuln aus Südlicheren Gegenden zu verschreiben hatten sie aber um so weniger Veranlassung, als sie zur Zeit ihrer Auswanderung noch nicht wissen konnten, daß es in Amerika im Süden Gegenden gab, wo Kulturpflanzen und Pferde, Schaafe, Rinder u. dergl. wohl zu gebrauchen gewesen wären; sie müßten denn vorher eine gelehrte Kommission dahin geschickt haben, um das Land in wirthschaftlicher und klimatologischer Hinsicht untersuchen zu lassen.

Im Obigen haben wir gesehen, 1) daß die Indianer in Bezug auf ihre Rassenmerkmale unter allen zur Ostasiatischen Rasse gehörenden Völkern am meisten den Sibirjaken gleichen; 2) daß sie mit denselben das Lederzelt, die Schamanen, die Stäbchenpanzer und viele abergläubische Bräuche und Märchen gemein haben; 3) daß die Sprachen der Amerikaner mit den Ural-Altaischen Sprachen das Einverleibungsverfahren, und mit den Sprachen der Samojeden, Mongolen und Tungusen eine große Anzahl von Wurzeln gemein haben, und 4) daß die Indianer vor ihrer Auswanderung nach Amerika eine ähnliche Lebensweise geführt haben müssen, wie die heutigen Eskimos, Namollos, Tschuktschen und Kamtschadalen, weil sie sonst Asiatische Hausthiere und Kulturpflanzen mitgebracht haben würden. Aus diesem Allem geht hervor, daß die Indianer vor ihrer Einwanderung nach Amerika im Norden vom Verbreitungsgebiet der Finnen, Samojeden, Türken, Mongolen und Tungusen gelebt und einen Zweig der heutigen Sibirjaken gebildet haben müssen. Sie hatten offenbar von jeher den äußersten Norden der Oekumene bewohnt, waren, als die Mongolischen Völkerschaften in Bewegung geriethen, allmählig immer weiter nach Norden und Nordosten zurückgedrängt und schließlich ganz aus Asien hinausgedrängt worden. Die Auswanderung war natürlich nicht auf einmal erfolgt, sondern allmählig und in dem Maße, als die Mongolischen Stämme sich immer weiter und weiter nach Norden ausbreiteten. Als die ältesten Auswanderer sind naturgemäß die Südamerikaner zu betrachten; diesen folgten später die Nordamerikaner und den Schluß bildeten die Eskimos, von denen ein Theil, die Namollos, noch bis auf den heutigen Tag in Asien zurückgeblieben ist. Die heutigen Europäischen Sibirjaken sind also nur sehr spärliche Ueberreste eines großen Volkes, welches früher das ganze Nördliche Asien innegehabt hat, heutzutage aber zum größten Theil in Amerika angesiedelt ist.

Im ersten Theil ist bereits erwähnt worden, daß die Indianer, deren Rassenmerkmale sonst durchaus mit den Rassenmerkmalen der Ostasiaten übereinstimmen, sich von diesen dadurch auffallend unterscheiden, daß viele eine starke und vorspringende Adlernase haben, während die Ostasiaten im Allgemeinen unter allen Menschenrassen die kleinsten Nasen aufweisen. Dieser Umstand läßt sich nur dadurch erklären, daß die Indianer sich mit Angehörigen einer Rasse vermischt haben, welche durch vorspringende Adlernasen ausgezeichnet ist. Zum größten Theil ist diese Eigenthümlichkeit der heutigen Indianer wohl auf die Vermischung derselben mit Europäern zurückzuführen. Es steht aber fest, daß unter den Indianern bereits vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer adlernasige Individuen existirt haben. Denn die ältesten Indianischen Götzenbilder sind bereits mit auffallend langen Nasen dargestellt und die Darstellungen auf den Mexikanischen Bauwerken zeigen Profile, wie sie selbst in Europa nur ausnahmsweise angetroffen werden. Ganz abweichend vom Ostasiatischen Typus ist aber der Typus der Azteken, welcher entschieden nur durch die Vermischung mit einer fremden Rasse zu erklären ist. Man vergleiche z. B. nachstehende aus Brockhaus' Conversationslexikon entnommene Zeichnung, welche eine Mexikanische Tempelskulptur aus Palenque darstellt.



Fig. 8. Mexikanische Tempelskulptur.

Daß bereits vor Kolumbus Einwanderungen nach Amerika von Seiten eines hochentwickelten Kulturvolkes stattgefunden haben müssen, steht meines Erachtens außer Zweifel. Denn nur auf diese Weise wird die hohe Kultur erklärlich, welche die Mexikaner und Peruaner bereits vor der Entdeckung

Amerikas erreicht hatten und welche der Kultur der alten Aegypter, Assyrer und Babylonier kaum etwas nachgab. Die Indianer sind anerkanntermaßen in Bezug auf geistige Begabung weniger günstig ausgestattet als die Westasiatische Rasse, indem ihnen der durchdringende Verstand und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft der Westasiaten fehlt, also gerade die Dinge, welche zur Schaffung einer höheren Kultur unumgänglich nothwendig sind. Zudem datirt die Einwanderung der Indianer nach Amerika, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, offenbar aus einer verhältnißmäßig späten Zeit. Es ist deßhalb ganz undenkbar, daß die Indianer bei ihrer geringen Begabung in der kurzen Zeit eine Kultur hätten schaffen können, zu deren Entwicklung die hochbegabten Westasiaten viele Jahrtausende gebraucht hatten, wenn sie lediglich auf sich selbst angewiesen gewesen wären[1]). Dieß wird um so unwahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß sich nur an zwei engbegränzten und benachbarten Stellen Kulturstaaten bildeten, während die rassen- und stammverwandten Nachbarn im Norden und Süden auf einer Kulturstufe stehen blieben, die sich von dem Kulturzustand der Australier kaum unterschied.

Am meisten sprechen gegen einen selbstständigen Ursprung der Centralamerikanischen Kultur die astronomischen Kenntnisse und die Baukunst der Mexikaner und Peruaner, weil dieß Dinge sind, welche zu ihrer Ausbildung naturgemäß Jahrtausende brauchen. Die intelligenten Griechen und Römer verstanden bekanntlich noch bis in eine sehr späte Zeit nicht Bauwerke aus Hausteinen aufzuführen und sie verdankten ihre Baukunst anerkanntermaßen den Phönikiern und Aegyptern. Und die Indianer sollten im Verlaufe weniger Jahrhunderte dahin gelangt sein, Bauwerke zu schaffen, welche sich nur mit den Altägyptischen vergleichen lassen! In Bezug auf astronomische und mathematische Kenntnisse aber waren die Mexikaner den Griechen und Römern sogar überlegen; denn ihr Sonnenjahr war genauer berechnet als das der Griechen und Römer und sie kannten auch aller Wahrscheinlichkeit nach bereits die Ursache der Sonnenfinsternisse.

Dazu kommt, daß alle Traditionen, mündliche wie schriftliche, darauf hinweisen, daß bei den Eingebornen Mexikos die Erinnerung von einer alten Epoche fortlebte, in der das Land durch das Erscheinen von bärtigen Fremdlingen aus einem Zustande der Rohheit zu dem einer Kultur emporgehoben wurde.

Daß die Amerikanische Kultur fertig von auswärts importirt und nicht aus kleinen Anfängen an Ort und Stelle entstanden ist, wird wohl

---

[1]) Daß die Anfänge der Amerikanischen Kultur aus einer verhältnißmäßig neuen Zeit datiren, geht, abgesehen von verschiedenen anderen Umständen, schon daraus hervor, daß in Amerika wirkliche historische Feststellungen nicht über die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinaufreichen. (Vergl. Beiträge zur Peruanischen Ethnologie von Fr. v. Hellwald. Das Ausland 1871, Nr. 40.)

am besten dadurch bewiesen, daß in Mexiko sowohl wie in Peru die ältesten Monumente die höchste Vollendung zeigen, während an den in späterer Zeit entstandenen Bauwerken deutlich ein kultureller Niedergang zu beobachten ist. Wäre die Amerikanische Kultur autochthon gewesen, so hätte natürlich das Gegentheil stattfinden müssen.

Vergleicht man die staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Einrichtungen und was uns sonst von den alten Azteken überliefert ist, mit dem, was wir von den Phönikiern wissen, so tritt eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Azteken und Phönikiern zu Tage. Um dieß zu zeigen, will ich in Nachstehendem einige derjenigen Punkte zusammenstellen, in denen die Azteken mit den Phönikiern übereinstimmen, wobei ich für die Phönikier Gfrörers „Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes“ zu Grunde lege.

Azteken.	Phönikier.
1) Das Volk der Mexikanischen Azteken schied sich in Edelleute, Gemeine und Sklaven.	1) „Der Phönizische Staat umfaßte drei scharf geschiedene Klassen von Menschen: die herrschenden Altbürger oder den Adel, die Mitglieder der Volksgemeinde, endlich die Masse der Hörigen.“
2) Bei den Azteken regierte der König unter Mitwirkung eines geheimen Staatsraths.	2) „Häufig geschieht des Kollegiums der Zehn Erwähnung, nichts Wichtiges konnte ohne sie geschehen, sie bildeten den geheimen Rath des Königs.“
3) Die ersten Beamten des Hofes und Staates wurden dem Adel entnommen.	3) „Alle höheren Aemter im Mutterland wie in den Kolonien, die Würden von Statthaltern und Richtern, insbesondere die sehr reich ausgestatteten Priesterthümer waren dem Adel vorbehalten.“
4) Auf das engste war bei den Azteken mit der bürgerlichen Verfassung ihre Religion verschmolzen. Der zahlreiche Priesterstand übte im öffentlichen und Privatleben einen unbegränzten Einfluß aus. An der Spitze standen zwei Hohepriester.	4) „Höchst wahrscheinlich ruhte die ursprüngliche Verfassung der Phönizier auf priesterlichen Grundlagen. — Diese Oberpriester waren noch in späteren Zeiten die ersten Männer nach den Königen, bezogen sehr große Einkünfte sowohl aus Ländereien, die dem Tempel des Gottes gehörten, als in Zehnten, sie galten endlich für die Grundsäulen der alten aristokratischen Einrichtungen. — Der Hohepriester sollte den König stets beaufsichtigen.“
5) Der oberste Gott der Azteken war der Kriegsgott Huitzilopochtli (Vitzliputzli), dem häufig Menschenopfer, gewöhnlich Kinder oder Kriegsgefangene, dargebracht wurden. Im Jahre 1518 wurde auf der Insel Carolina, im Mexikanischen Meerbusen, eine hohle Metallstatue von ungeheuerer Größe aufgefun-	5) Dem Aztekischen Vitzliputzli entspricht der Phönikische Herkules, der oberste Gott Baal-Melkarth oder Moloch, dem ebenfalls Menschen, gewöhnlich Kinder oder Kriegsgefangene, geopfert wurden. Nach Klitarch wurden in Karthago die Kinder lebend der hohlen Bildsäule des Saturn in die glühenden

den, welche offenbar zur Darbringung von Menschenopfern gedient hatte; denn im Innern der Statue befanden sich noch Ueberbleibsel von verbrannten Menschen.

Arme gelegt, die sich dann erhoben und das Opfer in den feurigen Schlund herabfallen ließen.

6) Bei den Azteken waren die Richter völlig unabhängig und die Gerichtshöfe bildeten ein Gegengewicht gegen etwaige Willkür des Königs.

6) Die Phönikier wurden ursprünglich nicht von Königen sondern von Richtern (Suffeten) regiert.

7) Die Könige der Azteken entfalteten eine große Pracht und ihre Hofhaltung war äußerst prunkvoll.

7) „Für den Mangel wahrer Macht entschädigte die tyrische Aristokratie ihre Könige durch glänzenden Hofhalt und ausschweifende Pracht, mit welcher sie die Person derselben umgab.“

8) Bei den Azteken war der Sklavenhandel ein ehrbarer Beruf und zu Atzcapotzalco wurden regelmäßige Sklavenmärkte abgehalten.

8) „Die Aristokratie phönizischer Kaufherren war die älteste und größte Sklavenhändlerin der Welt. — Die Gesänge Homers deuten mehrfach darauf hin, daß die Phönizier, wo sie es ohne Gefahr konnten, auf fremden Küsten Menschen raubten. Brach im Oriente ein Krieg aus, so machten sich sogleich phönizische Spekulanten auf den Weg, zogen hinter den Heeren her und erhandelten die gemachten Gefangenen.“

9) Die Beschäftigung der Kaufleute war bei den Azteken vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karawanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer.

9) Die Phönikier waren bekanntlich nicht bloß das älteste, sondern auch das erste Handelsvolk der Welt und sie lassen sich in dieser Beziehung nur mit den heutigen Engländern vergleichen.

10) Die Azteken bauten großartige, mit Steinen gepflasterte Heerstraßen, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben [1]).

10) „Die Phönizier waren die ersten, welche Kunststraßen anlegten.“

---

[1]) Die großartigsten Kunststraßen hatten die Schöpfer der Centralamerikanischen Kultur in Peru erbaut. Baldwin schreibt über dieselben in seinem „Ancient America“ auf p. 243 ff.: „Nothing in Ancient Peru was more remarkable than the public roads. No ancient people has left traces of works more astonishing than these, so vast was their extent, and so great the skill and labor required to construct them. One of these roads ran along the mountains through the whole length of the empire, from Quito to Chili. Another, starting from this at Cuzco, went down to the coast and extended northward to the equator. These roads were built on beds or ‚deep understructures‘ of masonry. The width of the roadways varied from twenty to twenty-five feet, and they were made level and smooth by paving, and in some places by a sort of macadamizing with pulverized stone mixed with lime and bituminous cement. This cement was used in all the masonry. (Bekanntlich war auch beim Bau der Mauern von Babylon Erdpech als Cement verwendet worden.) On each side of the roadway was ‚a very strong wall more than a fathom in thickness.‘ These roads went over marshes, rivers, and great chasms of the sierras, and through rocky precipices and mountain sides. The great road passing along the mountains was a marvelous work. In many

11) Die Azteken legten großartige, künstliche Cisternen an, welche von den Eingebornen jetzt noch benützt werden.	11) „Ihre Cisternenbauten, ihre Wasserleitungen erregen noch jetzt durch vorhandene Trümmer Erstaunen."
12) Die Azteken gewannen durch Bergbau Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Gold; Eisen kannten sie nicht, dagegen Bronze. Die Aztekischen Gold- und Silberarbeiter waren den Spanischen überlegen.	12) Die Phönikier verarbeiteten Gold, Silber, Kupfer, Zink, Zinn und Bronze, aber kein Eisen. Die Metallarbeiter der Phönikier waren weltberühmt und wurden schon von Homer gepriesen. Salomon verschrieb sich bekanntlich zum Tempelbau Phönikische Metallarbeiter.
13) Die Gewebe der Azteken zeugten von großer Kunstfertigkeit.	13) Homer spricht von den kunstvollen Gewändern der Sidonier und noch im Mittelalter nannte man prächtige Zeuge Tyrea.
14) Die Azteken gebrauchten sehr schöne, dauerhafte und glänzende Farben.	14) Die Phönikier waren die Erfinder der schönsten im Alterthum bekannten Farbe, nämlich der Purpurfarbe.
15) In den Mexikanischen Ruinen hat man zahlreiche Darstellungen von Schlangen aufgefunden. In den Palastruinen von Yukatan sind die Treppen mit Schlangen verziert, deren Kopf den Boden berührt, während der Körper sich nach aufwärts schlängelt. Der Mexikanische Gott Vitzliputzli wurde mit einem Gürtel aus goldenen Schlangen dargestellt. Auch in der Mythologie der Mexikaner spielten die Schlangen eine große Rolle [1].	15) „Dargestellt wurden die Phönizischen Götter sowohl in menschlichen wie in thierischen Gestalten. Von letzteren Formen waren Schlangen und Stiere die häufigsten. Philo von Biblus leitet die Schlangenbilder, die in den Culten der übrigen Völker vorkommen, von den Religionsvorschriften der Phönikier ab."
16) Häufig finden sich auf Mexikanischen Monumenten Darstellungen von Kreuzen, so z. B. auf einem Basrelief	16) Dieselbe Rolle, wie bei den Centralamerikanern, spielte das Kreuz auch bei den Phönikiern. Baldwin, neben-

places its way was cut through rock for leagues. Great ravines were filled up with solid masonry. Rivers were crossed by means of a curious kind of suspension bridges, and no obstruction was encountered which the builders did not overcome. The builders of our Pacific Railroad, with their superior engineering skill and mechanical appliances, might reasonably shrink from the cost and the difficulties of such a work as this. Extending from one degree north of Quito to Cuzco, and from Cuzco to Chili, it was quite as long as the two Pacific railroads, and its wild route among the mountains was far more difficult. Sarmiento, describing it, said: ‚It seems to me that if the emperor (Charles V.) should see fit to order the construction of another road like that which leads from Quito to Cuzco, or that which from Cuzco goes toward Chili, I certainly think he would not be able to make it, with all his power.'"

[1]) Baldwin sagt auf Seite 28 seines bereits erwähnten Werkes „Ancient America": „No symbolic device is more common among the antiquities of Mexico and Central America than the form of the serpent, and it was sometimes reproduced in part in architectural constructions. One of the old books, giving account of a temple dedicated to Quetzalcohuatl, says: ‚It was circular in form, and the entrance represented the mouth of a serpent, opened in a frightful manner, and extremely terrifying to those who approached it for the first time.'"

in einem in Palenque aufgefundenen Tempelgebäude, in Betreff dessen Baldwin auf Seite 109 seines Werkes „Ancient America" schreibt: „,Casa Nr. 2' of Mr. Stephens is usually called ,La Cruz' because the most prominent object within the building is a great bas-relief on which are sculptured a cross and several human figures. — The cross is supposed to have been the central object of interest. It was wonderfully sculptured and decorated; human figures stand near it, and some grave ceremony seems to be represented. The infant held toward the cross by one of the figures suggests a christening ceremony. The cross is one of the most common emblems present in all the ruins. This led the Catholic missionaries to assume that knowledge of Christianity had been brought to that part of America long before their arrival; and they adopted the belief that the Gospel was preached there by St. Thomas."

bei bemerkt ein entschiedener Gegner des Phönikischen Ursprungs der Centralamerikanischen Kultur, schreibt hierüber an derselben Stelle seines eben angeführten Werkes: „The cross, even the so-called Latin cross, is not exclusively a Christian emblem. It was used in the Oriental world many centuries (perhaps millenniums) before the Christian era. It was a religious emblem of the Phoenicians, associated with Astarte, who is usually figured bearing what is called a Latin cross. She is seen so figured on Phoenician coin."

17) In Mexiko hat man, ebenso wie in den Vereinigten Staaten, in Kalifornien, Peru und Brasilien sogenannte Gesichtsurnen, d. h. Thongefäße in Menschengestalt aufgefunden.

17) In der alten Welt gab es Gesichtsurnen bei den Aegyptern und Phönikiern und man hat solche neuerdings auch in den seinerzeit von den Phönikiern besuchten Gegenden aufgefunden, so z. B. an der Ostsee, am Rhein, in den Ruinen Trojas, und an den Dardanellen sind solche auch heute noch immer in Gebrauch.

Was die Baukunst der Azteken betrifft, so läßt sich ein Zusammenhang derselben mit der Baukunst der Phönikier nicht direkt nachweisen aus dem einfachen Grunde, weil uns über die Baukunst der Phönikier nichts Näheres bekannt ist[1]). Ein solcher Zusammenhang kann aber indirekt

---

[1]) Warum sich von den Bauwerken der Phönikier fast gar keine Ueberreste bis auf unsere Tage erhalten haben, setzt Rénan, der im Jahre 1861 im Auftrage der Französischen Regierung eine Forschungsreise nach Syrien unternommen hatte, in seiner „Mission de Phénicie", Paris 1864, p. 816 folgendermaßen auseinander: „L'antiquité phénicienne est de toutes les antiquités la plus émiettée. Cela tient à ce que le terrain géographique de cette antiquité a toujours été extrêmement peuplé; durant les époques grecque, romaine, byzantine, croisée, musulmane, on n'a cessé d'y bâtir, d'y retailler les pierres anciennes, de débiter les gros blocs en moellons. Il est permis de dire que, depuis quinze ou seize cents ans, on n'a extrait en Syrie que bien peu de pierres de la carrière. On a toujours vécu des blocs antiques; nulle part la pierre n'a été aussi broyée L'effet des croisades surtout fut désastreux à cet égard. Amenés à s'entourer de gigantesques murailles de

nachgewiesen werden. Als Heimath der Steinbaukunst ist unzweifelhaft Aegypten zu betrachten, weil man dort die ältesten Steindenkmäler aufgefunden hat und weil Aegypten der älteste Kulturstaat der Welt war. Alle übrigen Kulturvölker des Alterthums haben ihre Baukunst von den Aegyptern entlehnt. Es ist also kaum daran zu zweifeln, daß die Baukunst der Phönikier, die nicht nur die nächsten Nachbarn, sondern ursprünglich auch Stammverwandte der Aegypter waren und lange Zeit unter Aegyptischer Botmäßigkeit standen, nicht viel von der Baukunst der Aegypter verschieden gewesen sein wird [1]). Mit der Baukunst der Aegypter aber hängt die Baukunst der Azteken und auch der Peruaner ganz unzweifelhaft zusammen.

---

pierre, les templiers, les hospitaliers, l'ordre teutonique, la puissante féodalité de Syrie dévorèrent tous les monuments antiques autour d'eux, et comme ils bâtissaient bien, comme la plupart des pierres avant d'être employées étaient retaillées, les traces primitives furent déplorablement oblitérées. Voilà la raison de cette dévastation archéologique que présente la côte de Syrie et de Chypre. — La situation de la Phénicie a beaucoup contribué à la dévastation de ses antiquités. Des monuments placés sur le bord de la mer ont bien plus de chances d'être démolis que des monuments situés dans des endroits peu accessibles, surtout quand il s'agit d'un pays comme la Syrie, privé de routes, de véhicules, et où tout ce qui dépasse les forces d'un chameau est intransportable. On amène la barque à pied d'oeuvre, et on enlève les pierres avec une grande facilité. C'est ainsi que l'Éphèse païenne a servi de carrière de marbre pour les édifices de Constantinople."

[1]) Man vergleiche, was Dr. C. F. Wiberg in seiner Abhandlung „Ueber den Einfluß der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur" (Archiv für Anthropologie, Band IV) schreibt: „Rénan, der bis jetzt das größte Verdienst um die Erforschung des Phönicischen Alterthums hat, versichert, daß die Denkmäler und Alterthümer, welche man in Phönicien findet, nichts weiter sind als Anleihen und Copien von anderen Nationen. Die Phönicier haben von den Aegyptern entlehnt, von der Assyrischen Kunst und deren Abart, der Persischen. Die Assyrische und Persische Kultur waren von der Hochebene Irans und den Ufern des Tigris westwärts bis ans Meer und in die Anatolische Halbinsel vorgedrungen, wo sie nicht nur treue Spiegelbilder der eigenen Kultur, sondern auch andere neuere Kulturformen hinterließen, die wir die Phrygische, Lydische und Lycische Civilisation nennen können. Alle diese ‚Civilisationen' offenbaren eine gewisse Selbstständigkeit, während die Phönicische Kultur nur auf Kosten ihrer mächtigen Nachbarn lebt. Schon vor Alexander geriethen die Phönicier sowohl im Mutterlande als in den Colonien unter den Einfluß Griechischer Kunst und Griechischen Geschmacks, welcher Einfluß mächtiger als jeder andere und nach und nach ebenso gewaltig wie die siegreichen Waffen des Feindes zur Vernichtung der Phönicischen Nationalität beitrug. Was für ein selbstständiger nationaler Kunststil ließe sich denn auch erwarten auf diesem schmalen Landstrich von kaum 100 Quadratmeilen, an einer felsigen Küste, deren Bevölkerung ihre ganze Kraft dem Handel, der Schifffahrt und der Industrie zuwenden mußte!"

Ueber die Gräber der Phönikier schreibt Wiberg in derselben Abhandlung: „Rénan meint in den Gräbern der verschiedenen Phönicischen Städte einen bestimmt ausgeprägten Unterschied der Bauart zu erkennen und unterscheidet, je nachdem er solche in Byblus, Sidon u. s. w. gefunden, einen Byblitischen, Sidonischen u. s. w. Stil. Bei näherer

Das charakteristischeste Produkt der Aegyptischen Baukunst sind bekanntlich die Pyramiden. Nun hat aber die gesammte Architektur Mexikos und des ganzen mittleren Amerika die Pyramide zum Grundprincip. Vorzugsweise kommt dieß in den religiösen Monumenten, weniger sichtbar in den Tempelbauten und Palästen zur Erscheinung. Aber auch bei anderen Bauten kehrt die Pyramidenform wieder, indem die Größe der einzelnen Stockwerke stufenförmig abnimmt. Eigentliche Pyramiden, die mit geringfügigen Modifikationen einfach den Aegyptischen Pyramiden nachgebildet sind, findet man an vielen Orten des Landes und die Anzahl derselben ist sogar viel beträchtlicher als die Zahl der Aegyptischen Pyramiden. Der große Tempel von Mexiko bildete eine Pyramide von fünf Etagen mit 38 Meter Höhe und 95 Meter Basis. Ferner befinden sich zwei Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan, im Thale von Mexiko, die von einem ganzen System von kleinen Pyramiden umgeben sind. Andere Pyramiden finden sich zu San-Christobal Teopantepec, bei Cuerna-vaca und an vielen anderen Orten. Diese Uebereinstimmung zwischen den Mexikanern und Aegyptern kann unmöglich auf einem bloßen Zufall beruhen, weil Pyramiden sonst nirgends mehr auf der Welt in Gebrauch

---

Untersuchung der Sache finden wir, daß der Unterschied hauptsächlich darin besteht, daß an einem Orte der Aegyptische, am andern der Assyrische Stil vorherrscht. Was wir hier von den Katakomben gesagt, gilt auch von den in denselben freistehenden Sarkophagen. Unter dreizehn, die wir im Museum des Louvre zählten, waren einige in Aegyptischem, andere in Assyrischem Stil. In Sidon entdeckte die Französische Expedition eine bedeutende Anzahl, von denen jetzt einige im Original im Museum des Louvre aufgestellt sind, andere abgebildet in Rénan's Prachtwerk Taf. LIX und LXI. Sie haben alle die Form einer Scheide (gaîne) und jedes unbeschädigte Exemplar zeigt am Kopfende das Haupt eines Aegypters oder Assyrers in halbem Relief. Für den bei den Phöniciern herrschenden vollständigen Mangel an Originalität des Geschmacks und Stils im höchsten Grade bezeichnend ist es, daß der Sidonische König Eschmunazar sein Ruhebett in einem Sarkophag von Syenit erhalten hat, der, wie Material und Arbeit bekunden, in Aegypten gemacht worden, und daß der König selbst auf dem Deckel als Aegypter dargestellt ist, wiewohl eine an dem Monument angebrachte Phönicische Inschrift seine Phönicische Geburt und die hohe Würde, die er in Phönicien bekleidete, außer Zweifel stellt."

Auf Seite 825 seines bereits erwähnten Werkes „Mission de Phénicie", schreibt Rénan über die Phönikische Kunst: „Nous avons dit que l'art phénicien, dès qu'il employa des procédés réfléchis, fut un art d'imitation. L'imitation de l'Égypte et l'importation en Phénicie d'objets égyptiens se sont montrées à nous par trop d'exemples pour que nous ayons besoin d'y revenir. Il est hors de doute que l'Égypte exerça en Orient, durant des siècles, une influence intellectuelle et religieuse analogue à celle que la Grèce devait exercer ensuite. Le style égyptien fut partout à la mode et offrit comme un prélude de la fortune plus universelle à laquelle le style grec devait parvenir. A quelle époque s'exerça l'influence qui fit de la Phénicie, sous le rapport de l'art, une province de l'Égypte? Comme limite au delà, on peut remonter aux Ramsès. Comme limite en deçà, on peut descendre jusqu'à l'époque romaine."

sind und weil zudem die Centralamerikanischen Pyramiden mit den Aegyptischen in vielen Punkten auffallend übereinstimmen. Bancroft schreibt im 1. Cap. des V. Bandes seines Werkes „The Native Races of the Pacific States of North America“: „The architectural feature which has attracted most attention is the pyramid, which to some writers is of itself conclusive proof of an Egyptian origin. The points of resemblance, as given by those in favor of this theory, are worth studying. Garcia y Cubas (Ensayo de un Estudio comparativo) claims the following analogies between Teotihuacan and the Egyptian pyramids: the site chosen is the same; the structures are oriented with slight variation; the line through the centre of the pyramids is in the ‚astronomical meridian‘; the construction in grades and steps is the same; in both cases the larger pyramids are dedicated to the sun; the Nile has a ‚valley of the dead‘, as at Teotihuacan there is a ‚street of the dead‘; some monuments of each class have the nature of fortifications; the smaller mounds are of the same nature and for the same purpose; both pyramids have a small mound joined to one of their faces; the openings discovered in the Pyramid of the Moon are also found in some Egyptian pyramids; the interior arrangement of the pyramids is analogous. The two great pyramids of Teotihuacan, dedicated to the sun and moon, are surrounded by several hundreds of small pyramids. Delafield remarks that the pyramids of Gizeh, in Egypt, are also surrounded by smaller edifices in regular order, and closely correspond in arrangement to those of Teotihuacan. The construction of these two pyramids recalls to Mr. Ranking's mind that of ‚one of the Egyptian pyramids of Sakhara, which has six stories; and which, according to Pocock, is a mass of pebbles and yellow mortar, covered on the outside with rough stones‘. In some few instances human remains have been found in American pyramids.“

Jones schreibt in seiner Hist. Anc. Amer., pp. 116—117: „Not only is the death ‚Chamber‘ identical with that of Egypt, but also the very way of reaching it — viz., first, by ascending the pyramidal base, and then descending, and so entering the Sepulchre! This could not be accidental, — the builders of that pyramidal Sepulchre must have had a knowledge of Egypt.“

Auf den Mexikanischen Bauwerken findet man ferner ganz flache Reliefdarstellungen und hieroglyphische Malereien, ganz so wie bei den Aegyptern. Besonders bezeichnend ist der Gebrauch der Hieroglyphenschrift bei den Mexikanern, weil Hieroglyphen nur bei ihnen und den Aegyptern, sonst aber bei keinem andern Volk der Welt vorkommen. Genau wie die Aegypter verfertigten die Mexikaner weiter kolossale Götzenbilder, die mitunter auf 2—3000 Fuß hohe Berge geschafft wurden. Die Mauern der

Peruaner haben gewöhnlich auf der Innenseite senkrechte, auf der Außenseite aber geneigte Wände, genau so wie bei den Aegyptern. Diese Uebereinstimmung ist um so auffallender, als das Material, aus dem die Mauern hergestellt wurden, nämlich Hausteine, eine solche Verjüngung der Mauern nach oben zu nicht erforderte und die Herstellung einer schiefen Mauer viel mehr Umstände und Berechnungen erforderte als die einer senkrechten, aus gleichgroßen und rechteckigen Quadern. Auch Thore und steinerne Thoreinfassungen sind bei Peruanern und Aegyptern identisch. Bekannt ist endlich die eigenthümliche Manier, wie die Aegypter in ihren Malereien und auf ihren Reliefs die Menschen darstellten, nämlich Kopf und Füße im Profil, Brust und Schultern aber en face. Genau dieselbe Darstellungsart kehrt auch auf Mexikanischen Skulpturen wieder, wie z. B. aus der Zeichnung Fig. 8 auf Seite 388 zu ersehen ist [1]).

---

[1]) Auf die Analogien zwischen den Centralamerikanern und den alten Kulturvölkern des Ostens, besonders den Aegyptern, ist schon von vielen Autoren hingewiesen worden; so schreibt z. B. H. Fischer in seinem Aufsatz: Ueber die Herkunft der sogenannten Amazonensteine, im XII. Bande des Archivs für Anthropologie: „Die Analogie zwischen den Assyrischen, Persepolitanischen und Babylonischen (mit eingravirten Figuren und Zeichen gezierten) Cylindern und den oben Seite 15 wieder berührten längsdurchbohrten Cylindern aus Nephrit bei den Indianerhäuptlingen Südamerikas fiel schon Alex. v. Humboldt auf und ist von mir im Nephritwerk Seite 27 ff. genügend erörtert, wie auch in Fig. 16, 18a, b, 19, 20, 21, 22, 23 bildlich erläutert worden. Welch' große Rolle aber die durchbohrten Cylinder aus grünen Steinen (worunter auch Quarze waren) bei den Mexikanern spielten, habe ich erst in neuerer Zeit bei eingehenderem Studium des Prachtwerkes von Kingsborough ermessen gelernt. — Bezüglich der Verzierungen des Kopfes findet sich mitunter eine auffallende Uebereinstimmung zwischen Aegypten und Mexiko, und ich hebe hierfür aus meiner Erfahrung einige Beispiele eben nur als neue Anhaltspunkte hervor, ohne daß ich als Mineraloge in der Lage wäre, aus der zuständigen älteren Literatur für diese längst auch schon von Anderen gemachte Beobachtung hier die entsprechenden Citate anzuführen. — Was die Lage der Arme und Hände betrifft, so finden sich dieselben selten frei vom Körper abstehend, da hierdurch bei Stein- und Thonfiguren natürlich viel leichter ein Abbrechen zu gewärtigen gewesen wäre, sondern mehr an den Körper angelegt, senkrecht oder horizontal oder gekreuzt, in Aegypten wie in Mexiko. — Wenn wir die Mumificirung der Menschen- und gewisser Thierleichen, welche in Aegypten eine so große Rolle spielte, außer bei den Guanchen (den alten Bewohnern der Kanarischen Inseln) auch in Peru und Mexiko wiederkehren sehen, so dürfte diese Erscheinung wohl auch über dem Bereiche des reinen Zufalls liegen. Die Colliers, welche man in Aegypten den Mumien anzuhängen pflegte, bestehen entweder aus den oben erwähnten kleinen Emailfigürchen oder — aus langcylindrischen Emailstückchen, welche mit scheiben- und kugelförmigen und flachen façonirten Stückchen derselben Substanz abwechseln, endlich wohl auch aus quer- (subcutan) durchbohrten Scarabäen aus Stein und Email. Als Abschluß des ganzen Colliers dient eine längliche Emailfigur, welche alle anderen Collierperlen an Größe um das Drei- bis Sechsfache überragt. In Mexiko finden wir dementsprechend Hals- oder anderenfalls auch Armgehänge aus durchbohrten Steinen in Form von dicken Scheiben, Kugeln, kurzen Cylindern, als Abschluß aber ein längliches Gesteinstück, einen dickeren, längsdurchbohrten Cylinder mit Gravirung oder auch ein an der Basisfläche subcutan durchbohrtes, blank polirtes Prunkbeil. — Mexiko besaß, wie

Rénan gibt in seinem Werk „La Mission de Phénicie“, Paris 1864, mehrere Proben eines eigenthümlichen Phönikischen Ornaments, welches man als Treppenornament bezeichnet hat. Dieses Ornament besteht aus korrespondirenden, treppenartig aufsteigenden Linien, welche sich mit jedem Absatze näher rücken und sich endlich zu einer stufenförmigen Pyramide vereinigen. Solche Stufenpyramiden finden sich am oberen Rande Phönikischer Altäre in Byblus, Marathus und Aradus, in größeren Proportionen auf einigen auf freiem Felde errichteten Grabdenkmälern, in den Ruinen von Petra, in den Terrakotten von Constantine und auf dem Gebiete des alten Karthago. Dasselbe Treppenornament findet sich auch in den Amerikanischen Ruinen. So gibt z. B. Baldwin auf Seite 238 seines Werkes „Ancient America“, New-York 1872, die Zeichnung eines solchen Ornaments, welches in den Ruinen von Chimu-Canchu in Peru aufgefunden wurde.

In den Centralamerikanischen Ruinen, wie z. B. in denen von Palenque, gibt es nirgends Rundbogen; die Wölbungen sind einfach durch successives Vorspringen der über einander folgenden Schichten hergestellt, genau so wie bei den kyklopischen Monumenten Griechenlands und Italiens.

In den Ruinen von Palenque ist besonders eine Anzahl von ausgemauerten Nischen bemerkenswerth, welche die Form des Griechischen oder vielmehr Aegyptischen Tau haben. Dieß war ein heiliges Zeichen, welches wir auch in Teotihuacan in Mexiko, in Peru, wie auch in Aegypten

---

Aegypten, seine Hieroglyphenschrift, welche reich an Zeichen war. — Eine gewisse Aehnlichkeit auch in der Tempelform wird wohl den Besuchern der Pariser Ausstellung von 1867 nicht entgangen sein zwischen dem mexikanischen Gebäude, welches den Tempel von Xochichalco nachzuahmen bestimmt war und zwischen der idealen Rekonstruktion des Aegyptischen Tempels von Philä. — Im Uebrigen wiederhole ich, daß uns in dem Werke von Will. H. Prescott, History of the Conquest of Mexico Vol. I—III, Boston, 23. edit. 1855, z. B. im Vol. I, Cap. 3: Aztec civilisation; sacerdotal order Seite 71 Cap. 4, Mexican Hieroglyphics Seite 91, 94, Chronology Seite 111 u. s. w. Vergleichungen genug zwischen Aegypten und Mexiko entgegentreten, welchen ich meinerseits obige Analogien vor Allem nur deßhalb beifügen wollte, weil in diesem Betreff der mineralogisch-archäologische Gesichtspunkt wohl noch nie zuvor verwerthet gewesen war.“ Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß alle hier und im Obigen aufgezählten Analogien zwischen den Centralamerikanern und den Aegyptern nicht etwa auf eine Einwanderung von Aegyptern nach Amerika zurückzuführen sind; denn die Aegypter waren bekanntlich kein Handelsvolk und keine Seefahrer, und sie haben, wenigstens in historischer Zeit, nie namhafte Kolonien in entlegenen Gegenden gegründet. Die Vermittler zwischen der Aegyptischen und Centralamerikanischen Kultur können nur die Phönikier gewesen sein, welche nicht nur das erste Handelsvolk der alten Welt waren, sondern auch in allen Theilen der Erde, soweit sie ihnen bekannt war, Kolonien gründeten und welche mit den Aegyptern ethnographisch und ursprünglich auch ethnologisch nahe verwandt waren. Auch Europa hat die Aegyptische Kultur, inclusive Buchstabenschrift, nicht direkt von den Aegyptern, sondern erst durch Vermittlung der Phönikier erhalten.

wiederfinden (vergl. „Ruinen in Guatemala und Yukatan“ in „Das Ausland“, Jahrg. 1884, Seite 548).

In Anbetracht der aufgezählten Analogien zwischen den Azteken und Phönikiern, deren Zahl sich bei eingehenderem Studium der Aztekischen und Phönikischen Alterthümer wohl noch bedeutend vermehren dürfte, kann man wohl nicht an dem Phönikischen Ursprung der Mexikanischen Kultur zweifeln, besonders wenn man bedenkt, daß die politischen, religiösen, sozialen und sonstigen Einrichtungen der Mexikaner zu denen der übrigen Amerikaner in einem Kontrast standen, wie er stärker gar nicht gedacht werden kann. Dazu kommt, daß der Aztekische Volkstypus, wie wir ihn aus den Darstellungen auf den Mexikanischen Bauwerken und aus jetzt noch vorhandenen Ueberresten der Azteken kennen, ganz entschieden Semitisch war und zwar Semitisch bis zum Exceß. Solche Profile, wie sie auf den Aztekischen Skulpturen dargestellt sind, zeigen nur diejenigen von den heutigen Juden, welche den ursprünglichen Semitischen Typus am reinsten bewahrt haben.

Die Schöpfer der Mexikanischen Kultur waren bekanntlich nicht die Azteken, welche erst im 13. Jahrhundert n. Chr. als kriegerische und wahrscheinlich barbarische Eroberer in Mexiko eindrangen und, wie die Mandschuren in China, sich erst im Laufe der Zeit die bereits vorhandene Kultur der Unterworfenen aneigneten. Die Mexikanische Kultur war ein Werk der Tolteken, welche nach der Tradition der Azteken im 4. Jahrhundert n. Chr. von einem Nördlichen Lande Huehue-tlapallan aus nach Anahuac, dem Südlichen Theile des Tafellandes von Mexiko, einwanderten. Von den Tolteken wird aber berichtet, daß sie ein sanftes, unkriegerisches Volk gewesen seien, ein neues Zeichen der Semitischen Verwandtschaft.

In Anbetracht aller erwähnten Umstände kann es, glaube ich, nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Tolteken ein Mischvolk von Amerikanern und eingewanderten Phönikiern gewesen sein müssen.

Daß Amerika den Phönikiern bereits bekannt war und daß wirklich Einwanderungen von Phönikiern nach Amerika stattgefunden haben, wird merkwürdiger Weise auch durch die Nachrichten der alten Schriftsteller wahrscheinlich gemacht. Nach Plato wurde Solon von einem Aegyptischen Priester erzählt, daß im Atlantischen Ocean eine große Insel Atlantis liege, die größer sei als Asien und Libyen zusammen, womit nur Amerika gemeint sein konnte, welches wirklich größer ist als der Theil Asiens und Afrikas, welcher den Aegyptern bekannt war. Auch andere Griechische und Römische Schriftsteller erwähnen wiederholt Inseln, welche außerhalb der Säulen des Herkules gelegen seien. Spätere Schriftsteller führen die Kunde von Westlichen Inseln auf die Phönikier und Karthager zurück und erzählen von einer im Westen gelegenen großen, von mächtigen Flüssen bewässerten und von dichten Wäldern bedeckten Insel, nach welcher die Karthager eine Kolonie geschickt hätten.

Bei Diodorus Siculus findet sich folgende Stelle (V, 19 u. 20): „Libyen gegenüber liegt eine Insel im Meere, aber bereits im Ocean, von nicht unbedeutendem Umfang. Von der Libyschen Küste liegt sie mehrere Tagfahrten gegen Westen. Das Land ist fruchtbar, zum großen Theil gebirgig, jedoch auch mit ansehnlicher Ebene von außerordentlicher Schönheit. Sie ist nämlich von schiffbaren Flüssen durchschnitten, welche sie zugleich bewässern, und hat viele Parkanlagen, die mit allerlei Baumarten bepflanzt sind, und zahlreiche Gärten, von Bächen süßen Wassers durchschnitten. Auf dieser Ebene stehen Gehöfte von herrlicher Bauart, und in den Gärten Lusthäuser, ganz in Blumen versteckt, in welchen die Bewohner der Insel die heiße Sommerzeit zubringen, denn das Land bringt Alles reichlich hervor zu Genuß und Ueppigkeit. Das Gebirge ist mit dichten und großen Eichenwäldern bedeckt und trägt auch allerlei Fruchtbäume. — Ueberhaupt erfreut sich die Insel des herrlichsten Klimas und bringt den größten Theil des Jahres hindurch eine Menge verschiedener Obstsorten und anderer Früchte, so daß man sie ihrer überaus großen Fruchtbarkeit wegen eher für einen Sitz der Götter als der Menschen halten sollte. In den alten Zeiten war diese Insel unbewohnt, weil sie von der ganzen übrigen bewohnten Erde so weit abliegt; später aber wurde sie aus folgender Veranlassung entdeckt. Die Phönikier, die von jeher ihres Handels wegen ununterbrochen die See befuhren, hatten viele Kolonien in Libyen, nicht wenige auch in den Westlichen Ländern Europas gegründet, und da alle ihre Unternehmungen ihnen nach Wunsch gelangen, so sammelten sie sich große Reichthümer und faßten dann auch den Plan, in das Meer jenseits der Säulen des Herkules hinauszusegeln, welches man den Ocean nennt. — Als nun die Phönikier aus den genannten Ursachen die Meeresküste jenseits der Säulen des Herkules erforschten und an den Gestaden Lybiens hinsegelten, wurden sie durch einen gewaltigen Sturm weit in den Ocean hinaus verschlagen und nachdem sie viele Tage lang ein Spiel der Winde gewesen, wurden sie an die vorgenannte Insel getragen, und nachdem sie ihre Schönheit und ihren natürlichen Reichthum kennen gelernt, erzählten sie überall davon. Als daher die Tyrrhener, zur Zeit da sie das Meer beherrschten, eine Kolonie dorthin schicken wollten, hinderten sie die Karthager daran, theils um zu verhindern, daß nicht auch Viele aus Karthago wegen der Trefflichkeit der Insel dahinzögen, theils auch, weil sie sich selbst gegen die Wechselfälle des Schicksals eine Zuflucht offen halten wollten, wenn einmal Karthago von einem vernichtenden Schlage getroffen werden sollte; denn da sie die See beherrschten, so könnten sie ja Alle mit Weib und Kind nach jener Insel übersiedeln, die ihren Siegern unbekannt wäre.“ Daß Diodorus Siculus hier nur Amerika gemeint haben kann, ist klar; denn nirgends gibt es außer Amerika Westlich von Afrika Inseln mit schiffbaren Flüssen und einem tropischen Klima und auf keiner Insel des

Atlantischen Oceans gab es zur Zeit der Phönikier Städte mit Prachtbauten und Lustgärten.

Wer es etwa für unmöglich halten sollte, daß die Phönikier und Karthager Amerika gekannt haben, der möge sich erinnern, welche ausgedehnte Seereisen diese Völker nachweisbar bereits im höchsten Alterthum unternommen haben. Sie unterhielten regelmäßige Handelsverbindungen mit Indien und umschifften bereits unter dem Aegyptischen König Necho II. (609—595 v. Chr.) Afrika, was die Europäer erst im Jahre 1498, d. h. erst nach der Entdeckung Amerikas zu Stande brachten. Daß die Phönikier wirklich Afrika umschifft haben, ist durch Herodots Bericht über allen Zweifel erhoben; denn er schreibt IV, 42: „Zur Zeit, da die Arbeiten an dem Kanal aufgegeben wurden, schickte Necho Phönikische Seeleute von dem Arabischen Golfe aus mit dem Befehle, Libyen zu umschiffen und durch die Säulen des Herkules nach Aegypten zurückzukehren. Die Phönikier segelten ab und gelangten nach dem Südmeere. Wenn es Herbst ward, stiegen sie ans Land, besäten das Feld, wo sie gerade in Libyen waren, und warteten die Erndte ab; hatten sie das Korn eingeheimst, so gingen sie wieder zu Schiffe. Und als zwei Jahre abgelaufen waren, kamen sie durch die Säulen des Herkules wieder nach Aegypten zurück. Nachher aber erzählten sie etwas, was ich nicht glauben kann, vielleicht glaubt es ein anderer, nämlich, daß, nachdem sie Libyen umschifft hätten, die Sonne ihnen zur rechten Hand gestanden sei."

Das, was Herodot nicht glauben konnte, ist gerade der sicherste Beweis dafür, daß die Phönikier wirklich die Südspitze Afrikas umschifft hatten; denn nur nachdem sie den Aequator überschritten hatten, konnten sie die Sonne zur rechten Hand, d. h. im Norden sehen. Der Aegyptische Sprachgebrauch bezeichnete nämlich die Südliche Himmelsgegend mit links und die Nördliche mit rechts.

Ferner holten die Phönikier von der Ostsee Bernstein und aus England Zinn und hatten, wie der Alexandriner Eratosthenes bezeugt, auf der Westküste Afrikas gegen 300 Pflanzstädte angelegt.

Wenn nun die Phönikier so ausgedehnte Handelsreisen unternahmen, so konnte es leicht einmal passiren, daß Handelsschiffe in die Südwestliche Strömung geriethen, welche von den Kanarischen Inseln nach dem Karibenmeer fließt, und so ganz gegen ihren Willen Amerika entdeckten. Etwas ganz Aehnliches passirte bekanntlich auch dem Entdecker Brasiliens Pedro Alvarez Cabral, der im Jahre 1500 vom Portugiesischen König Emanuel zum Befehlshaber einer Flotte ernannt worden war, die aus 13 mit 1500 Mann besetzten Schiffen bestand und nach Ostindien segeln sollte. Cabral nahm, um die Windstillen an der Küste von Guinea zu vermeiden, nach Passirung der Kapverdischen Inseln eine etwas zu Westliche Richtung und gerieth auf diese Weise in den Südamerikanischen Meeresstrom, der ihn gegen

seinen Willen statt nach Indien an die Küste des bis dahin noch unbekannten Brasilien führte. Solcher Beispiele von unfreiwilligen Fahrten gibt es nicht wenige. So wurde im Dezember 1731 eine einfache mit sechs Insassen bemannte und mit Wein beladene Barke, welche auf der Fahrt von Tenerifa nach einer Westlichen Kanarien-Insel begriffen war, vom Sturm verschlagen und vom Passatwind nach Westindien geführt. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich drei Jahre später. Im Jahre 986 n. Chr. unternahm der Normanne Bjarne Herjulfsson eine Fahrt nach Grönland, gerieth aber durch einen falschen Kurs statt nach Grönland nach Nordamerika, wahrscheinlich nach Labrador. Wiederholt ist es vorgekommen, daß Eskimos in ihren kleinen Kähnen aus Grönland und Labrador nach Europa verschlagen wurden und im Museum von Aberdeen wird noch der Kajak eines Eskimofischers aufbewahrt, der bis an die Englische Küste verschlagen worden war.

Hatten die Phönikier einmal auf diese oder eine andere Weise Amerika entdeckt, so waren sie sicherlich nicht die Leute, welche sich die Gelegenheit entschlüpfen ließen, aus ihrer Entdeckung den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Der Metallreichthum Amerikas und die spärliche und auf der niedrigsten Kulturstufe stehende eingeborne Bevölkerung, welche zur Ausbeutung wie geschaffen war, mußte sie einladen, nicht bloß Handelsverbindungen mit Amerika zu unterhalten, sondern auch zahlreiche Kolonien dahin zu senden. Besonders als die Phönikier in der alten Welt von allen Seiten bedrängt wurden, zuerst von den Aegyptern und Assyriern, später von den Persern und Makedoniern, zuletzt von den Römern, werden wohl Viele vorgezogen haben, eine bequemere und lohnendere Existenz in Amerika zu suchen. Auf diese Weise erklärt sich auch, warum die Phönikier und Karthager in der alten Welt mit einmal spurlos verschwinden.

Man könnte allenfalls den Einwurf erheben, daß es doch nicht leicht denkbar sei, daß alle genaueren Nachrichten über Amerika untergegangen sein sollten, wenn die Phönikier wirklich Amerika gekannt hätten. Darauf ist zu erwidern, daß die Phönikier ganz unzweifelhaft auch die Küsten von Afrika, England, die Ostseeküsten sowie Indien gekannt haben, daß wir aber trotzdem über alle diese Länder aus Phönikischen Quellen ebensowenig erfahren, wie über Amerika. Dieß hatte seinen Grund in der Handelspolitik der Phönikier, welche alle ihre Entdeckungen vor ihren Nachbarn geheim hielten, um den Gewinn aus ihren Handelsbeziehungen mit nur ihnen bekannten Ländern nicht mit Anderen theilen zu müssen. Wie die Phönikier verfuhren, um fremde Konkurrenten von ihren Absatzgebieten fernzuhalten, erfahren wir unter andern aus Strabo, der (III, 5, 11) schreibt: „Die Phönikier verheimlichten den Handel, den sie ehemals von Gades aus nach Britannien betrieben. Als einst die Römer, um fremde Orte zu

erforschen, einem Phönikischen Kauffahrer folgten, ließ dieser sein Schiff aus Eifersucht an einer seichten Stelle stranden, lockte die Fremden an denselben Ort und brachte sie um. Er selbst rettete sich nachher auf den Schiffstrümmern und erhielt auf Staatskosten Ersatz für die verlorenen Waaren.“ Eine Schrift des Kirchenlehrers Eusebius, die im gegenwärtigen Jahrhundert in Syrischer Uebersetzung aufgefunden worden ist, erwähnt noch ein anderes Mittel, welches die Phönikier zu dem gleichen Zwecke anwandten: „Damit Niemand mit ihren Kolonien verkehre, haben sie die Gewohnheit, beständig die Länder ihrer nächsten Gränznachbarn zu verwüsten, damit dort keine Stadt zur Blüthe gelange.“

Um die Fremden aus dem Bereich ihrer Kolonien und Absatzgebiete fernzuhalten, verbreiteten die Phönikier außerdem Märchen von gräulichen Ungeheuern, die dort hausen und das Leben der Menschen bedrohen sollten. Unter den Griechen wurden diese Fabeln lange geglaubt und die Erzählungen Homers von den Kyklopen, von Sirenen, von einer Skylla und Charybdis u. dergl. dürften wohl auf solche von den Phönikiern absichtlich verbreitete Märchen zurückzuführen sein.

Auf Grund des bisher Gesagten ist man wohl berechtigt, die Tolteken für die Nachkommen Phönikischer und Karthagischer Kolonisten zu betrachten, die nach Amerika eingewandert waren, als es mit der Herrlichkeit der Phönikier und Karthager in der alten Welt zu Ende ging. Bemerkenswerth ist, daß das Auftreten der Tolteken in Mexiko ungefähr mit dem Beginn der Europäischen Völkerwanderung zusammenfällt, während welcher die letzten Reste der Karthagischen Pflanzstädte in der alten Welt untergingen.

Es ist wahrscheinlich, daß Amerika vor Kolumbus außer den Phönikiern auch noch andere Einwanderer, wenn auch in geringerer Zahl, erhalten hat. Denn ebenso leicht, wie die ersten Phönikier und die oben erwähnten Kanarier, konnten auch andere nach Amerika verschlagen werden. Wenn die Polynesier bis nach der fernen Oster-Insel verschlagen wurden, so konnten sie ebensogut auch noch weiter, bis an die Westküste Amerikas gelangen. Die Wahrscheinlichkeit spricht sogar dafür, daß viel mehr Polynesier durch die Meeresströmungen und die Passatwinde nach Amerika entführt worden sein müssen als nach dem vereinzelten Punkt mitten im Meere. Dafür, daß wirklich Einwanderungen über den Stillen Ocean stattgefunden haben, sprechen verschiedene Umstände. Zur Zeit der Eroberung Perus war dort die Tradition verbreitet, daß viele Jahrhunderte vor dem Auftreten der Inkas ein Riesengeschlecht in großen Fahrzeugen aus dem fernen Westen gekommen und an dem Vorgebirge St. Helena gegelandet sei. Schütz-Holzhausen sagt, daß ihm oft aufgefallen sei, daß sich unter den Indianerstämmen Nord- und Südamerikas zwei verschiedene Typen erkennen lassen, wovon der eine echte Mongolenmerkmale, dicke

runde Köpfe, platte Gesichter, breite, scharf vorstehende Jochbeine, schiefe, oft geschlitzte Augen, straffes Haar, Armuth oder jeglichen Mangel an Bartwuchs zeigt, während der andere sehr an den Polynesischen oder Malayischen Typus erinnert. Auch der Amerikaner Charles Pickering statuirt innerhalb der Bevölkerung von Amerika zwei Rassen, die Mongolische und Malayische. Daß in den Südamerikanischen Sprachen viele Malayische Worte vorkommen, ist bereits früher erwähnt worden. Auch in Bezug auf ihre Gebräuche haben verschiedene Südamerikanische Stämme manches mit den Malayen und Polynesiern und selbst mit den Papuas gemein. So ist z. B. das Zusammenschnüren der Vorhaut sowohl bei den Brasilianischen Machacaris am Belmonte und den Patachos wie bei den Papuas im Gebrauch. Bei den Papuas bedeckt sich das weibliche Geschlecht nach dem Eintritt der Pubertät mit dem sogenannten Liku oder Fransengürtel, bei den Männern ist ein Lendentuch gebräuchlich, doch genügt auf den abgelegenen Küsten und Inseln oft auch ein Stück Bambusrohr, ein zusammengerolltes Blatt, ein Kürbis oder Schneckenhaus, um das Geschlechtswerkzeug zu verstecken und es an einer Hüftenschnur festzubinden. Dieselbe Sitte herrschte zur Zeit der Entdeckung am Karibischen Golf in Cumana und auf der Landenge von Darien. Endlich ist noch zu erwähnen, daß nach Virchow die Holzgötzen von den Guano-Inseln den Idolen der Papuas und den Papuas selbst auffallend ähnlich sind.

Auch die Japanesen und Chinesen dürften, wenn auch in ganz untergeordnetem Maße, zur Bevölkerung des Vorkolumbischen Amerika beigetragen haben. Nach de Guignes dem Aelteren und Neumann trieben die Chinesen bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. Schifffahrt nach einem fernen Lande Fusang, womit aller Wahrscheinlichkeit nach Centralamerika gemeint war. Der Chinesische Geschichtschreiber Li-yan-tscheu, welcher Anfangs des 7. Jahrhunderts n. Chr. lebte, berichtet, daß eine Chinesische Expedition ein Land entdeckte, welches 20000 Li Oestlich von Tahan gelegen war und Fusang hieß. Unter Tahan versteht man allgemein Kamtschatka, wonach Fusang mit Kalifornien oder Mexiko identisch sein würde.

Ferner steht fest, daß zu wiederholten Malen Japanische Dschonken durch den Kuro-Siwo-Strom an die Küsten von Oregon verschlagen worden sind. Die Nordäquatorialströmung, die fast bis zum Wendekreis reicht, biegt an der Nordspitze der Philippinen und der Insel Formosa scharf nach Nord und Nordost um. Hier beginnt der dem Golfstrom vergleichbare Kuro-Siwo oder „Schwarze Strom“. Indem er einen Seitenarm durch das Ostchinesische und Japanische Meer entsendet, umströmt der Kuro-Siwo die Liu-kiu-Inseln und fließt dann in Nordöstlicher Richtung an der Japanischen Küste vorüber, mit einer täglichen Geschwindigkeit von 32 Seemeilen und in einer Breite von 400 Seemeilen. Weiterhin nimmt er an Breite zu, an Tiefe und Schnelligkeit aber ab und spaltet

sich in drei Theile. Der Hauptstrom zieht Südlich von den Aleuten nach den Küsten Nordamerikas, wo er nach Süden umbiegt. Auf diesem Wege sind offenbar die Japanischen Fahrzeuge nach Amerika getrieben worden.

Bancroft schreibt im 1. Cap. des V. Bandes seines Werkes „The Native Races of the Pacific States of North America“: „A Japanese origin or at least a strong infusion of Japanese blood, has been attributed to the tribes of the north-west coasts. There is nothing improbable in this; indeed, there is every reason to believe that on various occasions small parties of Japanese have reached the American continent, have married the women of the country, and necessarily left the impress of their ideas and physical peculiarities upon their descendants. Probably these visits were all, without exception, accidental; but that they have occurred in great numbers, is certain. There have been a great many instances of Japanese junks drifting upon the American coast, many of them after having floated helplessly about for many months. Mr. Brooks gives forty-one particular instances of such wrecks, beginning in 1782, twenty-eight of which date since 1850. Only twelve of the whole number were deserted. In a majority of cases the survivors remained permanently at the place where the waves had brought them. There is no record in existence of a Japanese woman having been saved from a wreck. A great many Japanese words are to be found in the Chinook jargon, but in all cases abbreviated, as if coming from a foreign source, while the construction of the two languages is dissimilar. — It is asserted, that the people of Japan had a knowledge of the American continent and that it was marked down on their maps. Montanus tells us that three ship-captains named Henrik Corneliszoon, Schaep, and Wilhelm Byleveld, were taken prisoners by the Japanese and carried to Jeddo, where they were shown a sea chart, on which America was drawn as a mountainous country adjoining Tartary on the North.“

Das Ergebniß der obigen Auseinandersetzungen ist also folgendes: Die Ur- und Grundbevölkerung Amerikas bildeten aus Nordasien über die Behringsstraße eingewanderte Sibirjaken; dazu kamen später Phönikische Kolonisten, welchen die Kulturstaaten Centralamerikas ihre Entstehung verdankten, sowie über den Stillen Ocean eingewanderte Malayen, Polynesier und Papuas und außerdem noch einzelne Angehörige anderer Völkerschaften wie Normannen, Chinesen und Japanesen.

Urheimath der Malayen.

Die Malayen sind in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen ebensowenig autochthon wie die Amerikanischen Indianer. Dafür spricht unter anderem schon der Umstand, daß sie, obwohl sie fast ausschließlich innerhalb der Tropen leben, dennoch nicht dunkelfarbig sondern hellfarbig sind, und daß alle Zweige der Malayen, Polynesier wie eigentliche Malayen, sprachlich mit einander verwandt sind, obwohl sie über eine Strecke von mehr als 200 Längengraden zerstreut und durch ungeheuere Zwischenräume von einander getrennt sind. Denn Eine Sprache kann sich nur an Einem Punkt, nicht aber gleichzeitig an weit von einander entlegenen Punkten ausbilden.

Alles spricht dafür, daß die Einwanderung der Malayen in ihre gegenwärtigen Wohnsitze erst in einer verhältnißmäßig neuen Zeit stattgefunden hat. Die Polynesier haben sich anerkanntermaßen erst in historischer Zeit von den eigentlichen Malayen getrennt und daß auch diese selbst noch nicht gar so lange aus ihrer Urheimath ausgewandert sein können, geht schon aus der nahen Verwandtschaft hervor, welche zwischen allen Malayischen Sprachen herrscht, sowie aus dem Umstand, daß sich bei allen Malayen noch Traditionen über ihre Einwanderung bis auf die Gegenwart erhalten haben. Die Malayen sind nicht die ältesten Bewohner der Inseln, welche sie heutzutage bewohnen, sondern diese waren bereits vor der Ankunft der Malayen von den Papuas besetzt. Dieß geht aus der Vertheilung der beiden Rassen deutlich hervor. Ueberall, wo Malayen und Papuas neben einander wohnen, bewohnen die Papuas die inneren und gebirgigen Theile der Inseln, während die Malayen vorwiegend an den Küsten angesiedelt sind.

Den ersten Anhaltspunkt zur Bestimmung der Urheimat der Malayen bildet ihre früher bereits nachgewiesene Rasseneinheit mit den Mongolen, Sibirjaken und Amerikanern, denn sie müssen sich offenbar von einem der erwähnten Zweige der Ostasiatischen Rasse abgezweigt haben, und zwar, ihren gegenwärtigen Wohnsitzen nach zu urtheilen, entweder von dem Mongolischen oder dem Amerikanischen Zweige.

Daß die Malayen nicht aus Amerika in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert sein können, geht aus folgenden Umständen hervor. Erstens hätten sich die Malayen von Amerika aus über die Inseln des Stillen Oceans erst dann verbreiten können, als ihre Schifffahrt bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte; denn schon die Amerika nächstgelegene von Malayen bewohnte Insel, die Oster-Insel, ist vom Amerikanischen Ufer 36 Längengrade entfernt. Zweitens wurden die Amerika nächstgelegenen Inseln von den Europäern unbewohnt angetroffen,

während die Malayische Bevölkerung desto dichter wird, je mehr man sich dem Asiatischen Kontinent nähert. Drittens weisen Flora und Fauna aller Malayischen Inseln auf Asien hin. Viertens ist nicht einzusehen, warum eine Auswanderung aus Amerika hätte stattfinden sollen, da dasselbe noch bis zur Entdeckung durch die Europäer sehr dünn bevölkert war und auch jetzt noch fortwährend Einwanderungen nach Amerika, aber keine Auswanderungen von dort stattfinden. Die Malayen müssen also in ihre gegenwärtigen Wohnsitze nicht aus Amerika sondern aus Asien eingewandert sein und sich folglich von den Mongolen abgezweigt haben.

Daß dieß wirklich der Fall war, wird durch folgende Thatsachen erwiesen.

Erstens ist ein allmähliger Uebergang von den Mongolischen Völkerschaften zu den eigentlichen Malayen und von diesen zu den Polynesiern zu bemerken. Während sich die Hautfarbe der ersteren nur wenig oder auch gar nicht von der der Indochinesen, Chinesen und Japanesen unterscheidet, wird die Farbe der Polynesier desto dunkler, je weiter man von Westen nach Osten fortschreitet. Die schiefe Stellung der Augen, welche in der Nähe des Asiatischen Kontinents noch vorherrscht, wird desto seltener, je weiter man sich von Asien entfernt und kommt auf den Samoa-Inseln nur mehr sporadisch vor. Dr. Ratzel schreibt auf Seite 774: „Wenn wir am Westrande beginnen, so verfolgen wir in der That asiatische Spuren auf den Inseln weit hinaus gen Osten, sie vermindern sich, aber einzelne bleiben bis zu den östlichsten kleinen Eilanden Polynesiens, finden sich jedoch am entgegengesetzten Ufer selbst in jenen durch polynesische Anklänge ausgezeichneten nordamerikanischen Gebieten nicht wieder.“

Zweitens sind alle nachweisbaren Wanderungen der Malayen und Polynesier, mit Ausnahme der Hovas von Madagaskar, in Westöstlicher Richtung erfolgt, wie unzweifelhaft aus der merkwürdigen Thatsache hervorgeht, daß man im Osten überall sichere Kunde von den im Westen gelegenen Inseln findet, während sich im Westen nirgends eine genauere Kenntniß der Oestlichen Inseln nachweisen läßt.

Drittens wohnen im Innern der Halbinsel Malakka verschiedene Malayische Stämme, welche alle Zeichen der Autochthonie an sich tragen. Diese Stämme, welche von den eigentlichen Malayen als Orang-benua („Menschen des Landes“) bezeichnet werden, befinden sich noch im Naturzustand und sprechen eine verhältnißmäßig wenig entwickelte und mit fremden Elementen nicht vermischte Sprache. Daraus geht hervor, daß die Malayen vor ihrer Zerstreuung auf Malakka gewohnt haben müssen.

Viertens haben die Malayen nach den Aussagen der kompetentesten Forscher große Aehnlichkeit mit den sogenannten Indochinesen, d. h. den Mongolischen Bewohnern der Hinterindischen Halbinsel. Daraus geht hervor, daß die Malayen vor ihrer Zerstreuung ein Zweig der Indochinesen gewesen sein müssen.

Fünftens hat Kern gezeigt, daß, auf Grund der allen Malayischen Sprachstämmen gemeinsamen Bezeichnungen von Thieren und Pflanzen, Tschampa, Cochinchina, Kambodscha und die angränzenden Seeküsten als die Urheimath der Malayen und Polynesier zu betrachten seien. Bei den eigentlichen Malayen und den Atchinesen wird Süden mit Selatan, d. h. „Gegend der Meerenge" bezeichnet; daraus schließt Kern, daß dieselben früher im Nördlichen Theil von Malakka gewohnt haben müssen.

Sechstens besagen nach Vordier die Traditionen der Malayen, daß ihre Vorfahren, dem Lauf der großen Flüsse folgend, aus Tibet nach dem Südöstlichen Asien gewandert seien.

Siebentens herrscht bei den Maoris, den Bewohnern von Neuseeland, Polyandrie. Wie ich bereits früher erwähnt habe, kommt Polyandrie auch bei den Tibetanern und Dravidas und außerdem nur noch bei den Eskimos, Aleuten, Konjagen, Koloschen, Irokesen und einigen Orinocostämmen vor. Die Uebereinstimmung der Maoris in dieser Beziehung mit den Tibetanern bestätigt also die Richtigkeit der Malayischen Traditionen über ihre Herkunft aus Tibet.

Einen Anhaltspunkt zur Bestimmung der Urheimath der Malayen bietet endlich auch der Umstand, daß sie offenbar unter allen Südmongolischen Völkerstämmen ihre Heimath zuerst verlassen haben. Denn sie haben sich unter allen am weitesten verbreitet, der Typus der Polynesier weicht vom Ostasiatischen Typus stärker ab als der Typus irgend eines anderen zur Ostasiatischen Rasse gehörigen Stammes und die Wohnsitze der Malayen und Polynesier sind vom Ausgangspunkt der Südmongolischen Stämme unter allen am weitesten entfernt. Ich habe oben gezeigt, daß von den zur Nördlichen Abtheilung des Mongolischen Zweiges der Ostasiaten gehörigen Stämmen die Finnen ihre Urheimath zuerst verlassen haben, weil ihr Land, als das vom Meer am weitesten entfernte, der Austrocknung zuerst anheimfiel. Das Gleiche gilt auch für Tibet, welches in dieser Beziehung noch viel ungünstiger gestellt war als das Altaigebirge. Denn durch das im Westen und Süden vorgelagerte Himalajagebirge wird alle von Westen und Süden kommende Feuchtigkeit von Tibet abgehalten und dieses ist deßhalb gegenwärtig die trockenste Gegend der Erde. Nach den Beobachtungen von Schlagintweit beträgt die relative Feuchtigkeit auf den Hochebenen von Tibet oft nur Bruchtheile eines Prozents, was zur Folge hat, daß Tibet trotz seiner hohen Lage und der bedeutenden Winterkälte im Winter zum großen Theil schneefrei bleibt. Tibet wurde deßhalb nach der Trockenlegung des Mongolischen Meeres sofort für eine größere Bevölkerung unbewohnbar und die damaligen Bewohner Tibets mußten deßhalb ihre Heimath früher verlassen als die Bewohner der Nördlichen Randgebirge und der Oestlicheren Theile der Südlichen Randgebirge. Die Bewohner des Nördlichen Tibet und des Küenlüngebirges, die Chinesen, stiegen nach Norden

in die Ebene des Tarym hinab; die Bewohner des Oestlichen Tibet dagegen, die Malayen, wendeten sich nach Süden und zogen dem Lauf der Flüsse folgend nach der Hinterindischen Halbinsel.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Malayen vor ihrer Zerstreuung über den Indischen Archipel und die Inseln des Stillen Oceans im Südlichen Theil der Hinterindischen Halbinsel gewohnt hatten, daß sie aber da ebensowenig autochthon waren wie die heutigen Indochinesen, sondern dahin ursprünglich aus Tibet eingewandert waren, welches mithin als die Urheimath der Malayen zu betrachten ist.

Urheimath der Europäischen und Nubarasse.

Der Nachweis über die Urheimath der Europäischen Rasse ist bereits im ersten Theil und im gegenwärtigen Abschnitt im Kapitel über die Urheimath der Indogermanen geliefert worden. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Europäer ursprünglich ganz Europa bis an das Gebiet der Westasiaten und Finnen bewohnten und die Urbewohner dieses Kontinentes waren. Es erübrigt also nur noch über die Urheimath der Nubarasse einige Worte zu sagen. Daß die Nubas in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen nicht autochthon sind, ist klar. Sie wohnen erstlich sämmtlich innerhalb der Tropen, welche nach dem früher Gesagten ursprünglich nur von schwarzen Rassen bewohnt gewesen sein können. Zweitens wohnen sie da nicht allein sondern zusammen mit den Negern. Da sich nun an ein und derselben Stelle naturgemäß nur Eine Rasse ausbilden konnte, so müßten, wenn die Nubas im Sudan autochthon wären, die Neger eingewandert sein. Die Nubas treten aber überall nicht als unterdrückte Urbewohner sondern als Eroberer und als herrschende Bevölkerung auf und sie spielen diese Rolle in den Negerländern noch bis auf den heutigen Tag. Die Nubas müssen also in ihre gegenwärtigen Wohnsitze von auswärts eingewandert sein. Da es nun Südlich von den Negern, abgesehen von den erst in neuester Zeit eingewanderten Europäern, nirgends hellfarbige Rassen gibt, so ist klar, daß die Nubas von Norden her eingewandert sein müssen, d. h. aus den Gegenden, welche gegenwärtig von Hamitischen und Semitischen Völkerschaften bewohnt sind. Dieß geht auch schon daraus hervor, daß die Nubas in Bezug auf Rassenmerkmale den Uebergang von den Negern zu den Europäern bilden, was nur dann erklärlich wird, wenn die Urheimath der Nubas zwischen der Urheimath der Neger und Europäer gelegen war. Ferner spricht für die Einwanderung der Nubas aus Nordafrika der Umstand, daß ihre Sprachen manche Anklänge an die Hamitischen Sprachen aufweisen; sie müssen also vor ihrer Auswanderung mit den Hamiten in Berührung gestanden haben.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Nubarasse ursprünglich den ganzen Nördlich vom Gebiet der Neger gelegenen Theil von Afrika, mit Ausschluß des von jeher von Hamiten bewohnten Nilthals, eingenommen haben muß. Als die Hamiten durch die ihrerseits von den Indogermanen bedrängten Semiten aus Vorderasien vertrieben wurden, zog ein Theil derselben nach Nordafrika und verbreitete sich über die Ursitze der Nubarasse. Die Nubischen Urbewohner wurden dabei zum Theil unterworfen und mit der Zeit assimilirt, der Rest aber nach Süden in die Gebiete der Neger abgedrängt.

Friedrich Müller schreibt über die Urheimath der Nuba-Rasse auf Seite 62: „Daß die Fulah-Rasse in jener Gegend, wo sie gegenwärtig ihren Sitz hat, nicht autochthon ist, dieß beweist schon ihre Verbreitung inmitten der Negerrasse. Eine solche Schichtung zweier Rassen kann nicht ursprünglich sein, sondern setzt verschiedene Wanderungen beider voraus. Nach unserer Ansicht saß der Fulah ursprünglich nördlich vom Neger, vielleicht in den gegenwärtig von den Berbern eingenommenen Landstrichen, und drang nach und nach vom Nordwesten her in die von ihm occupirten Gegenden ein, von wo er sich gegen Osten bis Nubien verbreitete. Wir stützen diese Ansicht auf die nahe Verwandtschaft der Fulah-Rasse mit der mittelländischen, was eine Mischung vorauszusetzen scheint, sowie auf mehrere Berührungspunkte, welche die Fulah-Idiome mit den hamitischen Sprachen gemeinsam haben.“

Die Nubas scheiden sich, wie im ersten Theil auseinandergesetzt worden ist, ethnographisch und sprachlich in zwei streng von einander geschiedene Stämme, in Nubier und Fullas. Die ersteren müssen vor der Einwanderung der Hamiten den Oestlichen, die Fullas aber den Westlichen Theil von Nordafrika bewohnt haben und, als sie von den Hamiten verdrängt wurden, nach Süden, nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen gezogen sein. Die Nubas, speziell die Nubier waren also schon in ihrer Urheimath von jeher unmittelbare Nachbarn der Hamiten gewesen, wie aus der Karte Fig. 3 auf Seite 291 zu ersehen ist, und dieser Umstand erklärt sehr einfach die „nahe Verwandtschaft der Fulah-Rasse mit der Mittelländischen“ sowie die „Berührungspunkte, welche die Fulah-Idiome mit den hamitischen Sprachen gemeinsam haben“, ohne daß man nöthig hätte mit Friedrich Müller eine Rassenmischung vorauszusetzen.

Urheimath der dunkelfarbigen Rassen.

Im ersten Abschnitt des gegenwärtigen zweiten Theils habe ich auseinandergesetzt, daß sich die Ursitze aller dunkelfarbigen Rassen innerhalb der Tropen befunden haben müssen und zwar müssen ursprünglich alle innerhalb der Tropen gelegenen Landstriche ausschließlich von schwarzen

Rassen bewohnt gewesen sein, weil sich die hellfarbigen Rassen erst nachträglich aus denjenigen schwarzen Rassen herausgebildet haben, welche sich über die Tropen hinaus nach gemäßigten Himmelsstrichen verbreiteten. Bei einem Blick auf die Karte sehen wir, daß, abgesehen von den Inseln und den beiden Kontinenten Amerika und Australien, welche erst spät bevölkert wurden, folgende Landstriche innerhalb der (thermischen nicht geographischen) Tropen gelegen sind: der größte Theil von Afrika, der Südliche Theil der Arabischen Halbinsel und die Vorder- und Hinterindische Halbinsel. Alle diese Landstriche müssen also ursprünglich ausschließlich von schwarzen Rassen bewohnt gewesen sein: das tropische Afrika von den Negern, den Stammvätern des Menschengeschlechtes, das Südliche Arabien von den gegenwärtig nicht mehr existirenden Arabischen Negern, Vorderindien von den Dravidas und die Hinterindische Halbinsel von den Papuas. Daß dieß wirklich der Fall war, läßt sich aus der gegenwärtigen Verbreitung der erwähnten Rassen sowie aus verschiedenen anderen Umständen auch mit Sicherheit nachweisen.

Neger und Kaffern.

Daß die Neger die Urbewohner des von ihnen gegenwärtig eingenommenen Gebietes sind, geht schon aus den Auseinandersetzungen des vorigen Abschnittes hervor, wird aber außerdem auch noch durch folgende Thatsachen erwiesen:

Das gegenwärtige Verbreitungsgebiet der Neger wird hauptsächlich von drei Rassen bewohnt, den Negern, den Nubas und von Westasiatischen Hamiten und Semiten. Von diesen ist für die Nubas, Hamiten und Semiten bereits nachgewiesen worden, daß sich ihre Urheimath im Norden Afrikas, respektive in Vorderasien befand; folglich waren die Neger die ältesten Bewohner ihrer gegenwärtigen Wohnsitze.

Ferner bewohnen die Neger ein zusammenhängendes und kompaktes Gebiet und außerhalb desselben gibt es nirgends abgetrennte Negerstämme, welche allenfalls als die in der früheren Heimath zurückgebliebenen Ueberreste betrachtet werden könnten, wie es bei allen jenen Völkern der Fall ist, die nachweisbare Wanderungen unternommen haben, wie z. B. bei den Indogermanen, Finnen, Samojeden, Sibirjaken, Indochinesen, Malayen und Papuas. Es fehlen also alle Anhaltspunkte, von welchen auf eine Einwanderung der Neger von auswärts geschlossen werden könnte.

Drittens zerfallen die Negersprachen in eine große Anzahl von Sprachstämmen, zwischen welchen keinerlei Verwandtschaft nachgewiesen werden kann. Dieß ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die Neger schon von jeher ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingenommen und sich nicht erst in einer spätern Zeit von Einem Punkt aus verbreitet haben wie z. B. die Indianer,

Australier, Malayen, Indogermanen und Kaffern, deren verschiedene Sprachen alle mehr oder weniger untereinander verwandt sind.

Viertens ist aus den Darstellungen auf den ältesten Aegyptischen Denkmälern zu ersehen, daß die Neger seit wenigstens 5000 Jahren ihren Typus nicht im mindesten geändert haben; daraus geht hervor, daß die Neger schon von jeher unter denselben klimatischen und lokalen Verhältnissen gelebt haben müssen wie die letzten 5000 Jahre, weil sich sonst ihr Typus inzwischen geändert haben würde.

Fünftens bietet Afrika, wie Dr. Ratzel hervorhebt, „anthropologisch und zum Theil auch ethnographisch einen älteren, d. h. weniger veränderten Zustand ähnlichen Ursprungs wie Indien dar"; daraus geht hervor, daß die schwarze Rasse Indiens sich von den Afrikanischen Negern abgezweigt hat und nicht umgekehrt die Negerrasse von der Dravidarasse.

Daß die Neger ursprünglich das ganze innertropische Afrika bewohnt haben und nicht bloß denjenigen Theil, welchen sie gegenwärtig einnehmen, läßt sich, abgesehen davon, daß dieß schon aus den früheren Auseinandersetzungen hervorgeht, dadurch nachweisen, daß alle gegenwärtig innerhalb der Tropen lebenden Völkerschaften unzweifelhafte Spuren der Vermischung mit Negerblut aufweisen. Von den alten Aegyptern wissen wir, daß das Volk aus zwei Klassen bestand, aus Freien und Sklaven. Den Grundstock der ersteren bildeten die Hamiten, während die Sklaven hauptsächlich aus der unterworfenen schwarzen Bevölkerung des innertropischen Theils des Nilthals bestand. Ferner weisen die Darstellungen der alten Aegypter auf den alten Denkmälern deutliche Spuren der Vermischung mit Negerblut auf. Dieselben zeigen durchgängig einen leichten Prognathismus und schwellende Lippen und denselben Typus zeigen auch noch die heutigen Nachkommen der alten Aegypter, die Kopten. Je weiter man sich nilaufwärts bewegt, desto stärker wird der Prognathismus, die anfänglich leichte Bronzefarbe wird immer dunkler, das Haar kürzer, der Bartwuchs spärlicher und der Aegyptische Typus geht mit fortschreitender Annäherung an den Aequator immer mehr in den Negertypus über. Die Neger müssen also vor der Ausbreitung der Hamiten auch den tropischen Theil des Nilthals bewohnt haben.

Daß die Neger ursprünglich auch den Südlich von Aegypten gelegenen Theil Ostafrikas bewohnt haben, geht aus dem Typus der heutigen Bewohner dieser Gegenden, der verschiedenen zur Aethiopischen Gruppe der Hamiten gehörigen Völkerschaften wie der Bischari, Agau, Galla, Dankali und Somali deutlich hervor. Dieselben nähern sich in ihrem Typus, besonders aber in ihrer Hautfarbe, so sehr den Negern, daß sie nur auf Grund ihrer Hamitischen Sprachen unter die Hamiten eingereiht werden können. Diese Völker sind also gleichfalls durch Vermischung der aus Arabien herübergekommenen Hamiten mit den ureingebornen Negern entstanden.

Die Neger bewohnten aber urspünglich nicht bloß den Oestlich von ihrem gegenwärtigen Verbreitungsgebiet gelegenen Theil des tropischen Afrika, sondern auch den Südlich vom Aequator gelegenen Theil bis an das ursprüngliche Gebiet der Hottentottenrasse, welcher gegenwärtig von den Kaffern eingenommen wird. Die Kaffernrasse ist auf ganz ähnliche Weise entstanden wie die heutige Europäische Rasse d. h. durch Verschmelzung der ureingebornen Bevölkerung mit Westasiatischen Einwanderern. Aus dem Typus der Kaffern geht hervor, daß die Urbevölkerung, aus der die Kaffern hervorgegangen sind, Neger waren; ihre Sprachen aber, welche alle unter einander verwandt sind, beweisen, daß die Einwanderer, welche die eingeborne Negerbevölkerung unterwarfen und allmählig assimilirten, Hamiten und Semiten gewesen waren. Die Kaffern unterscheiden sich also von den Aethiopischen Hamiten an der Nordostküste Afrikas nur dadurch, daß bei ihnen in Typus und Sprache das Negerelement überwiegt, während bei den letzteren das Aramäische Element das vorherrschende ist. Was ich im zweiten Abschnitt des ersten Theils von den Wanderungen der Kaffern gesagt habe, bezieht sich also nur auf das herrschende Aramäische Element, welches den Kaffern ihre gegenwärtigen Sprachen gegeben hat; die aus Negern bestehende Grundbevölkerung war dagegen schon von jeher da angesessen gewesen, wo die aus ihr hervorgegangene Mischrasse der Kaffern gegenwärtig wohnt.

Arabische Neger.

In Arabien gibt es gegenwärtig keine schwarze Bevölkerung mehr; daß es aber daselbst früher eine solche gegeben haben muß, könnte man schon a priori mit aller Bestimmtheit behaupten, selbst wenn man keine direkten Beweise dafür hätte. Denn soviel ist sicher, daß Indien seine schwarze Bevölkerung aus Afrika erhalten hat; die Einwanderung kann aber vernünftiger Weise nur über Arabien erfolgt sein. Aber selbst wenn man annehmen wollte, daß Indien die Urheimath der schwarzen Rassen gewesen sei, so ändert dieß nichts an der Sache; denn in diesem Fall müßte Afrika von Indien aus, ebenfalls über Arabien, bevölkert worden sein.

Die frühere Existenz einer negroiden Bevölkerung in Arabien läßt sich aber auch direkt nachweisen. Der älteste Armenische Schriftsteller, Moses von Chorene, bemerkt, daß Arabien von zweierlei Menschen bewohnt sei: von schwarzen und von braunen. Pagés berichtet, daß diejenigen Araber, welche die inneren Theile Arabiens bewohnen, sich in Bezug auf ihre Behaarung den Negern nähern. v. Maltzahn berichtet, daß die sogenannten Pariastämme in Südarabien, die Achdam, Schafedi, Schumr, Zabih, Ahl-al-haik 2c., auf welche die Araber mit Verachtung herabsehen,

sich in Bezug auf ihren physischen Typus von den Arabern scharf unterscheiden. Ihre Hautfarbe sei schwärzlich aber doch kaum so schwarz wie die der Abessynier und immerhin weißer als die der Somali. Ihre Nase sei breit, wenn auch nicht platt, ihr Mund riesengroß, jedoch ohne aufgeworfene Lippen, ihr Haar nicht kurzwollig sondern lang gekräuselt. Palgrave hält die erwähnten Südarabischen Stämme wegen ihres Aeußern für Stammverwandte der Abessynier, welche aus Afrika über die Straße Bab-el-Mandeb nach Arabien übergesetzt seien. Daß an eine Einwanderung aus Afrika nicht zu denken ist, ist klar; denn die Araber waren nicht die Leute dazu, um so ohne weiters fremde und noch dazu tief unter ihnen stehende Eindringlinge unter sich aufkommen zu lassen, zumal sie selbst in Folge Mangels an fruchtbarem Boden zu fortwährenden Auswanderungen gezwungen waren. Es bleibt also nichts übrig als die erwähnten Stämme als die Ueberreste der schwarzen Urbevölkerung zu betrachten, welche sich schon vor der Einwanderung der Semitischen Araber mit den früher eingewanderten Hamiten vermischt hatte.

Dravidas.

Daß die Dravidas die Urbewohner Indiens waren und daß sie vor der Einwanderung der Indogermanen ganz Indien bis an den Himalaja bewohnt haben, ist meines Wissens noch nie ernstlich bestritten worden. Friedrich Müller schreibt in dieser Beziehung auf Seite 65: „Die Dravida-Rasse hatte ehemals das ganze Indien vom Cap Komorin bis an den Himalaya inne und breitete sich auch über den Indus hinaus bis nach Belutschistan aus. Von den eingewanderten Ariern gedrängt, mußte sie sich immer mehr und mehr nach Süden zurückziehen, bis sie schließlich auf den südlichen Theil der indischen Halbinsel, das sogenannte Dekhan, beschränkt wurde. Daß diese Rasse ehemals so weit hinaufreichte, wie wir angegeben haben, dieß beweisen die Brahuis in Belutschistan, deren Existenz in diesen Gegenden sich nur durch diese Annahme rechtfertigen läßt. Der Beginn der Wanderungen der Dravida-Rasse fällt mit dem Erscheinen der Arier im Pendschab zusammen, dürfte also etwa in das Jahr 2000 vor Chr. versetzt werden."

Daß die Dravidas die Urbewohner des Landes waren, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß sie den Süden der Halbinsel bewohnen; denn Indien kann nur von Norden her bevölkert worden sein. Ferner beweist der Umstand, daß die Dravidasprachen in mehrere mit einander in keiner näheren Verwandtschaft stehende Sprachstämme zerfallen, daß sie schon seit langem in Indien gewohnt haben müssen. Daß die Dravidas ursprünglich bis an den Himalaja d. h. bis an die Wohnsitze der Ostasiaten gewohnt haben müssen, geht, abgesehen von dem Vorkommen derselben noch in der

Gegenwart in Belutschistan und in den Terai[1]) am Südfuße des Himalaja, auch daraus hervor, daß sie manche sprachliche und ethnographische Aehnlichkeiten mit den Tibetanern aufweisen. Nach Bastian zeigen die Dravidasprachen eine Annäherung an die monosyllabischen Tibetisch-Birmanischen Sprachen und daß die Dravidas mit den Tibetanern die Polyandrie gemein haben, ist bereits früher erwähnt worden.

Der Nördliche Theil der Vorderindischen Halbinsel reicht zwar über den Wendekreis hinaus und in Anbetracht dieses Umstandes möchte man vielleicht glauben, daß der Nördlichste Theil Indiens schon von jeher von einer hellfarbigen Rasse bewohnt gewesen sein müsse. Das Nördliche Indien hat aber in der That bis an den Fuß des Himalaja ein tropisches Klima in Folge des Umstandes, daß von den hohen im Norden vorgelagerten Gebirgen die Sonnenstrahlen zurückgeworfen werden und die Luft dadurch stärker erwärmt wird, als es sonst der Fall sein würde, und daß dieselben Gebirge überdieß die kalten Nordwest-, Nord- und Nordostwinde abhalten. Man kann diese Wirkung der Gebirge auch an den viel niedrigeren Alpen beobachten, welche für Italien genau dieselbe Rolle spielen wie der Himalaja für Indien. Während die am Südfuß der Alpen gelegenen Gegenden ein vollständig Südliches Klima haben, unterscheidet sich das Klima der nur wenige Meilen davon auf der Nordseite der Alpen gelegenen Gegenden kaum von dem Klima der Nord- und Ostseeküsten.

Die Urbewohner Vorderindiens werden sich ursprünglich von den Afrikanischen Negern wohl nur wenig oder auch gar nicht unterschieden haben. Die heutigen Dravidas aber weisen in Folge der nachträglichen Vermischung mit den eingewanderten Indogermanen manche Abweichungen vom reinen Negertypus auf. Sie haben zwar eine stark dunkle oder auch ganz schwarze Hautfarbe, dicke, mehr oder weniger wulstige Lippen, großen Mund, breite Nase und hohe Backenknochen, wie die reinen Neger, unterscheiden sich aber von diesen durch einen üppigen Bart und reichliche Körperbehaarung, durch den Mangel der Prognathie und des spezifischen widerlichen Negergeruches. Das Haupthaar ist bei den Dravidas lang und entweder kraus oder gelockt. Dallas behauptet unter den Dravidas auch vereinzelte wollhaarige Individuen angetroffen zu haben. Die Physiognomien sind bei verschiedenen Individuen sehr verschieden; während die einen sich mehr den Negern nähern, zeigen die andern edlere, ja häufig rein Indogermanische Gesichtszüge.

---

[1]) Die Terai sind ein 30—40 Kilometer breiter und 1000 Kilometer langer Gürtel von Sumpfwäldern, die sich längs des Südfußes des Himalaja ausbreiten und von Ueberresten der Dravidischen Urbevölkerung bewohnt werden, die noch ihre Muttersprache bewahrt haben. Daß sich dieser Theil der Urbevölkerung bis jetzt im Rücken der Arier behauptet hat, ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß die Terai eine der ungesundesten Fiebergegenden der ganzen Erde sind.

Die heutigen Dravidas sind also keine eigentliche Negerrasse mehr sondern eine Mischrasse, ebenso wie die heutigen Kaffern. Der Unterschied zwischen Dravidas und Kaffern besteht lediglich darin, daß die letzteren durch Vermischung von Negern und Aramäern, die ersteren aber durch Vermischung von Negern und Indogermanen entstanden sind.

Papuas.

Als die Urheimath der Papuas werden ziemlich allgemein die Inseln des Indischen Archipels betrachtet. Dieß ist aber nur insofern richtig, als die Papuas diese Inseln unzweifelhaft vor den später eingewanderten Malayen bewohnt haben, wie durch die gegenwärtige Vertheilung beider Rassen bewiesen wird. Die Papuas müssen aber offenbar vor ihrer Einwanderung auf die Malayischen Inseln die Hinterindische Halbinsel bewohnt haben, da man doch nicht annehmen kann, daß sie nach den Malayischen Inseln über den weiten Indischen Ocean aus Vorderindien oder auch aus Afrika gelangt seien.

Dafür, daß die Hinterindische Halbinsel wirklich die Urheimath der Papuas gewesen war, sprechen folgende Thatsachen.

1) Nach den Ausführungen des ersten Abschnitts des zweiten Theils muß die Hinterindische Halbinsel, als innerhalb der Tropen liegend, ursprünglich von einer schwarzen Rasse bewohnt gewesen sein; diese schwarze Rasse kann aber nach Lage der Dinge nur die Papuarasse gewesen sein.

2) In den ältesten Chinesischen Geschichtsbüchern wird erzählt, daß zwei der ältesten Chinesischen Herrscher, nämlich Tiko und Schun, eine schwarze Hautfarbe gehabt hätten. Da sich die Chinesen bekanntlich von jeher gegen alles Fremde äußerst skeptisch zu verhalten pflegten, so ist nicht anzunehmen, daß sie sich ihre Fürsten etwa von auswärts verschrieben haben sollten. Auch ist nicht anzunehmen, daß sie etwa von einem schwarzen Volk unterjocht und ihnen ein fremder Kaiser aufgedrungen worden sei, da die Chinesen selbst als Eroberer in das heutige China eingedrungen waren. Es bleibt also nur die eine Erklärung übrig, daß im Südlichen China, welches in der That noch innerhalb der thermischen Tropen liegt, neben den eingewanderten Chinesen von Anfang an schwarze Stämme gewohnt haben und daß der Chinesische Staat durch Verschmelzung der eingewanderten Chinesen nicht nur mit den Mongolischen Stämmen des Nördlichen China sondern auch mit den schwarzen Urbewohnern des Südlichen China entstanden war. Da China Anfangs ein Wahlreich war, so war es leicht möglich, daß die Herrscher mitunter auch aus der Zahl der schwarzen Urbevölkerung gewählt wurden, umsomehr als die Chinesen schon von Anfang an bei ihren Eroberungen eine ganz andere Politik verfolgten als die Indogermanen, indem sie überall die Unterworfenen nicht als Parias sondern

als gleichberechtigt behandelten und deßhalb auch immer schon in kurzer Zeit und vollkommen mit denselben verschmolzen. Daß die schwarze Urbevölkerung Südchinas nur aus Papuas bestanden haben kann, braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden.

3) Auf der Ptolomäischen Karte werden die Bewohner des Südchinesischen Küstenstriches als Aethiopen bezeichnet, womit die alten Chinesischen-Berichte übereinstimmen, welche die von den Chinesen unterworfenen Urbewohner des Südlichen China als dunkelfarbige Barbaren schildern.

4) Den sichersten Beweis dafür, daß die Papuas früher wirklich die Hinterindische Halbinsel bewohnt haben, liefert der Umstand, daß sich im Innern der Halbinsel noch bis auf den heutigen Tag Papuastämme erhalten haben, welche alle Zeichen der Autochthonie an sich tragen. Dahin gehören die Gebirgsstämme von Cochinchina und die Semang, welche im Innern der Halbinsel Malakka, am Berge Jerei wohnen. Auch an anderen Orten der Hinterindischen Halbinsel zeigt die dunkle Hautfarbe der Eingebornen, daß sie sich seinerzeit mit Papuanischen Elementen vermischt haben müssen. So wird besonders von älteren Reisenden in Betreff der Moi erwähnt, daß sie eine schwarze Gesichtsfarbe, krauses Haar und negerartige Gesichtszüge zeigen. Die Moi gehören sprachlich zu den isolirten Völkern der Hinterindischen Halbinsel und sind insofern mit den Chinesen Annamiten, Thaivölkern, Birmanen und Tibetanern verwandt. Es sind wilde Gebirgsstämme, welche die Längsthäler der steilen Gebirgskette bewohnen, die den Mekhongfluß begleitend die Annamitischen Länder von dem übrigen Hinterindien trennen. Sie zerfallen in eine größere Anzahl von Stämmen, von denen die Banar, Bannam, Beungao, Brau, Changrai, Halang, Kejong, Quarr, Radeh, Sedan und Sthieng die wichtigsten sind. Die Moi sind offenbar mit Mongolischen Elementen vermischte Ueberreste der Papuanischen Urbewohner des Landes.

5) Die ältesten Traditionen der Japanesen melden, daß Japan früher, d. h. vor der Einwanderung der Japanesen, von wilden Stämmen bewohnt gewesen sei. Daß diese Traditionen nicht unbegründet sind, beweist der gegenwärtige Typus der Japanesen nur zu deutlich. Die Japanesen unterscheiden sich von allen Mongolischen Völkerstämmen durch ihre stark entwickelten, breiten und platten Nasen. Besonders spricht die dunklere Hautfarbe, die Mundbildung und das krause Haar der Bewohner der Südlichen und Südöstlichen Küstenstriche Japans für die Mischung mit einem Nichtmongolischen Volke und zwar mit einem Volke von ausgesprochen negroidem Typus. Daß diese Urbewohner des Südlichen Japan, welche dem Japanischen Typus den eigenthümlichen Stempel aufgedrückt haben, nur Papuas gewesen sein können, ist einleuchtend. Diese weite Verbreitung der Papuas nach Norden bis auf die Japanischen Inseln ist ebenfalls ein sicherer Beweis dafür, daß dieselben vor ihrer Verdrängung

durch die Malayen und Mongolen nicht nur die Hinterindische Halbinsel, sondern auch den Südlichen Theil des heutigen China bewohnt haben müssen.

Australier.

Die Australier sind, wie aus dem ersten Abschnitt des ersten Theiles zu ersehen ist, in Bezug auf ihren körperlichen Typus am nächsten mit den Papuas verwandt. Sie müssen sich also von den Papuas abgezweigt haben. Dieß wird auch schon durch die geographischen Verhältnisse wahrscheinlich gemacht, denn die Australier können in ihre gegenwärtigen Wohnsitze nur aus Hinterindien eingewandert sein. Bekanntlich waren die Australier zur Zeit der Entdeckung Australiens durch die Europäer nur mit der allerprimitivsten Art der Schiffahrt bekannt; sie können also nicht über den Indischen Ocean, etwa aus Vorderindien oder gar aus Afrika, sondern nur etappenweise über die Malayischen Inseln eingewandert sein. Offenbar haben sie sich von den in Neu-Guinea angesiedelten Papuas abgezweigt, welche auch gegenwärtig noch die Grundbevölkerung dieser Insel bilden. Neu-Guinea ist von Australien nur durch die nur 185 Kilometer breite Torresstraße getrennt, die zudem mit Korallenriffen, Klippen und einzelnen Inseln ganz übersät ist, so daß also selbst auf ganz primitiven Fahrzeugen der Uebergang keine Schwierigkeiten bieten konnte. Daß die Australier wirklich aus Neu-Guinea eingewandert sind, wird dadurch bewiesen, daß ihre Wanderungen innerhalb des Australischen Kontinents, soweit sich dieselben feststellen lassen, von Norden nach Süden erfolgt sind.

„Ueber die Wanderungen der australischen Rasse als solcher", schreibt Friedrich Müller auf Seite 170, „läßt sich nichts Sicheres ermitteln, da sie einerseits als eine vollkommen isolirte, keine Schichtungen, die auf alte Wanderungen schließen ließen, zeigt, andererseits die Sprachen der einzelnen Stämme, deren größerer oder geringerer Verwandtschaftsgrad unter einander die Lostrennung derselben vom Mutterstocke uns verrathen könnte, noch nicht hinlänglich erforscht sind. Im Allgemeinen aber können wir behaupten, daß die Bevölkerung des Continents von Norden nach Süden vor sich gegangen sein muß, daß daher im Großen und Ganzen die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Stämme als die ältesten d. h. auf der primitivsten Culturstufe stehenden aufgefaßt werden müssen." Die Abtrennung der Australier von den Papuas muß erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit erfolgt sein. Denn erstens haben die Australier, obwohl sie in einem gemäßigten Klima leben, ihren Negertypus noch im Großen und Ganzen bewahrt und zwar die ältesten Einwanderer, welche zudem die kältesten Gegenden bewohnten, nämlich die Tasmanier, am reinsten; zweitens sind alle Australischen Sprachen noch immer mehr oder weniger unter einander verwandt. Die Australischen Sprachen weisen sogar noch mit den Dravidasprachen

einige Aehnlichkeiten auf, ein Beweis, daß selbst die Trennung der Papuas von den Dravidas noch verhältnißmäßig neuen Datums ist. Die Australischen Sprachen stimmen mit den Dravidasprachen in manchen grammatikalischen Eigenthümlichkeiten und im Zahlensystem überein. Huxley behauptet, daß die Dravidas in den Ostindischen Gebirgen, vom Südlichen Theil des Nilgiri-Gebirges bis an die Südspitze Indiens, den Australiern in ihrem Aeußern ganz ähnlich seien. Die heutigen Australier sind, wie aus ihrem Typus hervorgeht, keine reinen Papuas, sondern eine Mischrasse von Papuas und Malayen. Daß die Malayen, welche sich über die ganze weite zwischen Afrika und Amerika gelegene Inselwelt verbreitet haben, bei ihren Wanderungen den Australischen Kontinent zur Seite gelassen haben sollten, ist schon an und für sich höchst unwahrscheinlich und eine Vermischung der Urbewohner Australiens mit Malayen ist deßhalb schon a priori höchst wahrscheinlich, wird aber durch den Typus der Australier außer allen Zweifel gesetzt. Für eine Vermischung mit Malayen spricht erstens die verschiedene Hautfarbe bei verschiedenen Individuen, welche zwischen schwarz und hell kupferroth schwankt. Zweitens spricht dafür das straffe und gewöhnlich lange Kopfhaar der Australier, welches sich von dem Wollhaar der Neger und Papuas wesentlich unterscheidet. Es wäre daher meines Erachtens eigentlich richtiger, die Australier nicht als selbstständige Rasse sondern als einen Zweig der gemischten Papuas zu betrachten und sie den Melanesiern, Alfuren &c. an die Seite zu stellen.

Am reinsten hatten den Papuatypus die Tasmanier bewahrt, weßhalb auch die Tasmanier von den Anthropologen für eine Mischrasse von Australiern und Papuas erklärt wurden. So schreibt z. B. Friedrich Müller auf Seite 170: „Wir stehen daher nicht an, den Tasmanier für einen Mischtypus zu erklären, hervorgegangen aus der Verbindung des straffhaarigen Australiers mit dem kraushaarigen Papua, worin jedoch der erstere gegen den letzteren ungleich bedeutender hervortrat. Diese Vermischung kann von Neu-Caledonien aus stattgefunden haben, wo der Papua vor Einwanderung des Malayo-Polynesiers als Aboriginer betrachtet werden muß.“ Latham schreibt über denselben Gegenstand: „It is an open question wheter the Tasmanians reached Van Diemen's Land from South-Australia, from Timor, or from New Caledonie — the line of migration having, in this latter case, wound round Australia, instead of stretching across it. Certain points of resemblance between the New Caledonian and Tasmanian dialects suggest this refinement upon the prima facie doctrine of an Australian origin; and the texture of the hair, as far as it proves anything, goes the same way.“ Auf Grund des oben Gesagten läßt sich die Papuaähnlichkeit der Tasmanier auf viel einfachere Weise erklären als durch die gesuchten Erklärungen Müllers und Lathams, gegen welche schon der gewichtige Umstand spricht, daß die Tasmanier sehr wenig seetüchtig waren. Die Be-

wohner des Australischen Festlandes waren ursprünglich ebenso wie die Tasmanier reine Papuas gewesen; Dank ihrer geschützteren Lage im äußersten Süden vermischten sich die Tasmanier weniger mit Malayischen Elementen als ihre auf dem Australischen Kontinent zurückgebliebenen Stammesgenossen und bewahrten deßhalb auch den ursprünglichen Papuatypus reiner als diese.

Das Endergebniß ist also, daß als die Urheimath der Australischen Rasse als solcher Australien, als entferntere aber die Urheimath aller Papuas d. h. die Hinterindische Halbinsel zu betrachten ist.

Urheimath der Hottentottenrasse.

Während sich im Norden von dem ursprünglichen Verbreitungsgebiet der schwarzen Rassen vier verschiedene Menschenrassen ausgebildet haben: die Nubarasse, die Europäische Rasse und die West- und Ostasiatische Rasse, entstand im Süden nur eine einzige, die Hottentottenrasse, in Folge des Umstandes, daß sich der Südliche Theil Afrikas nur wenig über den thermischen Wendekreis hinaus erstreckt. Nach dem, was ich im Abschnitt über die Urheimath des Menschengeschlechtes ausgeführt habe, müssen die Hottentotten schon seit ihrer Lostrennung von der Urrasse das Südliche Afrika bewohnt haben. Die Lostrennung der Hottentotten muß schon sehr frühe erfolgt sein und zwar früher als die aller anderen Rassen. Denn der Ausbreitung des Menschengeschlechtes nach Süden stand kein Hinderniß im Wege, während die Ausbreitung nach Norden hin durch die Sahara und die Reste des Sahara-Meeres und weiterhin durch das Mittelländische Meer, im Osten aber durch den Indischen Ocean und das Rothe Meer gehemmt war. Nach Europa konnten sich die Menschen von Afrika aus nur über die damals noch bestehende Landenge von Gibraltar, nach Asien nur über die Landenge von Suez verbreiten, die früher viel schmäler war als jetzt und aus einer Sumpfgegend bestand, da das Nildelta bekanntlich seine Entstehung erst den Ablagerungen des Nilschlamms verdankt. Auch die nur den Hottentotten eigenthümlichen Schnalzlaute beweisen, daß sie sich bereits zu einer Zeit abgetrennt haben müssen, als die menschliche Sprache noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand und erst einen Theil der jetzt gebräuchlichen Laute enthielt. Daß die Hottentotten früher nicht bloß die Südspitze Afrikas bewohnt haben, wie heutzutage, ist an und für sich schon selbstverständlich, da sie ja von Norden nach Süden gezogen sein müssen, um in ihre gegenwärtigen Wohnsitze zu gelangen; bis an den Sambesi, der ungefähr mit dem Südlichen thermischen Wendekreis zusammenfällt, läßt sich die frühere Anwesenheit der Hottentotten, wie bereits im ersten Theil (S. 226) erwähnt worden ist, auch direkt durch archäologische, ethnographische, anthropologische und sprachliche Ueberreste nachweisen.

Dritter Theil.

Veranlassung, Verlauf und Folgen der Sintfluth.

Erster Abschnitt.

Lokalisirung der Sintfluth.

Nachdem ich im Vorausgehenden auseinandergesetzt habe erstens, bei welchen Völkern sich selbstständige Fluthsagen erhalten haben; zweitens in welchem genealogischen Verhältniß alle bekannten noch existirenden oder bereits ausgestorbenen Menschenrassen und Völkerstämme zu einander stehen; und drittens, welche Wanderungen dieselben nachweisbar im Laufe der Zeiten ausgeführt haben, kann ich, nachdem ich so die Grundlage für die weitere Beweisführung geschaffen habe, zur eigentlichen Aufgabe der vorliegenden Auseinandersetzungen übergehen. Diese Aufgabe besteht darin nachzuweisen erstens, daß allen Sintfluthsagen Ein bestimmtes historisches Ereigniß und nicht etwa verschiedene lokale Vorgänge zu Grunde liegen; zweitens, daß dieses Ereigniß sich da ereignet hat, wo die Urheimath derjenigen Völkerstämme gewesen war, bei welchen sich Sintfluthsagen erhalten haben; und drittens, daß alle Wanderungen, welche die verschiedenen Rassen und Völkerstämme in vorhistorischer und historischer Zeit ausgeführt haben, lediglich durch die Folgen der Sintfluth veranlaßt worden waren.

In der Einleitung habe ich bereits dargelegt, daß die Sintfluth nicht eine allgemeine, die ganze Erde bedeckende, sondern nur eine partielle Ueberschwemmung gewesen sein kann. Selbstständige Fluthsagen können sich also nur bei jenen Völkern erhalten haben, deren Vorfahren die von der Sintfluth betroffenen Gegenden bewohnt haben. Um zu erfahren, wo sich die Sintfluth abgespielt haben muß, brauchen wir also nur nachzusehen, von welchen Punkten alle jene Völker ausgegangen sind, bei welchen sich Sintfluthsagen vorfinden.

Zur Erleichterung der Uebersicht stelle ich in nachstehender Tabelle alle Völker, bei welchen sich Sintfluthsagen erhalten haben, in genealogischer Ordnung zusammen, unter Beifügung der Urheimath eines jeden, wie sie sich aus den Ausführungen des zweiten Theils ergeben haben.

Genealogisches Verzeichniß der Völker, bei welchen sich Sintfluthsagen erhalten haben, nebst Angabe der ursprünglichen Wohnsitze derselben.

Europ. Rasse.	**Urbewohner Griechenlands.**					Griechenland.
Westasiatische Rasse.	Aramäer.	Semiten.	Nördl. Familie.	Mesopotamier.	**Babylonier.**	In Armenien und im Südwestl. Theil Turkestans.
			"	Hebräer.	**Israeliten.**	
"	Indo-germanen.	**Hellenen.**				
		Kelten.	**Kymren.**			Zwischen Syr-darja und Amu-darja.
	"	Germanen.	Gothen.	**Skandinavier.**		Nördl. vom Syr-darja.
	"	Wenden.	Letten.	**Lithauer.**		Zwischen Syr-darja und Balchaschsee.
	"	Iraner.	**Baktrier.**			
		"	**Perser.**			Nördl. Afganistan.
		"	**Tadschiken.**			Westl. vom Karataugebirge.
		"	**Bucharen.**			Westl. Buchara.
		"	**Neuperser.**			
		"	**Afganen.**			
	"	Indier.	**Altindier.**			Nördl. Afganistan.
		"	**Kaschmiris.**			
		"	**Zigeuner.**			
Ostasiat. Rasse.	Sibirjaken.	**Kamtschadalen.**				
	"	**Eskimos.**				
"	Indianer.	Athapasken.	**Loucheux.**			
		"	**Hasen-Ind.**			
		"	**Hundsrippen-Indianer.**			
		"	**Chippeway-Indianer.**			
	"	**Algonkin.**				Sibirien.
		"	**Crees.**			
		"	Lenni-Lennape.	**Twanas.**		
			"	**Lummi-Ind.**		
	"	Appalachen.	**Cherokee.**			
	"	Nordweststämme.	**Thlinkiten.**			
		"	**Bella-Coola.**			
	"	Kalifornier.	**Tolowa.**			
		"	**Maidu.**			
		"	**Wappo.**			

	"	Isol. Stämme v. Sonora u. Texas.	Pueblos.	**Zuni.**			
	"	Mexikanische V.	**Azteken.**				
	"	Aboriginer Mexikos.	**Mixteken.**				
			Zapoteken.				
	"	Mayas.	**Quiche.**				
	"	Arow.-Kar. St.	**Arowaken.**				
		"	**Kariben.**				
		"	**Akawai.**				Sibirien.
		"	**Maypures.**				
	"	Tupistämme.	**Tupinamba.**				
		"	**Tupi.**				
		"	**Mesaya.**				
		Isol. Stämme.	**Botokuden.**				
	"	"	**Carayas.**				
	"	Quichuas.	**Peruaner.**				
	"	**Araukaner.**					
"	Malayen.	Eig. Malayen.	Malayen i. e. S.	**Binnas.**			
		"	**Dayaken.**				
	"	Polynesier.	**Gesellschafts-Insulaner.**				Tibet.
		"	**Markesas-Ins.**				
		"	**Sandwich-Ins.**				
		"	**Mikronesier.**	Karolinen-Insul.	**Palau-Insul.**		
"	Mongolen.	Nördl. Abth.	Westl. Zweig.	Finnen.	Ugrer.	**Wogulen.**	Süden Westsibiriens.
		"	Mittl. Zweig.	Mongolen.	**Kalmüken.**		Zwischen Baikalsee und Mandschurei.
	"	Südl. Abth.	Tibetaner.	**Eig. Tibetaner.**			Tibet.
			"	Himalajastämme.	**Leptschas.**		
		"	**Chinesen.**				Küen-lün und Tibet.
		"	Birmanen.	**Karenen.**			
		"	Isol. Stämme.	Moi.	**Changrai.**		Nördl. China.
				"	**Banar.**		
Papuarasse.	Unvermischte Papuas.	Eig. Papuas.	**Neuguineser.**				
	"	**Mincopi.**					
"	Gemischte Papuas.	Melanesier.	**Fidschi-Insul.**				Hinterindische Halbinsel.
		"	Neucaledonier.	**Neuhebriden-Insulaner.**			
Dravidarasse.	**Mundas.**						Vorderindien.

Aus obiger Tabelle ist zu ersehen, daß Sintfluthsagen, abgesehen von den Urbewohnern Griechenlands, nur bei den Völkern der Ost- und Westasiatischen Rasse und bei einigen Stämmen der Dravidas und Papuas vorkommen, d. h. nur bei jenen Rassen, welche nachweisbar von Asien ausgegangen sind. Was nun zuerst die einzige bei den Mundas vorkommende Fluthsage betrifft, so ist dieselbe augenscheinlich von den Indiern entlehnt. Dafür spricht der Umstand, daß die Dravidas, wie oben auseinandergesetzt wurde, eine Mischrasse von Negern und Indiern sind und daß ein Theil der Mundas, bei welchen allein sich die erwähnte Fluthsage findet, die Brahmanische Religion und damit offenbar auch die Brahmanische Sintfluthsage angenommen hat. Ich halte mich also für vollkommen berechtigt, die Dravidas bei der gegenwärtigen Untersuchung auszuschließen. Zu demselben Schluß kommen wir bei genauerer Betrachtung auch in Betreff der Papuanischen Fluthsagen. Die Fidschi-Insulaner und Neucaledonier sind eine Mischrasse aus Papuas und Malayen, weßhalb dieselben auch von Manchen nicht zu den Papuas sondern zu den Malayen gerechnet werden. Die Neuguinesen sind zwar nahezu reine Papuas, sie werden aber, besonders an den Küsten, wo eben die erwähnte Fluthsage vorkommt, einer Vermischung mit Malayen sicherlich nicht entgangen sein. Dieser Ansicht ist auch Dr. Ratzel, der auf Seite 775 schreibt: „Die auf den Inseln des Südmeeres vorhandene Menschengattung ist schon von den frühesten Beobachtern unter zwei Hauptabtheilungen gebracht worden: eine ist von hellerer Farbe, wohlgebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe und sanftem, gutherzigem Charakter; die andere schwärzer, mit kraus und welligt werdendem Haare, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber zugleich mißtrauischer. Nur im Großen sind beide auseinanderzuhalten. Wo man nur Glieder dieser letzteren Gruppe vermuthet, sind hellhäutige und straffhaarige Versprengte oder ganze Stämme hervorgetreten. Selbst Neuguinea ist nicht von einem Ende bis zum andern von dunklen, wollhaarigen Menschen bewohnt und es wohnen ebensogut Mikronesier in melanesischem, wie Polynesier auf mikronesischem Gebiet.“ In Anbetracht des Umstandes, daß bei den unvermischten Malayen vollverbürgte Fluthsagen vorkommen, bei wirklich unvermischten Papuas aber solche nicht nachgewiesen sind, halte ich mich für berechtigt, die Fluthsagen der Fidschi-Insulaner, Neucaledonier, Neuguinesen und Mincopi auf Malayischen Einfluß zurückzuführen und sie ebenfalls von der weitern Untersuchung auszuschließen. Ich halte mich dazu um so mehr berechtigt als auch Lenormant und Andree sich den Oceanischen Fluthsagen gegenüber skeptisch verhalten. Lenormant schreibt I, Seite 485: „Il n'est pas jusqu'à l'Océanie où l'on n'ait pensé retrouver, non dans la race des nègres pélagiens ou Papous [1]), mais dans la race polynésienne, originaire des

[1]) „Sauf à Fidji, point où les Polynésiens ont été quelque temps établis au milieu des Mélaniens, et où ils n'ont été détruits par ceux-ci qu'après avoir

archipels de l'Australie, la tradition diluvienne, mêlée à des traits empruntés aux ras de marée, qui sont un des fléaux les plus habituels de ces îles."

Andree (Die Fluthsagen. Ethnographisch betrachtet. S. 125) schreibt: „Nach meiner Zusammenstellung, deren Lückenhaftigkeit mir wohl bewußt ist, die aber immerhin noch mehr bietet, als bisher gesammelt wurde, läßt sich nun in großen Zügen überschauen, wo überhaupt Fluthsagen vorkommen. Es ergibt sich sofort, daß dieselben nicht universell sind. In Vorderasien, Persien, Tibet, Vorder- und Hinterindien kommen sie vor. Sie erscheinen so verwischt und selten auf dem großen Ostasiatischen Archipel, daß ich sie hier fast ausschließen möchte."

Die meisten Fluthsagen finden sich, wie aus obiger Tabelle zu ersehen ist, bei den Indianern; dieß ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die Indianischen Fluthsagen hauptsächlich von Christlichen Missionären gesammelt worden sind, welche das Vorkommen der Sintfluthsagen bei den Indianern für den stärksten Beweis für die von der Bibel behauptete Allgemeinheit der Sintfluth ansahen und sich deßhalb bemühten, möglichst viel Beweismaterial zu sammeln. Dieser Umstand, sowie der, daß die Indianischen Fluthsagen erst von den Europäern aufgezeichnet worden sind, d. h. zu einer Zeit, als die Indianer schon lange mit Europäern und mit Christlichen Missionären in Beziehung gestanden hatten, hat manche Gelehrte veranlaßt, die Indianischen Fluthsagen für entlehnt zu halten. Die Mexikanischen Fluthsagen waren zwar bereits vor der Entdeckung Amerikas in symbolischen und mnemonischen Zeichen aufgezeichnet; aber gerade die Mexikanischen Sagen sind in Anbetracht der Phönikischen Abstammung der Mexikaner am wenigsten einwandfrei und aller Wahrscheinlichkeit nach Semitischen Ursprungs. Betrachtet man aber die allgemeine Verbreitung der Sintfluthsagen vom äußersten Norden Amerikas bis nach Südamerika und den Umstand, daß alle Indianischen Sagen eine starke individuelle und vom biblischen Bericht fast durchweg abweichende Färbung haben, so kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Indianischen Fluthsagen, wenigstens der größte Theil davon, echt sind, wenn sie auch in Bezug auf die Einzelheiten der Erzählung von den Christlichen Missionären mehr oder weniger beeinflußt worden sein mögen.

Auffallend wenig selbstständige Fluthsagen finden sich bei den Europäern und zwar nur bei den alten Griechen, bei den Skandinaviern und bei den Kymren und Lithauern. Dieß kommt offenbar davon her, daß die ursprünglichen Sintfluthsagen seit der Einführung des Christenthums durch den biblischen Bericht verdrängt worden sind, da sich die Christlichen Missionäre bekanntlich alle Mühe gaben, alle „heidnischen" Erinnerungen auszurotten oder, wenn dieß nicht anging, wenigstens in ein

infusé dans la population un élément assez marqué pour avoir fait des Fidjiens une race mixte plutôt que purement noire."

Christliches Gewand zu kleiden. Daß die Lithauer ihre ursprüngliche Fluthsage noch bis auf die Gegenwart bewahrt haben, ist offenbar dem Umstande zuzuschreiben, daß sie unter allen Völkern Europas die letzten waren, welche zum Christenthum bekehrt wurden. Auch ist zu bemerken, daß die Lithauer unter allen Europäischen Indogermanen ihre Sprache am reinsten bewahrt haben.

Afrika kennt, wie aus obiger Tabelle hervorgeht und wie allgemein anerkannt wird, keine Sintfluthsagen. Lenormant schreibt I, Seite 382: „La tradition universelle par excellence, entre toutes celles, qui ont trait à l'histoire de l'humanité primitive, est la tradition du Déluge. Ce serait trop que de dire qu'on la retrouve chez tous les peuples, mais elle se reproduit dans toutes les grandes races de l'humanité, sauf pourtant une, — il importe de le remarquer, — la race noire, chez laquelle on en a vainement cherché la trace, soit parmi les tribus africaines, soit parmi les populations noires de l'Océanie. Ce silence absolu d'une race sur le souvenir d'un événement aussi capital, au milieu de l'accord de toutes les autres, est un fait que la science doit soigneusement noter, car il peut en découler des conséquences importantes." Andree schreibt über denselben Gegenstand: „Afrika ist, worauf schon von andern hingewiesen wurde, auszuschließen. Es sind allerdings einige auf natürliche und örtliche Ereignisse hinweisende Fluthsagen vorhanden; dieses ist aber dem ganzen großen Erdtheil gegenüber so wenig und verschwindend, daß es übergangen werden kann. Wenn der äußerste Süden mehr Anklänge zeigt, so ist hier christliche Beeinflussung maßgebend gewesen. — Afrika ist nach dem Mitgetheilten ein unfruchtbarer Boden für Fluthsagen und darf wohl aus der Reihe der Erdtheile, in welchen dieselben vorkommen, gestrichen werden."

Sehr bemerkenswerth ist, daß die Fluthsagen auch bei den Hamiten und selbst bei den Aegyptern fehlen. Während die nächsten Nachbarn der Aegypter, die Babylonier und Israeliten, die ältesten und ausführlichsten Berichte über die Sintfluth besitzen, die offenbar noch unter dem frischen Eindruck der furchtbaren Katastrophe entstanden waren, findet sich bei den Aegyptern, die doch schon lange vor den Babyloniern und Israeliten schriftliche Aufzeichnungen besaßen, auch nicht die leiseste Andeutung. Dieß ist ein sicherer Beweis dafür, daß die Aegypter von der Sintfluth nicht betroffen worden waren und daß die Sintfluth erst nach der Trennung der Semiten und Hamiten stattgefunden hat. Endlich ist noch zu bemerken, daß von den Sibirjaken nur die Kamtschadalen und Eskimos Sintfluthsagen besitzen. Bei den Ainos ist das Fehlen der Sintfluthsagen von Chamberlain ausdrücklich konstatirt worden.

Nach dem Vorausgehenden läßt sich nun mit der größten Bestimmtheit nachweisen, wo sich die den Sintfluthsagen zu Grunde liegende Kata-

strophe abgespielt haben muß. Wir brauchen zu dem Ende nur auf der Karte die ursprünglichen Wohnsitze derjenigen Völkerstämme zu markiren, bei welchen sich authentische und selbstständige Fluthsagen vorfinden, wie es in nachstehender Karte ausgeführt ist.

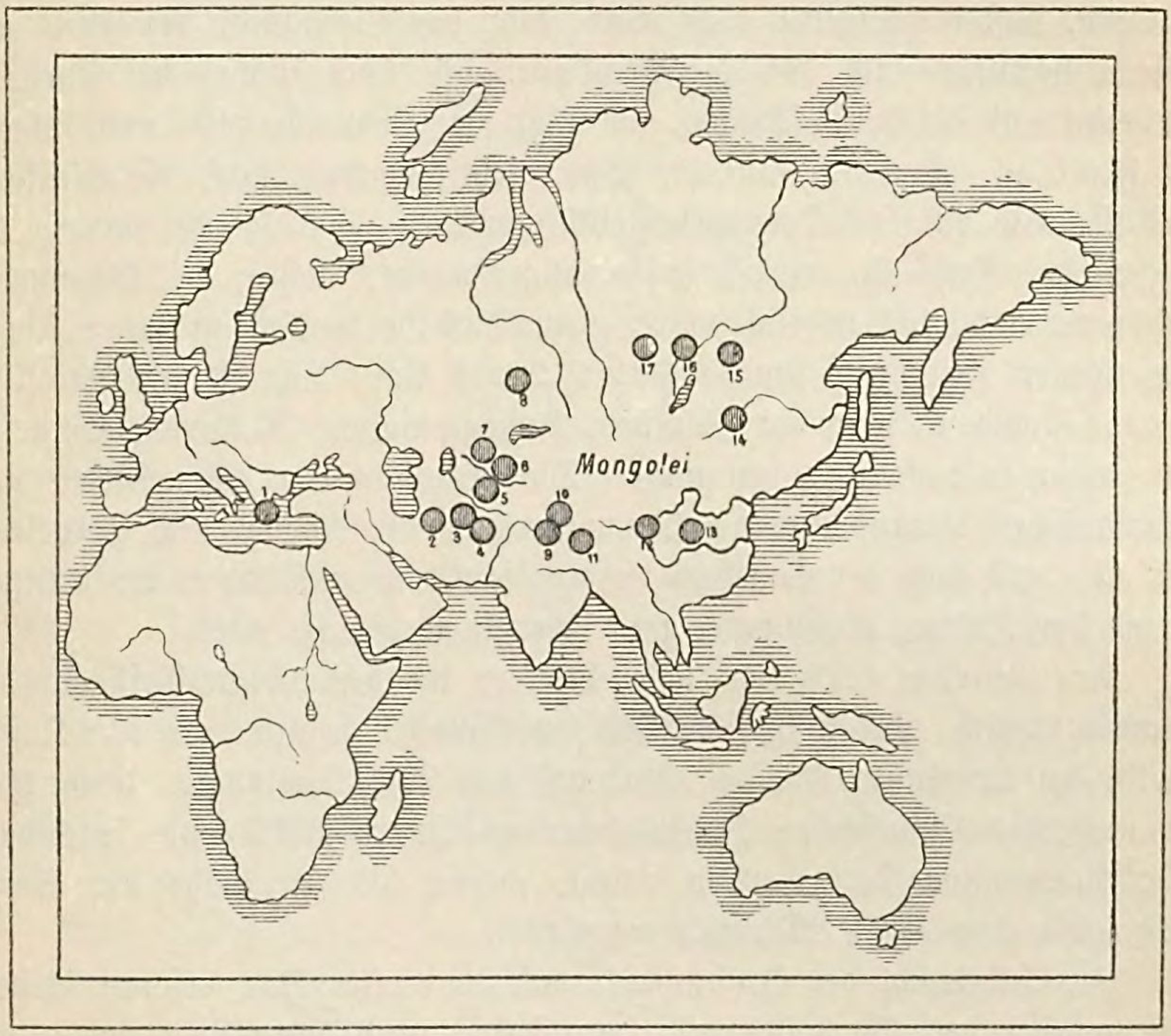


Fig. 9. Ursprüngliche Wohnsitze der Völker mit Sintfluthsagen.

1) Urbewohner Griechenlands. 2) Semiten. 3) Iraner. 4) Indier. 5) Hellenen und Kelten. 6) Lithauer. 7) Skandinavier. 8) Wogulen. 9) Tibetaner, Leptschas. 10) Chinesen. 11) Malayen, Polynesier. 12) Karenen. 13) Changrai, Banar. 14) Kalmüken. 15) Indianer. 16) Eskimos. 17) Kamtschadalen.

Ein bloßer Blick auf vorstehende Karte genügt, um uns zu überzeugen, daß, mit alleiniger Ausnahme der Anwohner des Aegäischen Meeres, Alle Völkerstämme, bei welchen sich Sintfluthsagen erhalten haben, ursprünglich rings um die Mongolei und die Aralo-Kaspische Niederung gewohnt haben. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Sintfluth sich eben hier, d. h. in der Mongolei und in der Aralo-Kaspischen Niederung abgespielt haben muß, und wenn man die Terrainverhältnisse betrachtet, so kann man auch leicht errathen, auf welche Weise die Ueberschwemmung zu Stande gekommen sein muß, welche die Entstehung der Sintfluthsagen veranlaßt hat.

Nachdem wir so den Schauplatz der Sintfluth festgesetzt haben, wollen wir nun sehen, ob sich nicht auch Anhaltspunkte auffinden lassen,

um auch die Zeit des Eintritts dieses Ereignisses wenigstens annähernd angeben zu können. Daß die Sintfluth sich nicht in einer gar so entfernten Zeit abgespielt haben kann, wie man gewöhnlich annimmt, geht schon daraus hervor, daß sich das Andenken daran bei vielen Völkern noch bis auf die Gegenwart so lebhaft erhalten hat. Man braucht sich nur zu erinnern, daß die Athener noch jedes Jahr das Gedächtniß der Fluth mit Opfern begingen und daß die Araukaner sich noch immer bei stärkeren Erdbeben auf die Berge flüchten, um nicht bei einer allenfalls nachfolgenden Fluth zu ersaufen. Wie wir später sehen werden, muß die Sintfluth wirklich durch ein Erdbeben herbeigeführt worden sein. Ferner dauern die Folgen der Sintfluth, wie ich später zeigen werde, auch in der Gegenwart noch fort, was nicht möglich wäre, wenn dieselbe bereits in einer längst vergangenen Zeit stattgefunden hätte. Es ist klar, daß sich die Sintfluth vor der Auswanderung der Semiten, Indogermanen, Malayen, Chinesen und Indianer ereignet haben muß. Die Gründung des Chinesischen und Babylonischen Reiches und die Einwanderung der Indier und Israeliten muß also erst nach der Sintfluth erfolgt sein, wie auch durch die heiligen Sagen der Indier, Babylonier und Israeliten bezeugt wird.

Am weitesten reicht von diesen Völkern die beglaubigte Geschichte der Chinesen zurück. Die historische Zeit der Chinesen beginnt mit dem Kaiser Yao [1]), der im Jahre 2357 v. Chr. auf den Thron gelangte. Unter Yao soll nach den Chinesischen Jahrbüchern im Jahre 2297 eine furchtbare Ueberschwemmung stattgefunden haben, welche bis zur Höhe der Berge reichte und eine Masse Menschen vernichtete.

In Anbetracht des Umstandes, daß die unter Yao erfolgte Ueberschwemmung der Einwanderung der Indier und Israeliten sowie der Gründung des Babylonischen Reiches kurz vorhergeht, bin ich geneigt, die von den Chinesischen Annalisten erwähnte Ueberschwemmung mit der Sintfluth zu identificiren. Daß die unter Yao erfolgte Ueberschwemmung nicht, wie dieß gewöhnlich geschieht, auf die häufigen Ueberschwemmungen des Hoang-ho zurückzuführen ist, ist klar, denn die Chinesen waren damals sicherlich noch nicht bis an den Unterlauf dieses Flusses vorgedrungen, sondern wohnten noch in ihrer Urheimath im Küen-lün und in Tibet.

Die Gründung des Babylonischen Reiches hat wahrscheinlich um das Jahr 2000 v. Chr. stattgefunden. Nach Raubers „Urgeschichte des Menschen" erstreckt sich die Babylonische Sagenzeit bis über das Jahr 3000 v. Chr.

---

[1]) Die Regierungszeit des Kaisers Yao, dessen Regierungsantritt von den Chinesischen Reichsannalen in das Jahr 2357 v. Chr. versetzt wird, ist über allen Zweifel erhoben. Im ältesten Chinesischen Kalender finden sich nämlich Angaben über den Stand der Sonne zur Zeit des Kaisers Yao, welche vom Französischen Mathematiker Biot nachgerechnet und vollkommen richtig befunden worden sind.

hinaus. Ihr folgt die Fluth des Xisuthros; die eigentliche Geschichte der Babylonier beginnt aber in der Zeit zwischen 2500 und 2000 v. Chr. Weber setzt die Gründung des Babylonischen Reiches ungefähr auf das Jahr 2000 v. Chr.

Nahezu gleichzeitig mit dem Babylonischen Reich scheint auch das Assyrische entstanden zu sein. Die Assyrischen keilinschriftlichen Urkunden reichen bis zum Jahr 2000 v. Chr. hinauf. Eines der ältesten Assyrischen Dokumente sind die in der Stadt Assur (Kala-Scherghat) aufgefundenen Urkunden Samasbins (um 1900 v. Chr.).

Die Einwanderung Abrahams nach Kanaan fällt nach Duncker auf das Jahr 2140, nach Rauber auf das Jahr 2296 und nach Gfrörer ungefähr auf das Jahr 1630 v. Chr. Die meisten Geschichtschreiber lassen aber Abraham ungefähr um das Jahr 2000 einwandern und diese Angabe hat nach meinem Dafürhalten die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, weil sie mit dem Anfang des Assyrischen und Babylonischen Reiches zusammenfällt. Es hat sich eben ein Theil der von Norden und Nordosten her eingewanderten Semiten in Kanaan, ein anderer in Assyrien und ein dritter in Babylonien niedergelassen und sich die dortigen Hamitischen Städtebewohner unterworfen.

Mit der Zeit des Auftretens der Semiten in der Euphrat-Tigrisebene fällt auch ungefähr der Einfall der Hyksos, offenbar gleichfalls Semitische Auswanderer, in Aegypten zusammen, der um das Jahr 2100 v. Chr. stattgefunden hat.

Was endlich die Indier betrifft, so hat deren Einwanderung nach dem Pendschab nach der gewöhnlichen Annahme gleichfalls um das Jahr 2000 v. Chr. herum stattgefunden. Aus dem Umstande, daß die Einwanderung der Chinesen, Indier, Israeliten und Hyksos und die Gründung des Assyrischen und Babylonischen Reiches nahezu auf ein und dieselbe Zeit fällt, geht klar und deutlich hervor, daß alle diese Völker ihre Urheimath nahezu gleichzeitig verlassen haben, daß sie also alle durch ein und dieselbe Ursache zur Auswanderung gezwungen worden sein müssen. Diese Ursache kann keine andere gewesen sein als die in Folge der Sintfluth eintretende Verschlechterung des Klimas, wie ich später ausführen werde. Da diese Folgen sich in den Wohnsitzen der Indogermanen und Semiten erst allmählig fühlbar machten, so ist es wahrscheinlich, daß die Wanderungen derselben erst einige Zeit nach der Sintfluth begonnen haben. Auch werden die Semiten und Indier eine geraume Zeit gebraucht haben, bis es ihnen gelang, die auf ihrem Wege liegenden Völkerschaften zu überwältigen und sich bis nach Vorderasien, respektive Indien, durchzuschlagen. Die Zeit des Auftretens der Indier in Indien und der Semiten in Vorderasien stimmt also so gut zu den Chinesischen Angaben, wie man es besser gar nicht erwarten könnte und es ist deßhalb höchst wahrscheinlich, daß die

Chinesische Zeitbestimmung, welche die Sintfluth auf das Jahr 2297 v. Chr. festsetzt, vollkommen den Thatsachen entspricht.

Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn man die Chinesische Zeitangabe mit den Traditionen der Israeliten und Babylonier vergleicht. Nach dem Hebräischen Text der Bibel fällt die Sintfluth auf das Jahr 2350 v. Chr. (vergl. Klaproths „Tableaux Historiques de l'Asie“, Seite 11). Diese Angabe weicht also von der Chinesischen nur um 53 Jahre ab, ein Betrag, der in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche die älteste Zeitrechnung der Juden bietet, von gar keinem Belang ist. Bei entsprechender Behandlung ließe sich vielleicht die biblische Angabe mit der Chinesischen noch mehr in Einklang bringen [1]). Noch besser als der biblische stimmt der Babylonische Bericht mit der Chinesischen Zeitangabe überein, denn die Fluth des Xisuthros erfolgte im Jahre 2293 (Klaproth, Seite 31), weicht also nur um 4 Jahre von der Chinesischen Angabe ab.

Wir sind also in Betreff der Zeit, um welche die den Sintfluthsagen zu Grunde liegende Ueberschwemmung stattgefungen hat, trotz der spärlichen Quellen, zu einem ebenso befriedigenden Resultat gelangt, wie in Betreff der Oertlichkeit, und wir können mit Fug und Recht annehmen, daß sich die Sintfluth im Jahre 2297 v. Chr. ereignet hat.

---

[1]) Nach der Berechnung des Erzbischofs Johannes Magnus erfolgte die Sintfluth um 2304 v. Chr. (Vergl. Archiv für Anthropologie, herausgeg. von Lindenschmit und Ranke, Band XVII, S. 160.)

Zweiter Abschnitt.

Eine wichtige Entdeckung.

Im Sommer des Jahres 1880 hatte ich im Auftrage des Russischen Generalstabs eine Reise nach dem Gebiet von Kuldscha unternommen zur Ausführung von geographischen Längen- und Breitenbestimmungen, von barometrischen Höhenmessungen und von erdmagnetischen Ortsbestimmungen. Auf dieser Reise kam ich auch nach der Westlichen Dschungarei und hatte dort Gelegenheit, eine Entdeckung zu machen, welche mir wie mit einem Zauberschlage die Urgeschichte des Menschengeschlechtes enthüllte.

Hart am Westufer des Sees Ebi-noor erhebt sich ein kahles, niedriges Felsengebirge, welches sich an der Stelle vom Dschungarischen Alatau abzweigt, wo auf der großen Russischen Generalstabskarte die fiktiven Ruinen von Kaptagai verzeichnet sind. Diese angeblichen Ruinen verdanken ihre Entstehung der Faulheit des Russischen Topographen, welcher seiner Zeit diese Gegenden aufzunehmen hatte. Wie mir mein Kirgisischer Führer, der auch dem erwähnten Topographen als Führer gedient hatte, mittheilte, war derselbe gar nicht bis Kaptagai gekommen und hatte die Gegend nur aus der Ferne in seine Aufnahmen eingetragen. Von Westen her gesehen hat der Westrand des Gebirges, welches ich in Ermangelung eines eigenen Namens Kaptagaigebirge nennen werde, in der That ganz das Aussehen einer riesigen Stadtruine und dieß um so mehr, als sich die senkrechten gelblichen Felsen unmittelbar aus der umgebenden Sand- und Kieswüste erheben. Als ich bereits bis auf wenige Kilometer nahe gekommen war, konnte ich noch immer nicht mit Sicherheit entscheiden, ob ich eine Ruine oder eine Felswand vor mir hatte. Denn die niedrigen Felsen hatten ganz das Aussehen einer halbverfallenen, riesigen Stadtmauer mit Thürmen und Zinnen. Nachdem ich diese Wand überstiegen hatte, gelangte ich unmittelbar in eine breite und tiefe, von Norden nach Süden verlaufende Schlucht, gleichfalls mit senkrechten Felswänden, auf deren

Boden sich ein winziges Bächlein dahinschlängelte. Diese Schlucht war das Originellste, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Obwohl der Bach nur so wenig Wasser enthielt, daß es selbst an den tiefsten Stellen nicht möglich war, auch nur ein Sitzbad zu nehmen, und die Schlucht so breit und tief war, daß ein schiffbarer Fluß darin Platz gehabt hätte, waren die Felswände zu beiden Seiten bis an den oberen Rand in einer Weise zerrissen und ausgewaschen, wie ich es an keinem anderen Fluß bemerkt habe und wie es nur an felsigen Meeresufern vorkommt und zwar nur an solchen, wo die Brandung besonders stark ist. In die Wände waren überall tiefe Löcher und rundliche Vertiefungen eingegraben und von allen Seiten starrten abgeschliffene Felsvorsprünge hervor in Gestalt von Drachenköpfen und allen möglichen Ungeheuern, bei deren Anblick die Pferde alle Augenblicke scheu wurden, so daß bald dieser bald jener von den mich begleitenden Kosaken aus dem Sattel flog. An der Stelle, wo ich mein Lager aufschlug, am oberen Ende der Schlucht und in der Nähe der Quelle des Bächleins, befand sich ein Felsen, der trotz seiner Härte (soviel ich mich erinnere, war es Granit oder ein ähnliches Eruptivgestein) so ausgewaschen war, daß er ganz die Gestalt eines geöffneten Rachens hatte, wie aus nachstehender, an Ort und Stelle aufgenommener Zeichnung zu ersehen ist. Dieser Stein war so groß, daß der Chinesische Gouverneur, der diese Gegend ein Jahr vor mir besucht hatte, in der Rachenöffnung sein Nachtlager aufschlagen konnte.

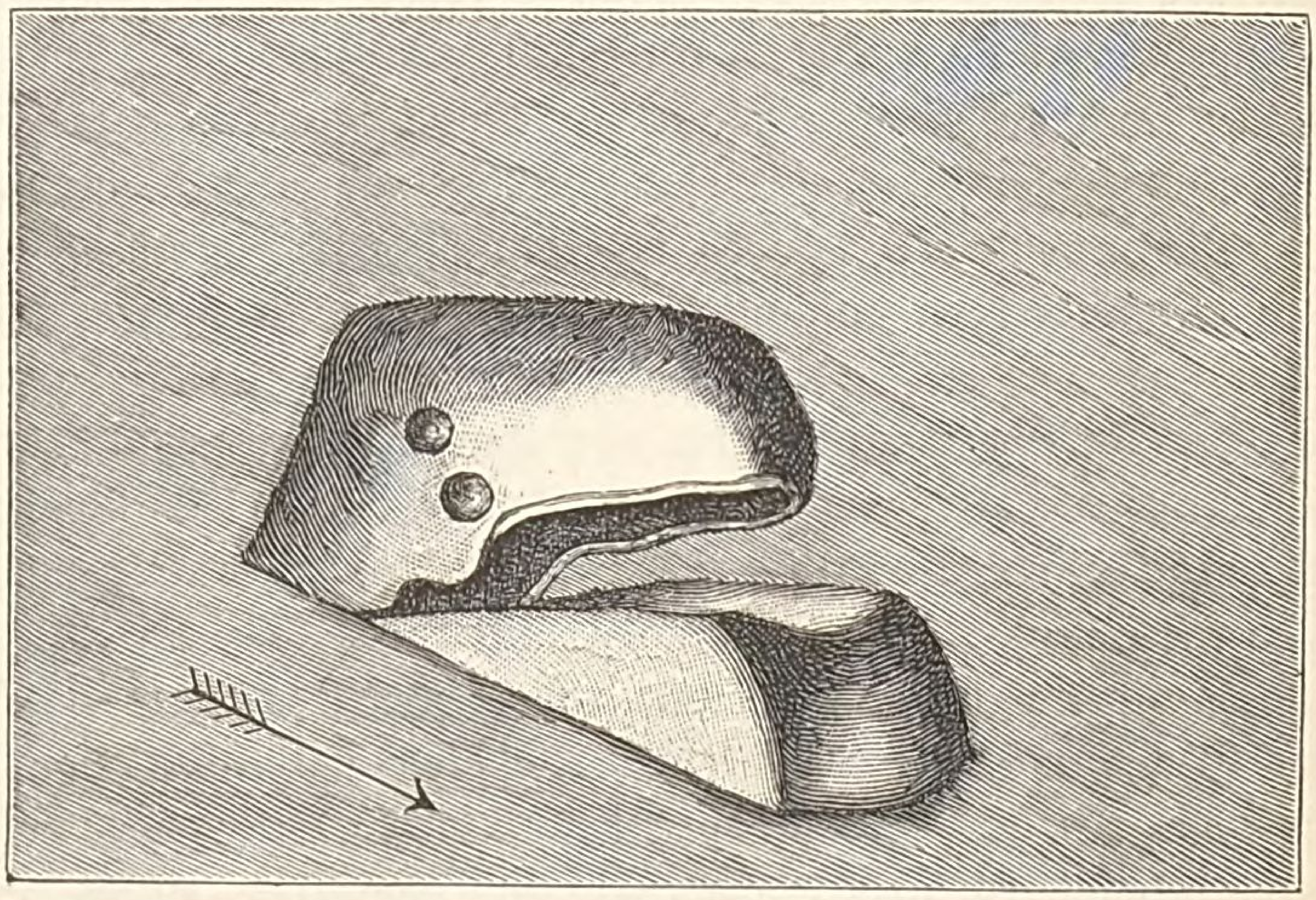


Fig. 10. Durch die Wirkung des Wassers ausgehöhlter Felsen im Kaptagaigebirge.
(Der Pfeil bezeichnet die Längsrichtung der Schlucht.)

Daß die erwähnten Auswaschungen nicht von dem winzigen Bächlein herrühren konnten, war mir sofort klar, denn beide Ufer waren gleichmäßig ausgewaschen und zwar bis an den obersten Rand und selbst die

Ränder der Schlucht waren abgerundet und zeigten deutliche Spuren der Strömung. Zudem wiesen alle Auswaschungen, wie z. B. an dem in der Zeichnung dargestellten Felsen, darauf hin, daß die Strömung nicht thalabwärts, sondern bergan gerichtet gewesen sein muß.

Da durch das sonderbare Aussehen der Schlucht, für welches ich vorerst keine plausible Erklärung finden konnte, mein Interesse im höchsten Grade erregt worden war, so scheute ich, obwohl ich durch den vorausgehenden Marsch und durch beständige Fieberanfälle ganz erschöpft war, nicht die Mühe und bestieg am 5. September nach Beendigung der astronomischen und magnetischen Beobachtungen mit einem Kosaken den Kamm des Kaptagaigebirges. Das erste, was mir, als ich oben angekommen war, auffiel, war das eigenthümliche Aussehen des sich zu meinen Füßen ausbreitenden Kaptagaigebirges. Dasselbe erschien von oben bis unten, von der Stelle an, wo es sich vom Dschungarischen Alatau abzweigt, bis an das Ufer des Ebi-noor, wie mit Schmirgel abgeschliffen, so daß es die Sonnenstrahlen reflektirte, und zeigte keine Spur von Verwitterung.

Den Fernblick, der sich mir von meinem Standpunkt aus eröffnete, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Nach Westen hin überblickte ich fast das ganze Thal der Baratala und den imposanten dasselbe im Norden begränzenden Alatau. Im Süden erstreckte sich von Westen nach Osten, soweit das Auge reichte, ein ununterbrochener Gebirgszug, der Nördlichste Zweig des Tjanschangebirges, den ich in einer Ausdehnung von nahezu fünf Längengraden überblicken konnte. Im Osten eröffnete sich der ungeheuere Thalkessel der Dschungarei, in dem ich zu meinen Füßen den dunkelblauen Ebi-noor und weiterhin bis in nebelgraue Ferne noch einige große Seen unterscheiden konnte. Zu meiner Linken eröffnete sich eine etwa 20—30 Kilometer breite Thalmulde, die aus der Dschungarei zwischen dem im Osten steil abfallenden Alatau und dem sanft ansteigenden Barlykgebirge hindurch nach dem Bassin des Ala-kul-Sees hinüberführte.

An dem mir gegenüber liegenden Tjanschangebirge bemerkte ich, soweit ich sehen konnte, eine eigenthümliche, durchaus auf gleicher Höhe bleibende Linie, die das Gebirge in zwei streng geschiedene Theile theilte. Der oberhalb dieser Linie liegende Theil des Gebirges war von dunkler Farbe und bestand augenscheinlich aus altem, zerklüftetem und verwittertem Gestein; der unterhalb liegende Theil aber war von grauer Farbe und war augenscheinlich mit Sand, Lehm und Kies bedeckt. Am deutlichsten trat die erwähnte Marke an dem mir gerade gegenüber liegenden Gebirgszug Dscheste-beteu hervor, der wie ein Vorgebirge in das Thal hereinragte. Die am weitesten vorgeschobenen Spitzen, welche bereits unter der erwähnten Marke lagen, waren graue, ausgewaschene Kegel, welche so genau vom Meer umspülten Felsenriffen glichen, daß sich mein Kosak nicht enthalten konnte auszurufen: „Da kann man sehen, wie weit die

Sintfluth hinauf gereicht hat!" Eine ähnliche, auf gleicher Höhe befindliche Marke konnte ich auch auf dem hinter mir liegenden Alataugebirge verfolgen. Das Kaptagaigebirge lag aber unterhalb dieser Marke. Das Thal der Baratala und die Dschungarische Thalmulde bestand zum weitaus größten Theil aus Sand und Kies und machte, von oben gesehen, ganz den Eindruck eines erst seit einigen Jahrzehnten trocken gelegten Meeresbodens. Am Südufer des Ebi-noor breitete sich eine gelbe Fläche aus, in der unschwer Schilfniederungen zu erkennen waren, und am Nordfuß des Tjanschan waren einige kleine grüne Flecke verstreut, die Chinesischen Städte Takiansi, Schicho 2c.; sonst war aber, soweit das Auge reichte, keine Spur von Vegetation zu erblicken.

Ich muß gestehen, daß mir, als ich alles dieses sah, anfangs ganz schwindlig zu Muthe wurde, weil mir die Tragweite meiner Beobachtungen sofort klar war. Die an den Abhängen des Alatau und Tjanschan bemerkbaren Marken konnten nur Wassermarken sein und die ganze Dschungarei und die mit dieser in Verbindung stehende Mongolei, Wüste Gobi und das Tarymbecken mußten folglich dereinst bis zur Höhe dieser Marke, die noch beträchtlich über meinem Standpunkte lag, vom Meer bedeckt gewesen sein. Das Vorhandensein nur Einer Marke und der weiten Bucht zwischen Alatau und Barlyk, welche mit der Dschungarei auf nahezu gleicher Höhe liegt, beweist, daß dieses Meer nicht ausgetrocknet sondern plötzlich abgeflossen sein und sich über die Balchaschebene und die ganze Aralo-Kaspische Niederung ergossen haben muß. Dieser Abfluß hat offenbar durch die erwähnte Bucht stattgefunden und die ungeheueren Wassermassen, welche das ganze centrale Asien bedeckt und ein Meer von der Größe des jetzigen Mittelmeeres gebildet hatten, waren mit einer Schnelligkeit, im Vergleich mit welcher die Schnelligkeit eines reißenden Gebirgsstromes und selbst eines Wasserfalls nur ein schwacher Schein sein kann, als ein wenigstens 25 Kilometer breiter und 4—5000 Fuß tiefer Strom an dem Kaptagaigebirge vorbeigeströmt und hatten diesem Gebirge, welches sich dem Strom als ein unterseeisches Felsenriff entgegenstellte, den hohen Schliff ertheilt, der sich bis jetzt noch zum Theil erhalten hat. Der Umstand, daß das Thal der Baratala und die Dschungarei noch ganz das Aussehen eines erst vor Kurzem trocken gelegten Meeresbodens zeigen, daß die Wassermarken sich bis jetzt noch so deutlich erhalten haben und keinerlei Hebungen und Senkungen durch spätere seismische Vorgänge erkennen lassen, daß das Kaptagaigebirge seine Politur durch Verwitterung auch jetzt noch nicht ganz verloren hat und daß die Folgen des Abflusses des Mongolischen Meeres auch in der Gegenwart noch fort dauern, beweist unwiderleglich, daß der Abfluß dieses Meeres nicht in einer entfernten geologischen Periode, sondern erst in neuerer Zeit stattgefunden haben muß und zwar zu einer Zeit, als die Indogermanen und Semiten und die verschiedenen Mongolischen Völker-

schaften noch ihre Urheimath bewohnten. Eine so furchtbare Katastrophe konnte sicherlich nicht verfehlen, auf die davon betroffenen Völker einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck zu machen, daß das Andenken daran durch Jahrtausende nicht ausgelöscht wurde sondern sich in Gestalt von Sintfluthsagen bis auf die Gegenwart forterbte, und es war mir deßhalb sofort klar, daß die weitverbreiteten Sintfluthsagen durch den Abfluß des Mongolischen Meeres veranlaßt worden sein müßten.

Der Abfluß des Mongolischen Meeres mußte, außer dem Untergang der gesammten damaligen Bevölkerung der Ala-Kul-Balchaschebene und der ganzen Aralo-Kaspischen Niederung, auch noch andere und viel nachhaltigere schlimme Folgen nach sich ziehen. Die Mongolischen Randgebirge, welche bisher am Meeresufer gelegen waren, befanden sich mit einem Mal am Rande einer ungeheueren Wüste; die Niederschläge, welche sie bisher vom Mongolischen Meere her erhalten hatten, versiegten und sie waren fortan auf die spärliche Feuchtigkeit angewiesen, welche ihnen aus weiter Ferne, vom Stillen und Indischen Ocean, vom Eismeer und vom Rothen, Persischen und Mittelländischen Meer zugesandt wurde. Dieß mußte eine plötzliche und vollständige Aenderung des Klimas herbeiführen. Das bisherige gemäßigte und feuchte Seeklima veränderte sich mit einem Male in ein Wüstenklima mit kalten Wintern und heißen, regenlosen Sommern und die bisher fruchtbaren Bergabhänge, welche eine zahlreiche ansäßige Bevölkerung ernährt hatten, verwandelten sich in Hungersteppen und Sandwüsten, welche nur mehr vereinzelnten Nomaden einen kümmerlichen Unterhalt zu gewähren im Stande waren. Den Anwohnern des Mongolischen Meeres blieb also nach dessen Abfluß nichts übrig, als ihre bisherige Heimath zu verlassen und sich nach allen Himmelsgegenden zu zerstreuen. Der Abfluß des Mongolischen Meeres mußte also nicht nur den Untergang des größten Theiles der Westasiatischen Rasse, sondern auch die nachträgliche Zerstreuung der Ost- und Westasiatischen Rasse zur Folge haben und war mithin dasjenige Moment gewesen, welches die gegenwärtige Vertheilung des Menschengeschlechts auf der Erde veranlaßt und der ganzen Weltgeschichte ihre Gestaltung gegeben hat.

Alles dieses, was ich hier kurz angedeutet habe, schwebte damals, als ich oben auf dem Kaptagaigebirge stand, mit Blitzesschnelle an meinem Geiste vorüber und das Licht, welches sich mir plötzlich über Dinge verbreitete, die den Forschern bisher als ein Buch mit sieben Siegeln erschienen waren, blendete mich so sehr, daß ich Anfangs wie betäubt war. So muß es ungefähr Newton ergangen haben, von dem erzählt wird, daß er, als er in seinen Rechnungen die Bestätigung des gesuchten Gravitationsgesetzes erkannte, plötzlich so nervös geworden sei, daß er nicht im Stande gewesen sei, den Griffel zu halten, so daß statt seiner ein Freund die Rechnung zu Ende führen mußte.

Dritter Abschnitt.

Mongolisches Meer.

Wenn wir die Karte von Asien betrachten, so sehen wir, daß der ganze centrale Theil Asiens vom Pamirgebirge im Westen bis zur Mandschurei im Osten und von Sibirien im Norden bis Tibet und China im Süden von einer allseitig durch Gebirge eingeschlossenen Fläche eingenommen wird, welche von unseren Geographen gewöhnlich als Mongolei, von den Mongolen aber als Gobi, d. h. „sandige, gras- und wasserlose Gegend" bezeichnet wird. Die Chinesen nennen sie Schamo („Sandmeer") oder auch bezeichnender Weise Han-hai, d. h. „ausgetrocknetes Meer".

Die Mongolei gehört noch immer zu den am wenigsten erforschten Gebieten der Erde. Der Westliche Theil der eigentlichen Mongolei ist bis jetzt nur von einem einzigen Europäischen Reisenden, von Marco Polo, durchquert worden. Marco Polo reiste von Campichu, dem heutigen Kan-tschou, zehn Tage lang gegen Norden und kam nach Etzina am Rande der Wüste, wo der Boden noch angebaut war. Von dort ging er nördlich nach Karakorum, vierzig Tage lang durch die Wüste, in welcher sich kein einziger bewohnter Platz befand und man nur im Sommer einzelnen Menschen begegnete. Gegenwärtig führt keine Karawanenstraße mehr durch diese Gegenden und das Westliche Schamo ist, wie v. Richthofen bemerkt, der größte leere Fleck auf den Chinesischen sowohl wie Europäischen Karten.

Daß die Mongolei früher von Meer bedeckt gewesen war, wird gegenwärtig von allen Gelehrten angenommen[1]), nur wird die Existenz dieses Meeres allgemein in eine entfernte geologische Periode zurückversetzt. Zum ersten Mal war meines Wissens diese Ansicht von einem Chinesischen Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgestellt worden,

[1]) Dieser Umstand war mir im Jahre 1880 noch nicht bekannt, woraus sich meine anfängliche Ueberraschung erklärt.

der erklärte, daß dieser öde Theil Mittelasiens ein alter Meeresgrund gewesen zu sein scheine, der von Pidjan im Norden, von Kaschgar im Westen und von der Nordgränze Tibets im Süden begränzt gewesen sei. Der gleichen Ansicht war auch der Englische Reisende Pumpelly. Baron v. Richthofen glaubt dagegen, daß nur derjenige Theil der Mongolei von Meer bedeckt gewesen sei, in welchem sich noch jetzt Meeresablagerungen nachweisen lassen, indem er (China I, S. 25) schreibt: „Einige haben zwar ganz Centralasien als ehemaligen Meeresboden angenommen. Doch ist diese Ansicht ganz unhaltbar. Wir haben die Gränzen des alten Meeres nur so weit zu suchen, als Schichten vorkommen, welche aus einer die Depression allgemein ausfüllenden Wasserbedeckung abgelagert sind. Nun kennen wir solche zwar nur von wenigen Stellen, aber diese geben uns einen vorläufigen und zum Zweck der Uebersicht hinreichenden Anhalt für die Bestimmung der Höhe über dem jetzigen Meeresspiegel, in welcher sich die Uferlinien des einstigen Centralasiatischen Meeres befinden.“ Baron v. Richthofen ist aber offenbar im Irrthum. Das was er für das ehemalige Mongolische Meer hält, war nur der nach Ablauf des das ganze Mongolische Becken ausfüllenden Meeres übrig gebliebene Rest oder Bodensatz, in den von allen Seiten von den bloßgelegten Abhängen das lose Erdreich im Verlaufe von Jahrtausenden zusammengeschwemmt wurde, der dann allmählig austrocknete und dabei die erwähnten Meeresablagerungen zurückließ. Die Ablagerungen des ursprünglichen Meeres waren beim Abfluß desselben, der offenbar in sehr kurzer Zeit und deßhalb mit ungeheuerer Vehemenz erfolgt sein muß, zum größten Theil mit fortgerissen worden, der Rest aber wurde nachträglich durch Regen und Wind nach den tiefer gelegenen Einsenkungen getragen. v. Richthofen erwähnt, daß im Westlichen Theil des Mongolischen Beckens, bei Kaschgar, Yarkand und Kiria auf Grund der Meeresablagerungen die alte Uferlinie auf 1500 Meter anzusetzen sei, während die Höhe der Uferlinie im Oestlichen Theil höchstens 1200 Meter betrage, und schreibt diesen Unterschied dem Umstande zu, daß das Mongolische Becken nicht in seiner ganzen Ausdehnung gleichmäßig gehoben worden sei. Der Unterschied in der Höhe der noch vorhandenen Ablagerungen erklärt sich aber sehr einfach dadurch, daß die Ablagerungen in dem vom Meer am weitesten entfernten Tarymbecken weniger von Erosion durch Niederschläge zu leiden hatten und sich deßhalb noch in größeren Höhen erhalten haben als die Ablagerungen in den dem Stillen Ocean näherliegenden Oestlichen Theilen. Daraus geht zugleich hervor, daß weder im Oestlichen noch im Westlichen Theil des Mongolischen Beckens die Ablagerungen gegenwärtig mehr bis an die ehemalige Uferlinie hinanreichen können, daß diese mithin noch beträchtlich höher gewesen sein muß als 1500 Meter.

Der Russische Geolog Muschketow, der selbst mehrere Jahre in Turkestan gelebt hat, schreibt: „Das Gebiet, welches sich von Tibet im Süden

bis zum Altai im Norden und vom Pamir im Westen bis zum Chingangebirge und zur Wasserscheide der großen Chinesischen Flüsse im Osten erstreckt, war dereinst von einem großen Binnenmeer bedeckt, welches an Größe dem Mittelländischen Meere beinahe gleich kam. Die Oestlichen Gränzen dieses Meeres sind nicht genau bekannt; nur so viel ist gewiß, daß China davon nicht bedeckt war. Es war mit dem Aralo-Kaspischen Meere durch den Dschungarischen Meeresarm verbunden gewesen. Gegenwärtig befindet sich an der Stelle des ehemaligen Meeres ein weiter hoch emporgehobener Thalkessel, welcher in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost eine Länge von ungefähr 1800 geogr. Meilen erreicht." Muschketow glaubt ebenfalls, daß die Mongolei zu einer Zeit von Meer bedeckt gewesen sei, als die große Centralasiatische Bodenerhebung noch nicht existirte. Dem widersprechen aber ganz entschieden die von mir in der Dschungarei beobachteten Wassermarken. Auch v. Richthofen versetzt die Trockenlegung des Mongolischen Beckens in eine entfernte geologische Periode zurück.

Zu der Ansicht, daß die Mongolei früher von Meer bedeckt gewesen sei, waren die Gelehrten lediglich durch die Bodenbeschaffenheit des betreffenden Gebietes veranlaßt worden, welches die Zeichen eines trockengelegten Seebodens so unverkennbar an sich trägt, daß auch ein Laie darüber nicht im Zweifel sein kann. Daß sich diese Anzeichen bis auf die Gegenwart so deutlich erhalten haben, ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß in Folge der außerordentlichen Trockenheit der Luft und der geringen Niederschläge die Verwitterung nur langsam vor sich geht, daß das Aussehen des Bodens durch keine nennenswerthe Vegetation verändert ist und daß der Boden auch durch Menschenhand keinerlei künstliche Veränderungen erfahren hat. Der größte Theil der Mongolei ist ganz vegetationslos; an den übrigen Stellen gibt es nur spärliches Haidekraut und Salzkräuter und hier und da einen verkrüppelten Baum; von Wäldern aber gibt es nirgends eine Spur. Der Englische Reisende Elias Ney beschreibt das Land auf folgende Weise: „Seit einigen Tagen befinden wir uns in der eigentlichen Wüste oder Gobi, wie die Chinesen und Mongolen sie nennen. Der Charakter der Gegend wird durch niedrige Hügel oder Dünen bezeichnet, mit Thälern und Ebenen dazwischen, ist aber eher steinig als sandig zu nennen, wiewohl sandige Strecken hier und da vorkommen. Soweit es überhaupt Vegetation gibt, besteht sie hauptsächlich aus Kräutern, Buschwerk und Haidekraut, Gras gibt es kaum, und von Bäumen sieht man hier und da ein verkümmertes zwerghaftes Exemplar in den Schluchten und Pässen jener niederen felsigen Höhenzüge, welche in wechselnden Zwischenräumen die Wüste in beinahe parallelen, von West nach Ost gerichteten Linien durchziehen."

Der Boden der Mongolei, Dschungarei und des Tarymbeckens besteht entweder aus Lößerde oder aus Sand-, Kies- und Schuttwüsten. Alle

Depressionen sind mit Löß ausgefüllt, einer lockeren, zerreiblichen mit feinem Sand vermischten Lehmerde von braungelber Farbe. Dieselbe Lehmerde bildet auch die Unterlage und die nächste Umgebung der wenigen noch vorhandenen Salzseen. Die Lößerde bildet den fruchtbarsten Theil der Centralasiatischen Steppen und liefert da, wo hinreichende Niederschläge erfolgen, die besten Weideplätze für die Nomaden. An die Lößdepressionen schließen sich die Sandwüsten an, welche zum Theil auch die Lößgebilde überlagern. Sie bestehen aus feinem Flugsand, der keinerlei Vegetation aufkommen läßt. Die ausgedehntesten Sandwüsten finden sich im Tarymbecken, sie kommen aber auch in allen übrigen Depressionen der Mongolei und Dschungarei vor. Die Kieswüsten sind am weitesten in der Mongolei und Dschungarei verbreitet. Ihr Boden ist hart und mit runden glatten Quarzkieseln bedeckt. Die Kieswüsten sind offenbar dadurch entstanden, daß der die Kiesel ursprünglich bedeckende und zwischen ihnen eingelagerte Lehm, der durch keine Vegetation festgehalten war, im Laufe der Zeit durch die atmosphärischen Niederschläge fortgewaschen oder auch in Gestalt von Staub und Sand vom Winde entführt wurde. Auf den Kieswüsten sprossen nur vereinzelnte Kräuter zwischen den Kieseln hervor, die den Heerden der Nomaden auf der Wanderung spärliche Nahrung gewähren. Die Stein- oder Schuttsteppen bestehen aus einer Mischung von Lehm mit scharfkantigem Gebirgsschutt; sie bilden eine Zone von größerer oder geringerer Breite am Fuß der in den Wüsten zerstreuten felsigen Höhenzüge und der die Mongolei und deren Dependenzen allseitig begränzenden Randgebirge und sind offenbar das Produkt der Verwitterung der benachbarten Felsengebirge.

Die eben beschriebene Bodenbeschaffenheit der Mongolei und die Art der Vertheilung der Lößablagerungen, der Sand- und Kieswüsten macht es zur Gewißheit, daß dieses ganze Gebiet früher von Meer bedeckt gewesen war. Am deutlichsten tritt der marine Charakter der Mongolischen Steppen da hervor, wo sie an die Randgebirge, die ehemaligen Ufer des Mongolischen Meeres, herantreten. So schreibt v. Richthofen (China I, S. 145): „Keinem beobachtenden Reisenden, der das Gebiet der Khalkas-Mongolen besucht hat, ist der große Gegensatz entgangen, welchen der physiognomische Charakter der salzerfüllten und doch nach dem Meer abfließenden Steppe zu demjenigen der sibirischen Gebirge liefert.“ Und in Petermann's Mittheilungen vom Jahr 1861 heißt es: „Auf das Schärfste treten im Quellland des Amur die beiden Gegensätze, nämlich die waldbedeckten Gebirge des Nordrandes von Hochasien und die kahlen, in den Thälern salzdurchdrungenen Hochsteppen Innerasiens, einander gegenüber. So scharf und unverkennbar schließen sich die Umgränzungen beider ab, daß man auch bei dem oberflächlichsten Blick auf die Daurischen Naturverhältnisse sie überall gewahr werden muß.“

Nachdem also darüber, daß die Mongolei mit der Dschungarei und dem Tarymbecken trockengelegter Meeresboden ist, kein Zweifel mehr be-

stehen kann, bleibt noch die Frage zu erörtern, ob das Meer, welches dereinst diese Gebiete bedeckt hat, ein Salzmeer oder ein Süßwassermeer gewesen ist. Wäre dasselbe ein Süßwassermeer gewesen, so müßte es sich erst allmählig im Laufe der Zeiten angesammelt haben in Folge des Ueberschusses der atmosphärischen Niederschläge über die Verdunstung. Nun sehen wir aber aus der Karte, daß das Mongolische Becken von auswärts keinen einzigen Wasserzufluß erhält und daß fast alle Flüsse, wie es bei der hohen Lage Centralasiens auch nicht anders denkbar ist, von den Centralasiatischen Randgebirgen nach dem Eismeer, nach dem Stillen und Indischen Ocean und nach den Turkestanischen Binnenseen gerichtet sind. Die spärlichen und wasserarmen Flüsse, welche von den Randgebirgen in das Mongolische Becken herabfließen, versiegen meistens schon nach kurzem Lauf im Sand und nur wenige münden in Binnenseen. Ferner beweisen die meteorologischen Beobachtungen, daß in ganz Centralasien die Verdunstung ganz unvergleichlich größer ist als die Summe der atmosphärischen Niederschläge, so daß die Wasserbecken der Mongolei nicht nur keine Zunahme, sondern im Gegentheil eine fortwährende Abnahme erfahren. Das Mongolische Meer kann also nicht erst nachträglich entstanden sein, nachdem das Mongolische Becken durch die Aufschichtung der Centralasiatischen Gebirgssysteme gebildet worden war, sondern es muß schon von Anfang an bestanden haben und gleichzeitig mit den Gebirgen aus dem Ocean emporgehoben worden sein.

Daß dieß thatsächlich der Fall gewesen war, wird durch folgende Thatsachen bestätigt. Alle Seen, sowohl in der Mongolei wie in der Dschungarei und im Tarymbecken sind Salzseen und auch viele der von den Randgebirgen herabkommenden Flüsse werden schon nach kurzem Lauf durch die Wüste salzhaltig. Ferner ist der ganze Boden mit Salz infiltrirt und der Salzgehalt nimmt von den Rändern nach innen zu beständig zu. An vielen Stellen ist der Salzgehalt des Bodens trotz der 4000jährigen Auslaugung durch Regen- und Schneewasser noch immer so bedeutend, daß er mit Salzausblühungen ganz bedeckt ist. Daß der Salzgehalt der Seen und des Bodens nicht größer ist, als dieß thatsächlich der Fall ist, und daß nicht das ganze ehemalige Meeresbecken mit einer dicken Salzkruste bedeckt ist, wie es unfehlbar der Fall sein müßte, wenn das ganze Meer durch Austrocknung verschwunden wäre, ist ein neuer Beweis dafür, daß das Meer plötzlich abgeflossen und nur der in den Depressionen zurückgebliebene Bodensatz nachträglich verdampft ist.

Es mag zwar Manchem unglaublich erscheinen, daß die Aufthürmung der kolossalen Centralasiatischen Bergketten, welche vom Amu-darja in ununterbrochener Linie im Süden bis an das Chinesische Meer und im Norden bis zur Behringsstraße reichen, und die Emporhebung Centralasiens so gleichmäßig erfolgt sein sollte, daß zwischen den Gebirgen ein Meer von den Dimensionen des Mittelländischen Meeres eingeschlossen blieb und zu-

gleich mit emporgehoben wurde. An der Thatsächlichkeit dieses Vorgangs ist aber trotzdem nicht zu zweifeln; denn die Existenz des Mongolischen Meeres kann auf keine andere Weise erklärt werden. Der ganze Vorgang ist so zu denken, daß die feste Erdkruste in Folge der Verringerung des glühenden Erdkerns durch Abkühlung allmählig zusammengeschoben wurde, wobei sich unter dem von allen Seiten wirkenden Seitendruck Faltungen bildeten [1]), die zufällig so geordnet waren, daß sie einen Theil des Oceans allseitig umschlossen. Bei fortschreitendem Zusammenschrumpfen des Erdkerns und dadurch bedingter weiterer Zusammenschiebung der festen Erdkruste wurden dann die früher gebildeten Faltungen sammt dem von ihnen eingeschlossenen Theile des Oceans allmählig immer weiter emporgehoben, bis sie endlich diejenige Höhe über dem Meeresspiegel erreichten, welche die Centralasiatischen Gebirge und das von denselben eingeschlossene Mongolische Becken heute noch einnehmen.

Zur Bestimmung der annähernden Tiefe des Mongolischen Meeres haben wir folgende Anhaltspunkte. Der Punkt in der Schlucht des Kaptagaigebirges, an welchem ich meine Längen- und Breitenbestimmungen angestellt hatte, hatte nach meinen barometrischen Beobachtungen eine absolute Meereshöhe von 3900 Fuß. Der Punkt auf der Kammhöhe des Kaptagaigebirges, von dem aus ich die Uferlinien des ehemaligen Meeres beobachtet habe, lag noch etwa 500 Fuß höher. Die Uferlinie selbst aber lag nach einer ungefähren Schätzung noch wenigstens 1000 Fuß höher als mein Standpunkt. Als ich die Wassermarke an dem gegenüberliegenden Dschestebeteugebirge mit der wahrscheinlichen Lage des hinter diesem Gebirge liegenden Sees Sairam-noor verglich, soweit ich dieselbe auf Grund der Karte schätzen konnte, hielt ich es für wahrscheinlich, daß die Wassermarke mit dem gegenwärtigen Spiegel des Sairam-noor wenn nicht ganz, so doch wenigstens nahezu zusammenfallen müsse. Der Sairam-noor würde also, wenn meine Schätzung richtig war, wie der Ebi-noor noch ein Ueberrest des Mongolischen Meeres sein. Dieß wird auch schon dadurch wahrscheinlich gemacht, daß das Wasser des Sairam-noor, wie ich mich beim Baden im See überzeugte, stark salzhaltig ist, so daß er, soviel ich bemerken konnte, keine Fische enthält. Auch zeigt der Sairam-noor genau dieselbe dunkelblaue Färbung wie der Ebi-noor. Ueberdieß muß ich bemerken, daß die flache Thalmulde, welche aus dem Becken des Sairam-noor in Oestlicher Richtung zum Becken des Ebi-noor hinüberführt, ganz mit runden und abgeschliffenen Kieseln bedeckt war und vollkommen den Eindruck machte, als hätte noch vor nicht gar langer Zeit eine Verbindung zwischen Sairam-

[1]) Eine ganz ähnliche Erscheinung kann man an vertrocknenden Früchten beobachten, deren Schalen ebenfalls in Folge des Zusammenschrumpfens des Kernes in zahlreiche Falten und Runzeln gelegt werden, welche zwischen sich allseitig begränzte Vertiefungen einschließen.

noor und Ebi-noor bestanden. Nach meinen am Ufer des Sairam-noor ausgeführten barometrischen Höhenmessungen beträgt die Meereshöhe desselben 6600 Fuß. Diese Höhe ist aber offenbar zu groß, denn sie beruht auf einer absoluten Bestimmung und, wie ich mich anderweitig überzeugt habe, geben in Turkestan alle Sommerbeobachtungen zu große und die Winterbeobachtungen zu kleine Höhen. (Vergl. in meinem Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan" den Abschnitt über das Klima Turkestans.) Ich halte deßhalb 6000 Engl. Fuß für die wahrscheinliche Meereshöhe des gegenwärtigen Spiegels des Sairam-noor. Damit stimmt auch Reclus überein, der die Meereshöhe des Sairam-noor auf 1800 Meter angibt. Wenn also meine Annahme, daß der Sairam-noor ursprünglich ein Theil des Mongolischen Meeres gewesen war, welche viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, richtig ist, so lag der Spiegel des Mongolischen Meeres vor dessen Abfluß ungefähr 6000 Fuß über dem Spiegel des Oceans. Die Festsetzung der genaueren Höhe, welche nach dem Gesagten keine Schwierigkeit machen kann, muß einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben; mir selbst war dieß im Jahre 1880 mit Rücksicht auf den eigentlichen Zweck meiner Reise leider nicht möglich gewesen und später fand ich keine Gelegenheit mehr, die betreffenden Gegenden, wie ich gehofft hatte, nochmals zu besuchen, da dieselben schon ein Jahr später an China abgetreten wurden.

Nachdem wir so die oberste Gränze annähernd festgestellt haben, wollen wir nun versuchen auch die größte Depression des Mongolischen Meeres zu bestimmen. Die niedrigste bisher im Becken des ehemaligen Meeres gemessene Höhe ist die Meereshöhe von Lukschinkyr, im Gebiet von Turfan, unter 42,5° Nördlicher Breite und 89,5° Oestlicher Länge von Greenwich. Nach den von dem Russischen Reisenden Grum-Grshimailo ausgeführten und vom Generalmajor v. Tillo berechneten Barometerbeobachtungen liegt Lukschinkyr 164 Fuß unter dem Meeresspiegel. (Pet. Mitth. 1891, S. 126.) Die Gegend von Turfan ist aber sicherlich nicht die tiefste Stelle des Mongolischen Beckens, wie aus der Konfiguration des Gebirges und dem Lauf der Flüsse hervorgeht. Dabei ist zu bedenken, daß überhaupt erst für eine verschwindend kleine Anzahl von Punkten der Mongolei Höhenmessungen vorhanden sind. Es ist deßhalb nicht ausgeschlossen, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß in der Mongolei Depressionen vorhanden sind, welche noch beträchtlich niedriger liegen als die Gegend von Turfan. Wenn man dieß bedenkt und ferner in Betracht zieht, daß die tiefsten Stellen des Mongolischen Beckens seit dem Abfluß des Meeres durch die von allen Seiten zusammengeschwemmten und vom Wind zusammengewehten Ablagerungen zum großen Theil ausgefüllt worden sind, so wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man die größte Tiefe des Mongolischen Meeres auf wenigstens 1000 Fuß unter dem Meeresspiegel ansetzt. Das Mongolische Meer erreichte also eine Tiefe von wenigstens 7000 Engl. Fuß

und gab mithin dem Mittelländischen Meere, dessen mittlere Tiefe 4400 Fuß beträgt, in Bezug auf Mächtigkeit wenig oder auch gar nichts nach.

Nachdem die Tiefe des ehemaligen Mongolischen Meeres annähernd bestimmt ist, lassen sich auf Grund der Karte auch die Gränzen desselben ungefähr angeben. Eine größere Genauigkeit ist dabei allerdings nicht zu erwarten, weil die Höhenverhältnisse und selbst der Verlauf der Mongolischen Randgebirge, mit Ausnahme der an die Russischen Centralasiatischen Besitzungen gränzenden, noch immer nur höchst mangelhaft bekannt sind. Die Gränzen des Mongolischen Meeres bildeten im Westen das Pamir- und Tjanschangebirge; im Nordwesten der Dschungarische Alatau und der Tarbagatai; im Norden der Altai, das Tannu-ola- und Jablonoigebirge; im Osten das Chingangebirge; und im Süden das Inschan- und Nanschangebirge, der Altyn-tag und der Westliche Küen-lün.

Der Pamir, d. h. „Dach der Welt" ist das höchste aller Mongolischen Randgebirge und bildet den Knotenpunkt, in dem Hindukusch, Tjanschan, Küen-lün, Karakorum und Himalaja zusammenstoßen. Die Thäler des Pamir erreichen die Höhe des Montblanc. Die dem Pamir im Norden vorgelagerten Ketten des Transalai und Alai bilden den Uebergang zum Tjanschan- oder „Himmelsgebirge", welches wie ein Keil weit in das Mongolische Becken hineinragt und den Westlichen Theil desselben in zwei Theile theilt, das Dschungarische Becken im Norden und das Tarymbecken im Süden. Die Längenausdehnung des Tjanschansystemes beträgt von Westen nach Osten an die 2500 Kilometer. Der Tjanschan beginnt etwa 200 Kilometer Oestlich von der Stadt Hami als ein einfacher Felsenkamm, der seinerzeit zum Theil vom Meer bedeckt gewesen war. An diesen Felsenkamm, der in Westsüdwestlicher Richtung verläuft, schließt sich gegen Westen ein zweiter, dann ein dritter, vierter ꝛc. an. Dieselben werden je weiter desto höher und breiter und breiten sich nach Westen hin fächerartig immer weiter aus, bis sie sich schließlich über eine Strecke von acht Breitengraden erstrecken. Alle von Westturkestan über den Tjanschan nach dem Tarymbecken und dem Dschungarischen Becken führenden Pässe haben, mit Ausnahme des Talkipasses in der Nähe des Sairam-noor, eine bedeutende Höhe. Der Talkipaß ist nach meiner Bestimmung 6300 Fuß, der Naratpaß nach meiner Bestimmung 10100 Fuß und nach Prschewalsky's Bestimmung 9800 Fuß, der Musartpaß 13000 Fuß und der Terek-dawan nach meiner Bestimmung 13500 Fuß hoch.

Der Dschungarische Alatau, der von Südwest nach Nordost streicht und das Thal der Baratala im Norden begränzt, ist ein Zweig des Tjanschansystemes. Er wird im Osten durch die tiefe Einsenkung, welche aus dem Becken des Ebi-noor nach dem Becken des Ala-kul hinüberführt und durch welche seinerzeit das Mongolische Meer abgeflossen war, vom Barlykgebirge getrennt, das ursprünglich, d. h. vor der Entstehung der erwähnten

Einsenkung, offenbar die Fortsetzung des Alatau gebildet hatte. Ueber das Alataugebirge, dessen Gipfel mit ewigen Schnee bedeckt sind, führen nur zwei Pässe, der Tentek- und der Lepsapaß.

Der Tarbagatai („Murmelthiergebirge") gleicht in Bezug auf Ausdehnung und Höhe den Pyrenäen. Er streicht im Allgemeinen parallel zur Richtung des Nördlichen Tjanschan und erstreckt sich von der Stadt Sergiopol im Westen bis zum See Uljungur im Osten. Seine größte Höhe erreicht er in seinem Oestlichen Theile, im Mus-tau und Sauru-gebirge. Nördlich vom Tarbagatai breitet sich zwischen diesem und dem Altaigebirge das Becken des Sees Saisan-noor aus, das nur 1350 Fuß über dem Ocean liegt. Das Becken dieses Sees muß also, ebenso wie das Becken des etwas höher liegenden Sees Uljungur, früher einen Theil des Mongolischen Meeres gebildet haben. Zwischen dem Tarbagatai und Barlyk ist auf den Russischen Karten, auf Grund der von Sosnowsky, Miroschnitschenko und Matussowsky im Jahre 1874 in der Umgebung des Uljungur ausgeführten Aufnahmen, ein Zwischenraum angezeigt, der durch eine hochgelegene breite Thalmulde eingenommen ist, die aus dem Uljungurbecken nach dem Becken des Ala-kul hinüberführt. Ferner ist zu bemerken, daß der Irtysch ein Abfluß des Saisan-noor ist. Aus diesen Terrainverhältnissen, sowie aus der geringen Höhe des Westlichen Theiles des Tarbagatai geht hervor, daß der Abfluß des Mongolischen Meeres nicht bloß durch die Bucht zwischen Alatau und Barlyk, sondern zum Theil auch durch die Einsenkung zwischen Barlyk und Tarbagatai, sowie entlang dem jetzigen Flußbett des Irtysch und vielleicht auch noch an verschiedenen Punkten des Tarbagatai erfolgt sein muß. Die Hauptausflußstelle war aber jedenfalls zwischen Alatau und Barlyk gewesen; denn diese Einsenkung ist die breiteste und tiefste, da der Ebi-noor nur etwa 700 Fuß über dem Ocean liegt und die Thalsohle der Einsenkung sich nur ganz wenig über den Spiegel des Ebi-noor erhebt.

Der Altai oder „Goldberg", dessen Längenausdehnung etwa 1500 Kilometer beträgt, zerfällt in den Großen Altai, den Ektag-Altai und das Kolywan'sche Erzgebirge. Der unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Große Altai zieht in Oestlicher Richtung bis zum Berge Kuitun. Hier zweigt sich vom Großen Altai der Ektag-Altai ab, der nach Südost streicht und den Schwarzen Irtysch vom Becken des Sees Ike-Aral scheidet. Das Kolywan'sche Erzgebirge oder der eigentliche Altai erstreckt sich von Smeinigorsk bis zum Telezkersee. Die Spitzen des Altaigebirges erreichen eine Höhe von 10000 Fuß und darüber.

Der allgemeine Charakter des Altaigebirges wird von Reclus (Nouv. Géogr. Un. VI, p. 637) folgendermaßen geschildert: „Dans presque toute son étendue, l'Altaï consiste en massifs et en chaînes formant des plateaux à longues croupes et à cimes déprimées; au-dessous de la zone des neiges

persistantes, les hauteurs sont couvertes partiellement de terrains marécageux, rappelant, mais en proportions beaucoup plus considérables, les ‚hautes fagnes‘ des Ardennes et parsemés de blocs de granit, ce qui leur a fait donner le nom de ‚marais de pierres‘. Des vallées profondes, à parois très escarpées, séparent ces sommités aplaties, et semblent pour la plupart avoir été creusées par érosion dans les roches schisteuses intercalées dans les masses granitiques, plus résistantes, qui forment les principaux groupes des monts Altaï. — L'Altaï est évidemment un système de montagnes très ancien: on n'y trouve aucune strate des terrains sédimentaires du dyas, du trias, du jura, de la craie, aucune assise tertiaire; depuis la formation des roches paléozoïques, l'Altaï a toujours dressé ses croupes au-dessus des mers ou des steppes inférieures.“

Vom Altaigebirge zweigen sich im Osten zwei Gebirgszüge ab, das Sajanische Gebirge im Norden und das Tannu-ola-Gebirge im Süden.

Das Tannu-ola-Gebirge bildet die Oestliche Fortsetzung des eigentlichen Altai. Es ist eine rauhe und wilde, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette von mehr als 12 000 Fuß Höhe und streicht Anfangs von Westen nach Osten, wendet sich dann nach Südost und zuletzt am Orchon entlang nach Nordost. Der Westliche Theil des Gebirges heißt Malacha-ola, der mittlere Kuku-dawan und der Oestliche Changgai-ola. Südlich von letzterem lag die Stadt Karakorum, die Residenz Dschingis-Chans.

Das Sajanische Gebirge ist gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckt und seine Paßhöhe beträgt 6200 Fuß. Von Süden her wird es vom oberen Jenissei durchbrochen. Das Sajanische Gebirge streicht zuerst in einem großen Bogen nach Nordosten, dann nach Südosten und vereinigt sich endlich in der Nähe des Sees Kossogol mit dem Tannu-ola-Gebirge. In Anbetracht der Kammhöhe des Tannu-ola-Gebirges ist nicht zu zweifeln, daß dieses und nicht das dahinterliegende Sajanische Gebirge die Gränze des Mongolischen Meeres gebildet hat. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß früher, d. h. vor der Entstehung des Jenisseidurchbruches, diese beiden Gebirgszüge ein selbstständiges Seebecken eingeschlossen haben.

Das Jablonoi- oder Apfelbaumgebirge ist noch ganz unerforscht und die Höhenverhältnisse desselben sind auch nicht annähernd bestimmt. Dieses Gebirge ist eigentlich die Südwestliche Fortsetzung des Stanowoigebirges, welches sich in Nordöstlicher Richtung im Zikzak, aber in ununterbrochener Linie, bis auf die Tschuktschenhalbinsel erstreckt. Die Verbindung zwischen dem Jablonoigebirge und dem Sajanischen und Tannu-ola-Gebirge bildet das Kenteigebirge, welches Nordöstlich von der Stadt Urga unter einem nahezu rechten Winkel an das Jablonoigebirge stößt. Das Jablonoigebirge ist kein eigentlicher Gebirgszug, sondern der nach Südost steil ab-

fallende Rand eines Hochplateaus, welches sich gegen Nordwesten ganz allmählig senkt. In dem spitzen Winkel zwischen dem Jablonoigebirge und dem Chingangebirge liegt die 2—3000 Fuß hohe Daurische Steppe. Diese Steppe ist ebenso unfruchtbar, wie die Wüste Gobi; stellenweise ist der Boden mit Salz- und Magnesiumausblühungen bedeckt, wie wenn er mit frischgefallenem Schnee bedeckt wäre, und die spärlichen über die Steppe verstreuten Seen und Wasserpfützen sind ohne Ausnahme salzhaltig. Die Bodenbeschaffenheit ist genau dieselbe wie in der Wüste Gobi. Daraus geht hervor, daß die Daurische Steppe ebenfalls alter Meeresboden ist und daß folglich das Jablonoigebirge seinerzeit das Nordwestliche Ufer eines Daurischen Meerbusens gebildet hatte.

Das Chingangebirge, welches das Ostufer des Mongolischen Meeres gebildet hatte, ist, wie das Jablonoigebirge, nur der nach Osten schroff abfallende Rand eines von Westen, aus der Mongolei, ganz allmählig ansteigenden Hochplateaus. v. Richthofen (China I, S. 33) schreibt über das Chingangebirge: „Ein ganz unerwartetes Resultat haben die Beobachtungen im Khingan ergeben, welcher früher unter die Hauptgebirge im Oestlichen Asien gerechnet zu werden pflegte, jetzt aber zu einer unbedeutenden Bodenanschwellung zusammenschrumpft. Die einzige Höhenmessung in demselben wurde von Fritsche ausgeführt, als er ihn, von der Missionsstation He-shui im Quellgebiet des Liau-ho kommend, im Paß Tscholotu-Daban überstieg. Er bestimmte die Höhe des letzteren zu 1139 Meter. Vom Paß aus ging Fritsche, durch eine Erstrekung von 5 1/2 Breitengraden, in einer mittleren Entfernung von 30 bis 40 geogr. Meilen vom Westabhang des vermeintlichen Gebirges, nach Norden und vermochte selbst bei einer Annäherung auf die Hälfte dieser Entfernung ein hohes Gebirge nicht wahrzunehmen. Sein Weg führte über einen sanftwelligen Boden, dessen Höhe von Süden nach Norden successiv zu 900, 850, 709, 572 Meter (bei Khailar) gefunden wurde. Wir werden daher die mittlere Höhe des Khingan nur gering, wahrscheinlich eher unter als über 2000 Meter anzunehmen haben."

Nach dieser Darstellung liegt also der Kamm des Chingangebirges gegenwärtig stellenweise unter dem ehemaligen Wasserspiegel des Mongolischen Meeres. Dieß ist dadurch zu erklären, daß das Chingangebirge im Laufe der letzten 4000 Jahre zum Theil zerstört worden ist. In Folge seiner exponirten Lage am Ostrande des Asiatischen Kontinents sind auf der Ostseite des Chingan die atmosphärischen Niederschläge sehr groß, ebenso wie auf dem Südabhange des in einer ähnlichen Lage befindlichen Himalaja. Durch diese reichlichen Niederschläge wurde der Ostabhang des Gebirges immer mehr und mehr fortgespült und dadurch, da das Plateau, dessen Abfall der Chingan bildet, sich nach Westen hin senkt, auch die Kammhöhe immer mehr und mehr erniedrigt. Diese zerstörende Wirkung der Niederschläge erstreckt sich sogar noch bis zum Küen-lün, der nach

v. Richthofen in seinem Oestlichen Theil viel mehr zerstört ist als im Westen. Der Einwirkung der reichlichen aus dem Stillen Ocean aufsteigenden Feuchtigkeit ist auch die nachträgliche Entstehung der Bresche zwischen dem Chingan- und Jablonoigebirge zuzuschreiben, durch welche der Argun, der Oberlauf des Amur, aus der Daurischen Steppe hervorbricht.

Wie bedeutend der Einfluß der Nachbarschaft des Meeres selbst noch im Sokondogebirge ist, welches weit hinter dem Chingangebirge, zwischen diesem und dem Jablonoigebirge liegt, kann man aus Reclus ersehen, der (Nouv. Géogr. Un. VI, p. 814) schreibt: „Cependant le Sokhondo reçoit en hiver une très grande quantité de neige: il est presque toujours environné de nues, et l'on ne voit que rarement sa tête à travers les vapeurs déchirées. Les Toungouses et les Bouriates de la contrée le redoutent comme un dieu, sans doute parce qu'il se montre presque toujours à eux sombre, menaçant, environné d'orages."

Wer etwa bezweifeln sollte, daß durch die atmosphärischen Niederschläge so gewaltige Zerstörungen hervorgebracht werden können, wie ich für den Chingan angenommen habe, der möge sich erinnern, welche Mengen von erdigen Bestandtheilen z. B. der Ganges beständig mit sich führt. Das Quantum der jährlich vom Hauptstrom des Ganges nach dem Meer entführten erdigen Bestandtheile ist auf 200 Millionen Kubikmeter berechnet worden. Daraus folgt, daß der Ganges allein im Laufe der letzten 4000 Jahre nicht weniger als 800 000 000 000 Kubikmeter Erde aus dem Himalaja weggeführt hat. Daraus könnte man aber ein Gebirge von 1000 Meter Höhe, 10 Kilometer Basis und 160 Kilometer Länge aufbauen. Und dabei sind die Ablagerungen, welche der Fluß bereits auf seinem weiten Wege vom Gebirge bis zur Mündung zurückläßt, noch gar nicht gerechnet.

Das Inschan- oder Kingschangebirge, welches sich im Osten an das Chingangebirge anschließt, läuft am linken Ufer des mittleren Hoangho entlang und bildet die Gränze zwischen der Mongolei und der Chinesischen Provinz Schansi. Es bildet ebenfalls den Rand eines Plateaus, welches von Norden nach Süden allmählig ansteigt und dann schroff nach Süden abfällt. Ein im Mani-ula, einem Zweig des Inschangebirges, gemessener Uebergang hatte eine Höhe von 7400 Fuß.

Der Küen-lün, auch Aneutagebirge genannt, scheidet das Tibetanische Hochland vom Tarymbecken und der Wüste Gobi. Er zweigt sich im Westen vom Pamirgebirge ab und streicht in Oestlicher Richtung bis zum Inschangebirge. Der mittlere Theil seiner Nördlichen Kette heißt Altyntag, der Oestliche Theil derselben Nanschangebirge. Der Küen-lün ist, wie aus den geologischen Untersuchungen hervorgeht, eines der ältesten Gebirge der Erde und bildete bereits zu Ende der Silurischen Periode eine bedeutende Gebirgskette. Im Oestlichen Theil hat seit der Zeit seiner Ent-

stehung eine tiefgreifende Zerstörung durch Erosion stattgefunden, so daß der jetzige Küen-lün nur mehr die Ruine eines einst viel mächtigeren und höheren Gebirges repräsentirt. Die Gipfel sind verschwunden und nur der Rumpf hat sich erhalten. An Gipfelhöhe wird daher der Küen-lün nicht nur vom Himalaja, sondern auch vom Tjanschan übertroffen, er übertrifft dagegen alle andern Gebirge in Bezug auf Kammhöhe, welche im Westlichen Theil, der allein näher bekannt ist, nahezu 20000 Fuß beträgt.

Nach dem bisher Gesagten waren also die Gränzen des ehemaligen Mongolischen Meeres annähernd folgende. Im Süden bespülte dasselbe bis zu einer Höhe von 6000 Fuß den Nordfuß des Westlichen Küen-lün, des Altyn-tag und des Nanschangebirges. Im Südosten und Osten reichte es bis an das Inschan- und Chingangebirge. Im Nordosten bildete es eine ausgedehnte Bucht in dem spitzen Winkel zwischen dem Chingan- und Jablonoigebirge. Westlich vom Jablonoigebirge wurde die Nordgränze durch das Kentei- und Tannu-ola-Gebirge und weiterhin durch den Altai gebildet. Die Nordwestliche Gränze des Mongolischen Meeres läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, weil das Gebirge, welches in dem Raum zwischen Altai und Alatau die Gränze gebildet hatte, zur Zeit des Abflusses des Meeres zum großen Theil zerstört worden war. Man kann nur soviel sagen, daß das Meer wahrscheinlich noch das Becken des Saisan-noor bedeckt hatte. Am Nordrande des Tjanschan erreichte das Mongolische Meer seine Westlichste Ausdehnung im Thale der Baratala und bedeckte wahrscheinlich auch noch das Südlich von diesem gelegene Becken des Sairam-noor. Das Tjanschangebirge ragte als eine ungeheure Landzunge in das Meer hinein und schied die breite Dschungarische Bucht von der noch viel ausgedehnteren Tarymbucht. Diese letztere erreichte ihre größte Westliche Ausdehnung am Ostfuße des Pamirgebirges, in dem spitzen Winkel zwischen dem Südlichen Zweig des Tjanschan und dem Küen-lün. Die Gegend von Kaschgar war noch vom Meer bedeckt, dagegen lag das Westlich von Kaschgar auf dem nach Fergana führenden Wege gelegene Kan-dschergan bereits außerhalb des Bereiches des Meeres, da seine Meereshöhe 6300 Fuß beträgt.

Das Mongolische Meer hatte also eine Längenausdehnung von rund 4000 Kilometern, und eine größte Breite von etwa 1400 Kilometern.

Wenn man bedenkt, daß das Mongolische Becken von Kaschgar bis zur Daurischen Steppe eine einzige, durch keine größeren Bodenanschwellungen unterbrochene tiefe Rinne bildet und daß, nach den jetzigen Terrainverhältnissen zu urtheilen, im ganzen Meer fast gar keine Inseln vorhanden waren, so kommt man zu dem Schluß, daß die Wassermenge des Mongo-

lischen Meeres kaum geringer gewesen sein dürfte, als die Wassermenge des jetzigen Mittelländischen Meeres [1]).

[1]) Das Mongolische Meer war den alten Iranern unter dem Namen Vouru-Kasha bekannt. In der Iranischen Tradition wird berichtet, daß die Haraberſati, der Paradiesberg der Iraner, der, wie oben erwähnt, im Pamirsystem zu suchen ist, den See Vouru-Kasha, der den dritten Theil der Erde umgab, einschloß und am Auslaufen verhinderte. (Vergl. Kuhl: Die Anfänge des Menschengeschlechtes, I, Seite 121.) Daraus ist zu ersehen, daß sich bei den alten Iranern das Andenken an die frühere Existenz des Mongolischen Meeres auch nach ihrer Auswanderung noch erhalten hatte und daß sie über die Rolle, welche der Pamir dem hochgelegenen Meere gegenüber als Gränzwall spielte, keineswegs im Unklaren waren.

Vierter Abschnitt.

Veranlassung und Verlauf der Sintfluth.

Im Vorausgehenden habe ich auseinandergesetzt, daß die heutige Mongolei in früheren Zeiten von einem Meer bedeckt gewesen war, welches in Bezug auf Umfang und Wassermenge dem Mittelländischen Meere ungefähr gleich kam und dessen Wasserspiegel 6000 Fuß über dem Spiegel des Oceans gelegen war. Dieses Meer war zwar, wie wir gesehen haben, abgesehen von einigen erst später entstandenen Breschen, ringsum von hohen und massiven Gebirgszügen umgeben; aber mochten diese Randgebirge auch noch so mächtig sein, eine derartig hohe Lage eines so ausgedehnten Wasserbeckens schließt immer eine große Gefahr für die Bewohner der benachbarten Niederungen in sich. Es bedarf nur eines etwas stärkeren Erdbebens, welches die Grundvesten eines Randgebirges erschüttert, und die eingeschlossenen Wassermassen, welche auf die Seitenwände einen kolossalen Druck ausüben, werden die erschütterten Randwälle über den Haufen werfen und sich, Alles zerstörend, über die benachbarten Niederungen ergießen. Wie gefährlich die Nachbarschaft eines umfangreichen höher gelegenen Wasserbeckens für die niedriger gelegenen Orte ist, kann man am besten aus dem Beispiel der Turkestanischen Stadt Wernoe, der Hauptstadt der Russischen Provinz Semiretschie, ersehen. Diese Stadt wurde, Dank der gefährlichen Nähe des Sees Issyk-kul, vor einigen Jahren durch ein Erdbeben fast vollständig zerstört und wird seitdem fast täglich durch größere oder geringere Erdstöße heimgesucht, so daß die Einwohner nur mehr in hölzernen Häusern wohnen können, weil Stein- und Lehmwände den unausgesetzten Erschütterungen nicht zu widerstehen im Stande sind. Eine Zeit lang bestand sogar in Regierungskreisen die Absicht, die Stadt Wernoe ganz aufzulassen und die Einwohner nach einer andern Gegend zu versetzen und nur in Folge der Agitation interessirter Kreise wurde dieses Projekt, wie mir scheint mit

Unrecht, wieder aufgegeben. Von den von der Russischen Regierung zur Untersuchung der Verhältnisse an Ort und Stelle geschickten Geologen wurden die Erdbeben von Wernoe, da in ganz Turkestan nirgends Spuren von Vulkanismus zu bemerken sind, auf Verstungen der festen Erdschichten in Folge seitlichen Druckes zurückgeführt. Dagegen sprechen aber ganz entschieden erstens die häufigen, im Laufe einer Reihe von Jahren sich fast täglich wiederholenden Erderschütterungen; zweitens der Umstand, daß in Turkestan die Erdbeben ganz unzweifelhaft von der Jahreszeit, nämlich vom Eintritt und Ende der Regenzeit abhängen; drittens der weitere Umstand, daß sich die Polhöhe von Wernoe, welche ich im Jahre 1879 genau bestimmt hatte, während aller bisher erfolgten Erdbeben nicht im Mindesten geändert hat, wie durch seither eigens zu diesem Zwecke ausgeführte astronomische Beobachtungen konstatirt worden ist; viertens endlich spricht dagegen der ganze Verlauf aller Turkestanischen Erdbeben. Ich habe während meines 15jährigen Aufenthaltes in Turkestan an die hundert leichtere oder stärkere Erdbeben erlebt und bin auf Grund der dabei gemachten Beobachtungen zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß alle Turkestanischen Erdbeben ohne Ausnahme auf unterirdischen Wasserdampfexplosionen beruhen. Diese Explosionen entstehen aber auf folgende Weise.

Es ist bekannt, daß die Temperatur des Erdbodens, unabhängig von der Erwärmung durch die Sonne, mit zunehmender Tiefe zunimmt. Diese Zunahme ist natürlich an verschiedenen Punkten der Erde verschieden, da die Bodenwärme durch die verschiedenartigsten lokalen Einflüsse afficirt wird. Um einen numerischen Ausdruck für die mittlere Zunahme der Bodenwärme mit zunehmender Tiefe zu erhalten stellte ich in der auf Seite 454 abgedruckten Tabelle die bisher in größeren Tiefen ausgeführten Messungen zusammen. Die erste Zahlenkolumne dieser Tabelle gibt an, in welcher Tiefe die betreffende Beobachtung angestellt worden ist; die zweite Kolumne aber, um wie viel Fuß man tiefer steigen muß, um auf eine um einen Grad Celsius höhere Temperatur zu stoßen.

Es ist einleuchtend, daß von den in der Tabelle aufgeführten Bestimmungen diejenigen die zuverlässigsten sind, welche in den größten Tiefen gewonnen worden sind, weil die Bodentemperatur in größeren Tiefen weniger von lokalen Einflüssen abhängig ist als in der Nähe der Erdoberfläche. Man muß deßhalb, um aus allen Bestimmungen den wahrscheinlichsten mittleren Werth zu erhalten, den verschiedenen einzelnen Bestimmungen ein verschiedenes, und zwar ein den respektiven Tiefen proportionales Gewicht beilegen. Auf diese Weise erhält man als wahrscheinlichsten Werth aus allen Bestimmungen das Resultat, daß einer Zunahme der Tiefe um 114 Fuß eine Temperaturzunahme von 1° Celsius entspricht.

Die Bodentemperatur steigt also im Mittel bereits bei einer Tiefenzunahme von 11 400 Fuß um 100° Celsius, kann aber, wie aus der Tafel

zu ersehen ist, diesen Zuwachs unter günstigen Umständen bereits in einer Tiefe von 6—7000 Fuß erreichen. Der Siedepunkt des Wassers liegt

Zunahme der Bodentemperatur mit der Tiefe.

Nr.	Beobachtungsort	Tiefe des Beobachtungspunktes in Engl. Fuß	Tiefe für 1° Celsius
1	St. Gotthard-Tunnel	5578	149
2	Mont-Cenis-Tunnel	5280	143
3	Sperenberger Bohrloch (Berlin)	3492	94
4	Ashton Moß-Kohlengruben im Kohlenbecken von Ost-Manchester	2790	140
5	Astley-Brunnen in Dukinfield	2700	131
6	Rosebridge-Kohlengruben in Wigan	2445	98
7	Scarle-Bohrloch in Lincoln	2000	125
8	South Hetton-Kohlengruben in Durham	1929	105
9	Przibram-Minen in Böhmen	1900	229
10	Kingswood-Kohlengruben in Bristol	1769	123
11	Seraing-Kohlengruben in Belgien	1657	91
12	Monkwearmouth-Kohlengruben in Durham	1584	127
13	Boldon-Kohlengruben in Durham	1514	89
14	Bootl-Wasserwerke in Liverpool	1392	236
15	Schemnitzer Minen in Ungarn	1368	134
16	Denton-Kohlengruben im Kohlenbecken von Ost-Manchester*	1317	140
17	Artesischer Brunnen in Paris (Grenelle)	1312	104
18	Whitehaven-Kohlengruben in Cumberland	1250	82
19	Artesischer Brunnen in London (Kentish Town)	1100	100
20	Nook-Pit-Kohlengrube im Kohlenbecken von Ost-Manchester	1050	143
21	Talargoch-Bleibergwerk (Flint)	1041	145
22	Bredbury-Kohlengruben im Kohlenbecken von Ost-Manchester	1020	142
23	Pontypridd-Kohlengruben in Süd-Wales	855	138
24	Artesischer Brunnen in Paris (St. André)	830	102
25	Carrickfergus-Salzbergwerk in Irland	770	78
26	Slitt-Mine, Weardale in Northumberland	660	62
27	Anzin-Kohlengruben in Nordfrankreich	658	86
28	Brunnen in St. Petersburg (Rußland)	656	80
29	Radstock-Kohlengruben in Bath	620	113
30	Carrickfergus-Salzbergwerk in Irland	570	73
31	Artesischer Brunnen in Paris (Militärschule)	568	102
32	Gefrorner Grund in Jakutsk (Sibirien)	540	95
33	South Balgray-Bohrloch in Glasgow	525	75
34	Kirkland Neuk-Bohrloch in Glasgow	354	96
35	Blythswood-Bohrloch in Glasgow	347	91
36	Manegaon-Bohrloch in Indien	310	123

bekanntlich desto höher, je größer der Druck ist, den der sich beim Sieden aus dem Wasser entwickelnde Dampf zu überwinden hat. Bei gewöhnlichem Luftdruck an der Meeresoberfläche, der dem Druck einer 760 Millimeter hohen Quecksilbersäule gleichkommt, kocht das Wasser bekanntlich bei einer Temperatur von 100° Celsius.

Vergrößert sich der Luftdruck, wie es in größeren Tiefen der Fall ist, so muß auch die Temperatur über 100° erhöht werden, um das Wasser noch zum Kochen zu bringen. Die Spannkraft des Wasserdampfes ist aber nicht einfach der Temperatur proportional, sondern wächst in einem viel rascheren Verhältniß, wie aus nachstehender Tabelle zu ersehen ist, die angibt, einer wie hohen Quecksilbersäule der sich bei einer gegebenen Temperatur entwickelnde Wasserdampf das Gleichgewicht hält.

Spannung des Wasserdampfes bei verschiedenen Temperaturen.

Temperatur in Celsiusgraden	Höhe der Quecksilbersäule in Metern	Zunahme für 10° in Metern	Temperatur in Celsiusgraden	Zunahme für eine Atmosphäre	Höhe der Quecksilbersäule in Metern	Temperatur in Celsiusgraden	Zunahme für eine Atmosphäre	Höhe der Quecksilbersäule in Metern
— 30°	0,0004	0,0004	100,0°	20,6°	0,76	198,8°	3,1°	11,40
— 20	0,0008	0,0012	120,6	13,3	1,52	201,9	3,0	12,16
— 10	0,0020	0,0026	133,9	10,1	2,28	204,9	2,8	12,92
0	0,0046	0,0046	144,0	8,2	3,04	207,7	2,7	13,68
10	0,0092	0,0082	152,2	7,0	3,80	210,4	2,6	14,44
20	0,0174	0,0141	159,2	6,1	4,56	213,0	2,5	15,20
30	0,0315	0,0234	165,3	5,5	5,32	215,5	2,4	15,96
40	0,0549	0,0371	170,8	5,0	6,08	217,9	2,4	16,72
50	0,0920	0,0568	175,8	4,5	6,84	220,3	2,2	17,48
60	0,1488	0,0843	180,3	4,2	7,60	222,5	2,2	18,24
70	0,2331	0,1215	184,5	3,9	8,36	224,7	2,1	19,00
80	0,3546	0,1708	188,4	3,7	9,12	226,8	2,1	19,76
90	0,5254	0,2346	192,1	3,4	9,88	228,9	2,0	20,52
100	0,7600		195,5		10,64	230,9		21,28

Während also das Wasser von — 30° auf + 100° oder um ganze 130° erwärmt werden muß, um die Spannkraft des Wasserdampfes von 0,0004 auf 0,7600 Meter, d. h. um eine Atmosphäre zu erhöhen, reicht schon eine Temperaturzunahme von 2° hin, um dieselbe von 20,52 auf 21,28 Meter zu erhöhen. Man sieht daraus leicht, daß, wenn die Temperatur einmal einen gewissen Grad überschritten hat, schon eine Temperaturerhöhung um eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Graden hinreicht, um dem Wasserdampf eine Spannkraft zu verleihen, daß er im Stande ist, ganze Gebirge in ihren Grundvesten zu erschüttern.

Den Geodäten ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß in gebirgigen Gegenden die durch astronomische Beobachtungen bestimmten Polhöhen häufig von den durch trigonometrische Vermessungen erhaltenen Resultaten abweichen, was daher kommt, daß durch die Masse der benachbarten Gebirge das Loth aus der vertikalen Lage mehr oder weniger abgelenkt wird. Da nämlich die Astronomen alle ihre Höhenmessungen von Gestirnen auf das Zenith, d. h. denjenigen Punkt des Himmels beziehen, der von der durch den Mittelpunkt der Erde und den Standpunkt des Beobachters gezogenen Linie getroffen wird, so müssen, wenn das Loth oder die das Loth ersetzende Wasserwaage von den benachbarten Gebirgen afficirt wird, die Beobachtungen natürlich eine entsprechend zu große oder zu kleine Sternhöhe und damit auch eine mehr oder weniger fehlerhafte Polhöhe ergeben. Die meisten Gebirge zeigen durch ihr Verhalten gegenüber dem Loth, daß sie eine Anhäufung von Erdmasse repräsentiren. Gewisse Gebirge aber, wie z. B. die Apenninen, zeigen ein ganz anderes Verhalten, aus dem hervorgeht, daß sich unter diesen Gebirgen große Hohlräume befinden, daß also die Stellen, welche die zu Gebirgen aufgethürmten Massen vor ihrer Erhebung eingenommen hatten, bei der Faltung der festen Erdschichten leer geblieben sind. Diese Hohlräume müssen der Natur der Sache nach sehr tief unter den Gebirgen liegen und jedenfalls in einer Tiefe, wo die Bodentemperatur bereits so hoch ist, daß Wasser, welches durch Erdspalten dahin gelangt, selbst bei dem stärksten Druck sich augenblicklich in Dampf verwandelt. Befindet sich nun über einem solchen Hohlraum ein größeres Wasserbecken, wie es dann der Fall ist, wenn sich am Fuß des betreffenden Gebirges ein See oder Meer ausbreitet, so kann es leicht einmal passiren, daß die Wasser nach dem erwähnten Hohlraum durchbrechen. Denn erstens gibt es überall in der festen Erdkruste, besonders in Gebirgsgegenden, Risse und Spalten; zweitens gibt es keine Erdart, welche für Wasser absolut undurchdringlich wäre und selbst Granit wird, besonders unter hohem Druck, von Wasser durchdrungen. Der Druck aber, den das Wasser bei nur einigermaßen beträchtlicher Tiefe eines Sees oder Meeres auf den Boden und die Seitenwände ausübt, ist ein so kolossaler, daß man sich nur schwer einen richtigen Begriff davon machen kann. Man braucht sich nur an den bekannten, bereits von Pascal ausgeführten Versuch zu erinnern, der darin bestand, daß er in eine solid gearbeitete eichene Tonne ein einfaches 30 Fuß hohes Glasrohr steckte und dann Faß und Rohr bis an den Rand mit Wasser füllte. Der durch die im Rohr befindliche nur 30 Fuß hohe Wassersäule auf die Wände der Tonne ausgeübte Druck war so stark, daß die Tonne zersprengt wurde. Nun stelle man sich aber vor, daß die Höhe der Wassersäule nicht 30, sondern 3000, 10000 oder noch mehr Fuß beträgt und man wird eine annähernde Vorstellung von dem Druck erhalten, den die

Wände und der Boden eines tiefen See- oder Meeresbeckens auszuhalten haben.

Gelingt es in Folge des ungeheueren Druckes dem See- oder Meerwasser bis zu einem unterirdischen Hohlraum mit einer Temperatur von einigen Tausend Graden durchzubrechen, so sind die unausbleiblichen Folgen leicht abzusehen. Die eingedrungenen Wassermassen werden augenblicklich in Dampf verwandelt, der dann mit unwiderstehlicher Gewalt da durchbricht, wo er den geringsten Widerstand findet. Auf ebenem Terrain hat der Dampf den geringsten Widerstand in der senkrechten Richtung zu

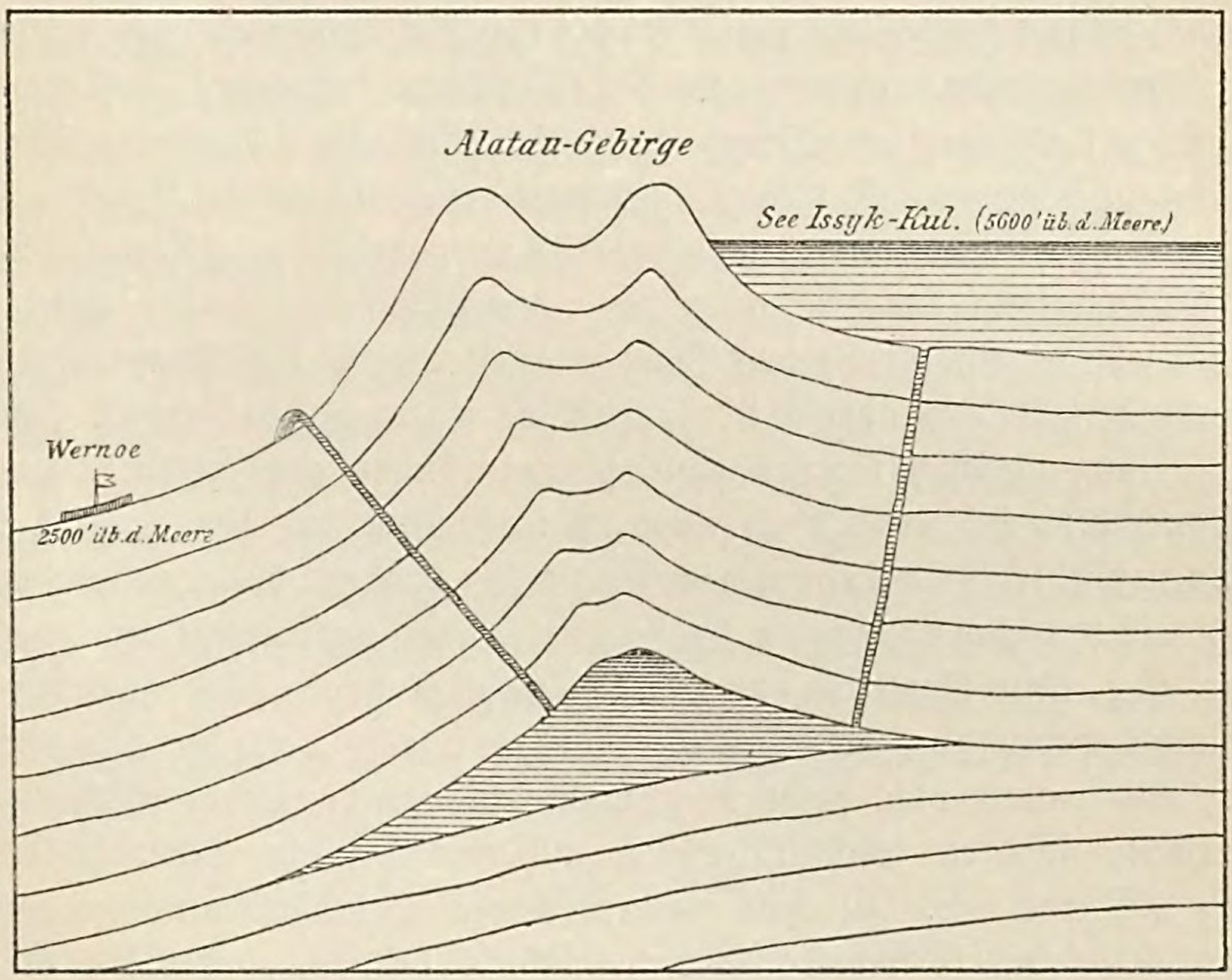


Fig. 11. Schematische Darstellung der Entstehungsweise der Erdbeben von Wernoe.

überwinden und die Explosion muß also nach oben erfolgen. Auf solchen Wasserdampfexplosionen beruhen offenbar die bekannten sogenannten Seebeben. Auf unebenem Terrain kann aber die Sache auch einen andern Verlauf nehmen, wie es z. B. bei den Erdbeben von Wernoe der Fall ist. Zur Illustrirung der Art und Weise, wie nach meiner Ansicht die Erdbeben von Wernoe zu Stande kommen, möge vorstehende schematische Zeichnung dienen.

Der See Issyk-kul hat eine Meereshöhe von 5600 Fuß; die Meereshöhe von Wernoe beträgt aber nur 2500 Fuß; Wernoe liegt also 3100 Fuß unter dem Spiegel des Issyk-kul. Dringt aus dem Issyk-kul Wasser in den unter dem Alataugebirge liegenden Hohlraum, der sich seinerzeit bei der Faltung des Gebirges gebildet hatte, und wird dort in Dampf ver-

wandelt, so erfolgt die Explosion nicht auf dem Wege, auf dem das Wasser eingedrungen ist, weil hier der Widerstand zu groß ist, indem nicht nur das Gebirge hier höher ist, sondern außerdem auch noch der durch die Wassermassen des Sees ausgeübte Druck zu überwinden ist. Der im Hohlraum gebildete Wasserdampf sucht deßhalb einen seitlichen Ausgang und bricht auf dem Nordabhang des Alatau, oberhalb Wernoe, hervor, wie in der Zeichnung angedeutet ist. Daß das erste große Erdbeben von Wernoe wirklich auf die angegebene Weise entstanden war, wird unzweifelhaft dadurch bewiesen, daß nach dem Erdbeben der Spiegel des Issyk-kul plötzlich bedeutend gefallen war, und daß während des Erdbebens in einer oberhalb Wernoe gelegenen Schlucht große Massen von Schlamm und heißem Wasser, zum Theil springbrunnenartig, aus der Erde hervordrangen, so daß man anfangs den Untergang von Wernoe durch Ueberfluthung befürchtete. Die sich seitdem in Wernoe fast täglich mehrmals wiederholenden kleineren Erderschütterungen sind auf Grund des Gesagten leicht zu erklären. Durch die Verdampfung der großen in den unterirdischen Hohlraum unter dem Alataugebirge eingedrungenen Wassermassen wurde die Temperatur des umgebenden Bodens abgekühlt, so daß die später nachdringenden Fluthen die Höhlung ausfüllen konnten ohne sofort in Dampf verwandelt zu werden. Erst nachdem sich der Boden unter dem Einfluß der benachbarten Erdschichten wieder bis zu einem gewissen Grade erwärmt hatte, konnte wieder ein Theil des eingedrungenen Wassers in Dampf verwandelt werden, was dann eine neue Explosion zur Folge haben mußte. Diese späteren Explosionen waren aber natürlich viel weniger intensiv, als die erste gewesen war, und waren nicht mehr im Stande, bis an die Erdoberfläche durchzubrechen, sondern beschränkten sich auf eine einfache Erderschütterung. Diese sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Erderschütterungen müssen natürlich solange fortdauern, als der Issyk-kul besteht, oder bis zufällig einmal der vom See nach dem Hohlraum führende Erdspalt verstopft wird. Es wäre deßhalb meines Erachtens viel rationeller gewesen, die Hauptstadt von Semiretschie an eine andere Stelle zu verlegen, als sich beständig den von Seiten des Issyk-kul drohenden Gefahren auszusetzen, für welche ein Ende gar nicht abzusehen ist.

In einer ganz ähnlichen Lage wie die Bewohner von Wernoe befanden sich zur Zeit der Existenz des Mongolischen Meeres die Bewohner der ganzen Aralo-Kaspischen Niederung. Ihre Lage war nur noch viel kritischer, weil der Höhenunterschied zwischen der Turkestanischen Niederung und dem Spiegel des Mongolischen Meeres noch beträchtlicher war und ganze 6000 Fuß betrug, weil der Umfang des Mongolischen Meeres viel bedeutender war als der Umfang des Issyk-kul und weil im Fall eines Durchbruches des Meeres die ganze Aralo-Kaspische Niederung unrettbar dem Untergang geweiht war. Die schwächste Stelle in der Umwallung des

Mongolischen Meeres lag offenbar in der Nordwestlichen Ecke desselben. Denn die Ebene, welche sich am Nordwestfuße des damals noch vereinigten Alatau-Barlyk-Gebirges ausbreitete, hatte nur eine Meereshöhe von circa 800 Fuß, so daß also die hier nur durch einen schmalen Gebirgszug eingeschlossenen Wassermassen des Mongolischen Meeres sich volle 5000 Fuß über die benachbarte Ebene erhoben. Der Sasyk-kul-See, welcher gegenwärtig die tiefste Stelle dieser Ebene einnimmt, hat eine Meereshöhe von 754 Fuß; der weiter Westlich sich ausbreitende Balchasch-See eine solche von 780 Fuß.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß das Mongolische Meer nicht nach und nach, sondern plötzlich und auf einmal abgeflossen sein muß, weil nur Eine Uferlinie vorhanden ist. Die Bresche, durch welche dieser Durchbruch erfolgte, kann deßhalb nicht erst nach und nach, etwa durch Erosion entstanden sein, sondern muß sich plötzlich gebildet haben, was nur durch ein Erdbeben geschehen konnte. Wurde durch ein Erdbeben das Randgebirge in seinen Grundvesten erschüttert, so war dasselbe nicht mehr im Stande, dem Andrange der ungeheuern Wassermassen Stand zu halten und die Fluthen stürzten mit elementarer Gewalt durch die gebildeten Spalten und Breschen. War nur erst ein Spalt entstanden, so wurde derselbe durch die ausströmenden Wogen sehr bald in eine weite Bucht verwandelt, denn die Schnelligkeit der Ausströmung mußte in Anbetracht der Höhe des Meeresspiegels eine ganz ungeheuere sein. Diese Schnelligkeit läßt sich auf Grund bekannter physikalischer Gesetze auch berechnen. Ist h die Druckhöhe, d. h. die Tiefe der Ausflußschwelle unter dem Wasserspiegel, so ist die mittlere Ausflußgeschwindigkeit

$$v = \frac{2}{3} \sqrt{2gh} = 5{,}271 \sqrt{h}.$$

Da der Spiegel des Mongolischen Meeres 6000 Fuß, der Boden der Bresche zwischen Alatau und Barlyk aber nur etwa 1000 Fuß über dem Meere lag, so betrug die Druckhöhe in unserem Fall 5000 Fuß. Damit erhalten wir auf Grund obiger Formel die mittlere Ausflußgeschwindigkeit = 373 Fuß in der Secunde. Die Ausflußgeschwindigkeit war an der Oberfläche am geringsten und nahm nach unten immer mehr zu. Am Boden war die Ausflußgeschwindigkeit $v = \sqrt{2gh} = 7{,}906 \sqrt{h} = 7{,}906 \sqrt{5000} = 559$ Fuß.

Dieß ist allerdings nur die theoretische Geschwindigkeit, bei deren Ableitung auf die Reibung nicht Rücksicht genommen ist; die Reibung kann aber in unserem Fall, in Anbetracht der Weite der Ausflußöffnung, nur verhältnißmäßig gering gewesen sein und die wirkliche Geschwindigkeit des Ausflusses des Mongolischen Meeres durch die Bresche bei Kaptagai wird hinter der berechneten wohl nicht viel zurückgeblieben sein. Was eine solche Geschwindigkeit zu bedeuten hat, kann man sich einigermaßen klar machen,

wenn man sie mit anderen bekannten Geschwindigkeiten vergleicht. So beträgt die Geschwindigkeit

eines Flusses	7—10	Fuß in der Secunde
eines freifallenden Körpers in der ersten Secunde	16	" " " "
eines Rennpferdes	40	" " " "
eines Schnellzuges	46	" " " "
eines Sturmwindes	50	" " " "
einer Brieftaube	98	" " " "
des Schalls	1092	" " " "
eines Punktes des Aequators bei der Achsendrehung der Erde	1479	" " " "
einer Büchsenkugel	1570	" " " "
einer Kanonenkugel	2460	" " " "

Die maximale Geschwindigkeit, mit welcher die Fluthen des Mongolischen Meeres aus der Alatau-Barlykbresche hervorstürzten, übertraf also annähernd die Geschwindigkeit eines Sturmwindes um das Zehnfache, die Geschwindigkeit eines freifallenden Körpers um das Dreißigfache und die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Flusses um das Fünfzig- bis Siebzigfache. In Anbetracht solch ungeheuerlicher Verhältnisse versagt auch die kühnste Phantasie und es fehlen uns alle Vergleichspunkte, um uns auch nur eine annähernde Vorstellung von den Verheerungen zu machen, welche ein mit einer solch fabelhaften Schnelligkeit dahinschießender Strom, der dabei eine Breite von 20 bis 30 Kilometer und eine Tiefe von 4000 bis 5000 Fuß hatte, auf seinem Wege anrichten mußte. Eine solche Katastrophe war ganz unvergleichlich furchtbarer als die von der Bibel geschilderte Sintfluth und der Schrecken, der beim Anblick eines solchen Naturereignisses alle Zeugen desselben befiel, ist leicht begreiflich. Das Andenken an ein solches Ereigniß konnte bei den davon betroffenen Völkern nicht leicht verwischt werden.

Wie aus dem eingangs mitgetheilten Sintfluthverzeichniß zu ersehen ist, hat sich in den Fluthsagen verschiedener Völker noch die richtige Erklärung der Veranlassung der Sintfluth erhalten. So wird die Sintfluth durch den Abfluß eines Sees oder das Austreten des Meeres in den Fluthsagen folgender Völker erklärt:

Urbewohner Griechenlands,
Griechen (Ogyges),
Kymren,
Kaschmiris,
Tibetaner,
Eskimos,
Binnas,
Peruaner,
Bella-Coola-Indianer.

Mit Erdbeben bringen die Sintfluth die Babylonier, Quiche und Araukaner in Verbindung.

Die durch die Alatau-Barlykbresche ausgetretenen Fluthen überschwemmten zunächst die Balchaschebene, welche im Norden durch den Tarbagatai und Dschingis-tau und im Süden durch die Westlichen Ausläufer des Tjanschan begränzt wird, und verbreiteten sich von da aus über die ganze Aralo-Kaspische Niederung. Diese gränzt im Osten an die Balchaschebene und die Westlichen Ausläufer des Tjanschan; im Süden an den Hindukusch, den Kopettag und das Elbursgebirge; im Westen an das Armenische Hochland, den Kaukasus und die Nördlich vom Kaukasus zwischen dem Asow'schen und Kaspischen Meer sich erhebende, von Süden nach Norden streichende Bodenanschwellung, die sogenannten Ergenihügel. Die Nördliche Gränze bildet der Obschtschii Syrt, der Ural, das Mugodschargebirge und weiterhin die Turkestanisch-Sibirische Wasserscheide. Das ganze innerhalb dieser Gränzen gelegene Gebiet mußte, mit alleiniger Ausnahme des Usturtplateaus und vereinzelnter, innerhalb der Niederung sich erhebender Höhenzüge, von den Fluthen des Mongolischen Meeres bedeckt werden.

Die Spuren dieser Ueberschwemmung lassen sich auch jetzt noch nachweisen. Ein Uebergreifen der Fluth auf die Westsibirische Tiefebene scheint nicht stattgefunden zu haben, denn der Russische Geolog Muschketow bemerkt ausdrücklich, daß die Westsibirischen Ablagerungen, so weit sie bekannt sind, aus der Pliocänzeit stammen und von den Aralo-Kaspischen Ablagerungen grundverschieden sind. Unzweifelhaft Aralo-Kaspische Ablagerungen sind bis zu einer Entfernung von 300 Kilometern vom Nördlichen Ufer des Aralsees konstatirt worden. Auf Grund der Angaben Sewerzows ist anzunehmen, daß die Nördliche Gränze dieser Ablagerungen ungefähr auf dem Parallel der Salzseen Turs-Kul und Arys-Kul nach Osten, nach dem Balchaschbecken zieht.

Am besten ist die Gränze der Aralo-Kaspischen Ablagerungen im Westen bestimmt. Muschketow kam auf Grund zweijähriger Untersuchungen in der Kalmükensteppe zu der Ueberzeugung, daß die Ergenihügel seinerzeit das Ufer des Kaspischen Meeres gebildet haben müßten, da die Seeablagerungen bis an den Fuß der Ergeni reichen. An der Wolga hat Muschketow die Nördlichsten Aralo-Kaspischen Ablagerungen bei der Stadt Zarizyn aufgefunden. Im Osten der Wolga sind solche am Elton-See und Nördlich von diesem aufgefunden worden.

Vergleicht man das Areal und die Tiefe des Mongolischen Meeres mit Areal und Tiefe der Aralo-Kaspischen Niederung, so sieht man leicht ein, daß letztere nicht im Stande war, die aus dem Mongolischen Meere entleerten Wassermassen alle in sich aufzunehmen, und daß folglich ein neuer Durchbruch aus dem Aralo-Kaspischen Bassin nach einem andern

Gebiet stattfinden mußte. Ein bloßer Blick auf die Karte zeigt, daß dieser Durchbruch nur nach dem Schwarzen Meere erfolgt sein kann.

Auf dem Nördlich vom Kaukasus zwischen dem Asow'schen und Kaspischen Meer gelegenen Isthmus bemerken wir eine eigenthümliche Erscheinung, wie sie sonst nirgends mehr auf der Welt vorkommt. Die höchste Stelle des Isthmus ist von einem langgestreckten, flußähnlichen See eingenommen, der einen doppelten Abfluß hat, einerseits nach dem Don, andererseits nach dem Kaspischen Meer. Dieser eigenthümliche See, der den Namen Manytsch führt, macht ganz den Eindruck als sei er der Ueberrest einer ehemaligen Wasserstraße, welche in früheren Zeiten das Asow'sche Meer mit dem Kaspischen Meere verband. Die Höhe des Manytsch über dem Spiegel des Oceans beträgt 86 Fuß, während das Kaspische Meer 81 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Der Manytsch bildet also den tiefsten Einschnitt in der gesammten Randumwallung der Aralo-Kaspischen Niederung. Daraus geht hervor, daß der Durchbruch der in der Aralo-Kaspischen Niederung aufgestauten Fluthen nur hier stattgefunden haben kann.

Die Manytschlandenge hatte früher wahrscheinlich eine etwas größere Höhe gehabt als jetzt und der Einschnitt, welcher gegenwärtig vom Manytsch eingenommen wird, ist erst durch die vom Kaspischen nach dem Asow'schen Meer strömenden Wassermassen gebildet worden, wie man sich bei genauerer Betrachtung der nächstbesten in größerem Maßstabe ausgeführten Karte leicht überzeugen kann. (Eine solche Karte gibt z. B. Reclus auf S. 63 des VI. Bandes seiner Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1881. Eine noch ausführlichere Karte ist in Petermanns Mittheilungen 1859, S. 446, enthalten.) Auf diesen Karten bemerkt man eine höchst merkwürdige Erscheinung. Es ist nämlich das ganze Nordwestliche Ufer des Kaspischen Meeres zwischen Astrachan und der Mündung der Kuma kammartig ausgezackt, was um so merkwürdiger erscheinen muß, als an dieser Stelle keinerlei Wasserläufe in das Kaspische Meer einmünden, und die langgestreckten und schmalen Meereseinschnitte nicht senkrecht zur Uferlinie, sondern, alle einander mehr oder weniger parallel, nach Westen, nach der Manytschniederung gerichtet sind [1]). Diese auffallende Erscheinung ist offenbar noch ein Denkmal der Sintfluth, denn die charakteristische

[1]) Reclus beschreibt diese Erscheinung auf Seite 669 ff. des V. Bandes seiner Nouv. Géog. Un. auf folgende Weise: „A l'ouest du delta de la Volga, et même bien en dehors de ces terres alluviales, d'un côté vers la bouche de la Kouma, de l'autre vers celle de l'Oural, sur un développement total d'environ 400 kilomètres, on remarque une frange bizarre de péninsules étroites et d'îles allongées, d'une hauteur moyenne de 8 ou 10 mètres seulement et séparées les unes des autres par des canaux d'une faible profondeur, mais s'avançant dans l'intérieur des terres jusqu'à 20 et même 50 kilomètres de distance. Ces péninsules sont connues sous le nom de bougrî. Aucune autre partie des rivages maritimes du monde ne pré-

Furchung des Ufers schräg zur gegenwärtigen Uferlinie kann nur durch die an dieser Stelle aus dem Kaspischen Meere in Westlicher Richtung nach dem Asow'schen Meere abfließenden Sintfluthwasser hervorgebracht worden sein.

Man vergleiche mit dem Gesagten folgende wichtige Stellen in den „Kaspischen Studien" des Russischen Akademikers v. Baer (St. Petersburg, 1855): S. 30. „Indessen ist die Abnahme des Kaspischen Meeres, obgleich für die historische Zeit sehr alt, mit geologischem Zeitmaße gemessen, doch sehr neu zu nennen, d. h. die Bodenfläche um das Nördliche Becken des jetzigen Kaspischen Meeres ist viel später bloßgelegt worden als die meisten Flächen, die wir kennen. Ich schließe auf die verhältnißmäßig kurze Dauer der jetzigen Verhältnisse aus der noch rasch fortschreitenden Deltabildung der Wolga, des Ural, des Terek und der Kura und aus dem scheinbar, aber eben nur scheinbar widersprechenden Umstande, daß doch an keinem dieser Flüsse das Delta noch sehr groß ist. An den Wolgamündungen wächst das Land so in die See hinein, daß diejenigen Bewohner, welche solche Verhältnisse nicht zu beurtheilen wissen, es sich gar nicht nehmen lassen, daß das Meer immerfort sinke, und endlich alle Fische auf dem Trocknen liegen lassen werde. Dennoch ist das eigentliche Delta, wenn man das unmittelbar durch den Fluß angeschwemmte Land so nennen will, an der Mündung nicht so groß, als man der Karte nach leicht glauben könnte. Astrachan z. B. liegt auf dem Steppenboden. Die Wolga hat bei Astrachan den nach dem Abzuge des Meeres bloßgelegten salzreichen Boden nur eingerissen und später schwach überdeckt. Das neugebildete Land beginnt, wenigstens an den rechtsliegenden Armen, ungefähr da, wo die

---

sente une formation semblable ou du moins d'une aussi grande régularité. Vu d'en haut, l'ensemble des bougrî et des limans intermédiaires ressemblerait à une série sans fin de murs parallèles alternant avec des fossés d'égale largeur. Les diverses branches de la Volga ont déblayé plusieurs de ces monticules, mais il en reste encore un grand nombre, même dans le delta; toutes les stations de pêche disséminées aux bords du fleuve et la cité d'Astrakhan ont été construites sur des collines de cette nature. Les milliers de canaux qui séparent les étroites levées de terre sont un immense dédale inexploré même des pêcheurs: les cartes les plus détaillées peuvent seules donner une idée de cet étrange fourmillement d'îles, d'îlots, de canaux et de baies. — D'après de Baer, qui le premier a donné une description détaillée des bougrî caspiens, tous ces monticules allongés sont stratifiés en forme de voûtes concentriques. Les couches les plus fortement argileuses sont, pour ainsi dire, les noyaux autour desquels se sont déposées les terres plus mélangées de sable: cette distribution des couches témoigne de l'action des courants d'eau qui ont passé sur toute la contrée en déposant les sables sur les masses résistantes d'argile. L'orientation générale des bougrî raconte aussi l'œuvre qui s'est accomplie. S'étalant un peu en éventail, d'un côté vers le nord, de l'autre vers le sud, ces collines représentent les extrémités des rayons partant d'un centre commun qui se trouverait vers le milieu de l'isthme ponto-caspien."

Hauptarme durch Nebenarme sich verbinden, denn alles neue Land, welches der Fluß absetzt, ist ausgelaugt. Ich will nur noch bemerken, daß es mit dem Ural eine ähnliche Bewandtniß hat."

S. 32. „Das Kaspische Meer hat also früher bedeutend abgenommen, und zwar zu einer Zeit, welche zwar vor allen auf uns gekommenen historischen Documenten lag, allein doch im Vergleich zu den Entblößungen anderer Länder von dem Meere neu genannt werden kann. Aber wie und wodurch erfolgte diese Abnahme? Sie ließe sich ebensowohl als eine allmählige, wie als eine plötzliche denken. Hätte z. B. ein bedeutender Zufluß von Wasser, den das Meer früher erhalten hatte, aus irgend einem Grunde aufgehört, etwa der Zufluß des Oxus, so müßte das Meer so lange sinken, bis sein Niveau dem verminderten Zuflusse entsprach. Bei so großer Wasserfläche wäre sicher eine sehr lange Reihe von Jahren auf diese Veränderung des Niveaus hingegangen. Abgesehen davon, daß der Oxus oder Amu, auch mit dem Syr, wenn wir auch diesen in den Oxus sich ergießen lassen, gewiß nicht genügen würde, um den weiten Zwischenraum zwischen den alten und jetzigen Ufern auszufüllen, kenne ich gar keine Verhältnisse, welche für eine ganz langsame Abnahme sprächen, wohl aber Beweise für den plötzlichen Abfluß. Zuvörderst liegt die Schicht von Brackwassermuscheln, welche im hohen Ufer der Wolga bei Tschernoi-Jar und an anderen Orten sichtbar ist, so ungestört und gleichmäßig da, daß man keinen Augenblick zweifeln kann, sie befinde sich in ihrer ursprünglichen, ungestörten Lage. Ueber dieser Muschelschicht, die ungefähr drei Zoll Mächtigkeit hat, liegen zwei Schichten ganz horizontal ausgebreitet, von denen die untere sehr dunkel ist, und sich fast so hart wie Stein anfühlen und brechen läßt, auch durch viele Risse gespalten ist, ins Wasser gelegt aber dieses lebhaft anzieht, zerfällt und eingemengten groben Sand zu erkennen gibt, gebunden, wie es scheint, durch Thon und Schlamm. Sie hat 1 Arschin 2 Werschok Mächtigkeit. Darüber liegt eine andere 4 Arschin 11¼ Werschok hoch, weniger dunkel, vorherrschend aus zähem Lehm mit Sand und Mergel gemischt, welche nichts anderes ist als der Steppenboden dieser Gegend selbst. Beide Schichten kann ich nur als einen Absatz ansehen, welchen die Wolga auf die Muschelschicht des alten Seebodens abgelagert hat, aber nicht in einzelnen Jahren, denn dünne untergeordnete Schichten sind nicht kenntlich, sondern durch eine im Großen und fast plötzlich wirkende Ueberschüttung, ganz so wie es nach dem Abflusse des Meeres sein würde, welcher ein gewaltiges Nachstürzen von sedimentären Massen durch den Schlund der Wolga veranlassen müßte."

S. 35. „Ein mehr augenfälliger Beweis für die rasche Veränderung des Niveaus liegt in gewissen Einwirkungen, welche das frühere Meer mit seiner Brandung an steilen, vortretenden Felsufern hinterlassen hat. Murchison hat schon der sonderbar geformten Auswaschungen erwähnt,

welche an den aus Sandstein bestehenden Vorbergen des großen Bogdo so auffallend sind. Sie scheinen nicht nur durch einschlagende Wogen ausgehöhlt, sondern einigen glaubt man auch deutlich anzusehen, daß harte Steine, sogenannte Reiber, in ihnen umhergedreht sind. Diese Höhlen nun gehen nicht bis unten fort, sondern zeigen sich in einer gewissen Höhe. Die Felsen, auf denen die Festung Nowo-Petrowsk auf der Halbinsel Mangischlak erbaut ist, scheinen mir ebenfalls eine bestimmte Höhe eines früheren Meeresspiegels anzudeuten."

S. 36. „Außerdem aber finde ich, daß die Abnahme des Kaspischen Meeres ein Zeugniß darüber, daß sie eine verhältnißmäßig rasche und gewaltsame war, in gigantischen Schriftzügen hinterlassen hat. Ich begreife kaum, wie es zugegangen ist, daß die vielen Schriftsteller über das Kaspische Meer und seine früheren Verhältnisse, so viel mir erinnerlich ist, diese Documente entweder gar nicht beachtet, oder wenigstens nicht in der Deutung aufgefaßt haben, wie sie mir allein verständlich scheinen, — ich meine, die langgezogenen, fast parallelen Hügel aus festgedrücktem Steppenboden, welche sich besonders zusammendrängen, wo die Ufer des Kaspischen Meeres sich dem Flachlande zwischen der Donischen Hochsteppe und den Vorbergen des Kaukasus nähern, am meisten aber gegenüber dem Oestlichen Ende des Manytschthales. Mir scheint, daß Niemand künftig über die Art des Abflusses eine Hypothese äußern sollte, in deren Begründung diese Höhenzüge nicht einen Eckstein bilden."

S. 37. „Es scheint, daß man über dem Interesse für die Oxusmündung so sehr versäumt hat, die Wolgamündung mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten, daß man hier die Monumente des Abzuges des Kaspischen Wassers nicht erkannt hat. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß die vollständige Kenntniß dieser Hügel an den Wolgamündungen und der Umgegend uns künftig auch über die Art des Abzuges des Kaspischen Meeres zuverlässigere Nachrichten geben wird. So weit bin ich leider noch nicht. Die mir ertheilten Aufträge haben mir noch nicht erlaubt, den ganzen Bereich und alle Verhältnisse dieser Hügel eigenthümlicher Art zu untersuchen. Ich will deßhalb auch nicht weiter gehen, als zu der schon ausgesprochenen Behauptung, daß sie einen raschen und gewaltsamen Ab- oder Zufluß des Kaspischen Meeres, und zwar durch die Kuma-Manytsch-Niederung nachweisen, einen Abfluß, der immerhin Wochen und Monate gewährt haben mag. Ob dieser Abfluß aber durch eine rasche Hebung des Oestlichen, oder irgend eines Ufers anzunehmen ist, oder durch rasches Sinken des Schwarzen Meeres, oder eine dritte denkbare Ursache, darüber würde ich vielleicht ein Urtheil mir gebildet haben, wenn ich alle Verhältnisse, welche dabei berücksichtigt werden müssen, vollständig kennte."

S. 43. „Wenn man nun wenigstens 300 Werst weit gestreckte Hügel gegen einen verengten Raum keilförmig zusammenlaufen sieht, und die

Spitze dieses Keils gerade auf die tiefste Gegend zwischen der Donischen Hochsteppe und den Vorbergen des Kaukasus trifft, so könnte man vielleicht glauben, mit der Erklärung sogleich fertig zu sein. ‚Es müssen, könnte man denken, die letzten Spuren des abfließenden Wassers sein. Ein altes Binnenmeer bestand aus zwei großen Becken, dem Schwarzen und dem Kaspischen, verbunden durch eine enge und seichte Verschnürung; die feste und hohe Felsmauer, welche dieses Binnenmeer von dem Mittelländischen trennte, wurde durchbrochen, das Wasser des jetzt geöffneten Binnenmeeres stürzte durch die neue Pforte, sein Spiegel sank verhältnißmäßig rasch. Dem Wasser des Schwarzen Meeres mußte das Wasser des Kaspischen folgen. Der letzte Abfluß von hier riß Furchen in den aufgewühlten, weichen Boden. Natürlich mußten diese Furchen gegen den gemeinschaftlichen Abzugsgraben zusammenlaufen, und zwischen sich erhöhte Rücken des später austrocknenden Bodens lassen.‘ Das klingt ganz einfach und nothwendig. Allein das Kaspische Meer steht jetzt um 82—84 engl. Fuß niedriger als das Schwarze. Der Abfluß des ersteren mußte aufhören, als er das jetzige Niveau des Schwarzen Meeres erreicht hatte, und die Bugors sind so hoch nicht, ihr Fuß aber ist, besonders in der unmittelbaren Gegend des Durchbruches, noch tiefer als das jetzige Niveau des Kaspischen Meeres. Man sieht, es setzen sich noch sehr bedeutende Bedenken gegen diese Hypothese. Es ginge eher, wenn wir Grund hätten, eine rasche Erhebung eines großen Theils der jetzigen Ostküste anzunehmen. Das Meer würde dann nach Westen überströmen, und durch die niedrigste Stelle abfließen, wie man eine Schaale Wasser durch eine Abgußröhre ausgießt.“

Aus den soeben angeführten Stellen aus v. Baers Kaspischen Studien, auf die ich erst während des Druckes der vorliegenden Arbeit aufmerksam geworden bin, ersieht man, daß v. Baer der richtigen Erklärung schon sehr nahe gekommen war und daß ihn nur der einzige Umstand, daß er nicht auf die Idee verfiel, den Abfluß des Kaspischen Meeres mit dem Abfluß des Mongolischen Meeres zu verbinden, daran hinderte, die volle Wahrheit zu finden.

Auf Seite 205 des ersten Bandes von Richthofens „China“ findet sich folgende merkwürdige Notiz: „Schmick hat auf Grund eines sehr umfassenden Quellenstudiums, und gestützt auf die nachweisbaren periodischen Wandelungen in der wechselnden Ansammlung des Meeres um den nördlichen und südlichen Pol, soweit sie eine Folge des Vorschreitens der Aequinoctien sind, berechnen zu können geglaubt, daß die Trockenlegung der Kuma-Manytsch-Niederung nur 4000 Jahre zurückliegt. Doch hat Neumayer aus geologischen Gründen das Unhaltbare dieses Resultates erwiesen.“ Da die Sintfluth, wie wir oben gesehen haben, im Jahre 2297 v. Chr. stattgefunden hat, so sind seit dem Durchbruch der Fluthen des Mongolischen Meeres über die Manytschniederung 4190 Jahre verflossen. Die Trocken-

legung der Manytschniederung erfolgte natürlich erst einige Zeit nach dem Ablauf der Fluth, als sich der Wasserspiegel in dem überflutheten Aralo-Kaspischen Becken in Folge der Verdunstung zu senken begann. Die auf ganz anderen Voraussetzungen beruhende Berechnung Schmicks stimmt also ganz merkwürdig mit meinen obigen Auseinandersetzungen über die Zeit der Sintfluth überein.

Welche Richtung die Sintfluthgewässer nach dem Durchbruch über den Manytsch-Isthmus nehmen mußten, ist klar. Sie füllten zuerst das Asow'sche Becken, gelangten von da nach dem Schwarzen Meer und aus diesem, unter Durchbrechung des Bosporus und der Dardanellen in das Mittelländische Meer. Daß bis dahin zwischen dem Schwarzen und Mittelländischen Meer noch keine Verbindung bestanden hatte, und daß die Dardanellenstraße und der Bosporus erst durch die aus dem Aralo-Kaspischen Becken einbrechenden Fluthen hergestellt worden sind, wird schon durch die bereits früher erwähnte Griechische Sage wahrscheinlich gemacht und durch die von dem Russischen Gelehrten Keßler über die Fauna des Schwarzen Meeres angestellten Untersuchungen über jeden Zweifel erhoben. Keßler kam auf Grund seiner Untersuchungen zu folgenden Resultaten:

1) „Das Kaspische, das Asow'sche und das Schwarze Meer bildeten einst ein einziges großes Wasserbecken. Beweis dafür ist die artliche Identität fast sämmtlicher Brackwasser-, Wander- und indifferenten Fische der drei Meere. Solche Arten sind unter den Brackwasserfischen: Gasterosteus platygaster, Benthophilus macrocephalus, Gobius leopardinus und Atherina pontica; unter den indifferenten Gasterosteus aculeatus, Gobius Kessleri, G. fluviatilis, G. melanostomus, G. marmoratus und Syngnathus bucculentus; unter den Wanderfischen endlich Clupea caspia, Cl. pontica, Salmo salar, Acipenser huso, Ac. Gueldenstaedtii, Ac. stellatus und Ac. schypa."

2) „In diesem großen Becken war das Wasser, aller Wahrscheinlichkeit nach, kein echtes Meerwasser, sondern bloß brackisch, mindestens gegen das Ende der Existenz desselben hin. Es wird dieses dadurch bewiesen, daß im Kaspischen Meere, also in einem sehr umfangreichen Theilreste des besagten Beckens, welches in ichthyologischer Hinsicht recht gut durchforscht ist, kein einziger Fisch vorkommt, welchen man für einen entschieden marinen oder einen solchen erklären könnte, der aus dem offenen Ocean stammt."

3) „Die Ablösung des Kaspischen Meeres vom Schwarzen hat sich zu einer sehr frühen Epoche vollzogen, vermuthlich noch vor Beginn der letzten geologischen Periode. Zu Gunsten dieser Vermuthung sprechen die mehr oder weniger merklichen Abweichungen von denselben Repräsentanten derselben Species im Schwarzen Meer, welche die Fische des Kaspischen Meeres seitdem erreicht haben, die Localvarietäten, welche sie bilden. Auch scheinen sich in beiden Meeren bereits einige selbstständige Arten ausgebildet

zu haben, insbesondere in der für beide Meere charakteristischen Gattung Gobius. So stellen z. B. Gobius caspius im Kaspischen, sowie Gobius lugens und Gobius exanthematosus des Schwarzen Meeres aller Wahrscheinlichkeit nach Arten dar, welche sich vom Gobius melanostomus abgetrennt haben."

4) „Die Verbindung des Schwarzen mit dem Mittelmeere durch die Entstehung der sie jetzt verknüpfenden Meerengen geschah zu einer späteren Zeit, als die Trennung des Kaspischen vom Schwarzen Meere. Bewiesen wird dieses dadurch, daß diejenigen Fische des Mittelmeeres, welche seit dieser Zeit in das Schwarze Meer eingedrungen sind und sich in diesem ausgebreitet haben, bis zum heutigen Tage gänzlich unverändert geblieben sind oder doch nur sehr geringe Abänderungen zeigen."

5) „Die Einwanderung von Fischen aus dem Mittelländischen in das Schwarze Meer dauert auch gegenwärtig fort."

6) „Die Fauna des Schwarzen Meeres kann überhaupt nicht als ein verarmter Theil der Mittelmeerfauna angesehen werden, wie dieses Hr. Uljanin that, sondern sie ist im Gegentheil eine selbstständige Fauna, welche aus dem alten Pontisch-Kaspischen Becken übrig geblieben ist, später sich mit Formen aus dem Mittelmeer bedeutend bereichert hat und noch zu bereichern fortfährt."

7) „Die Repräsentanten der ursprünglichen Fischfauna des Schwarzen Meeres haben sich nach dessen Vereinigung mit dem Mittelmeere, als das Wasser in ihm salzreicher wurde, fast sämmtlich in den Odessaer Busen, das Asow'sche Meer und an die Mündungen der großen Flüsse, überhaupt in die salzärmsten Theile des Meeres zurückgezogen. Hieraus erklärt sich auch der Umstand, daß die dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere gemeinsamen Fischspecies eine viel größere Verbreitung im letzteren Meere haben, als in dem ersteren, so Benthophilus macrocephalus, Gobius Kessleri, G. melanostomus, G. fluviatilis, G. marmoratus, Syngnathus bucculentus, Acipenser huso, Ac. Gueldenstaedtii, Ac. schypa." (Russische Revue IV, S. 356 ff.)

Das Mittelländische Meer war gleichfalls bis zum Abfluß des Mongolischen Meeres ein abgesondertes Meer gewesen und die Straße von Gibraltar entstand erst[1]), als dessen Spiegel durch die aus dem Schwarzen

[1]) Daß Afrika früher mit Europa durch eine Landenge bei Gibraltar zusammenhing und daß die Straße von Gibraltar erst in neuerer Zeit entstanden ist, wird am besten dadurch bewiesen, daß auf dem Felsen von Gibraltar auch jetzt noch wilde Affen hausen, deren Art ganz mit derjenigen übereinstimmt, welche die gegenüberliegende Afrikanische Küste bewohnt.

Die Ansicht, daß früher ein Zusammenhang zwischen Afrika und Europa bei Gibraltar und Byzanz bestanden und daß sich die Dardanellenstraße und die Straße von Gibraltar erst später in Folge Durchbruchs gebildet habe, war bei den Alten sehr verbreitet, wie man unter Anderem aus folgenden bemerkenswerthen Stellen bei Strabo ersehen kann:

Meer hervorbrechenden Fluthen so sehr erhöht worden war, daß es über die Ufer treten mußte. Ehe aber dieser Durchbruch erfolgte, mußte erst das ganze alte Becken des Mittelmeers, welches bis dahin bereits zum

---

Buch I, Cap. 2, 31: „Aber ebenso wenig war die Landenge (von Suez) schiffbar. Eratosthenes vermuthet dieß mit Unrecht; denn er glaubt, damals (zur Zeit der Irrfahrt des Odysseus) sei der Durchbruch bei den Säulen des Herkules noch nicht eingetreten gewesen, so daß das innere Meer mit dem äußeren hier nicht zusammengehangen und, da es höher stand, die Landenge bedeckt habe; als aber der Durchbruch erfolgt, sei es gesunken und habe das Land um den Kasius und um Pelusium her bis zum Rothen Meere hin bloßgelegt."

Buch I, Cap. 3, 4: „Besonders aber, sagt er (Eratosthenes), bringe sich die Untersuchung auf, woher es komme, daß man 2000, ja 3000 Stadien weit vom Meere an vielen Stellen des Binnenlandes eine Menge Konchylien, Austernschalen und Klaffmuscheln, auch Meersümpfe erblicke, wie um den Tempel des Ammon und an dem 3000 Stadien langen Wege zu demselben. Denn dort gebe es viele Haufen von Austernschalen und noch jetzt würden viele Salzlager daselbst gefunden, auch stiegen Meerausdünstungen dort auf, außerdem aber würden Trümmer von Seeschiffen gezeigt, welche von dem Erdschlunde ausgeworfen sein sollten. — Nachdem er dieses gesagt hat, lobt er die Ansicht des Naturforschers Straton und des Lydiers Xanthus. Xanthus nämlich berichtet, unter Artaxerxes sei eine große Trockenheit gewesen, so daß Flüsse, Seen und Brunnen versiegt wären; er selbst aber habe weit vom Meere oftmals schalthierartige Steine, auch Abdrücke von Kamm- und Klaffmuscheln, und in Armenien, in Matiene und im unteren Phrygien Meersümpfe gesehen, weßhalb er glaube, der Euxinus habe früher die Mündung bei Byzantium nicht gehabt, sondern die in ihn mündenden Flüsse hätten ihn erst durch gewaltigen Andrang geöffnet und hernach wäre das Wasser in die Propontis und den Hellespont abgeflossen. Dasselbe aber sei auch unserem Meere begegnet; denn auch hier sei die Meerstraße bei den Säulen des Herkules durchgebrochen, als das Meer durch die Flüsse gefüllt gewesen, und durch diesen Ausfluß die frühere Sumpfgegend aufgedeckt worden. — Vielleicht habe also auch der Tempel des Ammon, der jetzt nach erfolgtem Abfluß mitten im Lande stehe, früher am Meer gestanden. Auch vermuthet er, das Orakel sei ganz wahrscheinlich deßhalb so ausgezeichnet und bekannt geworden, weil es am Meere gelegen; seine so weite Entfernung vom Meere aber mache seine jetzige Auszeichnung und Berühmtheit nicht erklärbar. Auch Aegypten sei vor Alters bis zu den Sümpfen um Pelusium her, dem Berge Kasius und dem See Sirbonis vom Meere umflossen gewesen; denn man finde noch jetzt in ganz Aegypten, wenn nach Salz gegraben werde, die Gruben mit Untersand und Konchylien angefüllt, als ob das Land vom Meere überschwemmt und die ganze Gegend um den Kasius und das sogenannte Gerrha her versumpft gewesen wäre, so daß sie mit dem Rothen Meere zusammengehangen habe, als aber die See zurückwich, aufgedeckt worden und nur der See Sirbonis zurückgeblieben sei, der später, gleichfalls durchgebrochen, den Charakter eines Sumpfes angenommen habe."

Buch I, Cap. 3, 7: „Denn nach der Ansicht jener Männer selbst ist es nicht unwahrscheinlich, daß unser ganzes Meer, selbst wenn es früher ein Sumpf war, von den Flüssen angefüllt, durch die Meerenge bei den Säulen des Herkules überströmend hinausfloß, gleichsam einen Wasserfall bildend."

Buch I, Cap. 3, 13: „Ich nun nehme es so, daß die Sümpfe nur dem Rothen Meere sehr nahe waren, so lange die Meerenge bei den Säulen des Herkules noch verschlossen war, daß aber, als diese durchbrach, auch der Abfluß der Sümpfe erfolgte, indem unser Meer durch seinen Ausfluß bei den Säulen sank."

großen Theil ausgetrocknet war, nochmal mit Wasser gefüllt und folglich auch das Saharameer wieder in seiner ursprünglichen Ausdehnung hergestellt werden. Daß der Vorgang sich thatsächlich in der angegebenen Weise abgespielt hat, wird, abgesehen von der bereits erwähnten Griechischen Sage, welche die Entstehung der Straße von Gibraltar mit dem Durchbruch des Schwarzen Meeres in Verbindung bringt, durch eine Erscheinung bewiesen, welche für die Geologen bisher ein vollständiges Räthsel geblieben ist. Es ist dieß die zweimalige sogenannte Eiszeit, deren Spuren in fast ganz Europa nachgewiesen worden sind, welche aber bisher allen Erklärungsversuchen widerstanden hat.

Charpentier und nach ihm andere Gelehrte haben nachgewiesen, daß sich vor Zeiten ungeheuere Eismassen von den Alpen bis zum Jura erstreckten und daß eine Zeit lang ein großer Theil der Nördlichen Schweiz, der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene und Oberöstreichs von Eis bedeckt war. In der Schweiz läßt sich der ehemalige Verlauf der größeren Gletscher auch jetzt noch mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Oberhalb Chamounix z. B. sind alle Felsen bis zu 1000 Fuß Höhe über dem jetzigen Gletscher geritzt und abgeschliffen, woraus hervorgeht, daß der Gletscher früher um ganze 1000 Fuß dicker gewesen sein muß als jetzt. Die Seitenmoränen des alten Gletschers lassen sich bis weit ins Arvethal hinab verfolgen. Der Gletscher reichte früher bis zum Mont Sion im Süden von Genf und füllte die ganze Ebene zwischen Bonneville und dem Mont Salève aus. Der Rhonegletscher, der Hauptgletscher der Schweiz, erfüllte das Wallis und dehnte sich in der zwischen den Alpen und dem Jura ge-

---

Diodorus Siculus schreibt V, 47: „Die Samothraker selbst erzählen, daß noch vor der großen Fluth, welche die anderen Völker heimgesucht hat, bei ihnen eine andere große Ueberschwemmung stattgefunden habe, welche damit begann, daß die Mündung bei den Kyaneen durchbrach und danach der Hellespont. Bis dahin war nämlich der Pontus ein See gewesen, war aber durch die einströmenden Flüsse so lange geschwellt worden, bis die Ueberfülle des Wassers einen gewaltigen Durchbruch in den Hellespont erzwang, wodurch ein großer Theil Asiens, soweit es am Meere liegt, überschwemmt, und ein nicht unbedeutendes Stück Ebene auf Samothrake in Meer verwandelt wurde. So erklärt es sich auch, daß in den späteren Zeiten Fischer in ihren Netzen die Kapitäle steinerner Säulen emporgezogen haben, denn es wurden damals ganze Städte vom Meere verschlungen. Die Menschen, welche dabei verschont geblieben waren, flüchteten sich nach den höher gelegenen Gegenden der Insel; als aber das Meer immer höher und höher wuchs, thaten die Einwohner ein Gelübde an die Götter, und als sie gerettet waren, steckten sie rings um die Insel die Grenzen des Kreises ab, der verschont geblieben war, und errichteten Altäre, auf denen bis jetzt geopfert wird. Hierdurch wird es klar bewiesen, daß Samothrake schon vor der großen Fluth von Menschen bewohnt war." Aus dieser Stelle geht klar und deutlich hervor, daß der Spiegel des Mittelmeeres vor der Fluth bedeutend niedriger gewesen war als jetzt, daß derselbe sich während der Fluth beträchtlich über den gegenwärtigen Stand erhob und erst nach dem Durchbruch der Straße von Gibraltar sich wieder bis zum jetzigen Wasserstand erniedrigte.

legenen Ebene von Fort l'Ecluse bis in die Gegend von Aarau aus. Die zahllosen erratischen Blöcke, welche den Jura bis zu einer Höhe von 3400 Fuß über dem Meeresspiegel bedecken, sind daselbst vom Rhonegletscher abgelagert worden. Alle Hauptthäler der Schweiz waren gleichfalls von Gletschern eingenommen. Der Aargletscher reichte bis in die Umgebung von Bern, der Reußgletscher bis an den Vierwaldstädtersee, der Linthgletscher bis an das Ende des Zürichersees und der Rheingletscher nahm das ganze Bodenseebecken ein und reichte noch weit nach Oberschwaben hinein. Oberbayern war gleichfalls von gewaltigen Gletschern bedeckt, welche durch das Innthal sowie über Lermoos, Garmisch, Murnau, den Achen- und Tegernsee und durch andere Thäler und Päße aus den Tyroler Alpen hervorbrachen. Südlich von München kann man die bogenförmigen Endmoränen der ehemaligen Gletscher von Oberschwaben bis an die Oestreichische Gränze nachweisen. Auch in anderen Europäischen Ländern hat man unzweifelhafte Spuren ehemaliger weit ausgedehnter Gletscher aufgefunden. So in Oberitalien, den Pyrenäen, dem Schwarzwald, den Vogesen, in Schottland, Irland, Norwegen, Schweden und Finnland. In den drei letztgenannten Ländern hat man durch Gletscher geritzte und abgeschliffene Felsen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel beobachtet. Das ganze Südliche und mittlere Schweden, sowie Finnland, sind mit abgeschliffenen runden Felsen übersät und im Innern dieses Landes sind alle hervorragenden Felsen abgeschliffen, abgerundet und mit Gletscherritzen bedeckt.

Nach der Ansicht des Schwedischen Geologen Torell erstreckten sich die Schwedisch-Finnischen Gletscher nicht bloß bis an den Meeresspiegel, sondern erfüllten auch die Ostsee und den Bottnischen Meerbusen und reichten über die ganze Norddeutsche Ebene hinüber bis an das Riesengebirge, den Thüringerwald und das Harzgebirge; denn nur auf diese Weise läßt sich in diesen Gegenden das Vorhandensein von zahlreichen erratischen Blöcken erklären, welche unzweifelhaft aus den Schwedischen und Finnischen Gebirgen stammen. Torell hat außerdem an verschiedenen Orten Norddeutschlands wie z. B. bei Rüdersdorff in der Nähe von Berlin polirte Felsen mit Gletscherschliffen beobachtet und Berlin selbst steht nach Torells Ansicht auf einer ehemaligen Gletschermoräne. Auch der in Norddeutschland verbreitete Lehm zeigt nach Torell alle Merkmale des Schwedischen Grundmoränenschutts [1]).

---

[1]) Dr. Albrecht Penck gibt in seiner Abhandlung „Mensch und Eiszeit", im 15. Bande des Archivs für Anthropologie, die Gränzen der Europäischen Eiszeitgletscher folgendermaßen an: „Heute nun lassen sich ungefähr folgende Grenzen der großen nordischen Vereisung feststellen. Gegen Westen erstreckten sich die Eismassen ungefähr bis zu dem submarinen Steilabfall im Atlantischen Ocean, dessen Verlauf durch die 100-Faden-Linie veranschaulicht wird. Lofoten und Shetlands waren von Skandinavien aus ver-

Neuerdings haben die Oestreichischen Geologen Paul und Tietze auch in den Ostkarpathen im Quellgebiet des Pruth und der Theiß deutliche Spuren der Eiszeit entdeckt. Zahlreiche Gletscherschrammen und parallel geritzte oder polirte Gesteinsflächen beweisen daselbst das ehemalige Vorhandensein von Gletschern und auch die Gletschermoränen sind noch deutlich zu beobachten. Ebenso sind im Uralgebirge in der letzten Zeit durch M. Poljakow unverkennbare Moränenablagerungen mit geritzten Steinen, sowie zweifellose Gletscherstreifen nachgewiesen worden. Endlich hat Abich auch im Kaukasus, besonders im Terekthale, großartige Gletscherspuren aufgefunden.

Ist diese ehemalige allgemeine Vergletscherung Europas schon an und für sich merkwürdig genug, da aus allen astronomischen, geologischen und paläontologischen Untersuchungen hervorgeht, daß die Erdwärme in der letzten Zeit nicht zu-, sondern seit den ältesten Zeiten bis jetzt beständig abgenommen hat, so wird die Sache zum Ueberfluß noch räthselhafter durch den Umstand, daß

---

gletschert, Orkneys und Irland von Schottland. Bis zur Themse war England unter Eis begraben, welches theils von den Bergen von Wales, theils von den schottischen Hochlanden ausstrahlte. Eine Linie, welche von den Rheinmündungen sich an den Gehängen der mitteldeutschen Gebirge entlang zieht, welche das rheinisch-westphälische Schiefergebirge, Harz, den Thüringerwald, das Erz- und Riesengebirge bis zu einer beträchtlichen Höhe ersteigt, welche sich ferner an dem Nordabfalle der Karpathen bis östlich Krakau verfolgen läßt, bezeichnet die Südgrenze des skandinavischen Eises, und ostwärts verbreitete es sich bis unterhalb Kijew am Dniepr, bis beinahe Charkow, bis unterhalb Nishnij-Nowgorod an der Wolga. Wie weit es sich im nordrussischen Tieflande erstreckte, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, doch scheint es, als ob es sich hier mit Gletschern traf, welche das Timan-Gebirge aussandte. Nach Norden endlich strahlten die skandinavischen Gletscher bis in das nördliche Eismeer aus. — Es waren im Norden Europas $6^1/_2$ Millionen Quadratkilometer von Eis begraben. — Zwischen der großen skandinavischen Eismasse und der alpinen Vergletscherung lag nur ein schmaler Saum unvereisten Landes in Europa, und wenn der glaciale Mensch existirte, so mußte er sich hier und weiter im Süden aufhalten. Allein auch hier und dort wurden nicht unbeträchtliche Areale ihm durch Gletscher als Wohnstätte entzogen. Die höchsten Gebirge der pyrenäischen und italischen Halbinsel trugen Gletscher; Eisströme entfalteten sich selbst auf den mittelfranzösischen Gebirgen; mächtig waren die Gletscher der Pyrenäen angeschwollen. Nirgends aber erreichte die Vereisung nur annähernd die Ausdehnung wie in den Alpen oder gar im Norden. Ein mittelfranzösisches Inlandeis, dessen Existenz Rothpletz jüngst nachzuweisen suchte, fehlte. — Deutlich tritt nun aus dieser Summe von Thatsachen hervor, daß die Intensität der Vergletscherung an den Mittelgebirgen in derselben Weise, wie an den Alpen von West nach Ost abnimmt, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn weiter im Osten nur geringe Gletscherspuren auftreten. Dieselben beschränken sich auf die höchsten Punkte der transsylvanischen Alpen an der Grenze Siebenbürgens gegen Rumänien und an der Grenze von Rumelien und Macedonien auf den Rilo-Dagh, wo zahlreiche kleine Seen wohl als Glacialerzeugnisse anzusehen sind. Ausgedehnte Moränen im Kaukasus, in den Gebirgen von Erzerum, am Libanon und Sinai endlich lassen jedoch immerhin als möglich erscheinen, daß auf den höchsten Höhen der Balkanhalbinsel größere Gletscher einst entfaltet waren, als bisher angenommen wird."

sich nicht bloß Eine, sondern ganz bestimmt zwei Eiszeiten nachweisen lassen, die durch eine eisfreie Periode von einander getrennt waren. Nach den geologischen Untersuchungen Morlots sind in der Entwicklung der Thätigkeit des Eises in den Alpen ganz deutlich folgende Abschnitte zu erkennen:

1) Periode der höchsten Eisentwicklung, da der Rhonegletscher sich am Jura bis zur Höhe von 2015 Fuß über dem Neuenburgersee und 3450 Fuß über dem Meeresspiegel emporhob und das Alpeneis an einigen Stellen bis nach Frankreich vordrang.

2) Periode eines langsamen Rückzuges der großen Gletscher nach den Alpenthälern.

3) Während der dritten Periode drangen die Gletscher abermals vor und erlangten ungeheuere Dimensionen, obgleich bei weitem nicht diejenigen der ersten Periode.

4) Während der vierten Periode erfolgte ein zweiter Gletscherrückzug bis nahe an deren heutige Gränzen.

Wie in den Alpen ist auch in den Pyrenäen, in Skandinavien und am bestimmtesten in Schottland (durch Lyell) eine zweimalige Gletscherperiode nachgewiesen worden[1].

---

[1] Dr. Penck schreibt in seiner Abhandlung „Mensch und Eiszeit": „Längst schon weiß man, daß außerhalb der typischen Endmoränen der Schweiz noch Grundmoränen und erratische Blöcke vorkommen. Rings um die Alpen kehrt diese Erscheinung mit erstaunlicher Regelmäßigkeit wieder. Ueberall sondern sich äußere Moränen orographisch von den inneren, und heben sich von denselben durch einige Züge ihres hohen Alters ab. Sie sind augenscheinlich viel länger erodirenden und denudirenden Wirkungen ausgesetzt gewesen, als die inneren, weswegen sie sich nicht so scharf wie die letzteren als eine besondere Moränenlandschaft markiren, weswegen sie nicht durch solchen Seen- und Moorreichthum ausgestattet sind, wie die inneren Moränen. Aber nicht nur landschaftlich, sondern auch geologisch sind äußere und innere Moränen verschieden, sie werden stellenweise durch mächtige Zwischenbildungen von einander getrennt, wobei sich stets herausstellt, daß die äußeren Moränen die älteren sind. An den äußeren Grenzen, welche die Gletscher der Pyrenäen erreichten, kehrt das entsprechende Phänomen wieder, und am Saume der großen nordischen Vergletscherung herrschen dieselben Verhältnisse; auch hier sondern sich orographisch äußere Moränen von inneren, der Typus der Moränenlandschaft liegt nicht am äußersten Rande der Vereisung, nicht an den mitteldeutschen Gebirgen, sondern charakterisirt die baltische Seenplatte. An dieselbe legt sich in südlicher Richtung ein Gebiet an, welches von den Thälern der glacialen Ströme vielfach durchsetzt wird, dann erst, am Abhange der Mittelgebirge, kommen die äußeren Moränen, welche nachweislich den älteren im Norden entsprechen. — Ergibt sich so einerseits, daß in allen alten Gletschergebieten mehrere Moränen nachweisbar sind, so kehrt regelmäßig in ihnen wieder, daß die älteren Moränen weiter verbreitet sind als die jüngeren. Unter solchen Umständen wird die Quartärzeit nicht nur zu einer einzigen Gletscherperiode, sondern sie zerfällt in mit einander wechselnde Zeiten des Gletscherwachsthums, in Glacialzeiten, und in Perioden des Gletscherrückganges, in Interglacialzeiten, wobei zunächst ganz außer Betracht kommt, ob die Gletscher völlig bis vielleicht auf ihre heutigen Gebiete zurückgingen, oder ob sie sich nur randlich eine Strecke weit zurückzogen; es interessirt zunächst

Die ehemalige Vergletscherung Europas kann auf zweierlei Weise erklärt werden: entweder durch eine außerordentliche Erniedrigung der Temperatur oder durch eine außerordentliche Vermehrung der atmosphärischen Niederschläge. Bisher hat man sich meines Wissens ziemlich allgemein an die erste Erklärungsweise gehalten. Diese ist aber bei näherer Betrachtung ganz unstichhaltig und man war deßhalb gezwungen, zu den ungeheuerlichsten Hypothesen Zuflucht zu nehmen. Die einen schrieben die Erniedrigung der Erdtemperatur einer periodisch eintretenden Verminderung der von der Sonne ausgestrahlten Wärme zu, wobei aber ganz unerklärt bleibt, wodurch die Erniedrigung der Sonnenwärme verursacht worden sein soll; andere ließen die Erde bald warme, bald eisig kalte Regionen im Weltraum passiren, ohne anzugeben, warum eine Gegend des Weltraums kalt, die andere warm sein soll, da doch ein leerer Raum überhaupt keine Wärme haben kann; wieder andere riefen Veränderungen in der Excentricität der Erdaxe oder in der Schiefe der Ekliptik zu Hülfe u. dergl.

Gegen alle diese Hypothesen spricht schon der eine Umstand, daß, wenn sie begründet wären, die Eisperioden sich auf der Erde in periodischen Zwischenräumen wiederholen müßten, wofür die Geologie nicht den mindesten Anhaltspunkt liefert. So kam z. B. der Schwedische Forscher Nordenskjöld, der Spitzbergen und Grönland wiederholt besucht hat, durch die Untersuchung von Fossilien, die er einer Reihe von Lagen in arktischen Breiten entnommen hatte, zu der Ueberzeugung, daß es in der fernen geologischen Vergangenheit keine solche Abwechslung von warmem und kaltem Klima auf der Erde gegeben haben könne.

Viel näher läge es, die Erhöhung und Erniedrigung der Temperatur in Europa durch Veränderungen im Lauf des Golfstroms zu erklären, da Europa in der That sein gegenwärtiges mildes Klima zum Theil dem Einfluß des Golfstroms zu verdanken hat. Die Temperatur des Golfstroms ist aber fürs Erste nicht so hoch, daß er im Stande wäre, so außerordentliche Temperaturdifferenzen hervorzubringen; zweitens müßten diejenigen Gegenden Nordamerikas und Asiens, welche auf gleichem Parallel mit Europa liegen, eine ähnliche Vergletscherung aufweisen, wie seinerzeit Europa, da sie durch keine warmen Meeresströmungen erwärmt werden, was bekanntlich nicht der Fall ist; drittens kann sich der Einfluß des Golfstroms

---

nur der Umstand, daß das letzte Anwachsen der Gletscher nicht die Grenzen ihrer früheren Ausdehnung erreichte. Daraus ist zu folgern, daß in der Quartärzeit auf jene strengen klimatischen Verhältnisse, welche die größte Gletscherentfaltung erzeugten, eine Zeit mit milderem Klima folgte. Während derselben zogen sich die Gletscher zurück, und ihr erneutes Anwachsen verräth das abermalige Eintreten einer kälteren Periode. Nach der größten Eisentfaltung wurde das Klima nicht ununterbrochen milder, sondern es erfolgte ein Rückschlag zu äußerst glacialen Verhältnissen."

nur in den Westlichen und Nordwestlichen Theilen Europas bemerkbar machen, keinesfalls aber bis an das Ostufer des Mittelländischen Meeres reichen, wo man ebenfalls Spuren der Gletscherperiode aufgefunden hat. Dr. Hooker hat bereits im Jahre 1860 gefunden, daß die Cedern des Libanon auf Moränen ehemaliger Gletscher wachsen und daß diese Moränen bis zu 4000 Fuß unterhalb des Gipfels des Libanon herabreichen, während gegenwärtig selbst auf dem 10 200 Fuß hohen Gipfel dieses Gebirges kein ewiger Schnee mehr anzutreffen ist.

Daß die Vergletscherung Europas nicht durch eine Erniedrigung der Temperatur herbeigeführt worden sein kann, geht mit Evidenz aus folgenden zwei Umständen hervor. Erstens müßte Europa, wenn die Vereisung auf einer Temperaturerniedrigung beruht hätte, mit einer unbeweglichen Eiskruste, nicht aber mit Gletschern bedeckt gewesen sein, da die Gletscher bekanntlich keine ruhenden Eismassen, sondern nach abwärts fließende Eisströme sind, die ihre Beweglichkeit dem Einfluß einer höheren Temperatur und dem durch diese bewirkten theilweisen Aufthauen verdanken. Zweitens geht aus den in den Ablagerungen der Eiszeit aufgefundenen Thier- und Pflanzenresten hervor, daß zur Eiszeit die Temperatur in Europa nicht niedriger, sondern eher höher gewesen sein muß als in der Gegenwart.

In den in Europa während der Eiszeit abgelagerten Erdschichten hat man Ueberreste von folgenden Thierarten aufgefunden:

1) Höhlenbären (in Franken, Schwaben, Mähren, Belgien, Südfrankreich, Italien, Südrußland 2c.).
2) Braune Bären: Ursus arctos und Ursus priscus (in Knochenhöhlen).
3) Vielfraß.
4) Hermelin.
5) Marder.
6) Iltis.
7) Dachs.
8) Fischotter.
9) Wolf.
10) Fuchs.
11) Einen kleinen Hund (Canis alpinus Pallas), der gegenwärtig in Asien von den Sundainseln bis zum Altai verbreitet ist.
12) Höhlenhyäne, nahe mit der Afrikanischen Hyäne verwandt (besonders zahlreich in England und Frankreich, seltener in Deutschland).
13) Höhlenlöwen (in Knochenhöhlen des mittleren und Nördlichen Europa). Nach Boyd Dawkins stimmt der Höhlenlöwe mit dem jetzt noch lebenden Löwen überein.
14) Wildkatze.

15) Luchs.
16) Eine große löwenartige Katzenart, Machairodus latidens (in England und Nordfrankreich).
17) Zwei ausgestorbene Elephantenarten, Elephas antiquus und Elephas meridionalis (in Norfolk).
18) Hirsch: Riesenhirsch, Elennthier, Edelhirsch, Reh, Rennthier (fast in ganz Europa).
19) Ochse.
20) Moschusochse (in Deutschland, Frankreich und England).
21) Steinbock (in der Schweiz, in Südfrankreich und Italien).
22) Gemse (in der Schweiz, in Südfrankreich und Italien).
23) Ur (Bos primigenius).
24) Wisent oder Bison.
25) Zwei Pferdearten: das jetzige Pferd und eine ausgestorbene Art.
26) Wildschwein.
27) Flußpferd (in Italien, Frankreich und England).
28) Vier Rhinocerosarten: Rh. leptorhinus, Rh. hemitoechus, Rh. Mercki und Rh. tichorhinus (besonders häufig in Frankreich und Italien, außerdem aber auch in Mittel- und Nordeuropa).
29) Mammuth. Dieses zeigt im Skeletbau die größte Uebereinstimmung mit dem Indischen Elephanten.
30) Murmelthier.
31) Pfeifhase.
32) Alpenhase.
33) Lemming.
34) Halsbandlemming.
35) Mäuse.
36) Fledermäuse.
37) Hasen 2c.

Was die über die Eiszeitflora vorliegenden Urkunden betrifft, so sind dieselben nur dürftig, weil Kies und Sand der Erhaltung pflanzlicher Fossilien nicht günstig sind. Im Cannstatter Kalktuff bei Stuttgart hat man 29 Pflanzenarten aufgefunden, von denen drei, eine Eiche, eine Pappel und ein Nußbaum, erloschen sind; die übrigen, darunter Rothtanne, Weißbirke, Haselnuß, Bergahorn, Espe, Hainbuche, Ulme, Weide, Cornelkirsche, existiren alle auch heute noch in Württemberg.

Aus dem Vorstehenden ersieht man zunächst, daß die Flora Europas zur Eiszeit dieselbe gewesen war wie jetzt, daß also auch die Temperatur sich nicht viel von der jetzigen unterschieden haben kann. Was die Thierwelt anbelangt, so lebt der größere Theil der Eiszeitarten auch gegenwärtig noch in den Ebenen und Bergen des gemäßigten Europa. Wenn das Rennthier und der Steinbock nach Norden gewandert sind, so ist dieß lebig-

lich der Verdrängung durch den Menschen zuzuschreiben; denn ebensogut wie im Norden Europas könnten diese Thiere auch in den Hochthälern der Alpen leben, wenn sie wirklich, was ich übrigens bezweifle, absolut ein kaltes Klima zu ihrer Existenz nöthig haben sollten. Das Vorkommen dieser Thiere in Mitteleuropa während der Eiszeit beweist also gar nichts. Dagegen beweist das Vorkommen von Hyänen, Löwen, Elephanten, Flußpferden und Nashörnern, welche Thiergattungen gegenwärtig nur mehr in heißen Gegenden vorkommen, mit aller Bestimmtheit, daß das Klima Europas zur Eiszeit, wenn nicht wärmer, so doch wenigstens milder gewesen ist, als in der Gegenwart und noch nicht die Extreme zwischen großer Winterkälte und hoher Sommerwärme gekannt hat, welche jetzt den Aufenthalt der erwähnten Südlichen Thierarten in Europa zur Unmöglichkeit machen. Die Anhänger der Kältetheorie erklären die Existenz der erwähnten Thiergattungen in Europa zur Eiszeit durch die durch nichts erwiesene Annahme, daß dieselben einen dichten Haarpelz besessen hätten, so daß ihnen die Kälte nichts schaden konnte. Diese Annahme ginge in Bezug auf Hyänen, Löwen, Elephanten und Nashörner vielleicht noch an; sie versagt aber ihren Dienst vollständig in Bezug auf die Flußpferde. Denn die Flußpferde leben bekanntlich im Wasser und beim Baden in eiskaltem Wasser hilft auch der beste Pelz nichts, wie sich jeder leicht durch eigene Versuche überzeigen kann. Außerdem wäre gar nicht abzusehen, was die unglücklichen Flußpferde den ganzen Winter über hätten anfangen sollen, wenn die Flüsse und Seen ein halbes Jahr oder noch länger zugefroren waren.

Es kann also, glaube ich, gar kein Zweifel mehr bestehen, daß die ehemalige Vergletscherung Europas nicht einer Erniedrigung der Temperatur, sondern besonders reichlichen Niederschlägen, d. h. einem feuchteren Klima zuzuschreiben ist[1]). Dieses feuchtere Klima erklärt nicht nur die Entstehung der eiszeitlichen Riesengletscher, sondern auch das sonst räthselhafte Nebeneinanderwohnen von Thierarten, von denen die einen zu ihrem Gedeihen ein kaltes, die andern ein heißes Klima benöthigen. Zur Eiszeit waren in Folge des feuchten Klimas die Sommer kühler und die Winter wärmer, als dieß jetzt der Fall ist, und die kühlen Sommer ermöglichten den Aufenthalt in Mittel- und Südeuropa den Rennthieren, Steinböcken und sonstigen Nordischen Thieren, die warmen Winter aber auch den Südlichen Hyänen, Löwen, Elephanten, Flußpferden und Nashörnern; diese Thiere starben erst aus, als nach dem Aufhören der Eiszeit und dem Eintritt

---

[1]) Gaston de Saporta hat nach den Schnecken und Pflanzen, die in der Provence in demselben Tuff mit Steinwaffen aus der Rennthierzeit gefunden werden, geschlossen, daß das Klima damals in der Provence nicht kälter, aber viel feuchter gewesen war als in der Gegenwart. (Température de la Provence à l'époque du Renne, Mortillet-Matériaux, 4^{me} Année, pag. 42.)

eines trockneren Klimas für die einen die Winter zu kalt und für die andern die Sommer zu heiß wurden.

Die größere Feuchtigkeit während der Eiszeit verdankte Europa offenbar nicht dem Atlantischen Ocean, weil es auch gegenwärtig alle aus dem Atlantischen Ocean aufsteigenden Wasserdämpfe erhält, ohne daß eine Eiszeit eintritt, sondern dem gegenwärtig nicht mehr existirenden Saharameer.

Wie ich bereits bei einer früheren Gelegenheit auseinandergesetzt habe, bildete das Mittelländische Meer gleich nach der Emporhebung des alten Kontinents ein allseitig geschlossenes Binnenmeer, welches auch noch den größten Theil der jetzigen Sahara bedeckte. In demjenigen Theil dieses Meeres, der die Sahara einnahm, war die Verdunstung ungeheuer stark, erstens wegen der Seichtigkeit des Meeres an dieser Stelle, zweitens wegen der tropischen Lage. Durch die beständig vom Aequator nach den Polen ziehenden Luftströmungen, welche durch die stärkere Erwärmung der Luft am Aequator verursacht werden, wurden die aus dem Saharameer aufsteigenden Wasserdämpfe nach Norden geführt und lagerten über Europa die ungeheueren Schnee- und Eismassen ab, welche von Jahr zu Jahr sich kumulirend mit der Zeit eine allgemeine Vergletscherung dieses Erdtheils herbeiführten. In Folge der starken Verdunstung schrumpfte das Mittelmeer, da es mit dem Atlantischen Ocean damals noch nicht in Verbindung stand, immer mehr und mehr zusammen, das Saharameer trennte sich schließlich ab und trocknete dann allmählig vollständig aus. Damit hörten in Europa die bisherigen reichlichen Niederschläge allmählig auf und mit der gänzlichen Trockenlegung des Saharameeres hatte auch die Europäische Eiszeit ihr Ende erreicht[1]). Dieser Zustand

---

[1]) Alfred Nehring (Ueber den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1889) kam bei der Untersuchung der Säugethierreste von Thiede, Westeregeln und anderen Localitäten zu dem Schluß, daß Mitteleuropa zu Ende der Diluvialzeit von einer Steppenfauna bewohnt gewesen sei, ganz ähnlich dem heutigen Westsibirien, und daß Deutschland damals sicher ein kontinentales Klima gehabt haben müsse. Auch die Flora Deutschlands war damals nach Nehring eine Steppenflora. Daraus würde sich ergeben, daß nicht nur das Saharameer, sondern auch das Mittelländische Meer um die Zeit des Abflusses des Mongolischen Meeres bereits vollständig oder nahezu vollständig ausgetrocknet war und folglich ein ähnliches Bild darbot wie die heutige Mongolei und Sahara. Die Menschen konnten in diesem Fall trocknen Fußes aus Nordafrika nach Spanien, Italien und Griechenland übersetzen.

Sueß (Das Antlitz der Erde, Band I, Seite 443) schreibt: „Zu wiederholten Malen wurde die Ansicht ausgesprochen, daß noch in jüngster Zeit eine Landverbindung (zwischen Europa und Afrika) quer über das heutige Mittelmeer bestanden habe und daß große Theile des Mittelmeeres überhaupt nicht bestanden hätten. Es ist aber heute noch sehr schwer, den Zusammenhang der Dinge näher zu erfassen. So viel nur ergibt sich mit Sicherheit, daß die Zertrümmerung des Festlandes stückweise und zu sehr verschiedenen Zeiten vorgeschritten ist, und daß sehr große Einbrüche dieser Art sich nach der glacialen Zeit ereignet haben."

dauerte aber nur bis zum Abfluß des Mongolischen Meeres. Als das Mittelmeer und damit auch das ehemalige Saharameer durch die Fluthen des Mongolischen Meeres aufs Neue gefüllt wurden, entstand eine neue Eiszeit in Europa. Diese zweite Eiszeit dauerte aber viel kürzere Zeit und die während derselben aufgeschichteten Gletscher erreichten nicht mehr die Dimensionen der früheren Gletscher, weil nach dem Durchbruch der Straße von Gibraltar ein Theil des Mittelmeeres nach dem Atlantischen Ocean abfloß, das Saharameer in Folge der Erniedrigung des Meeresspiegels sofort vom eigentlichen Mittelmeer getrennt wurde und deßhalb in Ermangelung aller Zuflüsse in kurzer Zeit zum zweiten Mal austrocknen mußte[1]).

In welcher Weise das Erscheinen des Menschen in Europa mit den zwei Eiszeiten zusammenhing, ist nach dem Bisherigen leicht einzusehen. Die Einwanderung der Europäischen Rasse erfolgte nach der ersten Gletscherperiode[2]), die Einwanderung der Aramäer, Finnen und Indogermanen aber während und nach der zweiten Gletscherperiode.

---

[1]) Daß die zweite Europäische Eiszeit wirklich neueren Datums ist, geht unter anderem aus folgenden Umständen hervor. Es ist nachgewiesen, daß in der Schweiz noch im Mittelalter sehr viele Pässe, die gegenwärtig eisfrei sind, vergletschert waren und daß die Eismassen über diese Pässe hinweg tief ins Thal herunterhingen. Ferner hat Fraas im Jahre 1875 am Fuße des Libanon eine Anzahl von Höhlen entdeckt, in denen Feuersteinmesser und Thierknochen unzweifelhaft darauf hinwiesen, daß diese Höhlen, ebenso wie die Europäischen Höhlen, früher von Menschen bewohnt gewesen waren. Die Eingänge dieser Höhlen waren aber von Moränenschutt verdeckt, ein Beweis, daß während der letzten Eiszeit die Gletscher über die Höhlen hinweggegangen sein müssen. Die erwähnten Höhlen müssen also schon vor der letzten Eiszeit von Menschen bewohnt gewesen sein. (Vergl. den Bericht über die VII. allg. Anthropologenversammlung zu Jena 1876 im 9. Bande des Archivs für Anthropologie, Seite 121.)

[2]) Alex. Bertrand kommt in seinem Werke „La Gaule avant les Gaulois d'après les monuments et les textes, Paris 1891“ zu dem Schluß, daß der Mensch in Gallien zuerst in der Interglacialzeit aufgetreten sei.

Professor Ranke schreibt im 2. Bande seines Werkes: Der Mensch, auf Seite 384 ff. über den Zusammenhang des ersten Auftretens des Menschen in Europa mit der Eiszeit: „Die Fundplätze, welche bis heute von dem Diluvialmenschen in Europa bekannt geworden sind, finden sich alle auf Gebieten, welche während der letzten Glazialepoche nicht von Gletschern oder Inlandeis bedeckt waren. Da Deutschland während der letzten Glazialepoche weithin unter Eis begraben lag, während Frankreich und andere Gebiete Europas großenteils eisfrei blieben, so können wir uns nicht verwundern, wenn wir Deutschland verhältnismäßig ärmer an Fundplätzen finden als namentlich das viel durchforschte Frankreich; aber die Verhältnisse in Deutschland gestatten uns dafür eine nähere stratigraphische Bestimmung der Fundstellen und damit ihre sicherere Einreihung in die Diluvialepochen. Vielfach finden wir namentlich in Mitteldeutschland die Reste des Diluvialmenschen auf und über dem Gebiete der älteren Vergletscherung, sie sind also jünger als diese, und es ist gewiß sehr merkwürdig, daß am äußersten Rande der Moränengebiete der letzten, jüngsten Glazialepoche gelegentlich reiche Funde des Diluvialmenschen gemacht worden sind. Es läßt sich, sagt A. Penck, diese Thatsache nicht anders erklären, als daß beide

Durch ganz ähnliche Verhältnisse, wie die Europäische Eiszeit, war auch die Sibirische Eiszeit bedingt gewesen. So lange das Mongolische Meer noch bestand, waren in Sibirien die atmosphärischen Niederschläge natürlich viel größer gewesen als gegenwärtig, wo Sibirien fast lediglich

---

Erscheinungen, Gletscherverbreitung der letzten Eiszeit und Auftreten des Diluvialmenschen, mindestens gleichzeitige Phänomene waren. Würde nämlich der Diluvialmensch jünger als die letzte große Vereisung sein, so wäre nicht einzusehen, warum er nicht das Gebiet derselben besiedelte, warum er nicht von den Ufern der eben geschaffenen Alpenseen Besitz ergriff, warum er die weiten Flächen Norddeutschlands, gewiß günstige Jagdfelder, nicht zu seinem Wohnsitze machte, sondern in dem einen Falle nur bis zur Schussenquelle, im andern nur bis Weimar vordrang. Gerade in dem Umstande, daß der diluviale Mensch sich nur außerhalb der Vergletscherungen und an deren äußerstem Saume aufgehalten hat, dürfte ein wichtiger Grund für seine Gleichalterigkeit mit denselben liegen. Dort, wohin die Gletscherentfaltung der letzten, jüngsten Eisperiode nicht reichte, liegen die Hauptfundstellen von Resten des Diluvialmenschen. Von deutschen Fundorten kommen vornehmlich in Betracht: Thiede und Westeregeln bei Braunschweig, die Thüringer Kalktuffe, die Lindenthaler Höhle bei Gera, die Ofnet im bayrischen Ries, Blaubeuren und Riedlingen, Thayingen und Schussenried. Von diesen liegen die große Mehrzahl der Fundorte gerade am Saume der Gletschergebiete und nur die des Jura außerhalb desselben. Bei Braunschweig, Weimar, Gera, Schussenried und Thayingen lebte der Diluvialmensch nach dem Rückgange der ältern Gletscher. Von Weimar haben wir oben die Schichtlage beschrieben, in welcher die Menschenspuren sich fanden; Liebe hat bewiesen, daß die Lindenthaler Höhle entschieden jünger als das benachbarte nordische Diluvium ist. Die beiden süddeutschen Vorkommnisse sind ebenfalls entschieden jünger als die dortigen Moränen. Die Schichten von Schussenried liegen unmittelbar auf Moränen der jüngsten Glazialzeit auf, und das Keßler Loch bei Thayingen liegt in einem Thale, welches jünger als die dortigen Moränen ist. Da sich die Verbreitung des Diluvialmenschen und die letzte Gletscherentwicklung ausschließen, da wir aber seine Reste auf den Moränen der ältern und an dem Moränenrande der letzten Vergletscherung antreffen, so bleiben für seine Existenz in Europa nur die letzte Glazialzeit und die ihr vorausgehende Interglazialzeit. Wird nun einerseits der Diluvialmensch in Deutschland einmal in Taubach (Weimar) mit den Tieren eines milden Klimas und dann bei Schussenried in glazialer Gesellschaft gefunden, so steht dies mit dem Obigen im besten Einklange und kann durch die Annahme erklärt werden, daß er bei Taubach (Weimar) in der letzten Interglazialzeit und bei Schussenried in der darauf folgenden letzten Glazialzeit lebte, mit deren Schlusse seine Spuren in Deutschland verschwinden. Die ältesten Spuren, die bisher von dem Menschen in Europa gefunden worden sind, gehen sonach in die der letzten großen Vergletscherung vorausgehende wärmere Interglazialzeit zurück. In dieser Periode lebte er mit dem Mammute und dessen Gesellen unter klimatischen Verhältnissen, welche von den heutigen relativ wenig verschieden gewesen sein mögen. Zahlreicher werden seine Spuren in der letzten, durch die zahlreiche Anwesenheit des Renntieres in Mitteleuropa charakterisierten eigentlich glazialen Epoche. In die ältern und ältesten Epochen des Diluviums hat man bisher die Spuren des Menschen in Europa, soviel ich sehe, noch nicht verfolgen können."

Auch Geikie kommt in seinem Werk: The great Ice Age and its relation to the antiquity of man, London 1874, zu dem Schlusse, daß es zwei Eiszeiten gegeben habe und daß der Mensch in England zum ersten Mal in der milden Zwischenperiode zwischen den zwei Eiszeiten erschienen sei.

auf das Eismeer angewiesen ist, welches den größten Theil des Jahres über zum großen Theil zugefroren ist und auch den Sommer über nur wenig Wasser verdampft. Die Sibirische Eiszeit dauerte also bis zum Abfluß des Mongolischen Meeres, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo in Europa die zweite und letzte Eisperiode begann.

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen über den Verlauf der Sintfluth und des im zweiten Abschnitt des zweiten Theils gelieferten Nachweises über die Ursitze der verschiedenen Rassen und Völkerstämme ist es nun nicht schwer zu bestimmen, welche Rassen und welche Völkerstämme Zeugen der Sintfluth gewesen sind. Aus der Karte Fig. 7 (auf S. 376) ersehen wir, daß die Ufer des Mongolischen Meeres, durch dessen Abfluß das ganze Unheil angerichtet wurde, mit Ausnahme des Westufers, ausschließlich von Ostasiatischen Völkerschaften bewohnt waren; das Norduufer von einem Theil der Finnen, sowie von den Samojeden, Türken, Mongolen und Tungusen; das Ostufer von den Ainos und das Südufer von den Vorfahren der heutigen Chinesen, Tibetaner, Malayen, Birmanen, Thaivölker, Annamiten und der isolirten Völker der Hinterindischen Halbinsel. Alle diese Völkerstämme waren bei der ganzen Affaire zunächst unbetheiligte Zuschauer und hatten vorerst keinen weiteren Schaden als den, welchen allenfalls das Erdbeben anrichten konnte, das das Nordwestliche Randgebirge zerstörte und dadurch den Durchbruch des Meeres veranlaßte. Dieses Erdbeben muß allerdings von außerordentlicher Furchtbarkeit gewesen sein und sich auf dem ganzen Asiatischen Kontinent fühlbar gemacht haben, da selbst das unbedeutende Erdbeben von Wernoe seinerzeit noch auf der Berliner Sternwarte beobachtet werden konnte. Viel schlimmer als die Ostasiaten kamen dagegen ihre Westlichen Nachbarn, die Westasiaten, weg, welche das ganze Unheil über sich ergehen lassen mußten. Das Gebiet, in welchem der Durchbruch erfolgte und wo die ausströmenden Wassermassen wegen ihrer ungeheueren anfänglichen Strömungsgeschwindigkeit und Tiefe die größten Verheerungen anrichten mußten, war von den Vorfahren der Slawen und Letten besetzt (vergl. Fig. 6, S. 361) und von diesen müssen alle jene umgekommen sein, welche damals die Balchaschebene und die angränzenden niedrigeren Gebirgsabhänge bewohnten. Von der Balchaschebene aus breiteten sich die Fluthen mit verlangsamter Geschwindigkeit und verminderter Tiefe über die ganze Aralokaspische Niederung aus, nach Westen über die Südlichen Theile der Wohnsitze der Gothen und Deutschen und nach Südwesten und Süden, mit Umgehung des Karataugebirges, nach dem Thal des Amu-darja, über die Wohnsitze der Thrako-Illyrier, Galater, Indier, Iraner, Armenier und Semiten, von denen nur diejenigen gerettet wurden, welche die höher gelegenen Gegenden bewohnten. Alle Völker, welche zwischen dem Kaspischen Meer im Westen und den Wohnsitzen der Deutschen, Thrako-Illyrier

und Armenier im Osten und zwischen dem Kopet-tag und Elbursgebirge im Süden und dem Obschtschii-Syrt, Ural und Mugodschargebirge im Norden wohnten, gingen, mit alleiniger Ausnahme der allenfallsigen Bewohner des Usturt, spurlos zu Grunde und daraus erklärt sich der große sprachliche und räumliche Hiatus zwischen den Kaukasiern und den ihnen rassenverwandten Indogermanen. Auch von den Kaukasiern muß ein großer Theil umgekommen sein und zwar alle diejenigen, welche die Niederungen der Kura und die Gegend zwischen dem Kaukasus und Ural bewohnten und nur die Bewohner des Kaukasusgebirges selbst blieben verschont.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß man auf Grund der jetzigen Terrainverhältnisse annehmen müsse, daß ein Theil der Fluthen des Mongolischen Meeres über den Saisan-noor durch das gegenwärtige Flußbett des Irtysch abgeflossen ist. Dieses Gebiet war damals von den Finnen bewohnt und diese wurden also ebenfalls, wenn auch nicht in so furchtbarer Weise, wie die Indogermanen, von dem allgemeinen Unglück betroffen. Die Anwohner des Mittelländischen Meeres hatten zwar ebenfalls mehr oder weniger unter der durch den Abfluß des Mongolischen Meeres verursachten Ueberschwemmung zu leiden; das Ereigniß hatte aber hier nicht mehr den Charakter einer furchtbaren Katastrophe, weil das Steigen des Spiegels des Mittelmeeres in Folge seines großen Umfangs offenbar so allmählig erfolgen mußte, daß die bedrohten Bewohner der niedrigen Ufergegenden noch hinreichend Zeit hatten, sich in Sicherheit zu bringen. Nur im Aegäischen Meere, wo die Fluthen mit Ungestümm aus der Dardanellenstraße hervorbrachen, war die Sache noch ziemlich kritisch und hier mögen wohl, wie die älteste Griechische Sage [1]) berichtet, die Bewohner der niedrigen Inseln und Küsten umgekommen sein.

Was endlich die zur Nubarasse gehörigen Bewohner der Sahara betrifft, welche aufs neue unter Wasser gesetzt wurde, so müssen ebenfalls die Bewohner der im Bereich der Ueberschwemmung gelegenen Gegenden zum größten Theil umgekommen sein. Hier kann aber die Zahl der Opfer nicht groß gewesen sein, weil die Sahara als Wüste nur spärlichen Nomaden Aufenthalt gewähren konnte.

---

[1]) Diese Sage stammte offenbar von den zur Europäischen Rasse gehörigen Urbewohnern Griechenlands und nicht von den Indogermanischen Thrako-Illyriern oder Hellenen, weil diese erst lange nach der Sintfluth eingewandert sind.

Fünfter Abschnitt.

Folgen der Sintfluth.

Im Vorausgehenden haben wir gesehen, daß das Aussehen des Asiatischen Kontinents noch vor etwas mehr als 4000 Jahren ein ganz anderes gewesen war als in der Gegenwart. Die Mitte des Kontinents, welche heutzutage von der schrecklichsten Wüste der Welt eingenommen wird, mit welcher sich selbst die Sahara nicht messen kann, war damals von einem großen Binnenmeer bedeckt, welches dem Mittelländischen Meer in Bezug auf Ausdehnung und Wasserreichthum wahrscheinlich nicht nachstand. Außer dem Mongolischen Meer bedeckten aber früher Asien noch eine Anzahl von anderen Seebecken von geringerer Ausdehnung, welche gegenwärtig gleichfalls nicht mehr existiren, deren frühere Existenz aber mit größter Sicherheit nachgewiesen werden kann.

Ein solches Seebecken bedeckte im Osten des Mongolischen Meeres die Mandschurei. Die Mandschurei bildet, wie die Mongolei, ein allseitig durch Gebirge begränztes Becken. Im Westen wird dieses Becken durch das Chingangebirge vom Mongolischen Becken geschieden und im Norden durch das Stanowoigebirge, im Osten durch das Bureja-, Sichota-Alin- und Schan-Alin-Gebirge und im Süden durch eine vom Chingangebirge zum Schan-Alin-Gebirge ziehende Wasserscheide begränzt. Die Mandschurei bildet also eine wohlarrondirte ungeheuere Thalmulde, welche durch das Irjehari-Alin- und Dousse-Alin-Gebirge in zwei Theile getrennt wird. Die Umwallung dieser Thalmulde wird nur an zwei Punkten durchbrochen: erstens im Nordwesten, bei Usty-Strjelka, an der Stelle, wo das Chingangebirge an das Stanowoigebirge herantritt und wo der Amur in einem langen und engen Defilé aus der Mongolei nach der Mandschurei durchbricht; zweitens im Osten, bei Nikolajewsk, wo der Amur die Oestlichen Randgebirge durchbricht, um zum Meere zu gelangen. Daß der Amur erst nachträglich entstanden ist in Folge des Durchbruches der Rand-

gebirge durch Erosion, habe ich bereits früher erwähnt. Vor der Entstehung des Amur muß also die Mandschurei, wie aus ihrer Konfiguration deutlich hervorgeht, ein abflußloses Becken gewesen sein. Daß dieß wirklich der Fall gewesen ist und zwar in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit, wird durch die Bodenbeschaffenheit der Mandschurei unzweifelhaft erwiesen. v. Richthofen (China I, S. 148) schreibt in dieser Beziehung: „Der Steppenboden und sein Salzgehalt, welcher in großen Strecken noch unberührt, aber in den Gebieten des Abflusses schon großentheils ausgelaugt ist, deuten darauf hin, daß auch ein großer Theil der Mandschurei früher abflußlos war und, in gleicher Weise wie die Becken Centralasiens, mit den aus seinen Umgebungen stammenden Zersetzungsprodukten bedeckt wurde."

Ganz ähnlich, wie in der Mandschurei, liegen die Verhältnisse in Tibet. Der Westliche Theil von Tibet bildet ebenfalls eine ungeheuere Thalmulde, in Gestalt eines Trapezes, die im Norden durch den Küen-lün, im Südwesten durch den Karakorum, im Süden durch den Gang-ri und im Südosten durch das Tang-la-Gebirge begränzt wird. Die Meereshöhe dieser Thalmulde beträgt 16 000 Fuß. Sie ist von einer großen Anzahl abflußloser Seen bedeckt, welche sämmtlich salzhaltig sind und von allen Forschern für die Ueberreste ehemals ausgedehnterer Seebecken gehalten werden. Das Vorhandensein dieser Seen, trotz der außerordentlichen Trockenheit des Klimas, sowie die Konfiguration und Bodenbeschaffenheit Tibets machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die ganze Tibetanische Thalmulde früher ebenso wie die Mongolei und Mandschurei von einem Binnenmeer bedeckt gewesen war, welches aber nicht abgeflossen, sondern nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres, in Folge der dadurch herbeigeführten Verminderung der Luftfeuchtigkeit, allmählig ausgetrocknet ist. Schlagintweit setzt die Zeit, zu welcher Tibet von einem ausgedehnten Binnenmeer bedeckt war, in die Tertiär- und Diluvialzeit zurück. v. Richthofen macht aber dagegen geltend, daß die bisher in der Umgebung der Tibetanischen Seen aufgefundenen Muscheln sämmtlich noch lebenden Arten angehören, so daß also die Bedeckung Tibets durch größere Wasserflächen nur innerhalb der Periode der jetzt lebenden Fauna zugestanden werden könne.

Den genaueren Umfang des ehemaligen Tibetanischen Meeres anzugeben ist nicht möglich, weil Tibet noch immer zu den am wenigsten erforschten Gebieten der Erde gehört.

Auch China war früher zum großen Theil von Wasser bedeckt gewesen, wie die ungeheuere Ausdehnung und Mächtigkeit der Chinesischen Lößlager beweist. Der Hoangho existirte damals noch nicht, sondern hat sich erst in einer späteren Zeit nach und nach durch Erosion gebildet. „Il fut un temps," schreibt Reclus auf Seite 21 seiner Nouv. Géogr. Un. VI, „où le grand fleuve Hoang-ho n'existait pas: son bassin s'est formé peu à peu par les entailles des ravins dans les rebords du plateau,

dont la cavité profonde contenait autrefois les eaux du Han-haï." Nach Richthofen unterliegt es keinem Zweifel, daß das Nördliche China in einer früheren Zeit, als der Hoang-ho noch nicht existirte, aus einzelnen abflußlosen Becken von sehr verschiedener Größe bestand; die Flüsse sammelten sich darin in Salzseen, aus denen ihr Wasser verdunstete.

Wie im Osten das Mandschurische, im Süden das Tibetanische und die Chinesischen Seebecken, so waren dem Mongolischen Meere auch im Westen eine Anzahl von geschlossenen Seebecken vorgelagert, welche ebenso wie das Mandschurische und die Chinesischen Becken später abgeflossen sind. Ich will nur die zwei bedeutendsten erwähnen, das Alaibecken und das Ferganische Becken.

Das Alaithal ist zwischen die beiden hohen Gebirgszüge Alai und Transalai eingeschlossen und hat eine Länge von 128 und eine Breite von 23 Kilometern. Die Höhe der Thalsohle beträgt im äußersten Osten, beim Ton-murun-Paß, 11000 Fuß, und im äußersten Westen, beim Dorf Katta-karamuk (nach meiner Bestimmung), 7500 Fuß. Unterhalb Katta-karamuk verengert sich das Thal zu einer engen, unpassirbaren Felsenschlucht, welche vom Kysyl-su durchbrochen wird. Das Altaithal ist ganz unzweifelhaft ein ehemaliges Seebecken, welches erst allmählig trocken gelegt wurde in Folge des Umstandes, daß der Kysyl-su, der Abfluß des Alaisees, sich mit der Zeit immer tiefer und tiefer zwischen den Felsen eingrub, welche das Thal im Westen abschlossen. Denn der Grund des Alaithals besteht aus diluvialen Anschwemmungen, aus Lehm, Konglomerat und Löß, welche die Mulde zwischen Alai und Transalai ausfüllen und in welche der Kysyl-su nachträglich sein Bett eingegraben hat. Im Westlichen Theil des Thales ist der Boden noch stellenweise mit Salz infiltrirt.

Westlich vom Alaithal passirt der Kysyl-su noch eine ganze Reihe von kleineren Thälern, welche alle nach unten durch Felsenzüge abgeschlossen sind, durch die sich der Fluß erst allmählig einen Ausgang gegraben hat. Alle diese Thäler sind bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Flußablagerungen angefüllt, ein sicherer Beweis dafür, daß sie früher gleichfalls in ihrer ganzen Ausdehnung von Wasser bedeckt gewesen waren. Ganz Karategin besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von solchen ehemaligen Seebecken, wie ich mich während einer Reise im Jahre 1886 persönlich überzeugt habe.

Das Ferganathal steht zum Alaithal in einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie die Mongolei zu Tibet. Es liegt gleichfalls Nördlich von jenem, ist viel niedriger, hat eine bedeutend größere Ausdehnung und ist, wie die Mongolei von Tibet durch den Küen-lün, vom Alaithal durch das hohe Alaigebirge getrennt, dessen bequemster Paß, der Kara-kasyk, nach meiner Bestimmung 14500 Fuß hoch ist. Das Ferganathal wird im Süden durch das eben erwähnte Alaigebirge, im Osten durch das Terekgebirge und im Norden durch das Fergana-, Urtak-, Tschatkal- und Moghultau-

Gebirge begränzt; im Westen wird es durch den Südwestlichen Vorsprung des Mogultau und durch Nördliche Ausläufer des Alaigebirges abgeschlossen, welche sich einander bis auf 6 Kilometer nähern und zwischen sich einen 6 Kilometer breiten Zwischenraum lassen, durch welchen der Syr-darja aus dem Ferganathal tritt. Die größte Länge des Ferganathals beträgt 320 Kilometer und die größte Breite 140 Kilometer. Das Thal senkt sich gegen Westen ganz allmählig und hat eine mittlere Höhe von etwa 1500 Fuß. Chodschent, in der Nähe des unteren Endes des Thales, hat nach meiner Bestimmung eine Meereshöhe von 1080 Fuß. Der Boden des Ferganathales ist genau derselbe wie in der Mongolei und besteht aus Löß, Salzsteppen, Sand- und Kieswüsten. Der kulturfähige Boden nimmt nur 13 Prozent des ganzen Areals ein. Auf Grund der Konfiguration des Ferganathals und der Lößablagerungen, welche nach Middendorff bis zu einer Höhe von 5000 Fuß hinaufreichen, ist anzunehmen, daß das Ferganathal früher ein Seebecken gewesen war, dessen Abfluß der Syr-darja gebildet hatte. Aus Middendorff's Untersuchungen geht hervor, daß der Ferganische See nicht wie der Alaisee allmählig abgeflossen ist, in Folge der allmähligen Tieferlegung des Bettes des Syr-darja, sondern wie das Mongolische Meer plötzlich, in Folge der Zerstörung des Westlichen Randwalles, durch ein Erdbeben. Middendorff schreibt nämlich in seinem Werk „Einblicke in das Ferganathal": „Im ganzen Bereiche des Ferganathales fallen uns überall sich wiederholende Hügelchen auf, welche dem ebenen Boden aufsitzen. Im weiteren Verlaufe meiner Untersuchungen überzeugte ich mich davon, daß es mit diesen Hügeln (Kurganen) wahrscheinlich folgende Bewandtniß haben müsse. Die ganze Ferganamulde ist ursprünglich mit Löß ausgefüllt gewesen, und zwar erreichen die Lößmassen dort, wo sie im Umkreise des Thales sich an die anstehenden Felsarten anlehnen, noch gegenwärtig eine Meereshöhe von circa 5000 Fuß. Wohl erst nach Ablagerung des Löß ist der Naryn in das Ferganathal durchgebrochen. — Die ungeheuere Masse von Löß, die dem Gesagten zufolge zum Ferganathale hinausgeschwemmt worden sein muß, ist, wie es scheint, binnen kurzer Frist, überfluthend davongeführt worden, denn die Gleichartigkeit der Abschwemmungsspuren und ihre Verbreitung über das ganze Ferganathal schließt die Annahme lokaler, allmählig wirkender Thätigkeiten aus."

Wenden wir uns weiter nach Westen, so finden wir im heutigen Persien und Westlichen Afganistan gleichfalls unverkennbare Spuren eines ehemaligen Binnenmeeres. Persien bildet eine einzige zusammenhängende Hochfläche, die ringsum an ihren Rändern von Gebirgen umsäumt wird. Im Norden wird diese Hochfläche durch die Westlichen Ausläufer des Hindukusch, den Kopet-tag und das Elbursgebirge begränzt, im Westen und Süden durch das Armenische und Zagrosgebirge und weiterhin durch mehrere parallele, terrassenförmig hinter einander aufsteigende Gebirgsketten, welchen

ein gemeinschaftlicher Name fehlt; im Osten aber wird das Iranische Plateau durch die Ausläufer des Hindukusch und die Persisch-Indischen Gränzgebirge abgeschlossen. Das von den genannten Gebirgen eingeschlossene Plateau besteht aus ausgedehnten Hochebenen, die einen flachen Kessel bilden, der von der Mitte, wo seine Meereshöhe etwa 2200 Fuß beträgt, nach den Rändern zu ganz allmählig ansteigt. Die Mitte dieses Kessels besteht aus einer großen Salzwüste, die sich vom 51. Grad Oestlicher Länge von Greenwich durch 10 Längengrade bis zum Hamunsumpf erstreckt, wo sie in eine Sandwüste übergeht, die sich in Nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Kandagar und in Südöstlicher Richtung bis ins Nördliche Beludschistan ausdehnt. Auf dem Iranischen Plateau gibt es nur sehr wenige und ganz unbedeutende Wasserläufe, die in den Randgebirgen entspringen und in der Wüste in Binnenseen oder Morästen endigen oder auch einfach im Sand versiegen. Das Iranische Hochland ist also eine verkleinerte Kopie der Mongolei.

Der Geolog Blanford betrachtet die Wüsten und Steppen Persiens als Alluvialebenen und nimmt an, daß ihr Boden durch Absatz aus großen Seebecken entstanden sei, welche zur Zeit eines feuchten Klimas existirt hätten. v. Richthofen (China I, S. 173) schildert das Iranische Becken folgendermaßen: „Anstatt dessen nehmen eine Anzahl abflußloser Becken, deren jedes im tiefsten Theil seinen Salzsee hat, die Oberfläche des Landes ein. Sie haben dieselbe Mannigfaltigkeit der Umrißformen wie diejenigen Centralasiens. Wie dort, fehlt die Horizontalebene, oder beschränkt sich doch auf wenige Stellen, und es herrschen an ihrer Statt sanft geneigte Verflachungen. Die Umgebungen werden von einem Wechsel abgerundeter und steilerer Gebirgsumwallungen gebildet. An deren Fuß schmiegt sich eine Zone von nicht gerolltem Gesteinsschutt, der erst massenhaft angehäuft, dort aber, wo das Gefälle allmählig sanfter wird, nur locker zerstreut ist. Dann folgt, in den flacheren Theilen, ein gelber salzhaltiger Boden, welcher durch Auslaugung außerordentlich fruchtbar wird und an zahlreichen Stellen zur Anlage zerstreuter Kulturoasen Veranlassung gegeben hat. An seiner Stelle breiten sich oft öde Wüsten von Sand und Kies aus, und im tiefsten, centralen Theil der Depression liegt der Salzsee, oder auch zuweilen nur eine Salzkruste. Dieß sind die Merkmale der Becken des Eranischen Hochlandes, gerade wie derjenigen von Centralasien. Auch hier nehmen die Flüsse ihren Lauf von den Seiten gegen die centraleren Theile, ohne tief in den Boden eingeschnitten zu sein, und verlieren sich großentheils im Sand. Vielfache Beschreibungen haben uns mit diesem Charakter von Persien vertraut gemacht."

Aus der angegebenen Konfiguration und Bodenbeschaffenheit des Iranischen Hochlandes erhellt wohl zur Genüge, daß dasselbe früher ein ausgedehntes Seebecken gebildet hat, welches im Laufe der Zeit, als nach

dem Abfluß des Mongolischen Meeres das Klima trockner geworden war, allmählig ausgetrocknet ist.

Aus dem Vorausgehenden ersehen wir, daß ursprünglich das ganze centrale Asien vom Stillen Ocean bis in die Nähe des Mittelländischen Meeres von einer ununterbrochenen Reihe von ausgedehnten Seen und Binnenmeeren bedeckt gewesen war, welche gegenwärtig nicht mehr existiren. Die ganze Südliche Hälfte Asiens befand sich also damals in Bezug auf die Versorgung mit atmosphärischen Niederschlägen in einer ebenso günstigen, zum Theil selbst in einer günstigeren Lage als das heutige Europa. Die Fruchtbarkeit des Bodens muß deßhalb damals in diesen Gegenden wegen der Südlichen Lage eine ganz außerordentliche gewesen sein. Durch die ausgedehnten Wasserflächen wurde damals außerdem auch das Klima gemildert und es gab noch nicht die kalten Winter und glühend heißen Sommer, welche jetzt in diesen Gegenden das Leben für Menschen, Thiere und Pflanzen so unerträglich machen; die Menschen konnten deßhalb in jenen Zeiten sehr wohl noch auf dem Pamir und selbst noch in Tibet ein ansässiges Leben führen, da der Pamir auf dem Parallel von Sicilien und Tibet auf dem Parallel von Tunis und Algerien liegt.

Auch Sibirien, welches gegenwärtig den Nördlichen Kältepol in sich schließt, hatte damals noch ein gemäßigteres Klima und reichlichere Niederschläge, da es unmittelbar an das Mandschurische und Mongolische Meer und an die damals noch viel ausgedehnteren Turkestanischen Seebecken gränzte, und konnte deßhalb damals noch Mammuthe, Nashörner und ähnliche Thiere beherbergen, was jetzt ganz undenkbar wäre.

Alles dieses mußte sich natürlich mit Einem Schlage ändern, als das Mongolische und Mandschurische Meer und die Chinesischen und Turkestanischen Seebecken abgeflossen waren und in Folge davon dann auch das Tibetanische und Iranische Binnenmeer austrockneten und die wenigen noch existirenden Seen immer mehr und mehr zurückgingen.

Die nächste Folge des Verschwindens der erwähnten Seen und Binnenmeere war eine außerordentliche Verminderung der Feuchtigkeit der Luft und der atmosphärischen Niederschläge.

Was zunächst die Mongolei und Tibet betrifft, so erhalten dieselben gegenwärtig alle ihre Niederschläge aus dem Stillen und Indischen Ocean. Da aber beide Becken vom Meere durch große Zwischenräume und hohe Gebirge getrennt sind, auf deren äußeren Abhängen die in der Luft enthaltene Feuchtigkeit schon zum größten Theil niedergeschlagen wird, so erreichen die vom Meere her wehenden Luftströmungen Tibet und die Mongolei in der Regel als Föhn, d. h. als warmer und trockner Wind, der nicht nur keine Niederschläge absetzt, sondern im Gegentheil die ohnedieß schon bestehende Trockenheit nur noch vermehrt. Nennenswerthe Nieder-

schläge können deßhalb nur in den Tibetanischen und Mongolischen Randgebirgen erfolgen [1]).

Sibirien erhält gegenwärtig seine Niederschläge theils aus dem Ochotzkischen und Behringsmeer, theils aus dem Nördlichen Eismeer. Da aber alle diese Meere in hohen Breiten liegen, wo die Verdunstung nur gering ist, so ist die Menge der Niederschläge in Sibirien gegenwärtig natürlich viel geringer als zu der Zeit, wo sich am Südrand von Sibirien eine ununterbrochene Reihe von Meeres- und Seebecken entlang zog, die nicht nur sämmtlich innerhalb der gemäßigten Zone lagen, sondern auch eine bedeutende Meereshöhe hatten, und aus diesen beiden Gründen an ihrer Oberfläche bedeutende Wassermengen verdampften. Denn die Verdunstung hängt nicht bloß von der größeren oder geringeren Wärme, sondern außerdem auch noch vom größeren oder geringeren Luftdruck ab, da Wasser bekanntlich im luftleeren Raum schon bei einer sehr niedrigen Temperatur nicht nur zum Verdampfen, sondern selbst zum Kochen gebracht werden kann.

Das heutige Turkestan, welches früher seine Niederschläge von allen Seiten erhielt: im Osten vom Mongolischen und Tibetanischen Meer und vom Alai- und Ferganasee; im Süden vom Arabischen Meer, vom Persischen Golf, vom Rothen Meer und vom Iranischen Binnenmeer; im Westen vom Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meer, und im Norden vom Aral- und Balchaschsee und den zahlreichen Seen, welche früher die ganze Turkestanisch-Sibirische Wasserscheide bedeckten, von denen sich jetzt aber nur noch spärliche Ueberreste erhalten haben, ist gegenwärtig in Bezug auf seine Niederschläge lediglich auf die im Südwesten und Westen gelegenen Seen und Meerestheile angewiesen. Niederschläge erfolgen deßhalb in Turkestan gegenwärtig nur mehr bei Südwest-, selten bei Westwind, und ich habe während meines 15jährigen Aufenthaltes in Turkestan nie bei einer anderen Windrichtung Niederschläge beobachtet, obwohl ich jahrelang die meteorologischen Beobachtungen bei der Taschkenter Sternwarte persönlich ausgeführt habe. Die von Südwest und West zugeführte Feuchtigkeit ist aber sehr spärlich, weil die von dem Mittelländischen und Schwarzen Meer, dem Rothen Meer und Persischen Golf kommenden Winde vorher ausgedehnte Wüstengegenden und hohe Gebirgszüge zu passiren haben, in denen sie schon unterwegs den größten Theil ihrer Feuchtigkeit einbüßen.

[1]) „La sècheresse de l'air est si grande en certaines régions du Tibet, que l'on doit entourer d'étoffes les portes et les colonnes en bois des maisons pour qu'elles n'eclatent pas; afin de protéger leur peau contre les gerçures, beaucoup de voyageurs ont l'habitude de se barbouiller le visage d'un enduit noirâtre. Les animaux qui périssent sur la route dans la traversée des plateaux se dessèchent peu à peu: quelques-uns des passages les plus difficiles sont bordés de ces momies de yaks, de chevaux, de brebis." (Reclus, Nouv. Géogr. Un. VII, p. 62.)

Sind in der Mongolei, in Tibet und in Turkestan die Niederschläge schon aus den angegebenen Gründen auf ein Minimum reducirt, so geht von den im Laufe eines Jahres wirklich niedergeschlagenen Feuchtigkeitsmengen noch weitaus der größte Theil für den Feldbau und Pflanzenwuchs dadurch verloren, daß die Niederschläge fast nur zur Winterszeit erfolgen, den ganzen Sommer über aber, mit Ausnahme der Hochgebirge, gar kein Regen fällt. Dieß hat seinen Grund darin, daß im Sommer, in Folge der außerordentlichen Trockenheit der Luft, sich die ausgedehnten Sand- und Kieswüsten Centralasiens sehr stark erwärmen und daß deßhalb die vom Meere herkommenden feuchten Luftschichten nicht nur nicht abgekühlt, sondern im Gegentheil noch mehr erwärmt und dadurch relativ trockner gemacht werden, als sie an ihrem Ausgangspunkte waren. Diese Luftschichten setzen deßhalb beim Passiren Centralasiens nicht nur keine Feuchtigkeit ab, sondern ziehen im Gegentheil aus den spärlichen Centralasiatischen Wasserläufen und Seen noch neue Feuchtigkeit an sich. Niederschläge können deßhalb in Centralasien in den Ebenen und niedrigeren Gebirgen nur zur Winterszeit erfolgen, wenn die ausgedehnten Wüsten in Folge der durch die reine und trockne Luft geförderten Ausstrahlung stark abgekühlt sind. In Folge dieser starken Abkühlung bildet sich aber im Winter über Centralasien ein beständiges barometrisches Maximum, welches zur Folge hat, daß die Luft gerade im Winter meistens nach auswärts, d. h. nach den Meeresküsten zu weht, so daß also auch im Winter die Niederschläge im Ganzen nur gering sein können. Wie ich in meinem Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan" im Kapitel über das Klima Turkestans nachgewiesen habe, hängt in Centralasien der Luftdruck so sehr von der Erwärmung des Bodens durch die Sonne ab, daß die Kurven des mittleren Luftdrucks und der mittleren Temperatur der Luft das ganze Jahr über ganz gleich verlaufen. Daß eine so außerordentliche Verminderung der Luftfeuchtigkeit und der atmosphärischen Niederschläge, wie sie Centralasien seit dem Verschwinden der früheren Seen und Binnenmeere erfahren hat, die gänzliche Verwüstung des Landes und die allmählige Umwandlung der früher fruchtbaren Gebiete in Sandwüsten und Hungersteppen herbeiführen mußte, ist klar.

Die Trockenlegung der früheren Meeres- und Seebecken und die dadurch herbeigeführte Verschlechterung des Klimas hatte aber nicht bloß die Austrocknung und Verwüstung des Landes zur Folge, sondern außerdem auch noch eine außerordentliche Vergrößerung der Kontraste zwischen der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers. In Gegenden mit feuchtem Klima ist der Unterschied zwischen den Winter- und Sommertemperaturen bekanntlich nur gering aus leicht begreiflichen Gründen. Im Sommer wird durch die Bewölkung und die häufigen Niederschläge einer übermäßigen Erhitzung des Bodens vorgebeugt; im Winter aber verhindert dieselbe Bewölkung die Ausstrahlung und damit eine excessive Abkühlung des Bodens

und der unteren Luftschichten. Da ferner das Wasser eine sehr große Wärmekapazität besitzt und sich deßhalb unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen nur sehr langsam erwärmt, dafür aber auch die einmal erworbene Wärme sehr lange festhält, so sind große Wassermassen geeignet, die Temperatur der Luft im Sommer abzukühlen und im Winter zu erwärmen, weßhalb auch auf den Inseln des Oceans die Temperatur im Laufe des Jahres nur geringe Schwankungen aufweist. In trocknen, vom Meere weit entlegenen Gegenden dagegen sind die Verhältnisse gerade umgekehrt. Während des Sommers erhitzt sich der Boden, besonders in Sandwüsten, bei dem beständig reinen Himmel so außerordentlich, daß man z. B. in Turkestan im Sand Eier in wenig Minuten hart kochen kann. Im Winter dagegen erkaltet in Folge der Ausstrahlung der Boden sowie die untersten Luftschichten so stark, daß z. B. in Kasalinsk, in der Nähe des Aralsees, unter dem Parallel von Mailand und Venedig, schon wiederholt das Quecksilber in den Thermometern gefroren ist.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, gibt die Zendavesta als Grund der Auswanderung der Arier aus ihrer im Hochgebirge gelegenen Urheimath den Umstand an, daß das Land in Folge zunehmender Kälte unbewohnbar geworden sei, da der Winter sich auf zehn Monate ausgedehnt habe und dem Sommer nur mehr zwei Monate verblieben seien. Dieß trifft auf dem Pamir und im Alaithal auch ganz genau zu, da hier die Bergabhänge nur von Mitte Juni bis Mitte August unbedingt schneefrei sind. Es kann deßhalb keinem Zweifel unterliegen, daß ein Theil der Arier wirklich zur Zeit des Mongolischen Meeres auf diesen Hochthälern gewohnt hatte, weil ihnen sonst die Verhältnisse nicht so genau hätten bekannt sein können.

Ehe in der Mongolei barometrische Höhenmessungen ausgeführt worden waren, hielt man dieselbe für ein Hochplateau, in der Art des Tibetanischen, und nannte sie deßhalb Hohe Tatarei, weil man sich die Unfruchtbarkeit des Bodens und die in der Mongolei vorkommenden großen Kältegrade bei der Südlichen Lage derselben nicht anders als durch eine hohe Lage erklären konnte.

Daß eine so radikale Veränderung des Klimas, wie sie Centralasien seit dem Abfluß des Mongolischen Meeres, in Vergleich mit welchem die übrigen gegenwärtig gleichfalls verschwundenen Seebecken nur verhältnißmäßig wenig ins Gewicht fielen, erfahren hat, eine vollständige Umwälzung in der Flora und Fauna Centralasiens herbeiführen mußte, ist einleuchtend. Diejenigen Pflanzen und Thiere, welche nur unter einem feuchten und gemäßigten Klima existiren können, mußten untergehen und dafür aus den benachbarten Gebieten andere Arten einwandern, welche für ein Wüstenklima mit heißen, trocknen Sommern und kalten Wintern geeignet waren. Daß dieß wirklich der Fall gewesen ist, wurde zum ersten Mal von dem Russischen Reisenden Fedtschenko konstatirt. Fedtschenko machte darauf

aufmerksam, daß Turkestan beinahe seine gesammte gegenwärtige Flora und Fauna aus den benachbarten Gebieten erhalten habe und daß diese eingewanderten Arten sich hier nachträglich durch Akkommodation an die neuen Lebensbedingungen mehr oder weniger modificirt haben.

Zwei hieher bezügliche Fälle lassen sich sogar geschichtlich nachweisen. Curtius erzählt im 2. Cap. des VIII. Buches, daß Alexander der Große in der Gegend von Pendschakent eigenhändig einen Löwen erlegt habe. Das Klima von Turkestan muß also noch vor 2000 Jahren viel milder gewesen sein als jetzt, wenn damals in Turkestan noch Löwen existiren konnten, was bei der jetzigen Strenge der Turkestanischen Winter ganz undenkbar wäre. Arrian erzählt im 21. Cap. des IV. Buches, daß Alexander der Große in der Schlucht des Wachsch, zwischen den jetzigen Ostbucharischen Städten Faisabad und Baldschuan, um den auf dem Berge Kohinur verschanzten Sogdianern beikommen zu können, Leitern herstellen ließ aus den Tannen, „deren es rings um den Berg her viele und sehr hohe gab". (Vergl. meine Abhandlung „Alexander des Großen Feldzüge in Turkestan", München 1893.) Gegenwärtig gibt es in ganz Turkestan Südlich vom Tjanschan keine einzige Tanne mehr und man trifft hier auf den Abhängen und in den Schluchten der Hochgebirge nur eine einzige Nadelholzart, die Artscha, eine riesige Wachholderart, die aber auch nur auf Höhen von 5—12 000 Fuß vorkommt. Daß Arrian etwa aus Mangel an botanischen Kenntnissen die Artscha als Tanne bezeichnet haben könnte, ist undenkbar, denn die Artscha kommt, wie gesagt, nur auf Höhen über 5000 Fuß vor, hat einen kurzen, kegelförmigen, ungemein knorrigen und verkrüppelten Stamm und ist deßhalb zur Herstellung von Leitern absolut unbrauchbar. Daß zu Alexanders Zeit Tannen noch so weit Südlich vorkamen, ist ebenfalls ein sicherer Beweis dafür, daß damals das Klima Turkestans noch ein von dem jetzigen verschiedenes gewesen sein muß.

Fedtschenko hat in den Zuflüssen des Kysyl-su, des Oberlaufes des Wachsch, eine Gattung von Forellen entdeckt, welche in keinem einzigen Flusse der Turkestanischen Ebenen vorkommt. Dieser Umstand läßt sich nur so erklären, daß diese Forelle früher auch in den Flüssen der Ebenen gelebt hat, später aber durch die Veränderung des Klimas aus den heißen Ebenen in die höhergelegenen Gebirgsbäche zurückgedrängt worden ist.

Nachdem ich die klimatischen Veränderungen, welche der Abfluß des Mongolischen Meeres im Gefolge hatte, kurz angedeutet habe, gehe ich, indem ich diejenigen, welche sich näher mit den klimatischen Verhältnissen Centralasiens bekannt machen wollen, auf mein Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan" verweise, jetzt zu den Veränderungen über, welche der Boden in Folge des plötzlichen Klimawechsels erfahren mußte.

Was zunächst diejenigen Gebiete betrifft, die durch den Abfluß des Mongolischen Meeres trocken gelegt, und diejenigen, welche von dem ab-

geflossenen Meerwasser überfluthet worden waren, so konnte sich auf denselben vorerst kein Pflanzenwuchs entwickeln, weil der Boden mit Meerschlamm bedeckt und mit Salz infiltrirt war. Erst nachdem im Laufe einer langen Reihe von Jahren der Boden durch Regen- und Schneewasser hinlänglich ausgelaugt worden war, konnte sich derselbe mit einer Pflanzendecke bedecken. Da aber die atmosphärischen Niederschläge nur sehr gering waren, so dauerte dieser Auslaugungsproceß natürlich sehr lange und der Boden verfiel deßhalb, noch ehe er für Pflanzenwuchs geeignet wurde, meistens schon der Zersetzung durch Regen, Schnee, Sonnenwärme und Wind. Das durch die atmosphärischen Agentien zerklüftete und gelockerte Erdreich wurde vom Winde aufgewühlt und die leichteren Bestandtheile in Gestalt von Staub und Sand in die Weite geführt. Die schwereren Bestandtheile blieben als Kies an Ort und Stelle liegen, die Quarzkörner wurden vom Wind auf dem Boden fortgerollt, bis sie in irgend eine Vertiefung geriethen, die feineren Lehmtheile dagegen wurden vom Wind als atmosphärischer Staub auf weite Entfernungen fortgetragen. Fiel dieser Staub in vegetationslosen Gegenden nieder, so wurde er vom nächsten stärkeren Wind aufs Neue aufgewirbelt und weitergetragen oder auch vom Regen fortgespült. War der Staub aber auf Grasflächen niedergefallen, so war er fortan durch die Pflanzendecke geschützt und wurde durch den nächsten Regen oder Schnee an den Boden befestigt. Durch die fortdauernde Einwirkung des Windes wurde auf diese Weise der rückständige Kies und Sand mit der Zeit immer mehr und mehr von allen Lehmbestandtheilen gereinigt und diese letzteren theils in die Flüsse und Seen, theils auf den mit Pflanzenwuchs bedeckten Gebirgsabhängen niedergeschlagen, deren Niveau durch diese fortwährenden Staubablagerungen im Laufe von Jahrtausenden immer mehr und mehr erhöht wurde.

Ganz ähnlich, wie den früher vom Meerwasser bedeckten Gegenden, erging es jenen Gebieten, die früher, als die Niederschläge noch reichlicher gewesen waren, als Felder oder Wiesen gedient hatten, jetzt aber, in Folge des Mangels an Niederschlägen und an zur künstlichen Bewässerung geeigneten Flüssen, brach liegen mußten. Nachdem die schützende Pflanzendecke verschwunden war, verfielen diese ehemals fruchtbaren Gebiete ganz ebenso der Zersetzung und der Scheidung in Kies, Sand und Staub, wie der ehemalige Meeresboden.

Auf diese Weise verwandelte sich im Laufe der Zeit der Boden von ganz Centralasien, mit alleiniger Ausnahme der mit Niederschlägen besonders reichlich bedachten Gebirgsthäler und Gebirgsabhänge, in Kies- und Sandwüsten, in Salzsteppen, Hungersteppen und Lößlandschaften, von denen letztere allein für den Feldbau geeignet sind, aber auch nur dann, wenn hinreichender Wasservorrath zur künstlichen Bewässerung vorhanden ist.

Weitaus den größten Theil von Centralasien nehmen gegenwärtig

die Sandwüsten ein, die theils aus sogenannten Barchanen oder Sandhügeln, theils aus feinem Flugsand, in der Nähe der Seen aber aus Dünensand bestehen. Die von Flugsand bedeckten Gegenden sind in der Regel ganz vegetationslos, während die Barchane und Dünen nur hie und da mit einzelnstehenden traurigen Saxaulsträuchern und sonstigem Gestrüpp bedeckt sind. Die hervorragendsten Sandwüsten sind die Wüsten Kysylkum oder „Rothsand", zwischen Syr-darja und Amu-darja; Ak-kum oder „Weißsand", zwischen dem Tschu und dem Karataugebirge, und Kara-kum oder „Schwarzsand", im Nordosten vom Aralsee; auch das ausgedehnte von den Turkmenen eingenommene Gebiet, im Süden des Amu-darja, besteht zum größten Theil aus Sand; endlich ist noch die ungeheuere Wüste Gobi oder „Sandmeer" zu erwähnen, welche den ganzen centralen Theil des ehemaligen Mongolischen Meeres einnimmt. Die Sandwüsten sind natürlich unbewohnt, weil in denselben selbst die in ihren Ansprüchen so bescheidenen Nomaden keinen Unterhalt finden können.

Die Kieswüsten, welche gleichfalls große Strecken einnehmen, befinden sich meistens in der Nachbarschaft der Gebirge und der flachen Gebirgsausläufer und bilden den Uebergang von den Sandwüsten zu den Steppen. Die Kieswüsten sind mit einer äußerst spärlichen Vegetation von Gräsern und Salzkräutern, sowie mit Haidekraut und Wermuth bedeckt. Sie werden von den Nomaden auf der Wanderung und auch sonst in Ermangelung eines Besseren vorübergehend als Weideplätze benützt.

Was die Salzsteppen betrifft, so besteht der Boden derselben aus einer Mischung von Lehm und Sand und ist so sehr mit Salzen imprägnirt, daß sich diese an der Oberfläche wie Reif niederschlagen. Am häufigsten finden sich in den Salzsteppen schwefelsaure Salze. Die Salzsteppen sind stets mit einer mehr oder weniger spärlichen Vegetation von Salzkräutern bedeckt und werden deßhalb von den Nomaden mit Vorliebe als Weiden für ihre Schafheerden benützt.

Die Hungersteppen, welche sich während der Herbst- und Frühjahrsregen jedesmal mit einem mehr oder weniger üppigen Grün bedecken, das mit Anbruch der trocknen Jahreszeit sofort wieder vertrocknet, bestehen aus mit viel Sand vermischtem Lößboden, der durch die häufigen Niederschläge in den Gebirgen und in deren Nähe so weit ausgelaugt ist, daß es sich zum Feldbau eignen würde, wenn er während der regenlosen Sommer künstlich bewässert werden könnte. Diese Hungersteppen, welche hauptsächlich mit Stechkraut (Xanthium spinosum) und in den trockneren Gegenden mit Kameelkraut bewachsen sind, bilden die eigentlichen Viehweiden der Nomaden.

Für den Feld- und Gartenbau kommen in Centralasien gegenwärtig hauptsächlich nur diejenigen Gegenden in Betracht, welche aus reiner, durch die atmosphärischen Niederschläge oder durch künstliche Bewässerung aus-

gelaugter Lößerde bestehen. Der Löß bildet in Centralasien, abgesehen von vereinzelnten Gebirgsthälern, die Unterlage aller Kulturoasen. Der Centralasiatische Löß hat einen doppelten Ursprung: in den Thalmulden besteht er aus den Ablagerungen von Flüssen und ehemaligen Seen. Die Lößschichten aber, welche die Bergabhänge oft bis zu bedeutenden Höhen bedecken, haben sich aus dem bereits erwähnten atmosphärischen Staub gebildet, der bei der Verwitterung des ehemaligen Meeresbodens und der brachliegenden Gebiete losgelöst und vom Winde entführt und im Laufe von Jahrtausenden auf den mit Pflanzenwuchs bedeckten Abhängen und Steppen niedergeschlagen worden ist. Daß diese zweite Art von Löß wirklich auf die angegebene Weise entstanden ist und nicht, wie man früher glaubte, aus den Ablagerungen vorzeitlicher Meere besteht, geht daraus hervor, daß derselbe nicht horizontal gelagert ist, sondern den Hebungen und Senkungen der unterliegenden Bodenformationen folgt; daß er nicht bloß auf die Thalmulden beschränkt ist, sondern sich in unveränderter Mächtigkeit an den höchsten Bergabhängen hinzieht; daß ihm endlich jede Spur von Schichtung fehlt und daß in demselben nur Ueberreste von Landschnecken, aber keine Wasserschnecken vorkommen. Man darf nicht etwa glauben, daß alle Lößlandschaften sich unter Kultur befinden; dieß ist nur bei einem geringen Prozentsatz der Fall und zwar werden nur jene Strecken angebaut, welche, wie auf vereinzelnten Gebirgsabhängen, hinreichende atmosphärische Niederschläge erhalten, oder durch das Wasser von Flüssen oder künstlichen Kanälen bewässert werden können.

Die Dammerde ist in Centralasien in Folge der angegebenen Veränderungen fast gänzlich verschwunden. In den Niederungen ist sie ganz unbekannt; sie findet sich nur und zwar stets nur in geringer Ausdehnung in denjenigen Gebirgsthälern, welche durch hohe Gebirgswände gegen das Eindringen von atmosphärischem Staub geschützt sind und zugleich eine häufige Niederschläge bedingende Lage haben. In Turkestan kommt deßhalb Dammerde in größter Ausdehnung in den nach Südwest geöffneten Gebirgsthälern von Badachschan, Darwas, Schugnan &c. sowie in den Thälern der Nebenflüsse des Ili vor. In den Thälern des Kasch und des Zanma, zweier Nebenflüsse des Ili, fand ich im Jahre 1880 mächtige Lager von Schwarzerde. Hier konnte ich mich überzeugen, was Turkestan und ganz Centralasien früher, als das Klima noch feuchter war, gewesen sein muß. Die Thäler waren mit unburchdringlichem, mannshohem Alpengras bedeckt und einmal ritt ich daselbst durch einen mehrere Kilometer langen Wald von Sauerampfer, dessen Stängel eine Höhe von 15 Fuß und darüber erreichten. Der Stängel einer Kümmelpflanze, deren unteres Glied ich der Seltenheit wegen mitnahm, hatte am Boden einen Durchmesser von 8 Zoll und eine Höhe von ungefähr 20 Fuß.

Die Centralasiatischen Gebirge sind, soweit sie nicht mit ewigem

Schnee bedeckt sind, in der Regel ganz kahl; sie bestehen entweder aus mehr oder weniger verwitterten Gesteinsmassen oder weisen an ihren Abhängen den Charakter von Kieswüsten, Steppen oder Lößablagerungen auf. Ausgedehnte Wälder gibt es nur auf dem Nordabhange des Transilischen Alatau; sonst kommen nur hie und da kleinere Haine oder vereinzelnte Bäume und niedriges Buschwerk in den Gebirgsschluchten und an den Ufern der Flüsse vor.

In Turkestan beträgt gegenwärtig der kulturfähige Boden nur zwei Prozent des gesammten Areals; in der Mongolei und Dschungarei, im Tarymbecken und in Tibet sind die Verhältnisse noch ungünstiger.

Centralasien hat also seit dem Abfluß des Mongolischen Meeres, welcher die allmälige Austrocknung oder wenigstens den beständigen Rückgang auch aller übrigen Centralasiatischen Seebecken zur Folge hatte, sein Aussehen vollständig verändert und sich aus einem fruchtbaren Land mit einer, wie aus den spärlichen Ueberresten hervorgeht, außerordentlich reichen Vegetation in eine trostlose Wüste verwandelt. Eine solche radikale Veränderung des Klimas und Bodens konnte natürlich an den Bewohnern dieses so schwer heimgesuchten Gebietes nicht spurlos vorübergehen. Als auf den hohen Gebirgsthälern die Winterkälte immer größer wurde und der Winter selbst immer früher und früher eintrat, blieb den ansässigen und ackerbautreibenden Bewohnern derselben nichts übrig als ihre Heimath zu verlassen und sich, wie die Zendavesta angibt, nach den tiefer gelegenen Thälern zurückzuziehen. In den niedrigen Thälern und in der Ebene waren aber die Verhältnisse nicht viel besser; denn hier wurde in Folge der fortwährenden Verringerung der Niederschläge ein Stück Kulturland nach dem andern in eine Sand- oder Kieswüste oder wenigstens in eine nur als Viehweide zu gebrauchende Steppe umgewandelt. Den von diesem Schicksal betroffenen Ackerbauern blieb nach dem Verlust ihrer Felder nichts anderes übrig als sich lediglich auf die Viehzucht zu beschränken, d. h. sich in Nomaden zu verwandeln. Das Nomadenleben war also nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Vorstufe des Ackerbaues, sondern die Nomaden sind umgekehrt aus Ackerbauern hervorgegangen, die ihren Landbesitz eingebüßt hatten. Nomaden brauchen zu ihrer Ernährung einen viel größeren Raum als Ackerbauer; Centralasien war also, als sich ein Gebiet nach dem andern in Steppen oder Wüsten und die Bewohner sich aus Ackerbauern in Nomaden verwandelten, nicht mehr im Stande, seine ganze bisherige Bevölkerung zu ernähren und die unausbleibliche Folge war, daß ein Theil der Bewohner das Feld räumen und auswandern mußte. Aus den angegebenen Verhältnissen erklärt sich sehr einfach, warum seit dem ersten Morgengrauen der Geschichte unablässig ungeheuere Völkermassen aus dem „völkergebärenden" Centralasien nach allen Himmelsgegenden ausgeströmt sind und warum Centralasien als der Radiationspunkt aller

nachweisbaren Völkerwanderungen erscheint. Zugleich wird jetzt verständlich, warum die Einfälle der Gallier, Germanen, Hunnen, Türken und Mongolen jedesmal so schrecklich waren; denn alle diese Völker führten ihre Kriege nicht als bloße Eroberungskriege, um etwa ihre politische Macht zu erweitern, wie allenfalls ein Alexander oder Napoleon, sondern alle von ihnen geführten Kriege waren reine Vernichtungskriege, die keinen andern Zweck hatten, als die alte Bevölkerung der überfallenen Länder so viel als möglich auszurotten, um für sich selbst Platz zu schaffen. Deßhalb zogen auch nicht bloß die Männer in den Krieg, sondern sie führten jedesmal Weiber und Kinder und alle ihre bewegliche Habe mit sich.

Wenn man bedenkt, welche ungeheuere Menschenmengen nur in historischer Zeit nach Europa und Vorderasien allein eingewandert sind, und wie viele auf dem Marsche durch die wasserlosen Wüsten durch Mangel an Wasser und Lebensmitteln und durch die fortwährenden Kämpfe mit den Bewohnern der durchzogenen Gegenden umgekommen sein müssen, ehe sie in Europa oder Vorderasien auftauchten, so kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wie stark Centralasien früher bevölkert gewesen sein muß. In meinem Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan" habe ich gezeigt, daß die Oasen Centralasiens gegenwärtig unter allen Gebieten der Erde weitaus die dichteste Bevölkerung aufweisen. Ich glaube deßhalb, daß Centralasien vor dem Abfluß des Mongolischen Meeres, wenn nicht dichter, so doch wenigstens ebenso dicht bevölkert gewesen war, wie das heutige Europa, und daß also durch den Abfluß des Mongolischen Meeres und die unmittelbaren Folgen desselben Hunderte von Millionen Menschen umgekommen sein müssen.

Das Sprichwort: „Kleine Ursachen, große Wirkung" hat wohl schwerlich jemals eine größere Berechtigung gehabt als in unserem Fall. Der zufällige Umstand, daß die Wasser des Mongolischen Meeres durch einen Erdspalt in einen unterirdischen Hohlraum gelangten, hatte zunächst ein Erdbeben zur Folge, welches einen Theil der Randumwallung des Meeres zerstörte und dadurch den Fluthen den Durchbruch nach der Aralo-Kaspischen Niederung und weiterhin nach dem Mittelländischen Meere ermöglichte. Durch die dadurch herbeigeführte plötzliche Ueberschwemmung wurde fast die gesammte Bevölkerung der Balchasch-Ebene, der Aralo-Kaspischen Niederung und der Sahara vernichtet. Durch die nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres eingetretene Verschlechterung des Klimas und Bodens wurden dann nach und nach die meisten Bewohner Centralasiens aus ihrer Heimath vertrieben und über die ganze Erde zerstreut. Dabei gingen wieder Hunderte von Millionen Menschen zu Grunde. Die Auswanderer kamen schon größtentheils auf dem Wege um, durch Hunger, Durst, die Unbilden der Witterung bei mangelhafter Bekleidung und durch die unablässigen Kämpfe mit den Eingebornen der Länder, welche sie auf ihrem Wege

passirten und in welchen sie sich schließlich niederließen. Von den Urbewohnern dieser Länder aber sind von den eingewanderten Centralasiaten wohl die meisten vernichtet oder wenigstens aus ihrer Heimath vertrieben worden. Die wenigen Ueberlebenden verschmolzen später mit den Einwanderern zu neuen Rassen und Völkern. Beim Abfluß des Mongolischen Meeres und im Laufe der dadurch herbeigeführten Völkerwanderungen dürften deßhalb wohl kaum weniger Menschen umgekommen sein, als gegenwärtig die ganze Erde bewohnen. Die Folgen der Sintfluth dauern aber auch in der Gegenwart noch fort und man kann mit Fug und Recht behaupten, daß alle seither erfolgten Wanderungen und die meisten der Kriege, welche seit den ältesten historischen Zeiten bis auf die Gegenwart geführt worden sind, nur eine nothwendige Folge der durch die Sintfluth herbeigeführten Störung des Gleichgewichts in der ursprünglichen natürlichen Schichtung der Rassen und Völker waren.

Daß die Folgen des Abflusses des Mongolischen Meeres, die fortwährende Verschlechterung des Klimas und die Umwandlung von Kulturland in Steppen und der Steppen in Sand- und Kieswüsten, in ganz Centralasien auch in der Gegenwart noch fortdauern, wird durch eine Unmasse von Thatsachen erwiesen. Obwohl Centralasien den Europäern erst in der letzten Zeit, erst seit der Eroberung Turkestans durch die Russen, näher bekannt geworden ist, haben doch schon diese wenigen Jahre hingereicht, um einen beständigen Rückgang aller Centralasiatischen Seen und Flüsse und der Hochgebirgsgletscher zu konstatiren. Ferner hat man in Gegenden, welche gegenwärtig gänzlich unbewohnt sind, und selbst mitten in der Sandwüste Kysyl-kum, zahlreiche Ruinen von Städten, Festungen und ausgedehnten Kanalsystemen aufgefunden, welche beweisen, daß diese Gegenden, welche gegenwärtig nicht einmal mehr den Nomaden zum Aufenthalt dienen können, in einer nicht sehr entfernten Zeit noch von Ackerbauern und Stadtbewohnern bewohnt gewesen sein müssen.

Am ersten und unzweideutigsten ist der beständige Rückgang des Aralsees nachgewiesen worden, in Betreff dessen alle Gelehrten darüber einig sind, daß er früher einen viel bedeutenderen Umfang gehabt haben müsse als gegenwärtig. Noch im 16. Jahrhundert hielt man in Europa den Aralsee für einen Busen des Kaspischen Meeres, eine Ansicht, der auch Herodot, Aristoteles und Ptolemäus gehuldigt hatten. Grimm kam auf Grund seiner Untersuchungen über die Fauna des Aralsees und Kaspischen Meeres (1874) gleichfalls zu der Ansicht, daß der Aralsee früher einen Busen des Kaspischen Meeres gebildet und sich erst nachträglich von demselben getrennt haben müsse. Zu derselben Ansicht neigt auch der Russische Geolog Muschketow, der schreibt: „Der Südliche Theil der Westgränze war wahrscheinlich die einzige Stelle, an der die beiden Binnenmeere Aral und Kaspisee noch in neuester Zeit mit einander zusammenhingen; dieser

Zusammenhang wurde durch eine Meerenge vermittelt, als deren letzten Ueberrest man den Usboi betrachten kann."

Daß die Ansicht, der Aralsee habe früher einen Busen des Kaspischen Meeres gebildet, unzulässig ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Terrainverhältnisse betrachtet. Der Spiegel des Aralsees liegt gegenwärtig 164 Fuß über dem Ocean, der Spiegel des Kaspischen Meeres aber 85 Fuß unter dem Meeresspiegel; der Spiegel des Kaspischen Meeres müßte also früher wenigstens um 249 Fuß höher gewesen sein als jetzt, wenn der Aralsee ein Busen desselben gewesen wäre. Dieß war aber unmöglich, weil der Manytsch, wie ich bereits früher erwähnt habe, nur 171 Fuß über dem Spiegel des Kaspischen Meeres liegt. Man müßte also, um einen ehemaligen direkten Zusammenhang zwischen Aralsee und Kaspischem Meer zu ermöglichen, zu geologischen Umwälzungen seine Zuflucht nehmen, für welche gar keine Anhaltspunkte vorliegen.

Der frühere Zusammenhang zwischen den beiden genannten Seebecken läßt sich auf viel einfachere und natürlichere Weise erklären, nämlich durch einen Abfluß aus dem Aralsee nach dem Kaspischen Meer. Daß ein solcher Abfluß früher wirklich bestanden hat, wird sowohl durch die Berichte der alten Schriftsteller, wie durch die neuesten geographischen Forschungen außer Zweifel gesetzt. Die Geschichtschreiber Alexanders des Großen berichten übereinstimmend, daß sowohl der Amu-darja, wie der Syr-darja sich in das Hyrkanische Meer ergossen hätten. Dieß ist aber, wie ich später zeigen werde, so zu verstehen, daß diese beiden Flüsse in den Aralsee mündeten und daß sich der Abfluß des Aralsees in das Kaspische Meer ergoß. Der Umstand, ob die Gewässer des Amu-darja nach dem Kaspischen Meer gelangten oder nicht, konnte aber offenbar für die Geschichtschreiber Alexanders nicht verborgen bleiben; denn Alexander war selbst am Südufer des Kaspischen Meeres entlang gezogen und bis in die Nähe der Einmündung des Abflusses des Aralsees gekommen und da er bekanntlich, wie es bei einem guten Feldherrn auch gar nicht anders denkbar ist, auf seinen Zügen überall Kundschafter auszuschicken pflegte, um die benachbarten Gegenden kennen zu lernen, so konnte ihm die Existenz oder Nichtexistenz eines solchen Abflusses nicht verborgen bleiben. Ferner ließ später Seleukus I. die Ostküste des Kaspischen Meeres durch den Seefahrer Patroklus untersuchen und dieser würde, wenn ein Abfluß nicht existirt hätte, den Irrthum wohl berichtigt haben. Aber selbst wenn wir keine direkten Nachrichten hätten, müßten wir schon deßhalb an die ehemalige Existenz eines Abflusses glauben, weil sich nur dadurch der Umstand erklären läßt, daß das Wasser des Aralsees so wenig salzhaltig ist, daß es sowohl von den Heerden der Nomaden wie von den wilden Thieren zum Trinken benützt wird.

Der Abfluß des Aralsees erfolgte durch den sogenannten Usboi,

welchen man früher, auf Grund der Nachrichten der Alten, irrthümlich für den früheren Lauf des Amu-darja gehalten hat. Der Usboi ist durch steile Ufer begränzt und noch immer so scharf gezeichnet, als wenn er erst seit Kurzem trocken gelegt wäre. Seine Breite ist verschieden und schwankt zwischen 1 und 3 Kilometern. Auf dem Boden befinden sich noch stellenweise Tümpel und langgestreckte Seen, theils mit Süßwasser, theils mit salzigem Wasser, deren nächste Umgebung mit Salzausblühungen bedeckt ist. Schon daraus geht hervor, daß der Usboi nicht die Fortsetzung des Amu-darja, sondern nur der Abfluß des Aralsees gewesen sein kann. Außerdem haben Sivers, Konschin und Fürst Gedroiz konstatirt, daß die Ablagerungen im Bett des Usboi Meeresablagerungen und keine Flußablagerungen sind. Die in den Ablagerungen enthaltenen Muscheln sind ohne Ausnahme Meermuscheln; von den im Amu-darja vorkommenden Süßwassermuscheln hat man dagegen hat man keine Spur gefunden. Endlich haben Konschin, Gedroiz und General Stebnizki darauf aufmerksam gemacht, daß am ganzen Lauf des Usboi, von seiner Mündung bis Igdy, sich nirgends Ruinen oder sonstige Ueberreste alter Ansiedlungen finden, was ganz unbegreiflich wäre, wenn der Usboi ein Süßwasserfluß gewesen wäre. Ganz über allen Zweifel wird die Thatsache, daß der Usboi nicht die Fortsetzung des Amu-darja gewesen war, durch den Umstand erhoben, daß der Lauf des Amu-darja vom Usboi durch einen weiten und tiefen Thalkessel getrennt ist, dessen tiefste Stelle gegenwärtig durch den Salzsee Sary-kamysch eingenommen ist. Nach der durch Petrussewitsch ausgeführten Nivellirung liegt der Spiegel des Sary-Kamysch noch 42 Fuß unter dem Spiegel des Kaspischen Meeres, folglich 291 Fuß unter dem Spiegel des Aralsees. Das Areal dieses Thalkessels beträgt nach Petrussewitsch 10000 Quadratkilometer, d. h. nahezu den sechsten Theil des gegenwärtigen Areals des Aralsees. Der Amu-darja müßte also erst das ganze nahezu 300 Fuß tiefe und 10000 Quadratkilometer große Becken des Sary-kamysch auffüllen, um nach dem Usboi gelangen zu können. Daß die Niederung des Sary-kamysch früher wirklich ein Seebecken gebildet hatte und daß der Usboi der Abfluß dieses Beckens gewesen war, geht mit Evidenz daraus hervor, daß sich der Usboi in der That nur bis an den Südwestlichen Rand der Niederung verfolgen läßt, in der Niederung selbst aber verschwindet. Aus den angegebenen Terrainverhältnissen geht hervor, daß der Sary-kamysch früher ein Theil des Aralsees gewesen war und daß dieser mithin früher bis zum Anfang des Usboi gereicht haben muß. Durch die Deltaablagerungen des Amu-darja wurde später das Sary-kamysch-Becken vom Aralsee getrennt und trocknete dann in Ermangelung eines Zuflusses mit der Zeit fast vollständig aus.

Damit ist zugleich auch die Frage über die Möglichkeit der Ableitung des Amu-darja nach dem Kaspischen Meer und die Herstellung einer direkten

Schifffahrtsverbindung zwischen Rußland und Centralasien, welche schon ein Lieblingsprojekt Peters des Großen gebildet hatte, in negativem Sinne entschieden. Denn um den Amu-darja nach dem Kaspischen Meere zu leiten, wäre es vorher nothwendig, das Sary-kamysch-Becken mit Wasser zu füllen, wozu nach Petrussewitsch' Berechnung, in Anbetracht der bekannten Wassermenge des Amu-darja und der bekannten Verdunstung, wenigstens ein Zeitraum von 50 Jahren nöthig wäre. Außerdem würde im Fall des Gelingens des Projektes das Delta des Amu-darja, welches auf das Wasser des Flusses angewiesen ist, dem Untergang geweiht sein und der Aralsee in kurzer Zeit trocken gelegt werden, was den wirthschaftlichen Ruin von Turkestan nur noch mehr beschleunigen würde. Der Umstand, daß noch zu den Zeiten der Griechen ein Abfluß vom Aralsee nach dem Kaspischen Meere stattgefunden hat, ist ein sicherer Beleg dafür, daß der Umfang des Aralsees in den letzten 2000 Jahren bedeutend zurückgegangen ist. Derselbe hat aber auch jetzt den Gleichgewichtszustand zwischen Wasserzufluß und Verdunstung noch nicht erreicht und selbst noch in den letzten Jahren ist ein beständiger und mit erschreckender Schnelligkeit sich vollziehender Rückgang konstatirt worden. Im Aralsee werden durch seine beiden Zuflüsse Syr-darja und Amu-darja fortwährend große Mengen von Schlamm abgelagert, durch welche das Becken des Sees immer mehr und mehr aufgefüllt und verflacht wird. Daß sein Umfang trotzdem nicht zunimmt, sondern sich im Gegentheil von Jahr zu Jahr verringert, zeigt, mit welcher Schnelligkeit die Austrocknung des Sees noch immer vor sich geht.

Gegenwärtig beträgt die mittlere Tiefe des Aralsees nur mehr 30 bis 50 Fuß und die größte bis jetzt gemessene Tiefe 222 Fuß; nach Sewerzow's Beobachtungen war aber die Tiefe des Sees noch in historischer Zeit um 200 Fuß größer gewesen. Wenn man die äußerst flachen Ufer des Aralsees und die Terrainverhältnisse seiner nächsten Umgebung betrachtet, so kann man sich darnach ungefähr vorstellen, um wie viel sich das Areal des Sees nur in historischer Zeit verändert haben muß.

Wenn man auf dem Postwege von Orenburg nach Taschkent die Turkestanische Gränzstation Terekli passirt hat, so glaubt man sich auf einem erst vor Kurzem trocken gelegten Meeresboden zu bewegen. Der Boden besteht durchaus aus Sand; die Sandhügel zeigen noch deutlich die Spuren der Thätigkeit der Wellen und sind mit Salzausblühungen, trocknem Seegras und einer Unmasse von kleinen Seemuscheln bedeckt, die noch vollständig unversehrt erhalten sind. Auf dem steilen Westufer des Sees können die früheren Wassermarken noch bis zu einer Höhe von 246 Fuß über dem gegenwärtigen Spiegel verfolgt werden. Auf einer von dem Russischen Geodäten Murawin im Jahre 1741 angefertigten Karte reicht der Meerbusen Sary-tscheganak noch um 85 Kilometer weiter landeinwärts als gegenwärtig; jetzt ist der Sary-tscheganak vom Aralsee schon beinahe ge-

trennt und ist eher ein selbstständiger See als ein Meerbusen. Auf älteren Karten ist Westlich von der Mündung des Amu-darja ein großer Meerbusen verzeichnet, der den Namen Aibugir trägt. Oberst Danilewsky fand im Jahre 1842 an der Stelle des ehemaligen Meerbusens einen See von 133 Kilometer Länge. Im Jahre 1848 hatte dieser See nur mehr eine Tiefe von 3 Fuß und im Jahre 1872, zur Zeit der Russischen Expedition nach Chiwa, fanden die Russischen Topographen, daß der Aibugirsee vollständig verschwunden und der Boden des ehemaligen Sees mit Bäumen und Gebüsch bewachsen war. Durch das Verschwinden des Aibugir allein hatte sich das Areal des Aralsees um wenigstens 3500 Quadratkilometer vermindert.

Die kompetentesten Zeugen für die fortschreitende Austrocknung des Aralsees sind die Anwohner desselben, die Kirgisen. Die Kirgisen erzählen unter anderm, daß der See Kamyschly-basch noch vor Kurzem ein Busen des Aralsees war. Meyendorff, der im Jahre 1820 als Mitglied einer Russischen Gesandtschaft eine Reise nach Buchara unternahm, erfuhr von den Kirgisen, daß 40 Jahre vorher das Meer noch bis zu den Höhen von Sary-bulak und Kok-turpak gereicht hatte, welche zur Zeit der Reise Meyendorff's bereits 65 Kilometer vom Ufer entfernt waren. Das Ufer war also jährlich um 1½ Kilometer zurückgewichen. Da die Kirgisen von der wahren Ursache der beständigen Abnahme des Wassers im Aralsee keine Vorstellung haben, so haben sie sich eine eigene Theorie ausgedacht, um dieses für sie räthselhafte Phänomen zu erklären. Sie, ebenso wie die Turkmenen, glauben, daß sich auf dem Boden des Sees ein ungeheuerer Erdschlund befinde, der die Wasser des Sees verschlinge, um sie im Kaspischen Meer wieder an die Erdoberfläche zu befördern.

Wie bereits erwähnt, hat Sewerzow auf Grund der von ihm in der Umgebung des Aralsees aufgefundenen Seemuscheln, welche noch so frisch erhalten waren, daß sie ihre Farbe noch nicht verloren hatten, geschlossen, daß der Spiegel des Sees sich bereits in historischer Zeit um 200 Fuß gesenkt haben müsse. Sewerzows Ansicht wird durch die Untersuchungen von Dohrandt und Schulz bestätigt. Dohrandt fand bei seinen im Jahre 1874—75 ausgeführten Untersuchungen, daß sich das Niveau des Sees jährlich um 70 Millimeter senkt, was in hundert Jahren 7 Meter betragen würde. Der Russische Ingenieur Schulz fand im Jahre 1880 bei Vergleichung seiner Aufnahme des Aralsees beim Perowskybusen mit den früheren Aufnahmen, daß der Wasserspiegel im Verlauf von neun Jahren um 0,18 Saschen gefallen war, was im Jahrhundert 14 Englische Fuß ausmachen würde. Nimmt man das Mittel aus beiden Bestimmungen, so folgt, unter Annahme einer stets gleichmäßigen Abnahme, daß die von Sewerzow angegebene Senkung des Wasserspiegels um 200 Fuß seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. erfolgt sein muß. Die Angaben der alten Schriftsteller

über den Abfluß des Aralsees, oder wie sie sagen des Amu-darja, nach dem Kaspischen Meer zur Zeit Alexanders werden also durch diese Beobachtungen vollkommen bestätigt.

Was den zweitgrößten See Turkestans, den Balchaschsee betrifft, so ist der beständige Rückgang desselben gleichfalls über jeden Zweifel erhoben. Sewerzow hat auf seiner Excursion nach Arys-tus unzweifelhafte Spuren eines ehemaligen Abflusses des Balchaschsees nach dem Aralsee aufgefunden. Daß ein solcher Abfluß früher wirklich bestanden haben muß, geht auch schon daraus hervor, daß das Wasser des Balchasch noch weniger salzhaltig ist als das Wasser des Aralsees. Der Russische Zoolog Nikolsky kam auf Grund seiner Forschungen über die Fauna der Centralasiatischen Landseen zu der Ueberzeugung, daß der Balchasch noch in der gegenwärtigen Epoche mit dem Sasyk-kul, Ala-kul und selbst mit dem Ebi-noor in Verbindung gestanden und daß diese vier Seen ein einziges großes Binnenmeer gebildet haben müßten. Zu einer ähnlichen Ansicht war schon früher (1849—51) Wlangali gekommen auf Grund der Sandanhäufungen, welche vom Balchasch bis zum Ala-kul reichen; auch er glaubte, daß Balchasch, Sasyk-kul und Ala-kul noch in einer nicht sehr entfernten Zeit ein einziges Seebecken gebildet haben müßten.

Besonders das Aussehen der Gegend zwischen dem Balchasch und dem Sasy-kul macht es wahrscheinlich, daß diese Strecke noch vor Kurzem von Wasser bedeckt gewesen war, denn diese ganze Gegend besteht aus einer ununterbrochenen Sand- und Lehmwüste, die stellenweise noch mit Salzkrusten bedeckt ist. Petzholdt, der diese Gegend im Jahre 1871 bereiste, schreibt in seiner „Umschau im Russischen Turkestan“: „Namentlich zeigt sich zwischen dem westlich liegenden großen Balchaschsee und dem östlich gelegenen Sasyk-kul eine entsetzliche Wüste, in welcher sich nichts als Sand findet. Es ist kein Zweifel, daß hier einstmals alles Land von dem Wasser des weit nach Osten hin sich erstreckenden Balchaschsees überfluthet und erst nach dessen Rückzuge trocken gelegt ward.“

Auf einer im 17. Jahrhundert auf Befehl des Chinesischen Kaisers Kien-long hergestellten Karte sind die drei Seen Sasyk-kul, Ujaly und Ala-kul noch als ein einziger See dargestellt. Auch die umwohnenden Kirgisen berichten, daß zur Zeit ihrer Vorfahren der Balchasch noch einen viel größeren Umfang gehabt habe als in der Gegenwart.

Auch der Issyk-kul oder „Warme See“, der größte See des Tjanschansystems, dessen Spiegel 5600 Fuß über dem Meere liegt, hatte früher einen größeren Umfang als heutzutage. Auf einer alten Japanischen Karte, welche im 15. Jahrhundert angefertigt worden war auf Grund von Nachrichten, die Anfangs des 7. Jahrhunderts von Buddistischen Mönchen gesammelt worden waren, hatte der Issyk-kul einen Abfluß nach dem Aralsee. Ebenso geht aus einem alten, von Ritter citirten Reisetagebuch hervor, daß

der Issyk-kul früher den Ueberschuß seiner Gewässer nach dem Tschu entsandte, der in der Nähe des Aralsees in den Syr-darja mündete. Gegenwärtig hat der Issyk-kul keinen Abfluß mehr und empfängt im Gegentheil einen Zufluß durch einen Seitenarm des Tschu. Die Wassermarken, welche an den Abhängen der den Issyk-kul von allen Seiten einschließenden Gebirge sowie in der 50 Kilometer Westlich vom Issyk-kul gelegenen Buamschlucht noch zu erkennen sind, beweisen, daß der Spiegel des Sees früher um 197 Fuß höher gewesen war als jetzt. Daß die Senkung des Wasserspiegels auch in der Gegenwart noch fortdauert, wird dadurch bewiesen, daß im Laufe der zehn Jahre von 1867 bis 1877 eine allmählige Erniedrigung des Issyk-kul um ungefähr 7 Fuß konstatirt worden ist.

Der nach Alexander dem Großen benannte See Iskander-kul, dessen gegenwärtiger Spiegel 7000 Fuß über dem Meere liegt, und dessen Abfluß der Fan-darja, ein Nebenfluß des Sarawschan bildet, hat gegenwärtig nur mehr ein Areal von 5 Quadratkilometern und eine Tiefe von 215 Fuß. Seine Tiefe war aber früher um 330 Fuß größer gewesen, wie aus den noch deutlich erkennbaren Wassermarken an den umgebenden Bergen zu ersehen ist.

Selbst der auf dem Pamir, auf einer Meereshöhe von 13200 Fuß, gelegene Kara-kul oder „Schwarze See", der größte See des Pamirsystems, blieb von der Austrocknung nicht verschont, obwohl er ringsum von mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen umgeben ist. Das Wasser des Kara-kul ist salzhaltig und die Ufer sind mit reichlichen Salzausblühungen bedeckt. Die noch deutlich erkennbaren ehemaligen Uferlinien beweisen, daß der Kara-kul früher einen größeren Umfang gehabt und mit den benachbarten kleineren Seen einen einzigen See gebildet hatte.

Der abflußlose See Tschatyr-kul oder „Fischlose See" ist nach dem Zeugniß der Kirgisen der Ueberrest eines ehemaligen Binnenmeeres.

In dem Westlich vom Issyk-kul gelegenen Theil des Tjanschan gibt es eine große Anzahl von Thalkesseln, welche augenscheinlich früher von Seen bedeckt gewesen waren, von denen sich nur noch der Son-kul bis auf die Gegenwart erhalten hat. Eines der bedeutendsten von diesen ehemaligen Seebecken ist das jetzige Kaschkarathal.

Im Oestlichen Theil des Tjanschan gab es früher zwei große Seen, welche die beiden Südlich und Südöstlich vom Narat sich ausbreitenden, ringsum von Gebirgen umschlossenen Julduspplateaus ausfüllten und offenbar ursprünglich mit einander zusammenhingen. Vom Naratpaß aus, auf dem ich im Jahre 1880 astronomische und erdmagnetische Beobachtungen ausführte, sah ich, daß nur noch die tiefsten Stellen dieses Plateaus von Sümpfen und zerstreuten Seen bedeckt waren; beide Thalkessel machten aber den Eindruck, als seien sie noch in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit bis an den Fuß der Gebirge von Wasser bedeckt gewesen.

Der Lob-noor, der größte See des Tarymbeckens, wird in der älteren Chinesischen Geschichte unter dem Namen Li-hai oder „Westmeer" erwähnt. Später wurde dieser Name auf das Kaspische Meer übertragen, offenbar deßhalb, weil der Lob-noor allmählig so zusammenschrumpfte, daß man ihn nicht mehr als Meer bezeichnen konnte. Gegenwärtig ist der Lob-noor, obwohl er den Tarym in sich aufnimmt, schon mehr ein Sumpf als ein See.

Wie rasch die Austrocknung des Lob-noor auch jetzt noch immer fortschreitet, kann man daraus ersehen, daß sich über denselben bei den Bewohnern des Tarymbeckens und des Westlichen China eine ähnliche Ansicht gebildet hat, wie bei den Kirgisen über den Aralsee. Sie glauben nämlich, daß der Lob-noor einen unterirdischen Abfluß habe und daß die (nebenbei bemerkt um 3000 Meter höher gelegenen) Quellen des Hoang-ho nichts anderes seien als eben dieser Abfluß des Lob-noor.

Noch auf den neuesten Karten sind die Seen Alak-tschii, Chua-Choizsi und Tschin-Schen verzeichnet; der Russische Reisende Grum-Grschimailo fand aber im Jahre 1891, daß diese drei Seen gegenwärtig bereits vollständig verschwunden sind.

Die beiden Seen Aktscha-tengis und Koktscha-tengis, in der Gegend von Bisch-Masar, am Jany-darja, sind nach allen Anzeichen nur die spärlichen Ueberreste eines einzigen großen Sees.

Der frühere See Jaman-myn-tschekn, in der Nähe von Myntschokur, ist bereits bis auf eine kleine, sumpfige Stelle ausgetrocknet, ebenso wie der benachbarte See Dala-kul.

Der Englische Reisende Lansdell fand in der Gegend des Kasakly-Brunnens, auf dem Wege von Chiwa nach dem Kaspischen Meer, das Becken eines ausgetrockneten Sees, welches er folgendermaßen schildert: „Eine kurze Strecke vom Kasakly-Brunnen dehnte sich plötzlich vor unseren Blicken eine ungeheuere hufeisenförmige Vertiefung aus, die Bai anscheinend eines Sees, welche zur Rechten von einer sich 48 Kilometer weit nach Westen, bis zum Dirun- oder Dirin-Brunnen erstreckenden Felswand, zur Linken von einer sich noch weiter nach Süden ausdehnenden Klippe begränzt war, während sie im Westen von dem Begendschalri-kir eingeschlossen wurde. In dieser Vertiefung lag der Brunnen von Kum-sebschem, unser nächstes, 36,8 Kilometer von Usun-kuju entferntes Ziel. Was mir als besonders bemerkenswerth auffiel, waren die vielen Zeichen, daß diese Gegend einst ein Binnensee oder die Bai eines solchen gewesen ist, wenn das Wasser jetzt auch vollständig ausgetrocknet ist. Nicht nur sah man hier auf dem Kalkstein die von den Wogen hervorgebrachten Rillen, sondern der Kalk war auch zu den wunderlichsten Formen, zu colossalen Spitzen, Säulen und Minarets, Pfeilern und Thürmen, Bastionen und Festungen fortgespült und dabei so weiß und sauber, wie wenn die Fluthen soeben erst ver-

schwunden seien. Auch bemerkten wir Höhlen, Baien, Grotten und Löcher."

Abgesehen von den bisher aufgezählten größeren Seebecken gibt es in allen Ecken und Enden von Centralasien, besonders aber in den Sandwüsten, eine Unmasse von Spuren von erst vor Kurzem ausgetrockneten kleineren Seebecken. Es sind dieß die von den Eingebornen so genannten Takyre, kesselförmige Vertiefungen, in welchen sich vollkommen horizontale, ebene und im Sommer steinharte Lehmflächen ausbreiten, auf denen noch keine Spur von Vegetation zu bemerken ist.

Auf der Daurischen Steppe ist auf den Karten der Doppelsee Tarei verzeichnet, dessen größere Hälfte ein Areal von etwa 1000 Quadratkilometern umfaßt. Im Jahre 1856 fand Radde, daß diese größere Hälfte bereits seit fünf Jahren ausgetrocknet war. An den Wassermarken konnte man aber noch erkennen, daß beide Seehälften in einer kurz vergangenen Zeit noch einen einzigen großen See gebildet hatten.

Daß auch das Kaspische Meer seit der Zeit seines Bestehens einen starken Rückgang erfahren hat, geht schon daraus hervor, daß sein Spiegel 85 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Der Gleichgewichtszustand ist aber, obwohl das Kaspische Meer den größten Europäischen Fluß, die Wolga, und außerdem noch verschiedene kleinere Flüsse wie den Ural, die Emba, den Atrek, den Gürgen, den Kysyl-ysen, die Kura, den Terek, die Kuma 2c. in sich aufnimmt, bis jetzt noch nicht eingetreten und der Wasserspiegel ist noch immer im Sinken begriffen. Indem man den Spiegel des Kaspischen Meeres mit der von Lenz an einem Felsen bei Baku angebrachten Marke verglich, fand man, daß derselbe von 1830 bis 1863 sich um 1,20 Meter gesenkt hat. Damit stimmen die Ergebnisse der in den Jahren 1830 und 1860 im Kaukasus ausgeführten Triangulationen sehr gut überein, indem sie für die Zeit von 1830 bis 1860 eine Erniedrigung des Spiegels des Kaspischen Meeres von 1,25 Meter ergeben.

Das Areal des Kaspischen Meeres vermindert sich aber nicht bloß in Folge des Sinkens des Wasserspiegels, sondern außerdem auch dadurch, daß einzelne Meerbusen mit der Zeit durch Sandbänke abgetrennt werden und dann schnell austrocknen. Ein solcher ausgetrockneter Meerbusen ist z. B. der mit Salz erfüllte Aschtschi-sai zwischen dem Meerbusen Kara-bugas und der Halbinsel Mangy-schlak, der 50 Fuß unter dem Spiegel des Kaspischen Meeres liegt. Auch der Kara-bugas-Busen, dessen Breite der halben Breite des Kaspischen Meeres gleichkommt, ist schon beinahe abgetrennt und hängt mit dem Meere nur mehr durch eine ganz enge Straße zusammen, nach deren Auffüllung auch dieser Busen in kurzer Zeit trocken gelegt sein wird. Wie schnell die Ufer des Kaspischen Meeres zurückweichen, kann man daraus ersehen, daß Fischerstationen, welche im Jahre 1825 in der Nähe der Terekmündung am Meeresufer errichtet worden waren, im Jahre 1855

bereits 16 Kilometer vom Ufer entfernt waren. Zwischen den Mündungen des Terek und der Kuma ist die ganze Uferlinie seit 1841 um 1 bis 2 Kilometer zurückgegangen.

Auch der im Südlichen Ostsibirien gelegene Baikalsee, der größte Süßwassersee Asiens, nimmt an dem beständigen Rückgang der Centralasiatischen Seen Theil. Reclus schreibt über denselben auf Seite 17 und 736 seiner Nouv. Géogr. Un. VI: „Même en dehors des grands bassins de l'Asie, sur les montagnes et les plateaux de la Sibérie méridionale et de la Mongolie, le phénomène de l'assèchement graduel est de toute évidence, surtout du côté de l'ouest. A l'est du Baïkal, les anciennes nappes d'eau qui remplissaient les cavités des plateaux et des terrasses sont remplacées par des myriades de lacs, d'étangs, de marais, formant un labyrinthe changeant. — Le Baïkal, si vaste et si profond qu'il soit, n'est pourtant que le reste d'un bassin plus considérable. Partout où les roches ne se dressent pas immédiatement au-dessus des eaux et où la pente est assez douce pour que des grêves aient pu s'y former, on remarque des lignes superposées d'anciens rivages, dont les galets sont identiques à ceux de la rive actuelle. Ces grêves d'autrefois, qui se retrouvent de distance en distance tout autour de la rive actuelle et dans les vallées des affluents, prouvent qu'à une époque récente le lac s'élevait au moins à 6 mètres au-dessus du niveau qu'il occupe de nos jours. A une époque géologique antérieure, la masse d'eau était plus grande encore et communiquait avec l'ancien lac de la vallée de l'Irkout par un détroit qui n'est point la brèche par laquelle s'écoule aujourd'hui l'Angara."

Die Barabasteppe, welche sich zwischen dem Ob im Osten, dem Irtysch im Westen und dem Om im Norden ausbreitet, hat seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts einen großen Theil seiner Feuchtigkeit verloren; an manchen Stellen der Steppe beginnen sich bereits Wüsten zu bilden und zahlreiche Seen und Sümpfe sind verschwunden.

Auch an den im oberen Indusgebiet gelegenen Seen ist ein Rückgang konstatirt worden. Schon Cunningham hat die Ansicht ausgesprochen, daß diese Seen in früherer Zeit viel größer gewesen seien als gegenwärtig und daß damals auch ein viel milderes Klima geherrscht haben müsse. Der Ansicht Cunninghams haben sich später auch v. Schlagintweit und andere angeschlossen. In Rupshu, welches einen Flächenraum von 840 Englischen Quadratmeilen einnimmt, sollen die alten Seen den sechsten Theil des ganzen Gebietes eingenommen haben. Der Nördlich davon gelegene, jetzt abflußlose Pangong-See hatte nach Cunninghams Schätzung früher ein Areal von 2000 Englischen Quadratmeilen, während sein gegenwärtiges Areal nach Schlagintweit nur mehr 202 Quadratmeilen beträgt. Nach Schlagintweit liegen die alten Uferlinien des Pangong-Sees 244 Fuß

über dem gegenwärtigen Wasserspiegel. Auch der Tso-kar war früher weit größer als jetzt und Thomson schätzt die Differenz zwischen dem früheren und dem jetzigen Wasserstand auf 150 Fuß.

Ueber die Gegend im Norden des Tschang-lang-Passes schreibt v. Richthofen (China I, S. 135): „Nicht minder flach und einförmig sind die nächsten, gegen Norden folgenden Thäler, welche sämmtlich abflußlos sind, bis man zur Soda-Ebene kommt, an der wieder die sogenannten alten Wassermarken 200 Fuß hoch an den Seiten hinaufreichen. Sie ist zwar jetzt abflußlos, hat aber deutlich in früherer Zeit einen Abzug nach dem Karakasch-Fluß gehabt. Jetzt ist der Boden des Thales mit einer Kruste von Salzen bedeckt."

Aus den im Vorausgehenden angeführten Thatsachen, deren Zahl sich noch beliebig vermehren ließe, geht hervor, daß alle Seen Centralasiens vom Kaspischen Meer im Westen bis zur Mandschurei im Osten und vom Baikalsee im Norden bis an den Oberlauf des Indus im Süden, selbst die höchsten Gebirgsseen nicht ausgenommen, bis auf die Gegenwart herab in einem beständigen, mitunter mit großer Schnelligkeit sich vollziehenden, Rückgang begriffen sind. Da der Wasserreichthum der Seen lediglich von der Wassermenge ihrer Zuflüsse abhängt, so ist klar, daß auch alle centralasiatischen Flüsse einen beständigen Rückgang aufweisen müssen. An denjenigen Flüssen, deren Lauf näher erforscht worden ist, hat man einen solchen Rückgang auch in der That zu konstatiren vermocht.

In Bezug auf den Syr-darja hat Sewerzow die Beobachtung gemacht, daß dessen Spiegel früher um 25 Fuß höher gewesen sein muß als jetzt, denn bis zu dieser Höhe fand er am Ufer die dem Syr-darja eigenthümlichen Muscheln Anadonta. Daß diese Erniedrigung des Wasserspiegels lediglich durch die Verminderung der Wassermenge und nicht etwa dadurch herbeigeführt wurde, daß sich der Fluß mit der Zeit tiefer eingegraben hat, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Verhältnisse näher betrachtet. Der Syr-darja führt eine große Masse von Schlamm mit sich, durch den das Flußbett immer mehr verflacht und fortwährend neue Untiefen und Sandbänke aufgebaut werden. Die Tiefe des Flusses vermindert sich also nicht bloß von oben sondern auch von unten. Daß der Spiegel des Syr-darja noch während der letzten Jahrhunderte beträchtlich gesunken ist, geht daraus hervor, daß sich am ganzen Syr-darja entlang eine Menge alter Kanäle befindet, die bei dem jetzigen Wasserstand nicht mehr aus dem Syr-darja gespeist werden können. In früheren Zeiten bildete der Syr-darja, ebenso wie der Amu-darja noch jetzt, ein ungeheueres Delta, welches bei Perowsk begann und im Norden durch den jetzigen Lauf des Syr-darja, im Süden aber durch den Jany-darja begränzt wurde und sich mit dem Delta des Amu-darja vereinigte. Die Oase von Choresm, dem heutigen Chiwa, erstreckte sich also früher im Norden bis an

den Syr-darja. Nach einer alten Tradition war der Jany-darja noch zur Zeit Tamerlans ein großer Fluß und er soll noch bis zum Jahre 1820 den Aralsee erreicht haben: gegenwärtig verschwindet er aber bereits auf dem halben Wege im Kuktschasee. Das alte Bett läßt sich aber noch sehr deutlich erkennen und Meyer fand an demselben noch große Mengen von ausgetrocknetem Schilf, ein Beweis, daß das Flußbett erst seit Kurzem trocken gelegt war. Auch findet man am ganzen Jany-darja entlang eine Menge Ueberreste von ehemaligen Ansiedlungen.

Daß der Tschu früher in den Syr-darja mündete, ist bereits früher erwähnt worden; gegenwärtig erreicht derselbe nur mehr den See Saumal-kul.

Daß auch der Amu-darja bedeutend zurückgegangen sein muß, kann man schon daraus schließen, daß eine große Anzahl von Flüssen, welche früher in denselben mündeten und deren ehemalige Bette sich noch gegenwärtig verfolgen lassen, heutzutage denselben nicht mehr erreichen; so der Sarawschan, der Kaschka-darja, der Schir-abad-darja, die Flüsse von Kundus, Chulum und Balch u. s. f.

In Centralasien gibt es eine ungeheuere Menge von Flüssen, welche alljährlich während der trocknen Jahreszeit austrocknen und deßhalb für den Feldbau gar keine Bedeutung haben. Diese Flüsse werden von den Türkischen Eingebornen mit dem Namen Sai belegt, z. B. Kara-sai, Ak-sai 2c., im Gegensatz zu den beständigen Flüssen, welche man als Su = Wasser bezeichnet, z. B. Kara-su, Ak-su, Kysul-su 2c. Da in Centralasien in der Regel den ganzen Sommer über kein Regen fällt, so sind nur diejenigen Flüsse beständig, welche von Gletschern oder Schneefeldern gespeist werden. Das Zurückgehen der Centralasiatischen Seen und beständigen Flüsse muß also hauptsächlich auf einer Abnahme der Gletscher beruhen. Eine solche Abnahme ist auch in der That nachgewiesen worden. Bei allen Gletschern des Tjanschan- und Pamirsystems hat man beobachtet, daß sie stark im Rückgang begriffen sind. Schon 1877 hat der Geolog Muschketow konstatirt, daß die kleinen Gletscher des Alaigebirges früher eine größere Ausdehnung gehabt haben und später hat der Geolog Jwanow an den Pamirgletschern dieselbe Beobachtung gemacht.

Wenn es noch eines weiteren Beweises für das fortschreitende Zurückgehen der Centralasiatischen Wasserläufe bis auf die neueste Zeit bedürfte, könnte man auch auf die zahlreichen Ueberreste von alten Kanälen hinweisen, die über ganz Centralasien verstreut sind und selbst in Gegenden vorkommen, wo gegenwärtig keine Spur von Wasser mehr zu finden ist.

Schon auf der Fahrt von Petersburg nach Taschkent (1874) fiel mir die große Menge von Erdwällen und trocknen Kanälen auf, welche das jetzt ganz wüste rechte Ufer des Syr-darja bedecken. An vielen Stellen konnte

man noch ganz deutlich die Quadrate unterscheiden, in welche die Turkestanischen Ackerbauer ihre Felder behufs der Bewässerung einzutheilen pflegen. Alle diese Kanalanlagen lagen so hoch über dem jetzigen Spiegel des Syr-darja, daß sie selbst beim höchsten Wasserstand nicht mehr aus dem Fluß gespeist werden konnten. Eine alte Legende berichtet, daß diese Gegenden früher durch 12000 Kanäle bewässert worden seien und daß sie so dicht mit Ansiedlungen bedeckt gewesen seien, daß eine Katze auf den Hausdächern und Gartenmauern von Kaschgar bis zum Aralsee hätte wandern können. Gegenwärtig treiben sich hier nur mehr Nomaden herum.

Aber nicht bloß die Ufer des Syr-darja, selbst das weit entlegene Buchara soll früher, was jetzt ganz unglaublich erscheint, aus dem Syr-darja bewässert worden sein. Ein großer Kanal, dessen Spuren Sobolew 1869 in der Wüste von Dschisak 70 Kilometer weit verfolgte, soll vom Syr-darja nach dem Nördlichen Buchara geführt haben. Ein anderer, gleichfalls aus dem Syr-darja abgeleiteter Kanal bewässerte den Westlichen und Südlichen Theil des Chanats und reichte bis zur Stadt Karakul. Ein dritter Kanal war aus dem Jany-darja abgeleitet und lief in Südlicher Richtung über die Wüste Kysyl-kum gleichfalls bis in die Gegend von Karakul. Gegenwärtig ist die ganze durch diese Kanäle ehemals bewässerte Gegend in eine Sandwüste verwandelt und nur die großartigen Ueberreste der Kanäle und die Ruinen der früheren Ansiedlungen beweisen noch, daß hier früher, und zwar vor nicht gar langer Zeit, noch eine zahlreiche Bevölkerung gehaust haben muß. Selbst mitten in der schauerlichen Karakumwüste, welche gegenwärtig der Schrecken der Reisenden und Nomaden ist, hat man Spuren von ehemaligen Kanalwerken aufgefunden.

Aus diesen Kanalbauten kann man ersehen, welche übermenschliche Anstrengungen die früheren Bewohner Turkestans gemacht hatten, um sich auf dem Boden ihrer Väter zu behaupten, ehe sie der höheren Gewalt wichen und auswanderten. Die erwähnten drei Bucharischen Kanäle übertreffen in Bezug auf die Großartigkeit der Anlage und die bei der Ausführung zu bewältigenden Schwierigkeiten selbst noch den Suezkanal, der den Stolz unseres Jahrhunderts bildet. Die ganze Länge des Suezkanals beträgt nur 160 Kilometer, während Buchara vom Syr-darja in gerader Linie 300 bis 500 Kilometer absteht und die Kanäle in dem unebenen Terrain natürlich große Umwege machen mußten. Zudem standen den Erbauern des Suezkanals alle Hülfsmittel der modernen Wissenschaft und Technik zu Gebote, während die Centralasiaten nur auf ihre Fäuste angewiesen waren und, da sie mit dem Vermessungs- und Nivellirungswesen ganz unbekannt waren, nur empirisch verfahren konnten, so daß es ihnen sicherlich erst nach vielen fruchtlosen Versuchen und Arbeiten gelang, ihr ungeheueres Werk zu Stande zu bringen.

Auch am Kaukasus hat man Ueberreste von ehemaligen Kanälen auf-

gefunden; Reclus schreibt darüber auf Seite 194 ff. seiner Nouv. Géogr. Un. VI: „Une partie des steppes de Karabagh et de Chirikoum, occupant la région de forme triangulaire comprise entre la Koura et l'Araxe, et celles de Mougan, qui, de la rive droite de l'Araxe et de la basse Koura, se prolongent jusqu'au pied des montagnes de Talîch, furent des plaines cultivées et populeuses. Un canal creusé il y a quinze siècles à travers la steppe du Karabagh avait sur ses bords la grande ville de Bilgan, que détruisit Djenghiskhan. Lorsque Timour fit recreuser le canal, deux siècles plus tard, la ville reparut, et jusqu'au siècle dernier elle existait encore. A l'est de l'Araxe, on a trouvé les traces de nombreux canaux dérivés du fleuve et se dirigeant à l'est à travers la plaine: mais il est à remarquer que la restauration de ces canaux ne pourrait se faire qu'à la condition de reporter les prises d'eau en amont des barrages d'autrefois. — Un des canaux, suivi par Toropov, n'a pas moins de 150 kilomètres de longueur, et sur ses bords se trouvent d'énormes amas de débris qui furent une ville considérable. Des restes de caravansérails, des citernes comblées indiquent aussi que des routes, actuellement abandonnées, étaient utilisées par de nombreux voyageurs. Des buttes funéraires s'élèvent çà et là dans la plaine, et, dans toute la péninsule formée par le confluent de la Koura et de l'Araxe, se prolongent de multiples lignes de retranchements, portant de distance en distance des monticules de guet, et flanquées de réduits. — Bien arrosées, les campagnes de la Transcaucasie pourraient nourrir une population aussi considérable que celle de la France, et probablement qu'il y a deux mille ans il en était ainsi."

Man nimmt gewöhnlich an, daß die eigentlichen Mongolen schon von jeher Nomaden gewesen seien und daß sie ihre Raubzüge nur aus angeborner Wanderlust und aus purem Uebermuth unternommen hätten. Daß diese Ansicht falsch ist, geht daraus hervor, daß sich auch in der Urheimath der Mongolen ausgedehnte Ueberreste von ehemaligen Kanalsystemen vorfinden; v. Middendorff (Einblicke in das Ferganathal) schreibt darüber: „Gleich auf der ersten Seite dieser Abhandlung habe ich darauf hingewiesen, daß die sogenannten Mongolenkanäle im Hochlande unter sogar 50° N. Br. schon Tschingiskhans Räuberzügen vorausgegangen waren. Die angewachsene Bevölkerung hatte es also nicht an saurer Arbeit fehlen lassen, um sich ehrlich ernähren zu können, bevor sie den Ausweg wählte, lieber da zu erndten, wo sie nicht gesäet hatte."

Was der beständige Rückgang der Centralasiatischen Flüsse und das allmählige Versiegen der Kanäle für die Bevölkerung für Folgen nach sich ziehen mußte, liegt auf der Hand. Da der Feld- und Gartenbau, abgesehen von einigen wenigen besonders begünstigten Hochthälern und Gebirgsabhängen, in ganz Centralasien ausschließlich auf künstlicher Bewässe-

rung beruht, so hatte das Eingehen eines jeden Kanals unfehlbar den Ruin des ganzen durch denselben bewässerten Gebietes zur Folge und eine Oase nach der andern und eine Stadt nach der andern wurde so in ein Ruinenfeld verwandelt. Centralasien ist deßhalb mit Ruinen von ehemaligen Städten, Dörfern und Festungen geradezu übersät, und die noch existirenden Städte sind jetzt bei weitem nicht mehr das, was sie früher gewesen waren. Das alte Baktra, die ehemalige Hauptstadt von Baktrien, deren Ruinen einen Umfang von 35 Kilometern haben, wird gegenwärtig nur noch von etwa 2000 Menschen bewohnt. Auf dem Wege von Masar-i-scherif nach Patta-kissar passirte ich im Jahre 1878 die Ruinen der Stadt Sijagird, welche sich von Süd nach Nord über 13 Kilometer erstreckten und gänzlich verlassen waren. Auch Chulum, das Aornus der Geschichtschreiber Alexanders, ehemals die zweitgrößte Stadt Baktriens, ist nur mehr ein schwacher Rest der alten Stadt, wie die ungeheueren Ruinenfelder beweisen, welche sich um die jetzige Stadt her ausbreiten. Samarkand, das Marakanda der alten Schriftsteller, hatte unmittelbar vor der Einnahme durch Dschingis-Chan eine Bevölkerung von einer halben Million; gegenwärtig zählt es nur mehr 36000 Seelen und kann auch bei den jetzigen Bewässerungsverhältnissen nicht mehr Menschen ernähren. Das Südlich von Buchara gelegene Kara-kul war noch bis vor Kurzem eine bedeutende Stadt; gegenwärtig ist es nur mehr ein elendes Dorf, welches schon beinahe von Sand verschüttet ist. Auch Wardansi war noch vor Kurzem eine stark bevölkerte Ansiedlung; vor einigen Jahren wurde aber das Gebiet von Wardansi zum größten Theil von Sand verschüttet und die Einwohner dadurch zur Auswanderung gezwungen. Ebenso war im Jahre 1868 der ganze Westlich von der Stadt Buchara gelegene Bezirk Romintan plötzlich von Sand verschüttet worden, so daß die gesammte 80000 Seelen zählende Bevölkerung nach Westen, nach Chiwa, auswandern mußte. Die Hauptstadt Buchara selbst ist bereits vom Sand bedroht und die Bucharen sind der festen Ueberzeugung, daß der Untergang ihrer Hauptstadt nur noch eine Frage der Zeit ist. Merw, eine der ältesten und angeblich die älteste Stadt Centralasiens, war früher eine blühende und volkreiche Stadt und eines der wichtigsten Turkestanischen Handelscentren. Seit dem vorigen Jahrhundert ist es aber verödet und nur noch von einigen Tausend halbnomadischer Turkmenen bewohnt. In Ostbuchara gibt es eine Anzahl von Ruinen ehemaliger Städte, welche gegenwärtig gänzlich verlassen sind und inmitten einer vollständigen Wüste liegen. So die Ruinen von Lakman, unterhalb Kurgan-tübe, welches allem Anschein nach seiner Zeit eine große Stadt gewesen war; die Ruinen der Stadt Tachta-kuwat, an der Mündung des Wachsch in den Amu-darja; die Ruinen von Termes, in der Nähe von Patta-kissar, welche sich 26 Kilometer lang am Ufer des Amu-darja entlang ziehen, und die Ruinen der

Stadt Miya auf dem Wege von Patta-kissar nach Schirabad. Die Stelle der ehemaligen Stadt Miya, welche ich im Jahre 1878 passirte, war in weitem Umkreis mit gebrannten Ziegeln bedeckt und in der Mitte hatte sich noch ein hohes mit guterhaltenen Emailziegeln überkleidetes Minaret erhalten. In allen diesen Ruinen sind von den Eingebornen verschiedene goldene und silberne Gegenstände und selbst Griechische Münzen aufgefunden worden.

An der Mündung des Arys in den Syr-darja lag früher die große Stadt Otrar, das frühere Farab, in welcher Tamerlan starb; von dieser Stadt haben sich nur noch wenige Ruinen erhalten, ebenso wie von der früheren Stadt Sauran, dem Sahran der Arabischen Geographen, welches 53 Kilometer Nördlich von der jetzigen Stadt Turkestan gelegen war.

Zwischen dem jetzigen Kasalinsk und dem Fort Karmaktschy lag früher auf dem rechten Ufer des Syr-darja die volkreiche Stadt Dschend, die Residenz des Stammvaters der Seldschuken, von welcher sich jetzt nur noch einige Schutthügel und Bruchstücke von Grabsteinen mit Arabischen Inschriften erhalten haben. Auch zwischen Dschulek und Tscharbara ist das Ufer des Syr-darja mit den Ruinen ehemaliger Städte bedeckt. Am Talas, Nördlich von Aulie-ata, liegen ebenfalls Ruinen einer verlassenen Stadt, nämlich die Ruinen der Stadt Tumkent.

Am oberen Ili sowie an dessen Nebenflüssen gibt es gegenwärtig weder Städte noch Dörfer. Zahlreiche Ruinen beweisen aber, wie dicht bevölkert diese Gebiete früher gewesen sein müssen. So liegen Südöstlich von Kuldscha im Thal des Tekes die Ruinen der alten Hauptstadt der Mongolen-Chane, welche von den Kirgisen mit dem Namen Ak-kurgan = „Weiße Festung" bezeichnet werden.

Die zahlreichsten Städteruinen finden sich im Südlichen Theil des Tarymbeckens, welcher gegenwärtig aus einer fast ununterbrochenen Sandwüste besteht. Reclus schreibt darüber auf Seite 16 seiner Nouv. Géogr. Un. VI: „Des irrigations habiles ont pu faire naître çà et là de petites oasis, mais dans l'ensemble la perte du sol habitable s'étend sur une surface énorme. Des royaumes entiers ont disparu, des villes nombreuses ont été englouties par les sables, et certaines régions, jadis accessibles aux voyageurs, ne peuvent plus être visitées, à cause du manque absolu d'eau et de végétation. Des territoires jadis peuplés que Marco Polo traversa au sud du Lob-nor sont maintenant tout à fait inabordables." v. Richthofen (China I, S. 28) spricht sich über denselben Gegenstand folgendermaßen aus: „Khotan war einer der am meisten genannten unter den Staaten des Alterthums und hat sich bis heute erhalten; aber schon in Betreff der nächsten Umgebungen hörte Johnson bei seinem Besuch im Jahre 1866 von vielfachen Sandverschüttungen. Auch Kiria und Tak sind noch Ueberreste einstiger großer Oasen.

Oestlich davon aber, und bis zum Lop-See, sind uns nur die Namen einer Anzahl kleiner Reiche erhalten, welche dort ihren Sitz hatten. Marco Polo konnte daselbst noch reisen; jetzt macht es der tiefe Sand unmöglich. Ebenso sind die Reiche am Lop-See, unter denen Shen-shen sich besonders lange hielt, verschwunden."

Eine einheimische Sage berichtet, daß im Turymbecken einmal während eines Sandsturmes 360 Städte im Lauf von 24 Stunden vom Sand verschüttet worden seien.

Am Murgab, wo nach Curtius Alexander der Große sechs Städte gründete, sind beide Ufer des Flusses mit Ruinen ganz übersät. In der Nähe von Aschabad, der Hauptstadt des jetzigen Russischen Transkaspischen Gebietes, liegen drei Städte in Ruinen: Annau, Altnisa und Neunisa. Im Atrekgebiet liegen die ausgedehnten Ruinen der Stadt Mestorjan, in welchen sich noch einige in Arabischem Styl erbaute Minarete erhalten haben. Nach den Berichten der Turkmenen war diese Gegend früher sehr fruchtbar gewesen und man findet noch Spuren eines weitverzweigten Kanalsystems, welches sich noch auf einer Strecke von 65 Kilometern verfolgen läßt.

Im Vorstehenden habe ich nur einige der hervorragendsten Städteruinen aufgezählt, soweit sie den Reisenden bis jetzt bekannt geworden sind. Die wirkliche Anzahl der in Trümmern liegenden Städte, Dörfer und Festungswerke ist aber ungeheuer groß und man trifft solche selbst in solchen Gegenden, wo gegenwärtig alles Leben erstorben und weit und breit keine Spur von Wasser mehr zu entdecken ist. Dabei ist noch zu bemerken, daß in Centralasien von jeher alle Bauten, mit alleiniger Ausnahme der wenigen öffentlichen Gebäude, welche erst aus den Zeiten der Araber und Tamerlans stammen, aus Lehm erbaut wurden und noch werden. Alle noch vorhandenen Ruinen müssen also von Ansiedlungen herrühren, welche erst seit wenigen Jahrhunderten verlassen sind, weil sie sonst längst verwittert sein würden. Von denjenigen Städten, welche bereits im Alterthum unbewohnbar geworden waren, und deren Zahl ganz unvergleichlich größer gewesen sein muß, haben sich gar keine Ueberreste erhalten und die meisten liegen wohl für immer unter dem tiefen Wüstensand vergraben. Man kann deßhalb mit Fug und Recht behaupten, daß ganz Centralasien vom Kaukasus im Westen bis zur Mandschurei im Osten ein einziges ungeheueres Ruinenfeld ist.

Aus obigen Auseinandersetzungen ergeben sich einige sehr wichtige Folgerungen. Erstens verstehen wir jetzt, welche Gründe die früheren Bewohner Centralasiens, die Indogermanen, Semiten, Finnen, Samojeden, Türken, Mongolen, Tungusen, Chinesen und Malayen zur Auswanderung aus ihrer Urheimath veranlaßt hatten. Zweitens geht aus dem Umstande,

daß die Verwüstung Centralasiens auch in der Gegenwart noch immer fortschreitet, hervor, daß dieselbe höchstens vor einigen Jahrtausenden begonnen haben kann. Der Abfluß des Mongolischen Meeres kann also nicht, wie die Geologen bisher annahmen, bereits in einer früheren geologischen Epoche erfolgt sein, weil sonst Centralasien bei seiner kontinentalen Lage längst den letzten Grad der Austrocknung erreicht haben und der Wasserstand der Seen und Flüsse längst stationär geworden sein müßte. Aus demselben Umstand, daß die Verwüstung des Landes noch immer fortdauert und daß der Rückgang der Seen, Flüsse, Gletscher und atmosphärischen Niederschläge noch bis zur Stunde nicht nachgelassen hat, geht drittens mit mathematischer Gewißheit hervor, daß dieser Rückgang auch in der Zukunft noch fortdauern muß, daß also die wirthschaftlichen Verhältnisse Centralasiens sich in der Zukunft noch ungünstiger gestalten werden, als sie jetzt bereits sind und daß der endliche vollständige Ruin durch keine künstlichen Mittel aufgehalten werden kann. Ich kann in dieser Beziehung nur das wiederholen, was ich in meinem Werk „Fünfzehn Jahre in Turkestan" im Kapitel über das Klima Turkestans gesagt habe:

„Die hier aufgeführten Thatsachen bilden nur einen kleinen Theil derjenigen Erscheinungen, welche alle für eine rasch fortschreitende Austrocknung Turkestans sprechen; aber auch diese wenigen Thatsachen reichen vollständig hin, um zu beweisen, daß die Zukunft Turkestans eine im höchsten Grade trostlose ist. Denn ebenso gewiß, als die Austrocknung bisher stetig fortgeschritten ist, muß dieselbe auch in der Zukunft fortdauern, weil eine Aenderung des Verhältnisses zwischen Verdunstung und Niederschlägen nicht abzusehen ist. Ja diese stetige Austrocknung wird in Zukunft nur noch in schnellerem Tempo erfolgen, weil mit zunehmender Trockenheit die Sommertemperatur und damit die Verdunstung noch größer, die Niederschläge aber aus denselben Gründen immer geringer werden müssen, so daß also das Mißverhältniß zwischen Niederschlägen und Verdunstung mit der Zeit sich immer mehr und mehr ungünstig gestalten muß.

„In Anbetracht der erwähnten Umstände erweckte es in mir stets ein Gefühl des Mitleids, wenn ich von Russischen Politikern und Gelehrten in Betreff der Zukunft Turkestans unter Russischer Verwaltung die sanguinischesten Hoffnungen aussprechen und dem Lande eine glänzende Zukunft prophezeien hörte, da das bisherige Elend und die augenscheinliche Verwüstung Turkestans lediglich durch die fortwährenden Kriege und politischen Unordnungen herbeigeführt worden seien und das Land sich unter einer geordneten Verwaltung wieder schnell erholen würde. In Wirklichkeit liegen aber die Verhältnisse ganz anders. Nicht die unaufhörlichen Kriege, welche in Turkestan seit den ältesten Zeiten bis jetzt ge-

führt wurden und bei denen ununterbrochen eine Völkerschaft nach der andern zu Grunde ging, haben die Verwüstung des einst blühenden Landes zu Stande gebracht, sondern die Kriege sind umgekehrt durch die durch die Naturverhältnisse bedingte Verwüstung Turkestans veranlaßt worden. Da in Folge der fortschreitenden Austrocknung ein Stück kulturfähigen Bodens nach dem andern aus Wassermangel aufgegeben werden mußte, reichte das Kulturland zur Ernährung der zahlreichen Bevölkerung nicht mehr hin und die Bewohner mußten sich auf irgend eine Weise Platz schaffen. In früheren Zeiten, als die Einwohnerzahl noch sehr groß war, wendeten sich die Eingebornen nach auswärts und wanderten in großen Heerschaaren nach Europa, nach Vorderasien und nach Indien. Seitdem aber in Folge der fortwährenden Auswanderungen und unaufhörlichen inneren durch den Kampf ums Dasein hervorgerufenen Kriege die Einwohnerzahl so sehr zusammengeschmolzen war, daß sie nicht mehr im Stande waren, den Widerstand ihrer Nachbarn zu überwinden und in deren Länder einzubringen, blieb ihnen nichts übrig als sich gegenseitig in fortwährenden Kämpfen aufzureiben, um für die Ueberlebenden Platz zu schaffen. Daher erklärt sich auch, warum alle von den Centralasiaten geführten Kriege keine Eroberungs- sondern Vernichtungskriege waren. So wurde noch im vorigen Jahrhundert von den Chinesen die ganze Bevölkerung der Dschungarei ausgerottet und im gegenwärtigen Jahrhundert, Ende der sechziger Jahre, von den Dunganen und Tarantschis die ganze Chinesische Bevölkerung des Ilithals und der angrenzenden Gebiete, die auf 1½ bis 2½ Millionen geschätzt wurde. Die Russen weisen mit Stolz auf die wenigen Versuche hin, die sie in Bezug auf die Neukultivirung des Landes in Taschkent, Samarkand, Semiretschie ꝛc. gemacht haben, wo eine Anzahl Russischer Kolonien entstanden ist, die sich eines verhältnißmäßigen Wohlstandes erfreuen. Sie vergessen aber dabei, daß dieß nur auf Kosten der Eingebornen geschieht und daß, wenn man an einer Stelle früher wüstes Land bewässert und kultivirt, das hiezu verwendete Wasser den weiter stromabwärts liegenden Oasen entzogen wird und daß diese letzteren dadurch in ihrer Existenz bedroht werden. Samarkand z. B. hat sich wirklich seit der Herrschaft der Russen sehr gehoben und die neugeschaffenen prächtigen Gärten der Russischen Stadt gewähren einen großartigen Anblick. Dafür ist aber das weiter stromabwärts liegende Buchara, welches seine Existenz nur dem Wasser des Sarawschan verdankt, dem Untergang geweiht und schreitet mit Riesenschritten seinem Ruin durch Wassermangel und dadurch verursachte Versandung und Krankheiten entgegen. Dasselbe ist, wenn auch fürs Erste nicht so deutlich sichtbar, in Semiretschie der Fall, wo das den Russischen Kolonisten angewiesene Land einfach den Kirgisen entzogen wurde, was naturgemäß eine Einschränkung des ohnedieß spärlichen Feldbaus der Kirgisen und ihrer Viehheerden nach sich ziehen muß.

„In Wirklichkeit ist in Turkestan jeder Fußbreit kulturfähigen Bodens und jeder verfügbare Tropfen Wassers benützt und die Urbarmachung brachliegenden Bodens hat unausbleiblich die Verödung eines anderen bisher fruchtbaren Gebietes zur Folge. Die von den Russen auf Kanalbauten zur Bewässerung brachliegenden Landes (z. B. die Kanäle bei Chodschent und am Murgab) verwendeten Millionen sind deßhalb so gut wie hinausgeworfen, weil, selbst wenn an der betreffenden Stelle der Zweck zunächst erreicht werden würde, was ich übrigens sehr bezweifle, dadurch die allgemeine Verödung Turkestans nur um so schneller herbeigeführt werden würde.

„Turkestan hat wirthschaftlich keine Zukunft und ist unrettbar dem Untergang geweiht."

Sechster Abschnitt.

Völkerwanderungen.

Nach dem ursprünglichen Plan des vorliegenden Werkes sollte eine zweite Abtheilung der Darstellung der Wanderungen gewidmet sein, welche von den von den Folgen der Sintfluth betroffenen Völkern der Ost- und Westasiatischen Rasse theils in vorhistorischer, theils in historischer Zeit ausgeführt worden sind, sowie derjenigen Wanderungen, welche die durch die Asiatischen Auswanderer aus ihren Ursitzen verdrängten übrigen Rassen vollführt haben. Da aber die vorliegende Arbeit umfangreicher geworden ist, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte und ich bei dem kritischen Zustand meines Augenlichts nicht sicher bin, ob ich überhaupt noch im Stande sein würde, eine ausführlichere Geschichte der Völkerwanderungen zu liefern, so begnüge ich mich hier vorläufig damit, im Anschluß an das Vorausgehende eine kurze Uebersicht über den Zusammenhang und allmeinen Verlauf dieser Wanderungen zusammenzustellen.

Von allen diesen Wanderungen besitzen wir nur über die Wanderungen der Türkischen, Tungusischen und Mongolischen Völkerschaften eingehendere historische, wenn auch vielfach lückenhafte Nachrichten, weil diese Völker ihre Urheimath erst sehr spät verlassen haben, die Türken einige Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, die Tungusen bald nach Christi Geburt und die Mongolen gar erst im 13. Jahrhundert n. Chr. Ueber die ältesten Wanderungen der übrigen Völkerschaften können wir hauptsächlich nur aus den klimatischen und Terrainverhältnissen der in Betracht kommenden Gebiete, sowie aus der gegenwärtigen oder historisch bekannten früheren Verbreitung dieser Völker Schlüsse ziehen. Denn das geschichtliche Zeitalter beginnt bei allen diesen Völkern erst von dem Zeitpunkt an, wo sie in ihren nachmaligen Wohnsitzen als Eroberer auftreten. So beginnt die Geschichte der Chinesen erst mit ihrer Niederlassung im Nordwestlichen China; die Geschichte der Indier mit ihren Kämpfen im Pendschab;

die Geschichte der Semiten, Meder und Perser mit ihrem Auftreten in Vorderasien; die Geschichte der Hellenen mit ihren Kämpfen am Olymp; die Geschichte der Italiker mit dem Auftreten der Umbrer, Sabeller und Osken in Italien und die Geschichte der Galater und Germanen mit ihren Einfällen in die Römischen Gränzländer und in Italien u. s. f.

Die Art und Weise, in welcher die Auswanderungen der Völker der Ost- und Westasiatischen Rasse aus ihrer Urheimath erfolgten, war natürlich eine ganz andere gewesen als diejenige, in welcher sich die durch allmählige Uebervölkerung veranlaßten Auswanderungen unserer Tage vollziehen. Die Auswandererzüge konnten damals nicht, wie dieß bei den heutigen Auswanderern nach Amerika, Afrika, Australien &c. der Fall ist, aus vereinzelnten Individuen oder Familien bestehen. Denn erstens war der Umschwung in den klimatischen Verhältnissen ein so plötzlicher und radikaler, daß die Mehrzahl der gesammten Bevölkerung und stellenweise die Bevölkerung ganzer Gebiete auf einmal brodlos wurde. Zweitens waren die Auswanderer nur dann im Stande, den Widerstand ihrer Gränznachbarn zu überwinden, sich nach entfernten Ländern durchzuschlagen und sich dort neue Wohnsitze zu erkämpfen, wenn sie in überwältigenden und militärisch organisirten Massen auftraten. Wie solche Völkerwanderungen zu Stande kamen, können wir am besten aus dem Beispiel der Helvetier ersehen, welche zu Cäsars Zeit in Gallien einbrachen, von Cäsar aber, nachdem der größte Theil von ihnen im Kampfe gefallen war, wieder in ihre Heimath zurückbefördert wurden. Cäsar schreibt darüber im I. Buche seiner Commentarien: „Apud Helvetios longe nobilissimus fuit et ditissimus Orgetorix. Is M. Messala et M. Pisone consulibus regni cupiditate inductus coniurationem nobilitatis fecit et civitati persuasit, ut de finibus suis cum omnibus copiis exirent: perfacile esse, cum virtute omnibus praestarent, totius Galliae imperio potiri. Id hoc facilius eis persuasit, quod undique loci natura Helvetii continentur: una ex parte flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit, altera ex parte monte Jura altissimo, qui est inter Sequanos et Helvetios, tertia lacu Lemanno et flumine Rhodano, qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit. His rebus fiebat, ut et minus late vagarentur et minus facile finitimis bellum inferre possent; qua ex parte homines bellandi cupidi magno dolore adficiebantur. Pro multitudine autem hominum et pro gloria belli atque fortitudinis angustos se fines habere arbitrabantur, qui in longitudinem milia passuum CCXL, in latitudinem CLXXX patebant. His rebus adducti et auctoritate Orgetorigis permoti constituerunt, ea, quae ad proficiscendum pertinerent, comparare, iumentorum et carrorum quam maximum numerum coemere, sementes quam maximas facere, ut in itinere copia frumenti suppeteret, cum proximis civitatibus pacem et amicitiam confirmare.

Ad eas res conficiendas biennium sibi satis esse duxerunt: in tertium annum profectionem lege confirmant. — Ubi iam se ad eam rem paratos esse arbitrati sunt, oppida sua omnia, numero ad duodecim, vicos ad quadringentos, reliqua privata aedificia incendunt, frumentum omne, praeterquam quod secum portaturi erant, comburunt, ut domum reditionis spe sublata paratiores ad omnia pericula subeunda essent, trium mensum molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent. Persuadent Rauracis et Tulingis et Latovicis finitimis suis, uti eodem usi consilio oppidis suis vicisque exustis una cum iis proficiscantur, Boiosque, qui trans Rhenum incoluerant et in agrum Noricum transierant Noreiamque oppugnarant, receptos ad se socios sibi adsciscunt[1])."

Die Helvetier waren also bei ihrer Auswanderung sehr rationell und ganz systematisch verfahren; sie hatten vorher alle Chancen wohl erwogen, alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und, um des Erfolges sicherer zu

---

[1]) „Bei den Helvetiern war weitaus der vornehmste und reichste Mann Orgetorix. Dieser hatte, von dem Streben nach Alleinherrschaft angespornt, eine Verschwörung unter dem Adel angezettelt und seine Mitbürger überredet, ihr Gebiet in corpore zu verlassen; denn da sie an Tapferkeit alle überträfen, so sei es sehr leicht, sich der Herrschaft über ganz Gallien zu bemächtigen. Die Helvetier ließen sich von ihm dazu um so leichter überreden, als sie durch die natürliche Beschaffenheit des Landes von allen Seiten beschränkt sind: auf der einen Seite durch den äußerst breiten und tiefen Rheinstrom, der das Gebiet der Helvetier von den Germanen trennt; auf der andern Seite durch das sehr hohe Juragebirge, das sich zwischen den Sequanern und Helvetiern hinzieht, und auf der dritten Seite durch den See Lemanus (Genfersee) und den Fluß Rhodanus (Rhone), der unsere Provinz von den Helvetiern scheidet. Dank diesen Umständen konnten die Helvetier keine weiteren Streifzüge unternehmen und ihre Nachbarn nicht leicht genug bekriegen, was für diese kriegslustigen Leute höchst unangenehm war. Ferner glaubten sie, daß ihr Gebiet im Verhältniß zur Zahl ihrer Bevölkerung und zu ihrem Kriegsruhm und ihrer Tapferkeit zu beschränkt sei, da dasselbe nur 240 Tausend Schritte lang und 180 Tausend Schritte breit war. In Anbetracht dieser Umstände und auf Grund der Autorität des Orgetorix faßten sie den Beschluß, alle nöthigen Vorbereitungen für die Auswanderung zu treffen, eine möglichst große Anzahl von Zugthieren und Wagen anzukaufen, möglichst große Aussaaten zu machen, um auf dem Marsche hinreichend mit Getreide versehen zu sein, und mit den Nachbarstaaten feste Friedens- und Freundschaftsbündnisse zu schließen. Zur Ausführung dieser Vorbereitungen glaubten sie, würde ihnen ein Zeitraum von zwei Jahren genügen: sie setzten deßhalb den Aufbruch mit Gesetzeskraft auf das dritte Jahr fest. — Als sie sich hiezu gehörig vorbereitet glaubten, steckten sie alle ihre Städte, etwa zwölf an der Zahl, circa 400 Dörfer und die übrigen Einzelhöfe in Brand, verbrannten alles Getreide bis auf das, welches sie mitzunehmen beabsichtigten, damit sie, nachdem jegliche Hoffnung auf Rückkehr abgeschnitten war, um so bereiter wären, alle Gefahren zu bestehen, und ließen Jeden für drei Monate fertigen Mundvorrath von zu Hause mitnehmen. Sie bestimmten auch ihre Nachbarn, die Rauraker, Tulinger und Latoviker, den gleichen Entschluß zu fassen und nach Verbrennung ihrer Städte und Dörfer mit ihnen auszuwandern. Auch die Bojer, welche jenseits des Rheines gewohnt hatten, nachher aber nach Norikum übergesiedelt waren und Noreja angegriffen hatten, nahmen sie bei sich auf und machten sie zu ihren Bundesgenossen."

sein, auch noch ihre Nachbarn und besonders die durch ihre Tapferkeit berühmten Bojer zur Theilnahme eingeladen.

Die Kämpfe, welche solche Auswanderungen ganzer Völker unfehlbar im Gefolge haben mußten, müssen von einer Furchtbarkeit gewesen sein, von der wir uns in unserm humanen Zeitalter gar keinen Begriff mehr machen können. Da zur Zeit der Auswanderung der Ost- und Westasiaten bereits alle Theile der Erde, mit Ausnahme von Amerika und den oceanischen Inseln, von andern Rassen bewohnt waren, so mußten die Auswanderer erst die Urbevölkerung der Länder, in denen sie sich niederlassen wollten, ausrotten oder wenigstens ganz oder theilweise aus ihren Wohnsitzen vertreiben, oder aber beim Kampfe selbst untergehen, wie wir davon Beispiele an den Kimbern und Teutonen, Vandalen, Gothen, Hunnen u. dgl. haben. Wenn wir dieß im Gedächtniß behalten, so sind wir im Stande, uns einen richtigeren Begriff von Völkern, wie die alten Gallier und Germanen und die neueren Türken und Mongolen und von Herrschern, wie Dschingis-Chan und Tamerlan zu bilden, welche in unseren Geschichtswerken als blutdürstige Wütheriche und Barbaren, überhaupt als wahre Scheusale hingestellt zu werden pflegen. Schon der Umstand allein, daß diese Männer in kurzer Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen Reiche aufzurichten und zu organisiren verstanden, welche, wie das Reich Dschingis-Chans, das Reich Alexanders und das 1000jährige Römische Reich weit in den Schatten stellten, und daß ihre kriegerischen Erfolge die Erfolge aller unserer berühmtesten Feldherrn übertrafen, hätte den Geschichtschreibern klar machen müssen, daß diese Männer keine rohen Barbaren gewesen sein können, die aus purer Lust am Morden Millionen von Menschen hinopferten. Beim Studium der gleichzeitigen Chinesischen Schriftsteller hat sich herausgestellt, daß das von Dschingis-Chan geschaffene Kriegswesen viel besser organisirt war als das Kriegswesen der damaligen Europäer und daß Dschingis-Chan in seiner Armee einen eigentlichen Generalstab mit Militärtopographen eingerichtet hatte, welche die zu erobernden Länder vorher erst nach allen Regeln der Kunst zu rekognosciren hatten. General Matwejew vom großen Russischen Generalstab, welcher auf Grund alter Chinesischer Nachrichten im Taschkenter Offiziersclub eine Reihe von Vorträgen über das Kriegswesen Dschingis-Chans hielt, sprach seine Meinung dahin aus, daß ein Heer, wie das Dschingis-Chans, auch für unsere heutigen Kriegsheere noch kein zu verachtender Gegner sein würde, besonders unter der Führung eines Feldherrn wie Dschingis-Chan. Was Tamerlan betrifft, so war derselbe einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, der nicht nur selbst Gelehrter war und, wie Cäsar, seine Memoiren selbst verfaßt hat, sondern auch in seiner Residenzstadt Samarkand aus aller Herren Ländern Gelehrte und Künstler um sich sammelte und Samarkand für lange Zeit zu einem Centrum für Kunst und Wissenschaft machte. Wenn trotzdem Dschingis-

Chan während seiner Kriegslaufbahn ungezählte Millionen Menschen hinmordete und nach der Eroberung von China allen Ernstes sich mit dem Gedanken trug, die ganze Bevölkerung von China auszurotten; und wenn Tamerlan einmal fünf Heere aussandte mit dem Auftrag, die gesammte Bevölkerung zwischen dem Saisan-See im Norden und der Stadt Karaschar im Süden ohne Ansehung des Alters oder Geschlechtes von der Erde zu vertilgen, so geschah dieß nicht aus Blutdurst, sondern aus politischer Berechnung, um für ihre Leute Wohnsitze zu schaffen.

Die Richtung, welche die verschiedenen Centralasiatischen Völkerschaften bei ihrer Auswanderung einschlugen, hing natürlich in erster Linie von den Terrainverhältnissen ab. Ganze Völker, welche Weiber und Kinder, Alte und Gebrechliche, ihre Heerden und alle ihre bewegliche Habe mit sich führten, konnten natürlich keine großen Flüsse, wie z. B. den Amu-darja, die untere Wolga und Donau u. drgl. überschreiten. Cäsar erzählt, daß die Helvetier, welche sammt ihren Verbündeten im Ganzen nur 368 000 Seelen zählten, zwanzig Tage brauchten, um auf einer Schiffbrücke nur drei Viertheile ihrer Leute über die schmale und äußerst ruhige Saône zu setzen. Dieselben würden also, um einen Fluß wie den Amu-darja zu überschreiten, jahrelang gebraucht haben; denn um einen Kahn oder eine Fähre nur einmal über den breiten und reißenden Amu-darja zu befördern, brauchen die heutigen Eingebornen Turkestans immer wenigstens einen halben Tag. War aber das andere Ufer von einer feindlichen Bevölkerung besetzt, welche sich aus leicht begreiflichen Gründen der Landung der Auswanderer widersetzte, so war an eine Ueberschreitung eines solchen Flusses überhaupt gar nicht zu denken. Ebenso wenig wie breite Flüsse konnten die Auswanderer mit ihrem ungeheueren Wagenpark hohe oder unwegsame Gebirge passiren. Die Auswandererzüge mußten also dem Lauf der Flüsse und der Richtung der Gebirgszüge folgen und, mit Rücksicht auf die Verpflegung ihres Viehes, ausgedehnte wasser- und vegetationslose Wüsten vermeiden.

Aus den angegebenen Gründen mußten diejenigen von den Indogermanen, welche ursprünglich auf dem linken Ufer des Amu-darja gewohnt hatten, nach Südwesten und Westen auswandern, nach Armenien und Persien und von da nach Indien. Denn im Norden war ihnen der Weg durch den Amu-darja, den Aralsee und weiter hin durch den Abfluß des Aralsees nach dem Kaspischen Meer versperrt; im Osten und Südosten aber erhob sich der unübersteigliche Pamir und Hindukusch.

Die zwischen dem Amu-darja und Syr-darja wohnenden Thrako-Illyrier und Galater hatten nur Einen praktikabeln Ausweg, nämlich nach Norden, über den Syr-darja. Da der Syr-darja in seinem Unterlauf ein aus vielen Armen bestehendes Delta bildete und an und für sich schon viel weniger wasserreich war, als der Amu-darja, so konnte derselbe an

dieser Stelle kein ernstliches Verkehrshinderniß bilden. Nach Ueberschreitung des Syr-darja zogen die Auswanderer offenbar nach Westen bis an die Wolga und dann an der Wolga hinauf, bis sie an eine Stelle kamen, wo dieselbe überschritten werden konnte. Denselben Weg schlugen später auch die Germanen und Wenden ein. Dieß erklärt, warum alle diese Völker immer zuerst in Mittelrußland und nicht am Schwarzen Meere auftauchten. Auf dem weiteren Wege nach Westen bildete dann die Donau ein die Richtung der Völkerwanderungen bestimmendes Hinderniß. Deßhalb zogen alle Völker, welche diesen Weg wählten, Anfangs auf dem linken Ufer der Donau aufwärts, bis sie an eine Stelle gelangten, wo der Fluß weniger breit und der Widerstand der Anwohner des rechten Ufers weniger energisch war. Aus diesem Grunde ließen sich die ältesten Auswanderer, die Thrako-Illyrier, bereits auf der Balkanhalbinsel nieder, während die späteren Auswanderer, die Galater, bis nach Süddeutschland, Gallien und selbst Spanien wandern mußten, da es nur vereinzelnten ihrer Schaaren gelang, in die bereits von ihren Vorgängern besetzte Türkisch-Griechische und Italische Halbinsel einzudringen.

Für die ersten Wanderungen der Ostasiaten war der Umstand maßgebend, daß der Boden des ehemaligen Mongolischen Meeres vorerst noch unpassirbar war. Denn die tiefer gelegenen Theile der heutigen Mongolei, so namentlich die Dschungarei und das Tarymbecken, waren damals noch von Wasser bedeckt; die bloßgelegten Theile des ehemaligen Meeresbodens aber waren wegen ihres Salzgehaltes noch gänzlich vegetationslos. Die Mongolei bildete also in der ersten Zeit nach der Sintfluth noch ein unübersteigliches Verkehrshinderniß. Die Wanderungen der Anwohner des Mongolischen Meeres mußten sich deßhalb nach auswärts richten. Die Bewohner der Nördlichen Randgebirge konnten sich nur nach Nordwesten, Norden und Nordosten, nach dem Nördlichen Europa, nach Sibirien und von da nach Amerika, verbreiten; die Bewohner der Oestlichen Randgebirge auf die Japanischen und Ostsibirischen Inseln, und die Bewohner des Südrandes des Mongolischen Meeres nach Süden, über China und die Hinterindische Halbinsel. Ein Vordringen in größeren Massen in südwestlicher Richtung, nach Vorderindien, war für die Ostasiaten durch den Himalaja unmöglich gemacht und Vorderindien fiel deßhalb den Indogermanen anheim. Erst später, als der beim Abfluß des Mongolischen Meeres zurückgebliebene Bodensatz ausgetrocknet war und der ehemalige Meeresboden sich mit einer, wenn auch spärlichen Vegetation bedeckt hatte, wanderten die Bewohner der Nördlichen Randgebirge, die Türken und später auch die Mongolen auch nach Süden; die Türken setzten sich zuerst in der Mongolei, Dschungarei und im Tarymbecken fest und suchten von da aus sich Chinas zu bemächtigen; da sie aber hier auf zu großen Widerstand trafen, wendeten sie sich schließlich nach Westen und zogen durch die

trockengelegte Dschungarische Bucht nach Turkestan und von da später nach Europa und Vorderasien und nach Vorderindien.

Die Auswanderungen erfolgten natürlich nicht alle auf einmal, sondern nur in dem Maße, als die Deterioration des Klimas und die Verwüstung des Bodens fortschritt. Zuerst mußten natürlich die Bewohner derjenigen Gebiete auswandern, welche von den Folgen der Verschlechterung des Klimas zuerst betroffen wurden. Im Gebiet der Ostasiaten waren der Austrocknung vor allem die vom Meere am weitesten entlegenen Gegenden unterworfen: Südsibirien, das Altaigebirge und die Tibetanischen Gebirge. Im Gebiete der Westasiaten trockneten zuerst die tiefer gelegenen Gegenden d. h. die Umgebung des Kaspischen Meeres und Aralsees aus und die Austrocknung schritt von da allmählig immer weiter nach Osten, gegen die Gebirge vor.

Auf Grund dieser Verhältnisse muß die Reihenfolge der Auswanderung folgende gewesen sein:

I. Ostasiaten.	a) Nördliche Abtheilung.	1) Sibirjaken und Amerikaner,
		2) Finnen,
		3) Samojeden,
		4) Türken,
		5) Mongolen,
		6) Tungusen.
	b) Südliche Abtheilung.	1) Malayen,
		2) Chinesen,
		3) Sonstige monosyllabische Völker.
	c) Oestliche Abtheilung.	Ainos.
II. Indogermanen.	a) Baktrische Gruppe.	1) Armenier,
		2) Iraner,
		3) Indier.
	b) Sogdianische Gruppe.	1) Thrako-Illyrier,
		2) Galater.
	c) Skythische Gruppe.	1) Deutsche,
		2) Gothen,
		3) Letten,
		4) Slawen.

Diese lediglich auf Grund der klimatischen und Terrainverhältnisse angenommene Reihenfolge wird auch durch die historisch bekannten Wanderungen der betreffenden Völker und die nachträgliche Vertheilung derselben vollkommen bestätigt.

Ostasiaten.

Sibirjaken und Indianer. Die Sibirjaken und Indianer müssen, wie aus ihrem Typus und ihren Sprachen hervorgeht, ursprünglich in der Nachbarschaft der Samojeden, Türken, Mongolen und Tungusen, d. h. in den Südlichen Theilen Sibiriens gewohnt haben; das Nördliche Sibirien war zur Zeit der Existenz des Mongolischen Meeres wahrscheinlich vollständig vergletschert. Als nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres sich die Niederschläge mit einem Mal verringerten und zugleich die Winterkälte intensiver wurde, mußten sich die Bewohner der Südsibirischen Randgebirge, da eine Ausbreitung nach Süden vorerst noch nicht möglich war, nach Norden ausbreiten. Dadurch wurden die Sibirjaken und Indianer mit der Zeit immer weiter nach Norden, bis an die unwirthlichen Gestade des Nördlichen Eismeers und zuletzt selbst über die Behringsstraße nach Amerika verdrängt. Ob Einwanderungen nach Amerika nicht etwa schon vorher stattgefunden haben, läßt sich natürlich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Der Umstand aber, daß bei allen Indianern, selbst bei den ältesten Einwanderern, den Südamerikanern, Fluthsagen gefunden worden sind, macht es höchst wahrscheinlich, daß die Einwanderungen nach Amerika erst nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres begonnen haben. Aber auch abgesehen davon, ist es schon an und für sich wenig wahrscheinlich, daß die Sibirjaken und die Vorfahren der Indianer sich schon vorher von freien Stücken bis an die ungastliche äußerste Spitze Asiens verbreitet haben sollten, ehe sie von den Tungusen, Türken und Samojeden gewaltsam dahin verdrängt wurden, um so mehr als zur Zeit der Sibirischen Eisperiode, welche bis zum Abfluß des Mongolischen Meeres dauerte, der ganze Nördliche Theil von Asien, wie gesagt, mit Eis bedeckt und deßhalb ganz unbewohnbar gewesen sein muß [1]). Als die ältesten Einwanderer nach Amerika sind natürlich die Bewohner Südamerikas, als die jüngsten die Eskimos zu betrachten, von welchen ein Theil, die Namollos, noch bis auf die Gegenwart auf der äußersten Nordostspitze Asiens zurückgeblieben ist.

Finnen. Die Finnen waren wahrscheinlich die ersten Asiatischen

[1]) Dr. Schmidt schreibt in seinem Aufsatz „Zur Urgeschichte Nordamerikas" (Archiv für Anthropologie, Band V, p. 155): „Ueberall da, wo wir künstliche Bauten, Küchenabfälle, Begräbnißplätze in Höhlen und in der Erde finden, stammen dieselben aus einer verhältnißmäßig sehr neuen Zeit, die sich geologisch nicht mehr von der jetzigen Epoche trennen läßt; kein Thier ist ausgestorben, keine Bodenveränderungen von irgend erheblicher Bedeutung haben stattgefunden, seit der Mensch lebte, dessen Todte wir in Höhlen und Tumuli, dessen Werke wir in Erdwällen und alten Festungen, dessen Küchenabfälle wir in den Muschelhaufen finden, die sich wie ein Gürtel um die ganze amerikanische Küste herumziehen. Alle diese Dinge sind neueren Datums."

Auswanderer, welche sich in Europa festsetzten. Lappen und Finnen erscheinen schon beim ersten Morgengrauen der Geschichte im Norden und Nordosten Europas angesiedelt und manche Umstände deuten darauf hin, daß dieselben vor dem Vordringen der Indogermanen auch Mitteleuropa bewohnt haben, später aber von letzteren nach Norden verdrängt worden sind. Friedrich Müller schreibt auf Seite 67: „Danach dürfte Europa vor dem Auftreten der Indogermanen, welches mit dem Erscheinen der Etrusker und Kelten zusammenfällt, nur von zwei Völkern bewohnt gewesen sein, nämlich von den Basken im Süden und den hochasiatischen Stämmen in der Mitte und im Norden. Diese Festsetzung der hochasiatischen Rasse in Europa, lange vor der Einwanderung der Indogermanen, läßt auf eine ins graueste Alterthum fallende Wanderung derselben schließen."

Die Finnen waren offenbar aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen, im Norden von der Skythischen Gruppe der Indogermanen, nach Nordwesten über den niedrigen Ural gewandert und hatten sich von da aus nach Westen und Nordwesten verbreitet, bis durch das Erscheinen der Indogermanen ihrer weiteren Ausbreitung ein Ziel gesetzt wurde.

Samojeden. Die Samojeden hatten sich aus ihren Ursitzen im Sajanischen Gebirge, wo auch heutzutage noch ein Theil ansässig ist, allmählig an den Flüssen Ob und Jenissei stromabwärts ausgebreitet. Später wurden sie von den nachdrängenden Ostjaken und Türken allmählig immer weiter nach Norden und zuletzt bis an das Ufer des Eismeers geschoben.

Türken. Von allen Mongolischen Völkerstämmen scheinen die Türken der zahlreichste und mächtigste gewesen zu sein; denn kein anderes Volk hat sich über so weite Räume verbreitet und durch seine Wanderungen so heftige und tief greifende Völkerbewegungen veranlaßt wie die Türken. Die Türken waren die ersten, welche aus ihrer Urheimath in der Gegend des Baikalsees in die Mongolische Ebene herabstiegen und von da aus langwierige Kämpfe mit den Chinesen führten, um sich den Eingang nach China zu erzwingen. Jahrhunderte lang mußte China seine ganze Macht aufbieten, um sich der Eindringlinge zu erwehren und war, wie später die Römer im Kampfe mit den Germanen, von Zeit zu Zeit gezwungen, wohl oder übel einen Theil der Türken in ihr Reich aufzunehmen und ihnen Wohnsitze anzuweisen. Die Chinesen wären den fortwährenden und an Heftigkeit immer mehr zunehmenden Anstürmen der Türken schließlich sicherlich auch erlegen, wenn sie nicht endlich zu einem Mittel gegriffen hätten, welches in kleinerem Maßstab später auch von den Römern gegen die Germanen angewendet wurde. Dieses Mittel bestand darin, daß sie ihr ganzes Reich in eine uneinnehmbare Festung verwandelten und die bekannte Chinesische Mauer aufführten, deren Ueberreste sich bis auf die

Gegenwart erhalten haben. Diese Mauer ist das großartigste Bauwerk, welches je von Menschenhänden errichtet worden ist. Sie hat eine Ausdehnung von 2450 Kilometern und führt vom Südwestlichen Theil der Wüste Gobi an der ganzen Nordgränze Chinas entlang bis an den Golf von Liautung. Die Mauer ist ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Terrains über die Flüsse, selbst über den Hoang-ho, und Abgründe und die höchsten Bergrücken weggeführt. An denjenigen Punkten, wo die Terrainverhältnisse den Angriff erleichterten, ist die Mauer zwei- und dreifach, ja noch öfter aufgeführt. Am stärksten ist sie im Westen, d. h. an der am meisten gefährdeten Stelle. Ebenso besteht am Ostende die ganze Mauer aus ungeheueren Granitblöcken. Die ganze Höhe der Chinesischen Mauer beträgt mit Einschluß der 5 Fuß hohen Brustwehr 54 Fuß; die Dicke am Boden 26 und oben 17 Fuß. Die Mauer besteht aus zwei über 2 Fuß dicken Lagen von Mauersteinen, deren Zwischenräume mit Rollsteinen und Erde aufgefüllt sind. Die Außenwände der Mauer bestehen bis zu einer Höhe von 7 Fuß aus behauenen Granitblöcken. Auf der Innenseite der Mauer läuft eine 16 Fuß breite Plattform entlang, auf welche bequeme Treppen führen. In Zwischenräumen von 219 Fuß sind längs der ganzen Mauer aus zwei Stockwerken bestehende feste Thürme erbaut, welche unten einen Umfang von 158 und oben von 118 Fuß haben. Die durch die Mauern führenden Thore sind sehr stark befestigt und ebenfalls von je zwei großen Thürmen flankirt.

Ein so ungeheueres Werk konnte natürlich nicht auf einmal erbaut werden. v. Richthofen (China I, S. 434 ff.) schreibt über den Bau der Chinesischen Mauer: „König Tshau (306 bis 250) erbaute ein Stück der großen Mauer gegen die Stämme der Hu, welche das Ordosland inne gehabt zu haben scheinen. Bald darauf errichtete der Fürst von Tshau ein anderes Stück Mauer im Nördlichen Schansi. Ein dritter Theil wurde kurze Zeit nachher von dem Fürsten von Yen gegen die Hu erbaut. Zugleich wurden fünf Militärstationen von Peking bis Liautung errichtet. So schützten die drei Fürsten, deren Länder sich entlang der Nordgränze des damaligen China ausdehnten, nämlich Tsin, Tshau und Yen, das Reich vor den feindlichen Einfällen der Hu und der Djung, welche nun zum ersten Mal unter dem Namen Hiung-nu erscheinen. Als König Tshing von Tsin, der im Jahre 245 zur Herrschaft gekommen war, im Jahre 220 als Shi-hwang-ti den Kaiserthron des Chinesischen Reiches bestiegen hatte, erkannte er, daß die Abwehr der immer drohender werdenden Hiung-nu vor allem nöthig sei, um seine Macht im Innern zu befestigen. Er trieb dieselben mit einem Heer von mehreren hunderttausend Mann zurück und erbaute unmittelbar hinter ihnen die Große Mauer als einen Schutz für das Reich, indem er die drei bereits bestehenden Theile zu einem Ganzen verband."

Die Errichtung eines so ungeheuren Werkes erforderte zwar ein

unglaubliches Quantum von Arbeit, der Nutzen desselben entsprach aber vollkommen der darauf verwendeten Mühe und die Chinesische Mauer ist für die Geschicke nicht nur von China, sondern von ganz Asien und selbst von Europa entscheidend geworden. China wurde vom Untergang gerettet und das Unheil auf Turkestan, Vorderasien und Europa abgewälzt. Daß China noch heute Chinesisch, dagegen Turkestan und ein großer Theil von Vorderasien und Europa Türkisch ist, ist nur der Errichtung der Chinesischen Mauer zu danken und ohne dieselbe wüßten wir weder von Attila und der Europäischen Völkerwanderung noch von Tamerlan und den Osmanen und auch von der Mongolischen Invasion wäre Europa ohne die Chinesische Mauer wahrscheinlich verschont geblieben.

Der Einfluß der Chinesischen Mauer machte sich sofort bemerkbar. Die Hiung-un wendeten sich, als sie jede Aussicht auf die Eroberung Chinas verloren hatten, sofort nach Westen, und verjagten die stammverwandten Yuetschi, welche bis dahin das Tarymbecken und die Dschungarei inne gehabt hatten, durch die Dschungarische Bucht nach Turkestan. Hier vertrieben die Yuetschi ihrerseits zunächst die letzten Ueberreste der Skythen, die Slawen, aus ihren Wohnsitzen, eroberten im Jahre 126 v. Chr. das Griechisch-Baktrische Reich und drangen im Jahre 16 v. Chr. sogar bis ins Pendschab vor. Nach den Yuetschi drangen später fortwährend immer wieder neue Türkische Völkerschaften aus der Dschungarei hervor, die allmählig ganz Turkestan besetzten, die letzten Indogermanischen Nachzügler aus Turkestan verdrängten und endlich selbst unter dem Namen der Hunnen im Südöstlichen Europa erschienen. Durch den Anprall dieser Türkischen Horden wurden alle Europäischen Völker aus dem Gleichgewicht gebracht. Die von den Türken von Osten her bedrängten Slawen und Gothen warfen sich auf die Deutschen und verdrängten sie zum Theil aus ihren bisherigen Sitzen; die Deutschen stürzten sich nothgedrungen auf die Galater und die Römischen Provinzen und auf diese Weise entstand jenes mehrere Jahrhunderte andauernde unaufhörliche Völkergewoge, welches mit dem Zuge der Hunnen unter Attila bis nach Gallien und Italien seinen Höhepunkt erreichte, schließlich den Untergang des Römischen Reiches, sowie vieler Germanischer und aller Galatischen Stämme herbeiführte und den Grund zur gegenwärtigen Völkervertheilung Europas legte. In späterer Zeit gingen von Turkestan zwei Türkische Stämme, die Sudschuken und Osmanen, in Südwestlicher Richtung aus und eroberten allmählig Vorderasien und die Türkisch-Griechische Halbinsel, wo sie sich bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

Der in der Urheimath der Türken am Baikalsee zurückgebliebene Rest wurde im 14. Jahrhundert n. Chr. gewaltsam nach Norden verdrängt. Es sind dieß die Jakuten, welche gegenwärtig zwischen den Tungusen bis ans Nördliche Eismeer wohnen.

Mongolen. Die Mongolen waren offenbar von jeher ein viel schwächerer Volksstamm gewesen als die Türken. Denn ihre Zahl ist auch jetzt noch eine verhältnißmäßig geringe und auch in physischer Beziehung stehen die Mongolen den Türken bedeutend nach; wo immer die Mongolen mit den Türken in Berührung kommen, ziehen sie überall den Kürzeren. Dieß war offenbar auch der Grund, warum die Mongolen erst so spät, erst anderthalb Jahrtausende nach dem ersten Auftreten der Türken, in die Geschichte eintraten. Die Mongolen verdankten die Rolle, welche sie in der Geschichte gespielt haben, lediglich der Genialität ihres Führers Dschingis-Chan (1167—1227), der sie trotz ihrer numerischen und physischen Schwäche auf kurze Zeit zum ersten Volk der Welt und zum Schrecken der Menschheit zu machen verstanden hat. Die Heeresmacht, mit welcher Dschingis-Chan seine beispiellosen Erfolge erzielte, bestand nur zum Theil aus wirklichen Mongolen und war, wie die neueste Geschichtsforschung ergeben hat, keineswegs so überwältigend, wie man früher angenommen hat. Dschingis-Chan hat alle seine Siege mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften erfochten, lediglich durch seine überlegene Taktik, sein Feldherrntalent, den Schrecken seines Namens und die unwiderstehliche Tapferkeit, zu welcher er seine Leute zu entflammen verstand. Die Mongolische Heerschaar z. B., welche im Jahre 1223 das Heer der Russischen Fürsten und ihrer Verbündeten an der Kalka vernichtete, war lediglich ein aus etwa 20000 Reitern bestehendes Streifkorps gewesen, welches Dschingis-Chan von Turkestan aus auf Rekognoscirung ausgeschickt hatte.

Die Geschichte der Wanderungen der Mongolen fällt aus den angegebenen Gründen mit der Geschichte der Eroberungszüge Dschingis-Chans und seiner Söhne zusammen. Auf diesen Zügen verbreiteten sich die Mongolen über China, die ganze Mongolei, Turkestan, Mittel- und Südrußland und Vorderasien, d. h. über den ganzen Raum zwischen Polen im Westen und dem Stillen Ocean im Osten und zwischen Sibirien im Norden und dem Himalaja und dem Persischen Meerbusen im Süden. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung unter Kublai-Chan' bestand das Mongolenreich aus folgenden vier Theilen:

1) Das Reich des Großchans oder, wie es in Europa genannt wurde, das Reich Cathay, mit der Residenz Chan-balik, dem heutigen Peking. Dieses umfaßte China, Korea, die Oestliche Mongolei, die Mandschurei und Tibet und übte Hoheitsrechte über Tongking und Awa aus.

2) Das Chanat Tschagatai, welches das Tarymbecken, das Tjanschangebiet, die Dschungarei, die Thäler des Syr-darja und Amu-darja, Afganistan und das Pendschab umfaßte. Die Hauptstadt dieses Reiches war Almalik am Ili.

3) Das Reich Kiptschak mit der Hauptstadt Sarai am Unterlauf der

Wolga, welches sich von der Kirgisensteppe bis zur Gränze von Lithauen und Ungarn erstreckte.

4) Das Mongolisch-Persische Reich, welches das Westliche Persien, Armenien und den größten Theil von Kleinasien umfaßte und Täbris zur Hauptstadt hatte.

Das Mongolische Reich war also weitaus das größte Weltreich, welches je existirt hat, und das Reich Alexanders, das Römische Reich und die sogenannten Weltreiche der Assyrer und Babylonier waren dagegen reine Pygmäen.

Da die Mongolen ihre Weltstellung nicht ihrer eigenen Kraft, sondern nur der geistigen Ueberlegenheit ihres Führers verdankten, so mußte nach dessen Tod auch ihre Macht wieder zusammenstürzen. Sie wurden von den unterworfenen Völkerschaften bald vertrieben oder unterworfen und allmählig assimilirt und die unvermischten Ueberreste der Mongolen leben gegenwärtig nur mehr in der Mongolei und Dschungarei, im Ilithal und zum Theil auch in Südrußland, theils unter Chinesischer, theils unter Russischer Botmäßigkeit.

Tungusen. Aus dem Stammlande der Tungusen waren schon lange vor dem Auftreten der Mongolen einzelne Tungusische Völkerschaften ausgewandert und hatten sich Wohnsitze in Korea, Japan, China und Centralasien erkämpft, ein Beweis, daß die Tungusen ein mächtigerer und zahlreicherer Volksstamm gewesen sein müssen als ihre Westlichen Nachbarn, die Mongolen. Von diesen Tungusischen Völkerschaften werden besonders die Siënpi, die Juan-juan, die Kitan und die Yu-tschi namhaft gemacht. Die Siënpi traten schon sehr frühzeitig auf. Als die Hiongnu nach der Erbauung der Chinesischen Mauer sich nach Westen wendeten, drangen um das Jahr 200 n. Chr. die Siënpi von Osten her nach der Mongolei vor, vernichteten die Ueberreste der früheren Macht der Hiongnu und dehnten ihre Herrschaft fast über alle Türkischen Stämme aus. Zwei Jahrhunderte lang, bis zum Jahr 400 n. Chr., waren die Siënpi die Herren von Centralasien und der mächtigste Stamm derselben, die Juan-juan, besaß alles Land von Karaschar im Westen bis Korea im Osten und dehnte seine Herrschaft selbst über das heutige Turkestan aus. Später verschwanden Siënpi und Juan-juan, letztere seit 531 n. Chr., spurlos aus der Geschichte und man weiß nicht, was weiter aus ihnen geworden ist. Nur soviel weiß man, daß die Koreaner und wahrscheinlich auch die Japanesen zum Theil Nachkommen der Siënpi sind. Die Kitan wohnten ursprünglich am Liauflusse in der Mandschurei, wo sie den Chinesen schon seit dem 5. Jahrhundert als ein unbedeutendes barbarisches Volk bekannt waren. Sie waren bald unabhängig, bald den Chinesen oder den Chanen der Türkenstämme unterworfen. Im Jahre 901 trat aber unter den Kitan ein junger, kräftiger Fürst auf, Apaokhi mit Namen, der die verschiedenen Stämme der Kitan vereinigte und im Flug die benachbarten Stämme im

Osten und Westen unterwarf. Bis zum Jahre 907 brachte er alles Land vom Stillen Ocean bis zum See Lob-noor in seine Gewalt. Unter kluger Benutzung der damals in China herrschenden Unordnung, wo im Jahre 907 die Tang-Dynastie zu Grunde ging, breitete er seinen Einfluß auch über China aus und machte sich dasselbe tributpflichtig. Auch Apaokhis Nachfolger behaupteten einen Theil des Nördlichen China, als dessen Kaiser sie sich betrachteten und ihrer Dynastie den Namen der Liau-Dynastie gaben nach dem Flusse ihres Heimathlandes. Von den Kitan erhielt China den Namen Katai oder Cathay, der sich bei den Russen unter der Form Kitai bis jetzt erhalten hat. Das Reich der Kitan bestand von 907 bis 1125. Im Jahre 1125 wurde die Herrscherfamilie der Kitan durch die den Kitan bisher unterworfenen Yu-tschi, die nachmaligen Mandschuren, gestürzt und die letzteren gründeten an deren Stelle das Reich der Kin. Ein Abkömmling der Liau-Dynastie, Yeliu-Taschi, zog aber im Jahre 1124 mit nur 200 Reitern nach Westen, um sich dort eine neue Herrschaft zu gründen. Auf dem Wege schlossen sich ihm die den Kitan bisher unterworfenen Völkerschaften an und er drang mit denselben durch die Dschungarei nach Turkestan vor, wo er das Reich der Kara-Kitan gründete und seine Eroberungszüge bis nach dem heutigen Chiwa und bis an die Persische Gränze ausdehnte. Das Reich der Kara-Kitan bestand aber nur etwas über 80 Jahre und im Jahre 1210 ging die Herrschaft an einen Chan der Naiman-Horde über. Die Yu-tschi herrschten in China, bis dieses Reich von Dschingis-Chan und dessen Nachfolgern erobert wurde. Damals wanderten sie aus China aus und ließen sich in Liaotong, einem Erbland der Chinesischen Dynastie, nieder. Mehrere Jahrhunderte später traten die Yu-tschi unter einem neuen Namen auf. Ihr Fürst Taitsu unterwarf Anfangs des 17. Jahrhunderts viele der bisher unabhängigen Stämme der Tungusen, vereinigte sie unter dem Namen der Mandschuren zu Einem Volke und eroberte alle Länder vom Amur bis an die Gränze von China. Unter Taitsu's Nachfolgern eroberten die Mandschuren 1644 Peking und nach einem langen und blutigen Kampfe ganz China, wo sie sich bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

Malayen. Ueber die ältesten Wanderungen der Malayen besitzen wir keine historischen Nachrichten, aber nichts desto weniger läßt sich der Weg, den sie bei ihrer Auswanderung nach ihren heutigen Wohnsitzen verfolgten, mit ziemlicher Sicherheit angeben. In dem Maße, als ihre Urheimath in den Osttibetanischen Gebirgen immer unwirthlicher wurde, verbreiteten sie sich, dem Laufe der Flüsse folgend, wie ihre ältesten Sagen berichten, immer weiter nach Süden, bis sie endlich die Südspitze der Halbinsel Malakka erreichten. Die früheren Bewohner dieser Gegenden, die Papuas, wurden von ihnen immer weiter nach Süden und schließlich vom Festland auf die Sundainseln abgedrängt. Später wurden die Malayen

von den gleichfalls nach Süden vordringenden Birmanen und Thaivölkern wieder aus ihren neuen Wohnsitzen vertrieben und nun ihrerseits auf die Sundainseln verdrängt, welche sie unter abermaliger Vertreibung der Papuas in Besitz nahmen. Nur ein kleiner Rest der Malayen hat sich bis jetzt noch auf der Halbinsel Malakka erhalten. In dem Maße, als immer mehr Malayen vom Festland auf die Sundainseln herüberströmten, verbreiteten sie sich später immer weiter über die Sundainseln hinaus, einerseits nach Madagaskar, andererseits nach den Philippinen, nach Neuguinea, nach Australien und den übrigen Inseln des Stillen Oceans. Die Papuanischen Bewohner dieser Inseln, welche jetzt nicht mehr, wie bisher, weiter ausweichen konnten, wurden entweder vernichtet oder nach dem Innern der Inseln zurückgedrängt oder auch, besonders auf den kleineren Inseln, assimilirt. Als Ausgangspunkt der Polynesier wird von den Gelehrten auf Grund der Sprachenverwandtschaft und sonstiger Indicien die Samoa- und Tonga-Gruppe betrachtet. Friedrich Müller schreibt darüber auf Seite 281: „Wir glauben uns daher vollkommen zu dem Schlusse berechtigt, daß wir in den Samoa- und Tonga-Inseln den Ursitz der Polynesier zu suchen haben, oder jenen Punkt, auf welchem die östliche Abtheilung der malayischen Rasse nach ihrer Absonderung von der westlichen sich niedergelassen und von wo aus sie sich über die Südsee verbreitet hat.“ Peschel schreibt über denselben Gegenstand Seite 351: „— so ist doch die Thatsache vor jedem Zweifel gesichert, daß Polynesien von den Samoa-Inseln nach und nach bevölkert wurde, und daß dieß nicht in einer allzu entfernten Zeit geschehen sein kann, da Ueberlieferungen von einer Auswanderung nirgends völlig verklungen sind.“

Zur Feststellung der Chronologie der ältesten Wanderungen der Malayen fehlen uns bestimmte Anhaltspunkte. Nur soviel läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß die Malayen ihre Urheimath schon bald nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres verlassen haben müssen und zwar noch vor den Oestlich von ihnen wohnenden Birmanen, Thaivölkern 2c. Denn in Tibet mußten sich die Folgen des veränderten Klimas sofort unliebsam bemerkbar machen und die Auswanderung der Malayen aus Tibet muß deßhalb ungefähr mit der Niederlassung der Chinesen im Tarymbecken zusammengefallen sein. Für eine frühzeitige Auswanderung der Malayen spricht ferner auch ihre weite Verbreitung und der Umstand, daß sie, wie aus der gegenwärtigen Völkerschichtung hervorgeht, die Hinterindische Halbinsel bereits vor den Birmanen und Thaivölkern bewohnt haben. Für den Zeitpunkt der Trennung der Polynesier von den Malayen nimmt Friedrich Müller ungefähr das Jahr 1000 v. Chr. an. Damit stimmt auch Peschel überein, der der Ansicht ist, daß die Wanderungen der Polynesier „mindestens schon vor 3000 Jahren“ begonnen haben müßten. Die Wanderungen der Malayen, speziell der Polynesier, dauerten, wie aus vielen

Umständen hervorgeht, noch bis in die neueste Zeit fort. Daß die Wanderungen der Malayen zu der Zeit, wo die Europäer mit ihnen bekannt wurden, noch nicht abgeschlossen waren, geht schon daraus hervor, daß mehrere in ihrem Bereich liegende Inseln, wie die Aucklandsinseln und die Inseln Mauritius, Bourbon und Rodriguez von den Europäern unbewohnt gefunden wurden.

Für eine Anzahl von Inseln läßt sich auf Grund der Traditionen der Polynesier die Zeit noch annähernd angeben, zu welcher auf denselben die ersten Malayischen Ansiedler erschienen sind. So sind nach Quatrefages die Markesasinseln um das Jahr 419 n. Chr. von Tonga aus besiedelt worden; die Sandwichinseln sind um das Jahr 701, Rarotonga gegen 1207, die Gambiersgruppe um 1270, Neuseeland um 1400 und die Chathamgruppe erst im 18. Jahrhundert zum ersten Mal bevölkert worden.

Chinesen. Das Wesentlichste über die Einwanderung der Chinesen in ihre heutigen Wohnsitze habe ich bereits früher mitgetheilt. Die Chinesen hatten bis zum Abfluß des Mongolischen Meeres offenbar im Küen-lün-Gebirge und in Tibet gewohnt. Als das Meer abgeflossen und im Tarymbecken nur ein seichtes Binnenmeer zurückgeblieben war, stiegen die Chinesen, während ihre Südlichen Nachbarn, die Malayen, nach Süden zogen, nach Norden in das Tarymbecken hinab und siedelten sich am Nordabhang des Küen-lün in den durch die Flüsse ausgelaugten Oasen an. Hier traten sie in innige Berührung mit denjenigen Indogermanen, welche vom Pamir gleichfalls ins Tarymbecken herabgekommen waren und sich im Westlichen Theil desselben niedergelassen hatten. Von da aus breiteten sich die Chinesen später allmählig am Fuße des Küen-lün entlang immer weiter nach Osten aus über die jetzigen Bezirke von Lan-tshóu-fu, Yin-tau-tshóu, Wéi-yuen-hsiën, Kung-tshang-fu und dann am Weiflusse hinab in die Ebene von Hsi-ngan-fu. Da die Chinesen offenbar schon von Anfang an ein zahlreiches Volk waren, denn sonst wären sie nicht im Stande gewesen, sich in den Besitz eines so ausgedehnten Gebietes wie China zu setzen und ein so großes Reich zu gründen, so mußten sie bei ihrer weiteren Ausbreitung diejenigen Gebiete vermeiden, welche nur Nomaden Unterkunft gewähren und deßhalb nur eine spärliche Bevölkerung ernähren konnten, und sich hauptsächlich an die kulturfähigen Thalebenen halten. Sie mußten sich also vom Wéi-Thale aus nach denjenigen Richtungen ausbreiten, wo sie die besten Bedingungen für den Ackerbau fanden. „Zwei Richtungen," schreibt von Richthofen (China I, S. 341 ff.), „waren da die natürlichsten. Die eine führte sie über den Hwang-ho in das Thal von Kiai-tshóu und dasjenige des unteren Fönn-ho in Shansi, und von dort weiter nach den fruchtbaren Weitungen von Kiang-tshóu, Ping-yang-fu und Tai-yuen-fu. Die andere ging den Hwang-ho hinab. Obgleich dort schon bei Tung-kwan das wildzerrissenste Lößland begann, mögen doch die Hauptschwierigkeiten in der Ueberwindung

der ansäßigen Eingebornen bestanden haben, und lange mögen die Chinesen in Shensi und im südlichen Shansi gesessen haben, ehe sie es vermochten weiter östlich vorzudringen. Als sie aber die bei der Furth von Möng beginnende Ebene erreichten und sich mit ihrem Ackerbau in der Ebene von Hwai-king-fu und auf dem Alluviallaud des Lo-ho ausbreiten konnten, boten sich ihnen abermals drei divergirende Richtungen. Einmal am Hwang-ho hinab, entlang dem schmalen Streif zwischen ihm und dem Fuß des Tai-hang-shan; dann vom Lo-ho südwärts über Ju-tshóu und Yü-tshóu nach Nan-yang-fu, und von dort nach der reichen Ebene von Hu-kwang. Die dritte Richtung führte östlich, am Tsi hinab nach dem üppigen Land von Shantung, von wo sie einerseits nördlich sich ausbreiten konnten, um mit denen zusammenzutreffen, welche gegen das Delta des Hwang-ho gezogen waren, während sie andererseits südwärts an den Flüssen Sz' und J nach dem unteren Hwai und endlich bis zum Delta des Yang-tsze hinabgingen. Dies war der längste Weg. Die Ausbreitung dorthin geschah wahrscheinlich am langsamsten, und in Yau's Zeit scheint jene Gegend wenig bewohnt gewesen zu sein. Fügen wir noch die Wanderung am Yang-tsze stromaufwärts gegen den Poyang-See hinzu, so werden wir nahezu einen richtigen Begriff von der Ausdehnung von Yau's Reich haben. — Weit davon entfernt, einen dem heutigen chinesischen Reich ähnlichen Umfang zu haben, umfaßte das Reich von Yau, wie es im Yü-kung beschrieben wird, nur die Ebenen und Thäler an einigen großen Flüssen. Dies ist aber ganz dieselbe Gestalt und derselbe Charakter, wie wir ihn voraussetzen müßten, wenn wir a priori auf Grund der Bodengestaltung den wahrscheinlichsten Weg anzugeben hätten, auf welchem ein von Nordwesten kommendes Agrikulturvolk sich ausbreiten würde." Die aus dem Tarymbecken eingewanderten Chinesen ließen sich also zuerst im Nordöstlichen Theile des heutigen China nieder und verbreiteten sich von da aus erst später weiter nach Süden und Südwesten. Erst 537 v. Chr. wurde Tschekiang einverleibt und seit dem Jahr 214 v. Chr. allmählig auch Südchina durch Chinesen kolonisirt. Die heutigen Chinesen sind natürlich nur zum Theil direkte Nachkommen des aus dem Tarymbecken eingewanderten Chinesischen Kulturvolks, wie, abgesehen von ihrer großen Zahl, schon daraus hervorgeht, daß die Bevölkerung der verschiedenen Theile Chinas in Bezug auf physische Merkmale, Charakter und geistige Fähigkeiten große Verschiedenheiten aufweist. Die eingewanderten Chinesen bildeten eben nur die herrschende Bevölkerung in den okkupirten Gebieten, welche, ebenso wie die Indogermanen in Europa und Indien, im Laufe der Zeiten mit den Urbewohnern zu einem einzigen Volk verschmolz und den Unterworfenen ihre Chinesische Sprache aufdrängte.

Von diesen Urbewohnern der von den eingewanderten Chinesen eingenommenen Gebiete haben sich noch einige unvermischte Ueberreste bis auf

die Gegenwart erhalten. Es sind dieß die Miao-tse, die Bewohner der Gebirgsgegenden in den Chinesischen Provinzen Sse-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Yun-nan, Kwang-si ꝛc., welche, wie die Chinesen, zur Südlichen Abtheilung der Mongolischen Rasse gehören. Ein großer Theil der Urbevölkerung, welche ursprünglich alles Land zwischen dem Gebiete der Papuas und dem Süd-ufer des Mongolischen Meeres bewohnt hatte, wurde natürlich vertrieben und zur Auswanderung gezwungen. Die Vertriebenen hatten nur Einen Ausweg, nämlich nach Süden, nach dem Südlichen China und der Hinter-indischen Halbinsel, wo sie sich unter Verdrängung der Papuas und der Malayen, die sich hier bereits vor ihnen angesiedelt hatten, niederließen. Aus diesen von den Chinesen aus ihrer Urheimath im Südosten des Mongolischen Meeres verdrängten Völkerschaften sind nachträglich die heutigen Birmanen, Thaivölker, Annamiten und die verschiedenen isolirten Völker der Hinterindischen Halbinsel hervorgegangen.

Indogermanen.

In Anbetracht der klimatischen und Terrainverhältnisse Turkestans und des Grades der Verwüstung, welchen die verschiedenen Gebiete Turkestans gegenwärtig erreicht haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß nach dem Abfluß des Mongolischen Meeres zuerst die Gegenden im Süden des Amu-darja und zwar vor allem die Niederungen im äußersten Westen der allmähligen Versandung anheimfallen mußten. Die Bewohner dieser Gegenden waren nach dem früher Gesagten die Armenier, und diese müssen also ihre Heimath unter allen Indogermanischen Stämmen am ersten verlassen haben. Damit stimmen alle Berichte der Alten überein, welche besagen, daß die Armenier schon seit den ältesten Zeiten in Armenien angesiedelt gewesen seien. Ueber die Wanderungen der Armenier ist nichts bekannt, es ist aber nicht schwer zu errathen, welchen Weg sie eingeschlagen haben müssen. Sie wendeten sich, da im Osten die ihnen stammverwandten Iraner und Indier hausten, der Weg nach Norden aber durch den Amu-darja, Aralsee und Usboi versperrt war, nach Westen, vertrieben ihre Südwestlichen Nachbarn, die Semiten, aus ihren Wohnsitzen und zogen am Süd-ufer des Kaspischen Meeres entlang nach Armenien, wo sie sich endgültig niederließen und sich, Dank der geschützten gebirgigen Lage, trotz aller Anfechtungen, bis auf den heutigen Tag behaupteten. Als die Versandung der Südlich vom Amu-darja gelegenen Gebiete weitere Fortschritte machte, kamen auch die Oestlichen Nachbarn der Armenier, die Iraner, in Bewegung. Diese schlugen aber auf ihren Wanderungen eine Südwestliche Richtung ein. Sie überstiegen die Randgebirge, welche das Persische Hochland im Norden abschließen, und breiteten sich zunächst in Medien und

Persien aus unter Verdrängung der daselbst ansässigen Semiten und Hamiten. Daß Medien und Persien vor der Einwanderung der Meder und Perser von Semiten bewohnt gewesen war, geht daraus hervor, daß in den Idiomen von Medien und Persien eine große Anzahl von Semitischen Worten vorkommt, welche sich von den später, seit der Arabischen Herrschaft, eingeführten Arabischen Worten scharf unterscheiden. Als später immer neue Schaaren aus Turkestan nachdrängten, überstiegen die Iraner auch die Südwestlichen Randgebirge des Iranischen Hochlandes und griffen die von den Semiten in der Euphrat- und Tigrisebene errichteten Reiche an, die ihnen nach jahrhundertlangen Kämpfen schließlich auch erlagen. Diese Iranischen Einwanderer in Vorderasien sind in der Geschichte unter den Namen der Meder und Perser bekannt. Von diesen waren die Meder offenbar die ältesten Einwanderer, da sie bereits vor dem Jahre 2000 v. Chr. in Medien ansässig erscheinen. Die Perser traten erst viel später auf, indem sie erst im 6. Jahrhundert v. Chr. durch Kyrus zum herrschenden Volk erhoben wurden, dann aber auch ganz Vorderasien, Aegypten und den größten Theil der Turkestanischen Stammlande der Indogermanen in ihre Gewalt brachten. Die Indier müssen ihre Urheimath schon bald nach den Iranern verlassen haben, da sie bereits um das Jahr 2000 v. Chr. am Indus erschienen. Während die Armenier nach Westen und die Iraner nach Südwesten gewandert waren, wendeten sich die Indier nach Umgehung des Hindukusch nach Südosten und zogen durch das Westliche Afganistan und durch Beludschistan nach dem Industhal, wobei sie die bisherigen Bewohner dieser Gegenden, die Dravidas, von denen sich nur in den Gebirgen Beludschistans spärliche Reste erhalten haben, entweder vernichteten oder Schritt für Schritt nach Südosten zurückdrängten. Vom Indus aus eroberten die Indier dann erst viel später, erst seit dem 14. Jahrhundert v. Chr., auch das Gangesthal, was ihnen aber erst nach jahrhundertelangen Kämpfen mit den eingebornen Dravidas gelang. Das Andenken an diese furchtbaren Kämpfe hat sich in den berühmten Epopöen der Indier, dem Mahabharata und Ramajana, erhalten, ebenso wie die Nibelungensagen der Germanen und die Gesänge Homers ihre Entstehung den Kämpfen der eingewanderten Indogermanen mit den Urbewohnern der betreffenden Länder verdankten. Mit den unterworfenen Dravidischen Ureinwohnern verfuhren die eingewanderten Indogermanen ganz anders als die Chinesen mit den ihnen rassenverwandten Urbewohnern Chinas. Da die Dravidas einer ganz anderen und viel niedriger stehenden Rasse angehörten, so konnten sich die Einwanderer nicht entschließen, sich mit denselben zu vermischen. Sie vertheilten alles Land unter sich und verwendeten die Eingebornen nur als Knechte und Taglöhner. Um eine Rassenmischung und die dabei unvermeidliche Degenerirung nach Möglichkeit hintanzuhalten, wurde das Kastensystem geschaffen, in dem die unterworfenen Dravidas,

wenn sie sich herbeiließen, Sprache und Religion der Sieger anzunehmen, die letzte Kaste bildeten, welcher keine eheliche Verbindung mit den drei höheren Indogermanischen Kasten gestattet war. Diese Kaste hieß die Kaste der Sudras nach dem Namen eines Dravidischen Volksstammes. Diejenigen von den Unterworfenen, welche sich weigerten, die Religion der Sieger anzunehmen, wurden als Parias bezeichnet. Diese standen außerhalb der Kasten, galten als unrein und rechtslos, und den brahmanischen Indiern war jeglicher Umgang mit ihnen untersagt. Der gegenwärtige Typus der Indier und Dravidas beweist aber, daß der beabsichtigte Zweck nur zum Theil erreicht wurde, denn die Indogermanischen Indier haben sich ebenso weit vom Indogermanischen Typus entfernt wie die Dravidas vom Negertypus.

Später als die Armenier, Iraner und Indier, aber gleichfalls schon in vorhistorischer Zeit, haben die Völker der Sogdianischen Gruppe, welche die heutige Wüste Kysyl-kum und das heutige Buchara bewohnten, ihre Urheimath verlassen. Auch von diesen waren die Bewohner der westlichsten, d. h. dem Aralsee zunächst gelegenen, Gegenden, die Thrako-Illyrier, zuerst zur Auswanderung gezwungen, weil hier die Niederschläge geringer, die Verdunstung aber größer war als in den Oestlicheren, den Gebirgen näher liegenden Theilen, wie es auch heutzutage noch der Fall ist. Im Jahre 1885 z. B. betrug die Summe der Niederschläge in den dem Aralsee zunächst gelegenen meteorologischen Stationen Kasalinsk, Petro-Alexandrowsk und Perowsk 123, 113 und 117 Millimeter, in den Oestlicher gelegenen Stationen Samarkand und Dschisak aber 406 und 704 Millimeter. Die Thrako-Illyrier hatten bei ihrer Auswanderung nur Einen Weg. Da ihr Gebiet im Westen durch den Aralsee, im Süden aber durch den unpassirbaren Amu-darja begränzt war, so mußten sie sich zunächst nach Norden wenden. Sie setzten über die verschiedenen schmalen Arme des Syr-darja-Deltas und zogen dann geraden Wegs nach dem Ural und von da nach der Wolga. Das Kaspische Meer hatte damals noch eine bedeutend größere Ausdehnung als jetzt und reichte vielleicht noch bis in die Nähe von Zarizyn. Nach Ueberschreitung der Wolga verbreiteten sich die Thrako-Illyrier über Südrußland und, als sie durch später nachrückende Schaaren vorwärts getrieben wurden, nach dem Donauthal und von da aus zuletzt auch nach der Türkisch-Griechischen und Italischen Halbinsel. Vereinzelnte Thrakische Schaaren überschritten sogar den Hellespont und ließen sich an den Küsten Kleinasiens nieder.

Den gleichen Weg wie die Thrako-Illyrier schlugen später auch ihre Südöstlichen Nachbarn, die Galater, ein, welche unter anderem in der Gegend von Buchara, Samarkand und Dschisak gewohnt haben dürften. Sie gingen ebenfalls über den Syr-darja, zogen zunächst nach der Wolga, wo die Stadt Samara am gleichnamigen Fluß ihren Weg markirt, und als sie später von den nachdrängenden Deutschen immer weiter vorwärts

geschoben wurden, nach dem Donauthal. Da die südlich von der Donau gelegenen Gebiete bereits von den Thrako-Illyriern okkupirt waren und den Galatern deßhalb das Ueberschreiten der Donau und das Vordringen nach der Türkisch-Griechischen und Italischen Halbinsel sehr erschwert war, so zogen sie immer weiter nach Westen, bis sie endlich nach Süddeutschland und schließlich selbst bis nach Gallien gelangten. Nur vereinzelnten Galatischen Völkerschaften gelang es, in die Gebiete der Thrako-Illyrier einzudringen und sich daselbst dauernd niederzulassen: so den Dorern, Aeoliern und Joniern, und den Umbrern, Sabellern und Osken, aus welchen später durch ihre Verschmelzung mit den früheren, theils Thrako-Illyrischen, theils Ureuropäischen Bewohnern Griechenlands und Italiens die Hellenen und Italiker hervorgegangen sind. Auf gleiche Weise gingen aus der Vermischung der in Gallien eingedrungenen Galater mit den eingebornen Iberern die Kelten hervor, die sich später von Gallien aus auch nach Spanien und Britannien verbreiteten. Eine Schaar Galater, die Galater im engern Sinn, setzte, wie früher die Thraker, über den Hellespont und ließ sich in Kleinasien nieder. Noch zur Zeit der Römer drangen fortwährend Galatische Völkerschaften aus Süddeutschland nach Oberitalien. Sie waren zwar nicht im Stande, die Römer zu überwältigen und, wie dieß ihren früheren Stammesgenossen, den Umbrern, Sabellern und Osken gelungen war, sich ganz Italiens zu bemächtigen, sie setzten sich aber doch dauernd in Oberitalien fest und dieses Gebiet erhielt deßhalb nach ihnen den Namen des Cisalpinischen Galliens. Auch Griechenland wurde wiederholt von Galatischen Wanderschaaren heimgesucht, es gelang aber denselben nicht, sich dauernd in Griechenland niederzulassen. Als später die von den Wenden und Türken hart bedrängten Germanen gegen die Gebiete der noch unvermischten Galater vordrangen, kamen diese so arg ins Gedränge, daß im Kampfe mit den Germanen einerseits und den Römern andererseits alle ihre Völkerschaften untergingen.

Ueber die Chronologie der Wanderungen der Galater haben wir nur sehr spärliche Nachrichten. Die Einwanderung der Hellenen in Griechenland wird ungefähr auf das Jahr 1100 v. Chr. angesetzt. Ungefähr um dieselbe Zeit wird, in Anbetracht der ganzen Sachlage, auch die Einwanderung der Umbrer, Sabeller und Osken nach Italien erfolgt sein. Die Einwanderung nach Gallien dürfte wohl etwas später stattgefunden haben. Gfrörer setzt die Einwanderung der Kelten in Gallien auf das Jahr 1000 v. Chr. an. Der erste Zusammenstoß der später über die Alpen eingewanderten Galater mit den Römern fand im Jahre 390 v. Chr. statt, als die Senonen, Insubrer und Bojer das Römische Heer an der Alia auseinanderjagten und dann Rom selbst verbrannten. Die Einwanderung der Galater nach Kleinasien erfolgte im Jahre 276 v. Chr.

Noch später als die Thrako-Illyrier und Galater sind die Bewohner

der Nördlich vom Syr-darja gelegenen Gegenden, die Germanen und Wenden, aus Turkestan ausgewandert. Auch von diesen traf das Loos der Auswanderung zuerst die Bewohner der Westlichen Niederungen, d. h. die Deutschen, während die Slawen in den Gebirgsgegenden des Tjanschan noch zu Alexanders Zeit zum Theil ihre Urheimath bewohnten und erst durch den Einbruch der Türken gezwungen wurden, ihren vorausgezogenen Landsleuten nach Europa zu folgen. Die Deutschen zogen aus ihren Wohnsitzen im Westlichen Theil der Kirgisensteppe offenbar auf demselben Wege, den auch die Thrako-Illyrier und Galater verfolgt hatten, nach der Wolga und erschienen, wie jene, zuerst in Mittelrußland. Da die Südlichen Gegenden, d. h. Südrußland und das Donauthal, bereits von den auf einer höheren Kulturstufe stehenden Thrako-Illyriern und Galatern besetzt waren, die Deutschen auch an ein Nördlicheres Klima gewöhnt waren, so zogen sie, als sie von den später nachdringenden Gothen weiter getrieben wurden, von Mittelrußland aus nach Westen und ließen sich Nördlich von dem damals noch undurchdringlichen Hercynischen Wald an der Ostsee und in Norddeutschland nieder. Die Gothen traten gleichfalls zuerst in Mittelrußland auf und verbreiteten sich von da aus später unter dem Druck der Wenden nach der Ostsee, nach Skandinavien und nach Südrußland.

Von den Wenden erschienen in Europa zuerst die Letten, welche in Turkestan die Gegend von Taschkent und Nördlich davon bewohnt hatten, und erst viel später die Slawen. Diefenbach hat in seinem Werk: Völkerkunde Osteuropas, Darmstadt 1880, nachgewiesen, daß die Lithauer und Slawen, trotz der nahen sprachlichen Verwandtschaft, längere Zeit durch weitere Räume von einander getrennt gewesen sein müssen. Die Letten ließen sich ebenfalls zuerst in Mittelrußland nieder, wurden aber später von den Slawen nach Westen, an die Ostsee und bis nach Norddeutschland verdrängt, wo ihnen die Deutschen und Gothen Platz machen mußten.

Bis zum Auftreten der Slawen in Europa hatten sich die Wanderungen der Indogermanen wahrscheinlich mit ziemlicher Regelmäßigkeit vollzogen, indem die früher Eingewanderten durch die späteren Ankömmlinge, freilich nicht ohne vielfache Kämpfe, einfach immer weiter nach Westen fortgeschoben wurden. Dieß hatte seinen Grund darin, daß an Platz noch kein Mangel gewesen war, da Europa vor dem Auftreten der Indogermanen, mit Ausnahme der Südlichen Halbinseln, jedenfalls nur sehr dünn bevölkert gewesen war. Außerdem waren die Auswanderungen aus Turkestan nur allmählig und in großen Zwischenräumen erfolgt, in dem Maße, als die Versandung des Landes mit der Zeit fortschritt, und die Ausgewanderten konnten deßhalb, so oft ein neuer Nachschub erfolgte, immer wieder bald ins Gleichgewicht kommen. Dieß änderte sich aber, als die Slawen und in ihrem Gefolge die Türken in Europa erschienen.

Zur Zeit der Einwanderung des Hauptstocks der Slawen war Europa schon ziemlich dicht bevölkert und die Indogermanen hatten bereits alle Theile Europas mit Ausnahme des hohen Nordens in Besitz genommen. Für die Neuankommenden konnte deßhalb nur dadurch Platz geschaffen werden, daß ein Theil der früher Eingewanderten vernichtet wurde. Zudem traten die Slawen nicht, wie dieß bis dahin der Fall gewesen war, allmählig und in vereinzelnten Völkerschaften auf, sondern erschienen, da sie nicht durch die allmählige Verwüstung ihres Landes, sondern durch ein stärkeres Volk aus ihren Sitzen vertrieben worden waren, plötzlich in ungeheueren Massen. Die Slawen waren offenbar unter allen Indogermanischen Stämmen der zahlreichste gewesen, wie aus der gegenwärtigen Anzahl ihrer Nachkommen und aus dem Umfang des von ihnen in Turkestan bewohnten Gebietes hervorgeht. Diesem Umstande war es auch zu danken, daß es den Ostasiatischen Stämmen erst so spät gelang, durch die Dschungarische Bucht in Turkestan und von da aus in Europa einzubrechen. Wäre der einzige Zugang aus der Mongolei nach Turkestan durch ein weniger kräftiges und zahlreiches Volk vertheidigt gewesen, so würden die Ostasiaten sich sicherlich schon viel früher nach Westen gewendet haben, statt sich in der schrecklichen Mongolischen Wüste herumzutreiben und sich in endlosen Kämpfen mit den Chinesen aufzureiben, und Europa wäre dann vielleicht gegenwärtig nicht Indogermanisch, sondern Türkisch und Tungusisch.

Als die Slawen, sicherlich erst nach langen und heftigen Kämpfen und nachdem sie bereits durch frühere Auswanderungen geschwächt waren, von den Türkischen Yuetschi und Hiongnu oder Hunnen überwältigt wurden, wanderten sie, gefolgt von den wilden Schaaren der letzteren, wie ihre vorausgezogenen Landsleute, durch die Kirgisensteppe nach der Wolga. Das plötzliche Erscheinen so ungeheuerer Völkermassen mußte natürlich in Europa eine allgemeine Umwälzung hervorrufen. Die Letten, welche bisher Mittelrußland bewohnt hatten, wurden an die Ostsee und nach Norddeutschland, die Gothen nach Südrußland und Skandinavien, und die Finnen nach dem Norden Rußlands und Skandinaviens zurückgedrängt. Die aus ihren Wohnsitzen in Norddeutschland verdrängten Deutschen zogen nach Westen und Süden, besetzten vorerst die bisherigen Wohnsitze der Galater und drangen später auch in die Römischen Provinzen und selbst in Italien ein. Im weiteren Verlaufe dieser allgemeinen Wanderungen, welche von den Historikern als „Völkerwanderung" bezeichnet werden, wurden die Deutschen und Gothen immer weiter nach Westen und Südwesten gedrängt, so daß einige Germanische Völkerschaften bis nach Gallien, Britannien und Spanien und selbst nach Nordafrika verschlagen wurden. Am schlimmsten kamen bei diesem jahrhundertelang fortdauernden Völkergewirre die Germanen und Galater weg, welche sich zwischen zwei Feuern befanden. Von hinten wurden sie unablässig von den Wenden und Türken

bedrängt, von vorne aber hatten sie unaufhörliche Vernichtungskämpfe mit dem Römischen Reich zu bestehen, und die Folge war, daß sämmtliche Galatische Völkerstämme und eine große Anzahl Germanischer Völker von der Erde vertilgt wurden und daß schließlich unter den unausgesetzten Anstürmen der Germanen auch das Römische Reich in Trümmer ging. Der Untergang des Römischen Reiches war also nicht, wie es von den Geschichtschreibern gewöhnlich dargestellt wird, eine Folge des inneren Verfalls, sondern es erlag einfach einer vis major, und wenn die Völkerwanderungen einige Jahrhunderte früher, zur Zeit der Blüthe Römischer Kraft und Altrömischer Tugend, stattgefunden hätten, wäre das Resultat genau dasselbe gewesen. Wenn ein Wagenrad über einen am Wege liegenden Wurm hinweggeht, ist es ganz gleich, ob der Wurm gesund oder krank ist, er wird in jedem Fall zermalmt.

Zur besseren Veranschaulichung des Zusammenhanges und der Aufeinanderfolge der erwähnten Wanderungen will ich hier die wichtigsten dießbezüglichen chronologischen Data, soweit sie bekannt sind, zusammenstellen.

6. Jahrh. v. Chr.: Niederlassung der Insubrer in Oberitalien.

Um 400 v. Chr.: Die Gothen wohnen bereits in den Küstenländern im Süden der Ostsee.

Anfang des 4. Jahrh. v. Chr.: Niederlassung der Bojer in Oberitalien.

390 v. Chr.: Niederlage der Römer an der Alia durch Senonen, Insubrer und Bojer, und Verbrennung Roms.

4. Jahrh. v. Chr.: Auswanderung der Longobarden aus ihrer Heimath an der Niederelbe.

Um 300 v. Chr.: Gründung eines Galatischen Reiches in Thrakien.

280 v. Chr.: Raubzug der Galater nach Makedonien und Griechenland.

277 und 276 v. Chr.: Einfall der Galater in Kleinasien.

Um 235 v. Chr.: Gründung eines Galatischen Reiches (Galatia) im Innern Kleinasiens.

226 und 225 v. Chr.: Einfall der Bojer und Insubrer in Etrurien.

Um 220 v. Chr.: Beendigung der großen Chinesischen Mauer.

209 v. Chr.: Gründung des großen Hiongnureiches unter Maotun in der Mongolei und in Turkestan.

2. Jahrh. v. Chr.: Wanderung der Kimbern von der Nordsee nach Böhmen.

127 bis 114 v. Chr.: Erstes Auftreten der Türkischen Bulgaren im Norden des Partherreiches.

Um 126 v. Chr.: Vernichtung des Griechisch-Baktrischen Reiches durch die Türkischen Yuetschi.

113 v. Chr.: Niederlage des Römischen Konsuls Cn. Papirius Carbo durch die Kimbern bei Noreja.

105 v. Chr.: Vernichtung dreier Römischer Heere durch die Kimbern bei Arausio (Orange).

102 v. Chr.: Vernichtung der Teutonen durch Marius bei Aquä-Sertiä (Aix).

101 v. Chr.: Vernichtung der Kimbern durch Marius auf den Raudinischen Feldern.

58 v. Chr.: Einfall der Helvetier in Gallien.

58 v. Chr.: Ansiedlung der mit den Helvetiern in Gallien eingedrungenen Bojer im mittleren Gallien durch Cäsar.

8 v. Chr.: Vertreibung der Bojer aus Böhmen durch den Markomanenfürsten Marbod.

Erste Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.: Niederlassung der Wendischen Jazygen zwischen Donau und Theiß.

48 n. Chr.: Trennung des Hiongnureiches in eine Nördliche und Südliche Hälfte.

69 n. Chr.: Erscheinen der Wendischen Roxolanen in Mösien und Dakien.

90 n. Chr.: Große Niederlage der Hiongnu durch die Chinesen und Abzug derselben aus der Mongolei nach Turkestan.

Um 178 n. Chr.: Auswanderung der Alamannen aus Brandenburg.

Um 200 n. Chr.: Wanderung der Gothen nach dem Schwarzen Meer.

Um 214 n. Chr.: Erscheinen der Gothen an der unteren Donau.

238 n. Chr.: Einfall der Gothen in Thrakien.

3. Jahrh. n. Chr.: Einfälle der Gothen in Kleinasien, Dakien, Mösien und Griechenland.

251 n. Chr.: Niederlage und Tod des Römischen Kaisers Decius in einer Schlacht gegen die Gothen in Mösien.

268 n. Chr.: Niederlage der in Italien eingefallenen Alamannen durch den Kaiser Gallienus bei Mailand.

269 n. Chr.: Einfälle der Gothen in Rhodus, Kreta, Makedonien und Thrakien.

274 n. Chr.: Kaiser Aurelian überantwortet Dakien den Gothen.

277 und 278 n. Chr.: Neubefestigung der Römischen Gränzwälle durch Kaiser Probus gegen die Einfälle der Germanen in die Deutsch-römische Provinz.

279 n. Chr.: Ansiedlung von 100000 Bastarnern im Römischen Thrakien durch den Kaiser Probus.

Zweite Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr.: Einfälle der Alamannen in das Römische Zehentland und in Italien.

Um 370 n. Chr.: Theilung der Gothen in Terwingen oder Westgothen und Greutungen oder Ostgothen.

Um 371 n. Chr.: Ueberwältigung der Alanen zwischen Wolga und Don durch die Hunnen.

375 n. Chr.: Vernichtung des Ostgothenreiches Hermanrichs durch die Hunnen.

376 n. Chr.: Niederlassung der Hunnen zwischen Don und Theiß.

376 n. Chr.: Uebergang der Westgothen über die Donau auf Römisches Gebiet.

378 n. Chr.: Sieg der Westgothen über die Römer bei Adrianopel und Tod des Kaisers Valens in der Schlacht.

382 n. Chr.: Im Frieden mit Theodosius werden den Westgothen Sitze in Mösien angewiesen.

395 n. Chr.: Einfälle der Hunnen in Kleinasien und Syrien.

401 und 402 n. Chr.: Einfall der Westgothen unter Alarich in Griechenland und Italien.

406 n. Chr.: Vernichtung des aus Ostgothen und anderen Germanischen Völkerschaften bestehenden Heeres des Radagais in Etrurien durch den Weströmischen Regenten Stilicho.

406 n. Chr.: Einfall der Burgunder in Gallien.

406 n. Chr.: Einfall von Vandalen, Alanen und Sueven in Gallien.

408 n. Chr.: Zweiter Einfall Alarichs in Italien.

409 n. Chr.: Einfall der Vandalen, Alanen und Sueven in Spanien.

410 n. Chr.: Eroberung Roms durch Alarich.

412 n. Chr.: Wanderung der Westgothen unter Athaulf aus Italien nach Gallien und Spanien.

429 n. Chr.: Einfall der Vandalen unter Geiserich in Afrika und Gründung des Vandalischen Reiches.

433 bis 454 n. Chr.: Attila König der Hunnen.

443 n. Chr.: Ansiedlung der Burgunder durch Aëtius im heutigen Savoyen.

5. Jahrh. n. Chr.: Niederlassung von Angeln und Sachsen auf den Gallischen Küsten und Unterwerfung Britanniens durch Angelsachsen.

451 n. Chr.: Niederlage Attilas auf den Catalaunischen Feldern durch den Römischen Feldherrn Aëtius und den Westgothenkönig Theodorich.

452 n. Chr.: Einfall der Hunnen unter Attila in Italien.

468 n. Chr.: Untergang Dengizichs, des Sohnes und Nachfolgers Attilas, und des Hunnenreiches durch die Ostgothen.

475 n. Chr.: Einfall der Ostgothen in Mösien unter Theodemir und Theodorich dem Großen.

476 n. Chr.: Vernichtung des Weströmischen Reiches durch den Germanischen Söldnerführer Odoaker.

481 bis 511 n. Chr.: Gründung des Frankenreiches durch Chlodwig.

487 n. Chr.: Niederlassung der Longobarden in Mähren.

488 n. Chr.: Zug der Ostgothen und Rugier nach Italien und Gründung des Ostgothenreiches durch Theodorich den Großen.

Erste Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr.: Besetzung des Landes von der Weichsel bis zur Elbe, Saale und dem Böhmerwald durch Wendische Völkerschaften.

534 n. Chr.: Vernichtung des Vandalenreiches durch die Byzantiner und Untergang der Vandalen.

Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.: Auftreten der Bajuwaren in dem bis dahin Römischen Bayern.

546 n. Chr.: Niederlassung der Longobarden in Pannonien.

555 n. Chr.: Niederlassung der Awaren in Dakien.

569 n. Chr.: Einfall der Longobarden unter Alboin in Italien und Gründung des Longobardenreiches.

598 n. Chr.: Eroberung Dalmatiens durch die Awaren.

Seit 620 n. Chr.: Niederlassung der Serben und Kroaten im heutigen Serbien und Kroatien.

635 n. Chr.: Errichtung des Bulgarenreiches unter dem Fürsten Kubrat am Don, Dnjepr und der unteren Donau.

Seit 679 n. Chr.: Niederlassung der Bulgaren zwischen der unteren Donau und dem Balkan.

711 n. Chr.: Vernichtung des Westgothischen Reiches in Spanien durch die Araber.

732 n. Chr.: Karl Martell besiegt die Sarazenen bei Tours und Poitiers.

744 n. Chr.: Vernichtung des Centralasiatischen Reiches der Tukiu (Türken) durch die Uigurischen Hoei-he.

Um 750 n. Chr. wohnten die Polowzer oder Kumanen bereits zwischen der unteren Wolga und dem Ural.

774 n. Chr.: Vernichtung des Longobardenreichs durch Karl d. Gr.

787 n. Chr.: Erster Einfall der Normannen in England.

796 n. Chr.: Vernichtung der Awaren an der unteren Donau durch Karl d. Gr.

836 n. Chr.: Erscheinen der Magyaren an der unteren Donau.

839 n. Chr.: Einfall der Türkischen Petschenegen in das Slawische Reich Kiew.

870 n. Chr.: Niederlassung der Normannen auf Island.

895 bis 897 n. Chr.: Niederlassung der Magyaren in Ungarn.

912 n. Chr.: Niederlassung der Normannen in der Gegend von Rouen.

955 n. Chr.: Ungarnschlacht auf dem Lechfelde.

985 n. Chr.: Niederlassung der Normannen in Grönland.

997 bis 1038 n. Chr.: Niederlassung der Petschenegen an der Gränze von Mähren.

1048 n. Chr.: Eroberung eines Theiles von Bulgarien durch die Petschenegen.

Mitte des 11. Jahrh. n. Chr.: Unterwerfung der Chasaren und Petschenegen durch die Polowzer und Ausbreitung der letzteren bis an die Karpathen.

1066 n. Chr.: Eroberung Englands durch die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer durch die Schlacht bei Hastings.

1223 n. Chr.: Vernichtung eines Russisch-Kumanischen Heeres durch die Mongolen an der Kalka.

1237 n. Chr.: Eroberung Moskaus durch den Mongolischen Feldherrn Batu.

1241 n. Chr.: Niederlage der Deutschen Ritter, Polen und Schlesier auf der Wahlstatt durch die Mongolen.

1453 n. Chr.: Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen unter Mohamed II.

1492 n. Chr.: Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus und Beginn der Europäischen Einwanderungen nach Amerika.

Wanderungen der von den Ostasiaten und Indogermanen aus ihren Ursitzen verdrängten Rassen und Völkerstämme.

Aramäer. Die bisher aufgezählten Völkerstämme, welche sämmtlich der Ost- und Westasiatischen Rasse angehörten, waren zur Auswanderung aus ihren Ursitzen lediglich durch die Veränderung des Klimas und die dadurch herbeigeführte Versandung des Bodens gezwungen worden. Die Wanderungen der übrigen Rassen dagegen, sowie zum Theil auch die Wanderungen der Westasiatischen Semiten und Hamiten wurden dadurch veranlaßt, daß sie von den ausgewanderten Ostasiaten und Indogermanen gewaltsam aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben wurden. Die ersten, die von diesem Schicksal betroffen wurden, waren die Semiten, deren bisherige Wohnsitze im Süden des Kaspischen Meeres und im Südwestlichen Turkestan schon bald nach der Sintfluth von den Armeniern und später von den Iranern besetzt wurden. Die heimathlos gewordenen Semiten wandten sich nach Westen und Südwesten und drangen in die Wohnsitze der Hamiten ein. Durch jahrhundertelange Kämpfe setzten sie sich allmählig in den Besitz von Kleinasien, Syrien, Palästina, Phönikien, Mesopotamien, und als sie von den Iranern immer weiter gedrängt wurden, auch von Arabien und Abessynien. Die Hamitischen Urbewohner der eroberten Länder wurden entweder vernichtet oder vertrieben, oder auch unterworfen und später allmählig

assimilirt [1]). Die Entstehung des Assyrischen und Babylonischen Weltreichs ist offenbar diesen Kämpfen zwischen den Semiten und Iranern einerseits und den Semiten und Hamiten andererseits zuzuschreiben. Die hartbedrängten Hamiten waren, um sich gegen die Uebermacht der Semiten mit einiger Aussicht auf Erfolg vertheidigen zu können, gezwungen, sich in größere Staaten zu vereinigen und ihre Städte mit möglichst festen Mauern zu umgeben, und auf diese Weise sind offenbar das Reich des Hamiten Nimrod und die ungeheueren Mauern und Thürme von Babylon und Ninive zu Stande gekommen. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Angaben des Diodor und Ktesias, welche berichten, daß die Gründung des Assyrischen Staates mit langen und hartnäckigen Kriegen gegen Baktrien begonnen habe.

Ein Theil der aus Armenien und Kleinasien verdrängten Semiten und Hamiten wanderte auf dem Seewege nach Europa aus, nach Griechenland, Italien und Spanien, und durch die Verschmelzung dieser Auswanderer mit den eingebornen Ureuropäern sind die Iberer Spaniens, Frankreichs und Britanniens, die Etrusker, Euganeer, Ligurer und Rhätier Italiens und Süddeutschlands und die Vorarischen Bewohner Griechenlands entstanden. Auf diese Weise erklärt sich auch das unzweifelhaft Semitische im Typus der heutigen Spanier und besonders der Basken, in Betreff deren Friedrich Müller auf Seite 438 bemerkt: „Er (der baskische Stamm) zeigt in dieser Beziehung große Aehnlichkeit mit den kaukasischen und semitischen Völkern, sofern diese von den späteren Beimischungen sich frei erhalten haben."

In späteren Zeiten verbreiteten sich die Semitisch-Hamitischen Phönikier über alle Küsten des Mittelmeeres, die Westküste Afrikas und selbst über Centralamerika.

Zur Bestimmung der ungefähren Zeit der Einwanderung der Semiten in die Ursitze der Hamiten haben wir folgende Anhaltspunkte. Duncker setzt die Einwanderung Abrahams in das Land der Kananiter auf Grund der Hebräischen Tradition auf das Jahr 2140 v. Chr. Die Gründung des Assyrischen Reiches fällt nach Ktesias auf das Jahr 1912 v. Chr. Die

---

[1]) Friedrich Müller schreibt auf Seite 69: „Ueberall, wo die Semiten auftreten, sehen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, in Palästina, in Nordafrika, wahrscheinlich auch in Arabien, wie mehrere in Südarabien erhaltene, vom Arabischen ganz verschiedene Volksdialekte zu beweisen scheinen, und selbst auf der letzten Ansiedlung der Semiten, welche vom südwestlichen Arabien und über das Meer stattfand, nämlich in Abessinien. Auf den meisten dieser Orte gehen die Hamiten in den Semiten ethnologisch auf, nur im Volkscharakter einzelne Spuren ihres Einflusses zurücklassend, so in Mesopotamien, in Palästina (die Phönicier sind beispielsweise semitisirte Hamiten), in Abessinien. Nur dann, wenn man weiß, daß die Bewohner Mesopotamiens semitisirte Hamiten waren, läßt die Uebereinstimmung der assyrisch-babylonischen (semitischen) Cultur mit der ägyptischen (hamitischen) sich begreifen."

Eroberung Babyloniens durch die Chaldäer fand nach dem Zeugniß des Berosos um das Jahr 2000 v. Chr. statt; der Einfall der Hyksos in Aegypten um das Jahr 2100 v. Chr. Auf Grund dieser Daten dürfte die Einwanderung der Semiten bereits im 22. Jahrhundert v. Chr. begonnen haben. Ungefähr um dieselbe Zeit muß auch die Einwanderung der Semiten und Hamiten nach Griechenland, Italien und Spanien erfolgt sein. Die Einwanderung der Semiten aus Arabien nach Abessynien dagegen fand erst einige Jahrhunderte vor Christi Geburt statt.

Die späteren Wanderungen der Semitischen Araber, in deren Verlauf Arabische Ansiedler sich einerseits über ganz Nordafrika, Spanien, Sizilien und Unteritalien, andererseits über Vorder- und Centralasien verbreiteten, waren durch zwei Gründe veranlaßt worden: erstens durch das Bestreben, der Lehre Muhameds eine möglichst weite Verbreitung zu verschaffen, zweitens durch die fortschreitende Versandung Arabiens; denn Arabien hatte, wie aus den zahlreichen daselbst aufgefundenen Ruinen hervorgeht, von dem Klimawechsel in Centralasien, noch mehr aber von dem Nordafrikas, ebenso sehr zu leiden, wie Turkestan und die Mongolei.

Die Wanderungen der Hamiten sind ebenfalls durch zweierlei Ursachen veranlaßt worden: einerseits durch die Einfälle der Semiten und später auch der Iraner in ihre Wohnsitze, andererseits durch die Umwandlung alles Landes, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden und der durch Flüsse bewässerten Oasen, in eine Wüste. Die allmählige Verwüstung und Versandung des von den Hamiten eingenommenen Gebietes hing nicht allein von dem Verschwinden der Centralasiatischen See- und Meeresbecken, sondern außerdem, und zwar in noch höherem Grade, auch von der Austrocknung des Saharameeres ab, von welchem Arabien und Vorderasien ursprünglich den größten Theil ihrer atmosphärischen Niederschläge erhalten hatten. Die Auswanderung der Hamiten dürfte deßhalb schon vor dem Einfall der Semiten und Iraner und folglich bereits vor dem Abfluß des Mongolischen Meeres begonnen haben, wenn auch diese vorsintfluthlichen Auswanderungen ziemlich untergeordneter Natur gewesen sein werden. Die aus ihren Ursitzen vertriebenen Hamiten verfolgten auf ihren Wanderungen hauptsächlich zwei Richtungen: Ein Theil zog nach Süden und verbreitete sich über Arabien, wo die ureingeborne Negerbevölkerung theils vernichtet, theils assimilirt wurde. Als später die Semiten auch Arabien einnahmen, griffen die Hamiten abermals zum Wanderstab, setzten, da sie keinen andern Ausweg hatten, über das Rothe Meer nach Afrika über und verbreiteten sich im Süden von Aegypten über das Nordöstliche Afrika. Durch die Vermischung dieser bereits mit Arabischen Negern versetzten Hamiten mit den eingebornen Afrikanischen Negern sind die Stämme der Bischari, Bogos, Schoho, Agau, Falascha, Galla, Dankali und Somali entstanden, welche zusammen

die Aethiopische Gruppe der Hamiten bilden. Der andere Theil der Hamiten ging über die Landenge von Suez und verbreitete sich, da ein Eindringen in das bereits einen mächtigen Staat bildende Aegypten nicht möglich war, nach Westen, über die ganze Nordküste Afrikas und selbst auf die Kanarischen Inseln. Die früheren Bewohner der Nordafrikanischen Küstenländer, die Nubas, wurden theils nach Süden in die Negerländer abgedrängt, theils unterjocht und assimilirt und aus der Verschmelzung dieser unterworfenen Nubas mit den eingewanderten Hamiten sind die Stämme der alten Guanchen, Libyer, Numidier, Mauritanier und Gätulen und die heutigen Berbern hervorgegangen, welche die Libysche Familie der Hamiten bilden.

Von allen Hamitischen Stämmen und von allen Völkern der Erde überhaupt hat nur die Aegyptische Familie keine Wanderungen ausgeführt und, abgesehen von dem vorübergehenden Einfall der Hyksos, alle durch die Sintfluth veranlaßten Umwälzungen von sich ferne zu halten gewußt, Dank der geschützten Lage ihres Landes und dem Umstand, daß Aegypten zur Zeit des Beginns der nachsintfluthlichen Völkerwanderungen bereits den Gipfel seiner Macht erreicht hatte. Man nimmt allgemein an, daß die Aegypter, ebenso wie die Libyschen und Aethiopischen Hamiten, aus Asien eingewandert seien. Ich glaube dagegen, daß die Aegypter von jeher in Aegypten heimisch gewesen sind und daß sich die Asiatischen Hamiten von den Aegyptern, die Kaukasier und Semiten von den Asiatischen Hamiten, die Indogermanen von den Semiten und die Ostasiaten von den Indogermanen abgezweigt haben, wie aus dem Gang der ursprünglichen Verbreitung des Menschengeschlechtes von Afrika aus über den Asiatischen Kontinent hervorgeht. Auch die Kultur ist nach meiner Ansicht in Aegypten entstanden, hat sich von den Aegyptern zu den Hamiten Vorderasiens, von diesen zu den Semiten und weiter zu den Indogermanen und Chinesen verbreitet und ist dann von diesen Völkern auf ihren Wanderungen über den Europäischen und den größten Theil des Asiatischen Kontinents, sowie die Küsten Afrikas weiter verbreitet worden. Auf diese Weise erklärt sich sehr einfach, warum die Aegypter bereits eine Geschichte, ein geordnetes Staatswesen und eine hochentwickelte Kultur besaßen und monumentale Bauwerke aufführten, die jetzt noch unsere Bewunderung erregen, zu einer Zeit, wo außer ihnen noch kein einziges Volk der Erde ins historische Zeitalter eingetreten war. Ferner erklärt sich auch sehr einfach der Umstand, daß das Aegyptische Reich sich nicht von Norden nach Süden ausgedehnt hat, wie es im Fall der Einwanderung der Aegypter aus Asien hätte der Fall sein müssen, sondern umgekehrt von Süden nach Norden. Gfrörer (Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes II, S. 163 ff.) schreibt in dieser Beziehung: „Vorerst steht fest, daß das Nördliche Aegypten vom Südlichen aus bevölkert worden ist, denn das Niederland war in alter Zeit ein unzugänglicher Sumpf. Noch Homer kennt nur das im oberen Aegypten gelegene Thebä

als Hauptstadt des Landes. Allein auch das Thebäische Reich ist erweislich von einer Gegend aus, die noch höher hinauf am Nil lag, errichtet worden. Zwischen Syene, der Südlichen Hauptstadt des eigentlichen Aegyptens, und dem Orte, wo der Nil durch Vereinigung dreier Flüsse zum großen Strom wird, streckt sich ein Gebiet hin, das im Alterthum den Namen Nubia führte und noch heute eine Reihe von Ruinen großer Tempel aufweist, die unverkennbar den ägyptischen geglichen haben. Noch weiter oben lag eine große Stadt und ein Reich, welches Herodot, Strabo und Diodor unter dem Namen Meroe aufführen und als uralt bezeichnen. Meroe verehrte dieselben Götter, wie das Pharaonenland, hatte Staatseinrichtungen, welche den ägyptischen entsprachen, wurde wie Aegypten durch Könige regiert, die unter der Leitung von Priestern standen, selbst die Hieroglyphenschrift theilte es mit Aegypten. Alte Sagen, welche Diodor aufführt, deuten darauf hin, daß das ägyptische Thebä eine Pflanzung von Meroe war. — Sodann lassen sowohl ausdrückliche Zeugnisse, als unbestreitbare Thatsachen keinen Zweifel darüber zu, daß sich die Aegyptische Kultur in der Richtung von Süden nach Norden verbreitet hat. Meroe ist älter als Thebä, Thebä älter als Memphis, Memphis älter als Sais." Herodot sagt von den Aegyptern II, 15: „Mich dünkt, die Aegypter sind nicht erst mit dem Lande entsprungen, das die Joner Delta nennen, sondern sind allezeit dagewesen, seitdem es ein Menschengeschlecht gegeben hat, und in dem Maße, als das Land wuchs, zogen ihrer viele allmählig landabwärts, während nicht minder viele sitzen blieben. Wenigstens führte vor Zeiten nur die Landschaft Theben den Namen Aegypten."

Nubas, Neger, Kaffern und Hottentotten. Die Einwanderung der Hamiten und Semiten nach Afrika hatte naturgemäß größere oder geringere Wanderungen und Verschiebungen der autochthonen Rassen, der Nubas, Neger und Hottentotten zur Folge, wie auch aus der gegenwärtigen Vertheilung derselben deutlich hervorgeht. Die Nubas wanderten aus ihren Ursitzen an der Nordküste Afrikas und in der Sahara nach Süden und drangen als Eroberer in das Gebiet der Neger ein, wo sie auch heute noch die herrschende Bevölkerung bilden. Die Wanderungen der Nubas fielen zum Theil noch in eine späte Periode. So sind z. B. die Barabra aller Wahrscheinlichkeit nach erst einige Jahrhunderte v. Chr. in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert. Denn Herodot weiß bei der Erwähnung des alten Meroe noch nichts von den Nubiern, während Eratosthenes nach den Berichten Strabos sie als ein mächtiges, sowohl von den Negern als auch von den Aegyptern verschiedenes Volk darstellt, welches Südlich von Meroe das linke Nilufer bewohnte. Das Nubische Reich von Sokoto und Gando ist gar erst Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts gegründet worden, ein Beweis, daß die Wanderungen der Nubas noch bis in die neueste Zeit fortdauern. Die Neger bewohnen zwar im Großen

und Ganzen noch immer dasselbe Gebiet, welches sie schon von jeher innegehabt haben, sie haben aber unter dem Drucke der Nubischen, Hamitischen und Semitischen Einwanderer innerhalb ihres Verbreitungsgebietes mannigfache Wanderungen ausgeführt, wie aus der Verbreitung ihrer zahlreichen Sprachen hervorgeht, und ihr Verbreitungsgebiet selbst ist bedeutend eingeschränkt worden, im Norden durch die Nubas und die Libyschen Hamiten, im Osten durch Semiten und die Aethiopischen Hamiten, und im Süden durch die neuentstandene Rasse der Kaffern. Was die Kaffern betrifft, so sind sie, wie ihr Typus und ihre Sprache beweist, ein Mischvolk aus Negern und Aramäern. Die Stämme, welche den Kaffern ihre Sprache gegeben haben, wohnten ursprünglich im Nordosten Afrikas, in den Gegenden, welche gegenwärtig von den Semitischen Abessyniern und der Aethiopischen Familie der Hamiten eingenommen sind. Diese Stämme wanderten Anfangs an der Ostküste Afrikas nach Süden, bis sie durch den Widerstand der Hottentotten aufgehalten wurden, und verbreiteten sich dann später unter dem Druck von nachrückenden Auswanderern von Osten nach Westen bis an die Westküste Afrikas. Als die ältesten Einwanderer sind also die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Kaffernstämme, die Ama-kosa, Ama-tembu, Ama-mpondo und Ama-zulu zu betrachten. Dieser Gang der Wanderungen wird, wie bereits früher auseinandergesetzt worden ist, durch die größere oder geringere Verwandtschaft der verschiedenen Kaffernsprachen, durch die Sagen der Kaffern und durch verschiedene Gebräuche derselben bestätigt. Die Eingewanderten bildeten ursprünglich die herrschende Bevölkerung, verschmolzen aber später mit den eingebornen Negern und auf diese Weise sind die Kaffern und die Kaffernsprachen entstanden. Daß die Einwanderung der Kaffern in ihre heutigen Wohnsitze erst seit der Sintfluth stattgefunden hat, geht daraus hervor, daß alle Kaffernsprachen unter einander in einem ebenso nahen Verwandtschaftsverhältniß stehen, wie die verschiedenen Indogermanischen Sprachen unter einander. Die Hottentottenrasse, welche früher ganz Südafrika bis an den Sambesi und Kunene, d. h. bis an den thermischen Wendekreis bewohnt hatte, wurde von den nach Süden vordringenden Kaffern theils vernichtet, theils absorbirt, theils immer weiter nach der äußersten Südspitze Afrikas zurückgedrängt. Ein kleiner Theil wurde nach Norden, in das Verbreitungsgebiet der Neger abgedrängt. Es sind dieß die sogenannten Zwergvölker, versprengte Reste der Buschmänner, welche weit von einander getrennt in der Nähe des Aequators mitten unter den Negern zerstreut leben. Die geringe Anzahl der heutigen Hottentotten und Buschmänner und ihre physische Inferiorität machen es wahrscheinlich, daß der größte Theil derselben zur Zeit der Einwanderung und Ausbreitung der Kaffern umgekommen ist.

Dravidas. Die Dravidas bewohnten ursprünglich die ganze Vorderindische Halbinsel bis an den Himalaja, sowie die Nordküste des Persischen

Golfes und Arabischen Meeres, wo sie an die Arabischen Neger stießen. Durch die eingewanderten Indogermanen wurden sie in einem viele Jahrhunderte dauernden Kampfe zuerst aus dem Südlichen Persien und aus Beludschistan und später auch zum größten Theil aus dem Indus- und Gangesthal vertrieben. Nur in den Gebirgen Kelats und in den ungesunden Terais am Südfuß des Himalaja hat sich noch ein kleiner Rest der Dravidischen Urbewohner bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Ueberreste der Urbevölkerung in den von den Indogermanen okkupirten Gebieten verschmolzen später mit den Eroberern, bildeten aber in dem neugebildeten Volke die niedrigste Kaste oder auch die ganz rechtlosen Parias. Diejenigen von den Dravidischen Urbewohnern Indiens, welche dem Andrange der Indogermanen widerstanden und ihre Sprache bis auf die Gegenwart behauptet haben, wurden im Laufe der Zeiten immer weiter nach Süden und in die Gebirgsgegenden im Innern der Vorderindischen Halbinsel zurückgedrängt. Aber auch diese haben ihre Rasse nicht rein erhalten und, wie aus ihrem gegenwärtigen Typus und aus ihren Sprachen hervorgeht, viele Indogermanische Elemente in sich aufgenommen. Die heutigen Dravidas sind deßhalb eine Mischrasse aus Negern und Indogermanen in derselben Weise, wie die Kaffern eine Mischrasse aus Negern und Aramäern sind. Ein Theil der Dravidischen Urbewohner des Nördlichen Indien ist von den Indogermanen sicherlich nach der Hinterindischen Halbinsel abgedrängt worden und diese sind dann später mit den Papuas auf die Sundainseln und von da weiter nach Australien und den Oceanischen Inseln gewandert. Dadurch erklären sich die mannigfachen Uebereinstimmungen zwischen den Australiern und den heutigen Dravidas, welche man in den Sprachen und dem physischen Typus derselben beobachtet hat.

Papuas. Die Papuas bewohnten ursprünglich die ganze Hinterindische Halbinsel und das Südliche China bis an die Ursitze der Ostasiatischen Rasse d. h. bis an den thermischen Wendekreis. Später wurden sie von da von den Malayen, Birmanen, Thaivölkern, Annamiten, Chinesen 2c. verdrängt und nur ein kleiner Rest, die Semang auf der Halbinsel Malakka und die Gebirgsstämme von Cochinchina, hat sich bis auf den heutigen Tag in den Ursitzen der Papuas behauptet. Die vom Festland vertriebenen Papuas wendeten sich zunächst nach den Sundainseln, Andamanen, Philippinen und den Südlichen Japanischen Inseln. Die auf die Japanischen Inseln ausgewanderten Papuas wurden später von den Japanesen absorbirt, wie aus dem Typus eines Theiles der heutigen Japanesen ersichtlich ist [1]). Als die Malayen später auf die Sundainseln

[1]) Friedrich Müller schreibt über die Japanesen auf Seite 66: „Auch die Bewohner Japans sind nicht Autochthonen der von ihnen bewohnten Inseln, sondern von Westen her eingewandert. Sie sollen bei ihrer Ansiedlung bereits Bewohner vorgefunden haben, welche von den Einwanderern durch ihre physische Complexion sich deutlich unterschieden. Da

und Philippinen übersetzten, wurden die Papuas abermals aus ihren soeben erst eingenommenen Wohnsitzen vertrieben und nur in den gebirgigen Theilen im Innern dieser Inseln haben sich noch stellenweise Papuas erhalten. Die vertriebenen Papuas wanderten jetzt nach Neuguinea, nach Australien und Tasmanien und verbreiteten sich weiterhin auf die entlegeneren Inseln des Stillen Oceans. Aber auch in diesen neuen Wohnsitzen hatten sie noch keine Ruhe vor ihren unfreiwilligen Verfolgern. Ueberall siedelten sich später neben den Papuas Malayen an, welche die Papuas entweder ausrotteten oder in das Innere der Inseln zurückdrängten oder, wo dieß wegen der relativ geringen Zahl der eingewanderten Malayen nicht anging, wie z. B. auf Neuguinea, in Australien, in Melanesien rc., mit den früher angesiedelten Papuas zu Einem Volke verschmolzen.

---

in der That in den südlichen Gegenden die Hautfarbe der Einwohner dunkel und das Haar etwas gekräuselt ist, so dürfte dies auf eine Mischung mit einer dunklen Rasse hindeuten. Es wäre dann nicht unwahrscheinlich, daß die Papuarasse, deren Existenz auf den Philippinen und wahrscheinlich auch auf Formosa sichergestellt ist, sich ursprünglich bis nach Japan ausgebreitet habe."